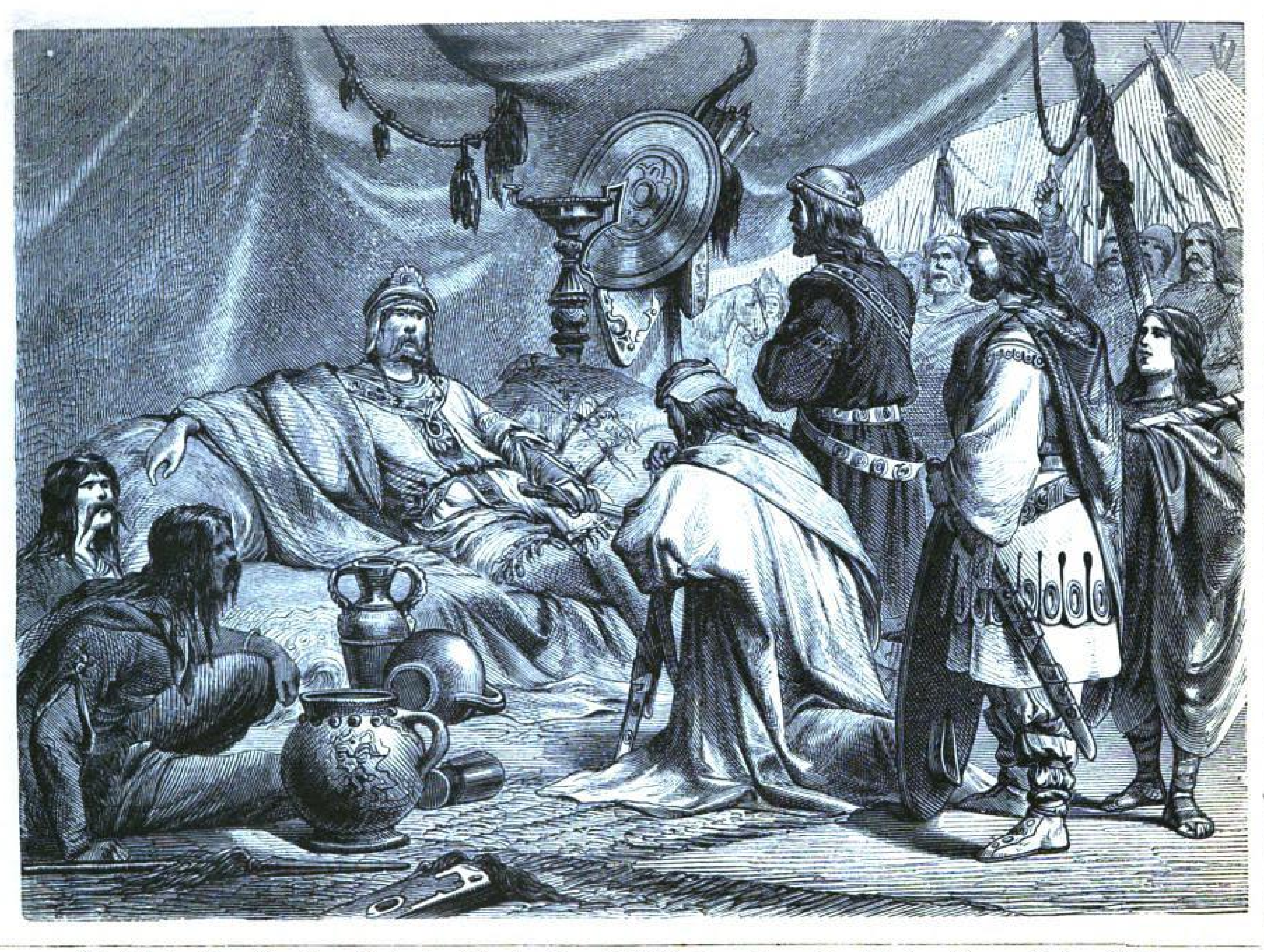


Geschichte der Deutschen von ihrem beginn bis auf unsere tage

Theodor Griesinger


VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Die Könige der Ostgothen Walamir, Theodomir und Widimir unterwerfen sich dem Hunnenfürsten Attila.

Theodor Griesinger's

Geschichte der Deutschen

von

ihrem Beginn bis auf unsere Tage

in

vier Bänden.

Erster Band.



Stuttgart.

Vogler und Beinhauer.

1872.

Druck von Carl Bauer in Stuttgart.

Erster Band:

Vom

Beginn der deutschen Geschichte

bis zur

Vollendung der deutschen Reichseinheit.

(600 vor bis 911 nach Christus.)

Erstes Buch.

Deutschland zur Zeit der Römer.

(600 vor bis 160 nach Christus.)

Erstes Kapitel.

Die ersten Nachrichten von den Deutschen bis 113 vor Christus.

Woher stammen die Deutschen? Woher kommt ihr Name? Diese zwei Fragen sind es, die sich uns vor Allem aufdrängen.

Die Wiege des Menschengeschlechtes ist Asien und zwar, wie wir aus den Vedas, den uralten religiösen Dichtungen der Indier (besonders dem Rig-Veda, welches die ältesten Lieder enthält) mit Genauigkeit erfahren, der westliche Theil Hochasiens, das ist das Quellengebiet des Oxus und Jaxartes, von wo aus die Wanderungen theils nach Osten, theils nach Süden, theils nach Westen schon verschiedene Jahrtausende vor Christi Geburt beginnen. Diejenigen, die nach Osten und Südosten zogen, bevölkerten die Mongolei und Mandschurei, so wie besonders China und Japan, und mit ihnen haben wir nichts zu thun. Die aber, welche sich westlich und vor allem südwestlich nach Indien wandten, waren dazu bestimmt, Europa mit Einwohnern zu versehen und sie sind es also, von denen auch wir Deutschen herstammen. Zwanzig hundert Jahre vor Christus nämlich war Indien — das Hapta héndu, wie die Vedas sagen,

das ist das Land der sieben Ströme — bereits außerordentlich übervölkert und in Folge dessen wanderten Hunderttausende, Mann, Weib und Kind, weiter gen Westen, um sich andere Nährplätze zu suchen. Natürlich, denn die Nahrungsmittel bestanden damals vorzüglich in dem Erträgniß der Viehheerden, weil die Cultur noch nicht bis zum richtigen Ackerbaubetrieb vorgeschritten war, und um Viehheerden zu halten, braucht man Weideplätze von äußerst beträchtlichem Umfang. Nachdem nun aber die nächsten großen Ländergebiete, also Turan, Persien, Kleinasien und wie sie sonst hießen, besetzt waren, gings weiter und weiter, weil immer andere Hunderttausende nachdrängten, und so wurden bald die Gränzen Europas überschritten. Ja nicht blos dieß, sondern abermals weiter wälzten sich die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere hindurch, den großen Flüssen Dnjepr, Dnjestr und Donau entlang, bis endlich die Küsten des atlantischen Meeres erreicht waren.

Die Eingewanderten gehörten Alle einer und derselben Völkerfamilie an, welche man die Arische — der Ursitz der in Indien Eingewanderten hieß das Land der Arier — oder auch die Indogermanische nennt; aber wie es unter Brüdern und Schwestern Unterschiede gibt, so auch unter den Zweigen dieser mächtigen Familie, und zwar Unterschiede, die im Verlaufe der Jahrhunderte immer bestimmter und nachhaltiger hervortraten. Derjenige Zweig nun, der zuerst in Europa einrückte, war der der Pelasger und von ihm wissen wir, daß er sofort die südlichsten Theile, wie Griechenland und Mittel- und Unteritalien in Besitz nahm. Auch schuf er die berühmten Reiche, welche später die Stätten der höchsten Cultur und Macht geworden sind, denn Griechen sowohl als Römer sind Pelasgi'schen Stammes und selbst die Carthaginenser gehörten ihm an. Der zweite Ast, welcher den Pelasgern nachfolgte, und Mitteleuropa im 6. Jahrhundert vor Christus fast ganz besetzt hielt — wenigstens Deutschland, Frankreich, Oberitalien, Schweiz, Spanien, England und Irland — hieß der Keltische und auch er zeichnete sich, so viel man von ihm erfahren hat, durch eine höhere Geistesbildung aus. Allein kaum hatte er angefangen, Staaten zu bilden und eine höhere Cultur in denselben einzubürgern, so sah er sich schon in die

furchtbarsten Kämpfe mit dem römischen Reiche verwickelt und das Ende dieser Kämpfe war, daß die Römer in den meisten der keltischen Länder die Oberherrschaft erlangten. So in Frankreich, in Oberitalien, in England, in Irland, in Spanien, in der Schweiz und selbst im südlichen Deutschland. Wenn nun aber die Römer daselbst das Dominium erzwangen, so blieb den Kelten nur eine einzige Wahl: entweder zurückzuweichen und den Römern das Feld zu überlassen, oder aber sich zu schmiegen und mit den römischen Ketten auch römische Sitten anzunehmen. Noch schlimmer aber erging es den Kelten in Mittel- und Norddeutschland, denn dahin strömte, von Skandinavien und dem nördlichen Rußland herkommend, ein dritter Ast jener großen Arischen Völkerfamilie, und zwar war der Sturm des Andrangs so heftig, daß die Kelten vollständig aufgerieben oder wenigstens anullirt wurden. Solches geschah ohne Zweifel im 4. Jahrhundert vor Christi Geburt und der Ast, der dieß vollbrachte, führte den Namen des G e r m a n i s c h e n.

Die dritte Abzweigung der großen Arischen Völkerfamilie also hieß die Germanische, allein wie kam dieß Volk zu diesem Namen? Als Julius Cäsar, der erste römische Imperator und zugleich der Eroberer Galliens, an den Rhein kam, war der Name „Germani" für die rechts vom Rhein wohnenden Völkerschaften ein längst eingebürgerter und zwar gebrauchte man ihn als Gesammtnamen für den ganzen Ast, obgleich sich dieser in eine Menge von kleinen Zweigen zersplitterte. Ja wohl in eine Menge von Zweigen, denn da gab es Sueven, Chauken, Cherusger, Ubier, Sygambrer, Katten, Bructerer oder wie sie sonst hießen, und sie zusammen als Totalität bildeten das Volk der Germanen. Doch hießen sie sich selbst so? Nein, nie, und der Name hat auch gar nichts Deutsches an sich. Aber vielleicht erfanden die Römer das Wort? Ebensowenig, denn es ist laut dem Zeugniß des Julius Cäsar und anderer römischer Schriftsteller eine bewiesene Thatsache, daß das Wort „Germanen" schon längst am Rhein in Uebung war, ehe die Römer daselbst erschienen. Warum nun übrigens sollen wir uns lange den Kopf zerbrechen? Das Wort ist keltischen Ursprungs und bedeutet so viel als — „gairm" heißt im Gälisch-keltischen: „schreien" und ein „Gairmmon" ist Einer, der

einen Schlachtgesang brüllt — einen tapfern Krieger. Als tapfere viel gefürchtete Krieger aber mußten die Deutschen den Kelten erscheinen, denn wie wir so eben gesehen, wurde ja Nord- und Mitteldeutschland von diesen Kriegern im Sturme erobert und in eiligster Flucht mußten sich die Kelten zurückziehen. Was war also natürlicher, als daß sie diese ihre Schlachtgesänge brüllenden Feinde mit dem Namen „Gairmmon“ bezeichneten?

Dieß ist die einzig richtige Ableitung des Worts „Germanen“ und ich unterlasse es daher, die vielen andern erzwungenen anzuführen. Allein, fragt nun der Leser, woher kommt denn der Name „Deutsch“? Unter Germanen versteht man jetzt nicht sowohl die in Deutschland wohnenden Völker, als vielmehr alle die Nationen, welche mit dem deutschen Urstamme verwandt sind, oder gar aus demselben hervorgingen; die in Deutschland wohnenden Völkerschaften dagegen führen im Ausland speziell den Namen „Deutsche“ und pflegen sich selbst ebenfalls nicht anders zu nennen. War nun dieß auch schon so zu den Zeiten, wo das Wort „Germane“ aufkam? Nein, sondern die Bezeichnung „deutsch“ ist viel jüngeren Ursprungs und ihr allgemeiner Gebrauch datirt sich eigentlich erst vom 9. Jahrhundert. Damals nämlich, zu den Zeiten Ludwigs des Frommen, unterschied man im großen Frankenreiche — auf das wir später zu sprechen kommen werden — bereits zwei Sprachen, die Eine mit deutschen Lauten, die Andere mit romanischen. Somit fing man auch an, diejenigen Völkerschaften des Frankenreiches, welche deutsch redeten, von denen zu unterscheiden, welche romanische Dialekte vorzogen, und die Folge war, daß die Deutschredenden sich einen eigenen Volksnamen gaben. Welchen nun aber gaben sie sich? Nun im Althochdeutschen oder wenn man lieber will im Gothischen (auf die Gothen kommen wir auch später zu sprechen) bedeutet das Wort „Diuta“ oder „Diota“ so viel als Volk oder Volksstamm, und „Diotisc“ ist, was diesem Stamme angehört. Sie hießen sich also „Diotisken“ und dieses Wort verwandelte sich nach und nach in „Deutsche.“ Vom Worte „Teutonen“, einem besondern Volksstamme der Germanen, der uns gleich nachher des Näheren beschäftigen wird, kommt also der Name „Deutsch“ nicht her, denn sonst wäre dieser Name nicht erst im 9. Jahrhundert auf-

gekommen, sondern schon vor Christi Geburt, weil die Teutonen schon anno 113 vor Christus viel von sich reden machten. Dagegen dürfte nicht in Abrede zu ziehen sein, daß eine alte germanische Stammsage mit dem Worte „Deutsch" in genauester Verbindung steht. Der römische Schriftsteller Tacitus nämlich — und Tacitus war ein so wahrheitsgetreuer Mann, wie nur Einer — erzählt, daß die Germanen in alten Liedern den erdgebornen Gott „Thuisko" als den Stammvater ihrer Nation besängen und zwar in nachfolgender kurzer Weise. „Thuisko habe einen einzigen Sohn erzeugt, den „Mannus", das ist den Mann oder ersten Menschen, von Mannus aber seien drei Söhne in die Welt gesetzt worden, von welchen dann die drei Hauptstämme der Germanen, nämlich die „Istävomen", die „Ingävonen" und die „Herminonen", ihren Ursprung ableiteten." Das war die ganze Sage, aber liegt nun nicht auf der Hand, daß das Wort „Deutsch" und der Name „Thuisko" in sehr naher Verwandtschaft zu einander standen?

Doch wenn wir nun wieder auf unsere ersten Fragen zurückkommen, so wissen wir jetzt, daß die Bezeichnung „Deutsche" für unsere ersten Vorväter nicht vorhanden war, sondern erst im Anfang des 9. Jahrhunderts sich geltend machte. Nicht minder wissen wir, daß der Name „Germanen" nicht von unseren Ahnen herrührt, sondern daß er ihnen vielmehr von ihren ersten Feinden, den Kelten, mit denen sie im jetzigen Nord- und Mitteldeutschland zusammen stießen, was man sagt, gestiftet wurde. Allein nun entsteht die Frage, welchen Namen sich die Deutschen uranfangs selbst gegeben haben, und auf diese Frage müssen wir leider die Antwort schuldig bleiben. Geschichtlich nämlich läßt sich hierüber nichts nachweisen und auf Vermuthungen wollen wir uns nicht einlassen. Thatsache dagegen ist, Nummer eins, daß die verschiedenen deutschen Stämme, selbst wenn sie noch so klein waren, sich dann, wenn sie unter einander verkehrten, stets ihres Stammnamens — des Namens Sueven, Katten, Cherusger, Sygambrer u. s. w. u. s. w. — bedienten, und Nummer zwei, daß sie, sobald sie mit Ausländern zu thun hatten, den Namen „Germanen" acceptirten, obwohl derselbe ein ihnen octroyirter war. So gab zum Beispiel der Held Ariovist — wir kommen gleich nachher auf

ihn zurück — in seiner Unterredung mit Julius Cäsar sich und seinem Heere nicht den Namen „Sueven," obwohl er und die Seinigen dem Suevenstamme angehörten, sondern er nannte sich und seine Leute „unbesiegte Germanen," und ganz ebenso thaten nur wenige Jahre später die Usipeten und Tenchterer. Mit andern Worten sie riefen, ihre beiderseitigen Stammnamen ganz bei Seite lassend, dem Julius Cäsar zu, sie seien Germanen und hätten als solche von ihren Vätern gelernt, sich Jedem, der sie angreife, mit Wucht zu widersetzen, niemals aber zur Bitte sich zu erniedrigen. Hieraus geht nun klar hervor, daß die Deutschen vom ersten Beginn ihres Daseins an sich gar wohl bewußt waren, allesammt einem und demselben Urstamm anzugehören, wenn sich auch dieser Urstamm in eine Masse von Zweigen abgetheilt hatte, und daß sie auf diese Thatsache nicht wenig stolz waren. Nicht minder aber lernen wir daraus, daß das Erbübel der Germanen, immer in eine Menge von Aesten getheilt zu sein, leider schon in den ältesten Zeiten existirte und also gleichsam einen Theil ihres Nationalcharakters zu bilden schien. Mein Gott, das gleiche Aussehen, die gleiche Sprache, die gleiche Tracht, die gleichen Sitten wiesen mit Nothwendigkeit auf dasselbe Elternpaar hin; allein unsere Voreltern zogen es deßwegen doch vor, als getrennte Brüder in der Welt dazustehen und die Gemeinsamkeit des Stammes lebte nur in der „Idee" in ihnen. Doch — für jetzt deuten wir dieß blos an, um später ausführlicher darauf zurückzukommen.

Wann traten nun übrigens diese Germanen zum ersten Male in der Historie auf? Herodot, der Vater der Geschichte, erzählt uns viel von Geten, welche theils rechts von der Donau bis zum Balcan (in der jetzigen Bulgarei), theils links von diesem Fluß von der Theiß bis zum schwarzen Meer (in der Moldau und Wallachei) ihre Wohnsitze hatten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Geten keine andern waren, als die nachherigen Gothen. Treffen wir doch auch diese — allerdings verschiedene Jahrhunderte später — in jenen Donaugegenden, so daß es ein wahres Wunder wäre, wenn sich die Geten auf einmal flüchtig gemacht hätten, um den Gothen ihre Plätze einzuräumen! Außerdem trugen nicht beide — die Geten und die Gothen — gleichmäßig ihre blonden Haare in langen fliegenden Locken um den Kopf? Zeichneten

sich nicht beide durch eine ungewöhnliche Körpergröße, sowie durch blitzende blaue Augen aus? Rühmte nicht Herodot an den Geten schon ihre fast außerordentliche Rechtlichkeit, Treue und Keuschheit, durch welche drei Tugenden späterhin auch die Gothen glänzten? Glaubten nicht beide, die Geten wie die Gothen, gleichmäßig an die Unsterblichkeit der Edlen und Tapferen, ein Glaube, den sonstige Völker nicht hegten? Dennoch trotz dieser auffallenden Uebereinstimmung in so vielen Dingen lasse ich es dahingestellt, ob die Geten wirklich Deutsche gewesen sind und ebensowenig will ich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Cymmerier, welche im 4. Jahrhundert vor Christus ihre Wohnsitze östlich vom schwarzen Meere hatten, ein und derselbe Volksstamm mit den Cymbern — von denen gleich nachher die Rede sein wird — gewesen seien. Ja selbst die Behauptung, daß sich bei den keltischen Galliern des Brennus, der anno 390 vor Christus bekanntlich Rom eroberte, verschiedene germanische Stämme oder doch Stämmchen befunden hätten, will ich trotz ihren so ziemlich sichern Grundlagen, nicht weiter verfolgen, denn meine Ansicht ist, daß nur dasjenige wirklichen historischen Werth hat, was mit unwiderleglicher Gewißheit bewiesen werden kann. Gehen wir also lieber jetzt gleich zu dem über, was uns ein edler in Marseille ansäßiger Grieche mit Namen Pytheas vom Jahr 320 vor Christus über unser Vaterland berichtet.

Marseille oder besser gesagt Massilia wurde in der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt von Griechen, die vor Cyrus flohen, am südlichen Gestade Frankreichs gegründet und schwang sich bald durch seinen umfangreichen Handel zu einer der ersten freien Städte der alten Welt empor. Um nun diesen Handel noch mehr zu heben, das heißt um die Wege kennen zu lernen, auf welchem man am leichtesten die damals vorzüglich gesuchten Waaren sich verschaffen könne, beschlossen im Anfang des 4. Jahrhunderts die Väter der jungen Republik zwei Expeditionen, die eine in den Süden, die andere in den Norden, abzusenden und wählten zur Führung dieser Expeditionen zwei Männer, auf deren Geschicklichkeit sie sich durchaus verlassen zu können glaubten, nämlich für die südliche Expedition den Euthymenes und für die nördliche den Pytheas. Im Jahr 320 vor Christus gingen die Expeditionen ab; wir verfolgen aber nur

die nördliche, weil die südliche für unsere Zwecke kein Interesse bietet. Pytheas also schiffte um Spanien herum, um nach dem Norden zu kommen, und wir erfahren, daß er in England zu Cantium (dem jetzigen Canterbury) sich längere Zeit aufhielt. Von hier segelte er nach Thule, unter welchem wir zweifelsohne nichts Anderes zu verstehen haben als Norwegen, und landete in der Gegend des jetzigen Bergen. Allda versah er sich mit einem Lootsen und Dolmetscher und setzte seine Reise nach der Bernsteinküste fort, denn um den Bernstein, einen in der alten Welt äußerst gesuchten Handelsartikel, war es ihm hauptsächlich zu thun. Nach wenigen Tagreisen kam er an den Theil der Küste des Festlandes (Deutschlands), welcher von den Guttonen bewohnt wurde, und etwas weiterhin an die Wohnplätze der Teutonen; der Bernstein aber fand sich auf der nahen Insel Abalus, an welche ihn das Meer auszuwerfen pflegte, und die Teutonen wie die Guttonen — hauptsächlich aber die ersteren — trieben mit demselben Handel. So berichtete nach seiner Heimkehr Pytheas und was lernen wir nun aus diesem Berichte? Einmal das, daß eine deutsche Völkerschaft, Teutonen genannt, die Nordküste Deutschlands an der Ostsee — Holstein, Mecklenburg, Pommern — bewohnte und sodann daß eine andere Völkerschaft, die den Namen der Guttonen führte, das etwas weiter nördlich gelegene Territorium, also wahrscheinlich das jetzige Jütland inne hatte. Dieß stimmt, was die Teutonen anbelangt, vollständig mit spätern Nachrichten, denn dieselben bewohnten auch noch am Ende des 2. Jahrhunderts vor Christus die Nordküste Deutschlands; der Name der Guttonen aber kommt später nicht mehr vor und es wird dieß also eine sehr kleine Völkerschaft gewesen sein, welche sich nach dem Flusse „Gutten“, dem größten in Jütland, nannte, um gleich nachher in einem andern größern Volksstamme vielleicht in den Teutonen selbst aufzugehen.

Es ist also nur sehr wenig, was wir von Pytheas über unser Vaterland erfahren, aber es ist doch wenigstens etwas Positives, nämlich das, daß der Stamm der Teutonen schon ums Jahr 320 vor Christus die Nordküste an der Ostsee bewohnte und mit dem kostbaren Bernstein Handel trieb. Die Hauptsache aber ist, was schließlich Pytheas über die Lebensweise der Teutonen beisetzte, indem er sagt:

„Die Menschen ernähren sich hier meist von Kräutern, Früchten, Wurzeln und Hirse. In den Gegenden, wo sie Honig und Getreide haben, bedienen sie sich dessen, um Getränke daraus zu verfertigen. Sie dreschen nicht wie wir auf freiem Felde, weil die häufigen Regen und Nebel, welchen dieses Land so sehr ausgesetzt ist, die Tennen gar bald untauglich machen würden, sondern sie bringen das Getreide in große dazu aufgebaute Hütten, wo sie es auf ein Mal dreschen und alsdann zu künftigem Gebrauche aufbewahren." So referirte Pytheas nachträglich und was hieß dieß anders, als daß die Deutschen an der Ostsee im 4. Jahrhundert vor Christus bereits im Besitz von Scheunen, von Getreidebau und von Meth, oder besser gesagt von Bier waren.

Von jetzt an schweigt die Geschichte von den alten Deutschen wieder zweihundert Jahre lang, allein nach Verfluß dieser zwei Jahrhunderte treten sie gleich in einer Weise auf, welche zeigte, daß die germanischen Stämme dazu bestimmt seien, die nach und nach morsch gewordene alte Welt in Trümmer zu legen.

Zweites Kapitel.

Der Zug der Cimbern und Teutonen.

(113 bis 101 vor Christi Geburt.)

Es war im Jahr 113 vor Christi Geburt. Die Römer hatten damals bereits ihre Grenzen weit über Italien hinaus ausgedehnt und namentlich (außer Spanien, Griechenland, Kleinasien und der Nordküste von Afrika bis zur Wüste Sahara) vom heutigen Frankreich den südlichsten Theil, vom übrigen Mitteleuropa alles Land bis zu den Alpen, zum Theil noch jenseits derselben bis fast zur Donau hin erobert. Da erscholl plötzlich in Rom die Kunde, es wälzen sich von der Donau her ganz ungeheure Massen nordischer Barbaren gegen

die Alpen hin und drohen diese — im jetzigen Steiermark und Kärnthen — zu übersteigen, um ganz Italien mit Feuer und Schwert zu verheeren. Im Anfang spottete man über die Nachricht, als über eine Lüge, denn das Land jenseits der Alpen mit seiner Bevölkerung war damals den Römern noch ziemlich unbekannt; allein siehe da, nach kurzem fand nicht nur die erste Kunde ihre Bestätigung, sondern die Fama bemächtigte sich derselben und das Ersterzählte schwoll in einer Weise an, daß man wohl Ursache hatte, ein gelindes Entsetzen zu verspüren. „Sie nennen sich — so hieß es jetzt — Cimbern und Teutonen, und kommen vom fernsten Norden, von wo sie durch mächtige Wasserfluthen verdrängt worden sind. Ihre Zahl ist unermeßlich, denn außer den Weibern und Kindern, welche sie auf Wägen mit sich führen und deren es wohl 500,000 sein mögen, verfügen sie über mehr denn 300,000 Bewaffnete und darunter 15,000 Reiter von wahrhaft riesigem Aussehen. All' diese Reiter nämlich, lauter Männer von kolossaler Gestalt mit wallenden blonden Haaren und blitzenden blauen Augen, hüllen sich vom Kopf zum Fuß in eherne Panzer, führen weiße, weithin leuchtende Schilde und tragen Helme in Gestalt von seltsamen Thierköpfen mit fürchterlich gähnendem Rachen. Als Wurfgeschoß bedienen sie sich eines langen Speers mit doppelter Spitze, im Handgemenge aber brauchen sie lange und breite Schwerter, mit denen sie unter den Feinden so furchtbar wüthen, daß bald aller Widerstand aufhört. Ja in der Schlacht gleichen sie in der Schnelligkeit wie in der Kraft dem Blitze und es ist gar nicht möglich, daß andere Krieger gegen sie aufkommen. Wie wird es also uns ergehen, wenn dieses wandernde Volk — denn ein solches sind die vereinigten Cimbern und Teutonen — in Italien eindringt, um sich unsere Häuser, Güter und Wohnsitze zu eigen zu machen." Solches und Anderes erzählte man sich händeringend in Rom und wer das Gehörte weiter sagte, der setzte natürlich immer wieder ein Mehreres oder Minderes hinzu, so daß der Schrecken mit jedem Tage größer wurde. Allein wie verhielt es sich nun mit diesen Cimbern und Teutonen in der Wirklichkeit?

Vor Allem ist zwischen Beiden zu unterscheiden, denn sie bildeten ursprünglich keineswegs ein zusammengehöriges Volk und hatten nicht einmal

benachbarte Wohnsitze. Die Teutonen nämlich waren, wie wir aus dem früher Erzählten wissen, an der Ostsee zu Hause. Die Cimbern aber kamen von den untern Donaugegenden her und es ist nach den Zeugnissen der alten römischen und griechischen Schriftsteller mehr als wahrscheinlich, daß sie einen und denselben Volksstamm mit den Kymmeriern am schwarzen Meere bildeten. Weiter ist nicht zu bestreiten, daß weder von den Teutonen noch von den Cimbern das ganze Volk, der ganze Stamm sich auf die Wanderung machte, sondern daß es je nur ein Heergeleite war, welches neue Wohnsitze suchte. Unter den alten Germanen nämlich herrschte, seit man sie kennt, die Sitte, daß von Zeit zu Zeit, wenn die Bevölkerung unter ihnen stark zugenommen hatte, ein beute- und abenteuerlustiger Theil, natürlich meist aus jüngeren Männern bestehend, sich unter einem kühnen Führer sammelte und dann wohlgeordnet mit Weib und Kind (diese kamen hintendrein auf Wägen, auf die man auch die gemachte Beute lud) aufbrach, um sich in weiter Ferne mit Schwert und Speer ein neues Vaterland zu gründen. So zogen denn die Teutonen unter ihrem Führer Teutoboch oder Teutobod dem Süden zu, während die Cimbern unter Bojorix und Andern der Donau entlang nach Westen wanderten, und im Noricum (dem jetzigen Südwest-Baiern, Oberöstreich, Salzburg, Steiermark und Kärnthen) trafen die beiden Heergeleite zusammen. Sie beschlossen nun gemeinsam weiter zu ziehen, doch ohne irgendwie sich zu vermischen oder auch nur einen gemeinsamen Anführer zu ernennen. Nein, die Gemeinsamkeit bestand nur darin, daß sie, weil jedes Heergeleite zu schwach war, einen starken Feind zu überwinden, in der Stunde größerer Gefahr einander beistehen wollten; im Uebrigen aber blieben die Cimbern und Teutonen ganz abgesondert und jeder Theil handelte durchaus auf eigene Faust. So zogen sie denn weiter und weiter und unterwegs schlossen sich ihnen von den Gegenden, durch welche sie kamen, nicht wenige Abenteurer an. Einen stärkern Feind aber, mit dem es zu ernsten Kämpfen gekommen wäre, fanden sie in der ersten Zeit (man muß bedenken, daß ihre Wanderung der Natur der Sache nach eine äußerst langsame sein mußte, einmal weil ein Zug mit solch' enormem Troß, wie sie hatten, nur wenige Stunden des Tags machen kann, und dann

weil sie mit ihrem vielen Vieh auf guten Weideplätzen immer längere Zeit liegen blieben) nicht, doch endlich nach verschiedenen Wochen im jetzigen Krain in der Nähe der Stadt Noreja (wahrscheinlich dem jetzigen Neumarkt).

Weil nämlich die Römer in großer Furcht lebten, es könnten die Cimbern und Teutonen über die Julischen Alpen in Italien einbrechen, sandten sie den Consul Papirius Carbo mit einem starken Heere in jene Gegenden, um die Alpenpässe zu vertheidigen, und der Consul fragte nun durch Gesandte bei den Deutschen an, welche Absichten sie hegten. „Sie wollten nach Gallien," erwiderten die Letzteren, „um sich dort Wohnplätze zu erringen, mit den Römern aber gedächten sie in Frieden zu leben." Dessen war der Consul sehr froh, allein er traute der friedlichen Antwort doch nicht ganz, sondern schrieb sie theils der Furcht, theils der List zu und beschloß also die Barbaren unter allen Umständen zu vernichten. Natürlich übrigens, nach Römer Art, mit Benützung aller Mittel, auch der verwerflichsten des Betrugs und der Lüge. Soweit stellte er sich äußerst freundlich und schickte den Deutschen Führer, um sie auf dem nächsten Wege ins Helvetische zu geleiten. Diesen Führern aber gab er auf, die Barbaren irre zu leiten und auf großen Umwegen in die Bergschluchten bei Noreja zu bringen. Dann eilte er mit seinem Heere so schnell als möglich in diese Bergschluchten voraus und nahm dort, die Deutschen erwartend, eine verborgene Stellung ein. Jetzt kamen die Letztern, die Cimbern voraus, und machten sich, weit und breit keinen Feind vermuthend, ihre Nachtlager zurecht. „Das ist der rechte Zeitpunkt," dachte sofort der römische Consul und urplötzlich fiel er über die Cimbern her. Allein er hatte dennoch falsch gerechnet, denn wenn auch die Angegriffenen durch den plötzlichen Ueberfall in einige Unordnung gebracht wurden, so kamen ihnen dagegen die Teutonen in der kürzesten Frist zu Hülfe und ha, wie nun die deutschen Hiebe fielen! Nach wenigen Stunden, bis zu Anbruch der Nacht, war die Schlacht entschieden und die Römer flohen aufgelöst in die nahen Gebirge. Ja sie würden wohl sämmtlich erlegen sein, wenn nicht ein furchtbares Gewitter verbunden mit kolossalen Wasserfluthen die Deutschen an der Verfolgung gehindert und so den Römern Luft gemacht hätte.

Das erste Zusammentreffen zwischen Germanen und Römern fiel also für die Letzteren schmählich genug aus und wenn die Germanen in der That, wie Papirius Carbo vermuthete, im Sinne gehabt hätten, nach Italien zu ziehen, so wäre ihnen der Weg durch die Julischen Alpen nunmehr offen gestanden; allein sie dachten nicht hieran, sondern ihrem ursprünglichen Plane, nach Gallien zu ziehen, getreu bleibend, brachen sie sofort nach gewonnener Schlacht dahin auf. Langsam aber und sogar sehr langsam ging es vorwärts und wohl ein ganzes Jahr wo nicht länger währte es, bis sie nur Helvetien erreichten. Dagegen hatten sie vielfach das Glück, daß sich ihnen die kriegslustigen Alpenbewohner anschlossen, um auch ihren Theil an der Beute zu gewinnen, und darunter namentlich die vereinigten Tiguriner und Toygener (Zürcher, Zuger und Toggenburger) unter dem jungen Helden Diviko. Endlich ums Jahr 111 überschritten sie den Rhein, um ihren erstgefaßten Vorsatz, sich daselbst niederzulassen, in Ausführung zu bringen, allein es hielt schwerer als sie glaubten, weil eine so große Masse, wie sie bildeten, doch nicht so leicht zusammen unterzubringen war. Sie trennten sich also wieder, und zum Beweis, daß ihre Verbindung immer nur eine sehr lose gewesen sein mag, zogen die Teutonen nordwestlich gegen die jetzigen Niederlande hin, während die Cimbern sich südwestlich und am Ende gar ganz nach Süden wandten. Ueberall fanden sie den heftigsten Widerstand, besonders auch die Teutonen im jetzigen Belgischen, und so kamen sie anno 109 vor Christus zu dem Entschlusse, eine Gesandtschaft nach Rom zu senden, um von der dortigen Regierung sich ein größeres Stück Land zu erbitten. Natürlich übrigens, für Nichts und wieder Nichts erlaubten sie sich diese Forderung nicht, sondern sie stellten dafür ihre Waffen den Römern zur Verfügung, erklärend, daß sie gegen alle Feinde Roms kämpfen würden. Die Forderung war eine für die damaligen Zeiten nicht ungewöhnliche und, wenn man die Stärke der Cimbern und Teutonen in Betracht zog, noch dazuhin eine sehr mäßige; allein dennoch sah sich der römische Senat nicht in der Lage, die Bitte gewähren zu können und beschied also die Gesandtschaft abschläglich. Darob wurden die Cimbern — die Teutonen kämpften noch immer gegen die Belgier — aufs heftigste

erbost und fielen sofort in der Provincia gallica (dem südlichen Theile Galliens, welchen die Römer vor kurzem erst erobert hatten, der jetzigen Provence, dem Languedoc und dem Dauphiné) ein. Ihnen stellte sich der Consul Marcus Silenus mit einem ansehnlichen Heere entgegen, allein die Cimbern wütheten so furchtbar unter seinen Leuten, daß diese zu Hunderten und Tausenden fielen und der Rest mit ihm selbst sich kaum durch die Flucht retten konnte. Nun zogen die Cimbern plündernd ins gallisch-römische Gebiet ein und, wohin sie zogen, ließen sie nur eine häßliche Wüste hinter sich. Da war es endlich dem neuen Consul Lucius Cassius gelungen, abermals ein starkes Heer auf die Beine zu bringen, und mit diesem errang er anfangs einige Vortheile gegen die Tiguriner und Toygener, die Verbündeten der Cimbern. Doch kurze Zeit darauf, im Frühjahr 107 vor Christus, kams am Genfersee zur Hauptschlacht und in dieser brachte der junge Held Diviko den Römern eine so furchtbare Niederlage bei, daß die beiden früheren unter Carbo und Silenus eigentlich ein Kinderspiel dagegen waren. Lucius Cassius selbst nämlich fiel mit der Hälfte des Heeres in der Schlacht, die andere Hälfte aber mußte sich gefangen geben und zur unauslöschlichen Schmach durch das Joch, das ist unter einer Lanze, die auf zwei niedrige Pfähle gelegt war, hindurchkriechen. Nun raffte der römische Senat in aller Eile ein viertes Heer zusammen und sandte es unter dem Legaten Marcus Aurelius Scaurus nach Südfrankreich; allein auch dieses Heer ward total geschlagen und Scaurus selbst mußte sich gefangen geben. Noch mehr, weil der römische Feldherr, als er in Fesseln vor den Kriegsrath der Deutschen geführt wurde, diesen in größter Selbstüberhebung eine baldige vollständige Niederlage voraussagte, stieß ihn Bojorix, der Anführer der Cimbern, in öffentlicher Versammlung nieder und fast hätten alle andern römischen Gefangenen sein Schicksal getheilt. Nunmehr eilten auch die Teutonen herbei, um sich wieder mit den Cimbern zu vereinigen, und hiedurch wuchs natürlich die Gefahr der Römer, das südliche Gallien zu verlieren, aufs höchste. Demgemäß strengten sie ihre letzten Kräfte an und stellten im Jahr 105 vor Christus unter dem Consul Marcus Manlius ein fünftes großes Heer ins Feld. Ja sogar ein sechstes eben so großes unter dem

Proconsul Quintus Servilius Cäpio und beide Heere sollten natürlich vereint gegen die Germanen agiren. Allein Eines hatte hiebei der römische Senat nicht bedacht, das nämlich, daß Manlius und Cäpio einander tödtlich haßten und also von ihnen nicht zu erwarten war, sie werden wie Brüder zusammenhelfen. Nein, im Gegentheil, es lag auf der Hand, sie werden sich in Allem feindlich begegnen und Einer dem Andern eine Niederlage gönnen. So kam es auch in der That. Der Proconsul Cäpio nämlich führte zuerst sein Heer gegen die Tectosagen, weil diese sich den Cimbern angeschlossen hatten, und zerstörte ihre Stadt Tolosa in höchst grausamer Weise. Dann, wie die Cimbern und Teutonen, sich ihrer Bundesgenossen annehmend, vereint gegen ihn anrückten, zog er sich schnell an die untere Rhone zurück, in der Hoffnung in der Nähe des jetzigen Valence den Uebergang streitig machen zu können. Allein vergebens. Vielmehr griffen ihn die Germanen mit furchtbarer Vehemenz an und bald sah Cäpio seinen unausbleiblichen Untergang vor Augen. Da, in der höchsten Noth, schickte er Boten über Boten an Manlius, damit dieser ihm beistehe, und in der That rückte derselbe auch in Eilmärschen heran. Die Folge jedoch war nicht die, daß Cäpio mit seinem Heere gerettet wurde, sondern vielmehr die, daß auch das Heer des Manlius eine Niederlage erlitt und zwar eine solche, wie die Römer noch keine erlebt hatten. Die beiden Heere nämlich, bestehend zusammen aus 80,000 Streitern und 40,000 Knechten, wurden geradezu vernichtet und ihre beiden Lager fielen mit all' ihrem reichen Inhalt den Germanen zur Beute. Alles aber, was da lebte, Menschen wie Rosse und Zugthiere, durchbohrte der Sieger den Göttern zu Ehren mit des Schwertes Spitze und warf dann die Kadaver in den Rhonefluß, damit dieser sie dem italischen Meere zutrage. Höchstens zehn von all' den hunderttausend Mannen entrannen dem Tode, darunter auch der Proconsul Cäpio, und brachten die Schreckensmähr nach der Hauptstadt Rom.

Sechs römische Heere nach einander hatten die Cimbern und Teutonen vernichtet und sie durften jetzt nur vorrücken, so war der Untergang Roms sicher. Verzweifelt geberdete sich der Senat, verzweifelt stand das Volk. Schon hatten sie von einem Weltreiche ge-

träumt, die stolzen Römer, und jetzt war ihre Lage eine noch viel kritischere, als damals, wo Hannibals Siege Italien erzittern machten. „Nur Einer kann uns retten," rief plötzlich das Volk von Rom, „und dieser Eine ist Cajus Marius, der Besieger des Jugurtha." Cajus Marius war der Sohn eines armen Bauern, gebürtig aus Arpinum in der Nähe von Rom, und hatte sich durch seine kriegerischen Talente, noch mehr durch seine Klugheit von einer Stufe zur andern emporgeschwungen. Sein Sieg über den Jugurtha, den tapferen König von Numidien, verschaffte ihm das Consulat, trotzdem ein gewöhnlicher Bürgerlicher zu einer solch' hohen Stellung fast nie gelangte, und jetzt in der furchtbaren Gefahr, die von den Cimbern und Teutonen drohte, verlangte das Volk, daß ihm das Consulat, d. i. die Führerschaft gegen den Feind, zum zweiten Mal übertragen werde. Zu einer andern Zeit hätte die Adelschaft Roms, voran der hohe Senat, sich mit Händen und Füßen hiergegen gesträubt, denn es war ein gräßlicher Gedanke, die höchste Würde im Reich einem Bauernsohn zwei Male übertragen zu sehen; allein es stand die Existenz des Staates auf dem Spiel und so mußte sich wohl oder übel der adelige Stolz unterordnen. Cajus Marius ward also für das Jahr 104 wiederum zum Consul ernannt. Ja noch mehr, er erhielt das Consulat auch zum dritten, vierten und fünften Male für die Jahre 103, 102 und 101, obwohl dieß ganz gegen das Gesetz war, denn in solch' großer Noth mußte man sich über das Gesetz wegsetzen. So wie nun übrigens der eiserne Marius, der unbeugsamste und strengste, aber auch zugleich der tapferste und glücklichste Kriegsmann seiner Zeit, die Zügel in der Hand hielt, machte er sich augenblicklich daran, ein neues Heer zu schaffen und wirklich gelang es ihm auch, trotzdem es an Menschenmaterial nach der sechsfachen Niederlage zu fehlen begann, ein solches in's Leben zu rufen. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu den niedersten Volksklassen, ja zu den Sklaven und Freigelassenen und selbst zu den Fremden aus den eroberten Provinzen, so daß sein Heer, was die Zahl der Streiter anbelangt, bald ins Kolossale anschwoll. Eine andere Frage dagegen war, ob es je möglich sein werde, mit Menschen solcher Gattung viel auszurichten, und in Rom selbst zweifelte man fast allgemein hieran. Allein mit eiserner Ruhe ging

Marius an die Einübung seiner Truppen und mit starrer Strenge hielt er die Mannszucht fest. So gelang es ihm, seine Soldaten nach und nach vorzüglich auszubilden und das Merkwürdige dabei war, daß sie ihm zugleich mit Leib und Seele ergeben wurden. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil er ihnen in allem Uebrigen, die Mannszucht und das Exercitium allein ausgenommen, ein eben so liebreicher als gerechter Vater war, und noch mehr deßwegen, weil er Alles mit ihnen theilte, den Hunger wie den Durst, die Hitze wie die Kälte, die Strapatzen wie das Wohlleben.

Doch wie nun, wenn die Cimbern und Teutonen unmittelbar nach der gewonnenen Riesenschlacht an der Rhone nach Italien aufgebrochen wären? Nun dann sicherlich hätte der Consul Marius nicht Zeit gefunden, sein neues Heer heranzubilden, und Italien mußte dann ohne Widerstand den Germanen in die Hände fallen; allein aus Gründen, über die kein alter Schriftsteller uns Aufklärung gegeben hat, zogen es die Cimbern und Teutonen vor, statt über die Alpen, durch ganz Südfrankreich nach den Pyrenäen zu ziehen und dort angekommen in Spanien einzufallen. Wahrscheinlich hatte man ihnen trügerischer Weise gesagt, daß sie hier reichere Beute — und um solche war es ihnen offenbar sehr zu thun — finden würden, allein wenn sie dieß glaubten, so täuschten sie sich sehr, denn statt auf Beute stießen sie auf das kriegerische Volk der Keltiberier und diese machten ihnen jeden Fuß breit Landes streitig. So entstand ein fast dreijähriger Kampf, der den Germanen und ihren Verbündeten (auch die Ambronen, ein kleinerer keltischer Volksstamm, hatte sich, wie früher die Tiguriner und Toygener, zu ihnen geschlagen) lediglich keinen Nutzen brachte, und dieß endlich einsehend, verließen sie anno 102 vor Christus Spanien und zogen wieder durch Frankreich nach den Rhonemündungen, um von da aus Italien zu gewinnen. Ja wohl nach Italien stand jetzt ihr Sinn, denn es war ihnen nunmehr die Gewißheit geworden, daß dort aller Reichthum der Welt aufgehäuft sei. Allein siehe da, vor drei Jahren hätte ihnen kein Mensch den Eintritt in dieses Land wehren können, jetzt dagegen hielt ein gewaltiges Heer Wache an den Pforten und der Befehlshaber dieses Heeres war der tapfere Consul Marius.

Schon gegen das Ende des Jahres 103 vor Christus nämlich hatte Marius sein inzwischen wohl eingeübtes Heer nach dem südlichen Frankreich, das ist nach der Provincia gallica geführt und dort an den Rhonemündungen ein überaus festes Lager bezogen. In diesem Lager nun erwartete er die Cimbern und Teutonen, denn durch Kundschafter erfuhr er alle ihre Bewegungen und war folglich auch von ihrem Herannahen unterrichtet. Zu seiner unendlichen Freude übrigens zogen sie nicht geeinigt einher, sondern nach alter Gewohnheit in zwei Heerhaufen, die Cimbern voran, die Teutonen hinten drein, und das kam daher, daß sie abgemacht hatten, auf zweierlei Wegen in Italien einzufallen. Die Cimbern nämlich wollten über den Rhein hinüber durch Helvetien nach Tyrol und von da über den Brenner ins Etschthal hinab. Die Teutonen dagegen hatten im Sinn, mitten durch die Provincia gallica hindurch nach den Seealpen, die noch niedriger sind als selbst der Brenner, zu marschiren, um so mit Leichtigkeit Oberitalien zu gewinnen. Natürlich übrigens war zugleich unter ihnen abgemacht worden, wo sie sich in Italien gegenseitig zu erwarten hätten, denn auf Rom selbst wollten sie vereint losgehen.

Fröhlichen Muthes zogen also die Cimbern mit ihren Verbündeten, den Tigurinern und Toygenern vorwärts, in gerader östlicher Richtung, und wichen von dieser Richtung auch nicht ab, als sie erfuhren, daß der Consul Marius mit einem römischen Heere an der Rhone unten stehe. Mit ihm, dachten sie, werden die Teutonen und Ambronen schon allein fertig werden, wie ja noch jedes römische Heer von ihnen geschlagen worden sei, und deßwegen brauchten sie sich also nicht aufzuhalten. Umgekehrt aber marschirten die Teutonen mit den Ambronen nach der Provincia gallica und so konnte es nicht fehlen, daß sie nach kurzem das römische Lager vor sich hatten. Alsbald stellten sie sich nun in Schlachtordnung auf und sandten dem Marius eine Herausforderung zu. Doch dieser ließ sich auf gar Nichts ein, sondern blieb ruhig in seinem Lager, in welchem er sich sicher genug fühlte. Warum nun aber dieß? Etwa aus Furcht vor den Teutonen? Mein Gott, ein Marius kannte keine Furcht, allein er sah die Nothwendigkeit ein, seine Soldaten vorher an den Anblick der Germanen zu gewöhnen. Denn einen furchtbaren Anblick boten

diese schon einzig und allein durch ihre riesige Größe; noch mehr durch ihr grausig-wildes Kriegsgeschrei und am allermeisten durch ihre ungewohnte Bewaffnung. Von den Wällen seines Lagers aus ließ also Marius seine Soldaten die Teutonen beobachten und benahm ihnen so nach und nach das Entsetzen, von dem sie im Anfang beim Anblick der Teutonen ergriffen worden waren. Nicht aber blos dieß erreichte er durch sein Zögern, sondern auch noch etwas Anderes, nämlich das, daß die Teutonen anfingen ungeduldig zu werden und in dieser Ungeduld sich zu der Thorheit hinreißen ließen, sein Lager stürmen zu wollen. Denn was war die Folge dieses Sturmes? Nun natürlich das, daß die Germanen, weil die Wälle und Gräben geradezu unüberwindlich waren, nicht blos nichts ausrichteten, sondern schließlich auch noch mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden.

Jetzt wußte Marius, daß sich seine Soldaten gut schlagen würden, allein trotzdem verließ er sein Lager immer noch nicht und brachte die Teutonen dadurch fast zur Verzweiflung. Ja endlich kam's gar so weit, daß die letzteren — es war inzwischen December geworden — geradezu aufbrachen und am Lager des Marius vorbei den Alpen zuzogen. Sechs Tage währte es, bis Alle vorbei waren, denn der Troß — die Weiber, die Kinder, der Proviant und die Beute — wurde auf Wägen mitgeführt und nahm einen unendlichen Raum ein. Wie nun aber Marius die Feinde außer Sicht hatte, brach er schnell sein Lager ab und rückte ihnen langsam nach. Doch wiederum nicht, um sie augenblicklich anzugreifen, sondern um sie durch seine Beharrlichkeit zu ermüden, bis sich endlich eine recht geschickte Gelegenheit bieten würde. Wo also die Teutonen Halt machten, da machte er in einiger Entfernung von ihnen ebenfalls Halt, aber immer auf einer Anhöhe, die er schnell so gut es ging befestigen ließ, um gesichert übernachten zu können. So kamen endlich zu Ende des Decembers anno 102 vor Christus beide Heere in die Nähe des jetzigen Aix, wo bekanntlich heiße Quellen entspringen (der römische Proconsul Cnejus Sextius legte 123 Jahre vor Christus dort der Quellen wegen eine Niederlassung an, die nach ihm Aquae Sextiae genannt wurde) und die Teutonen lagerten sich sofort in der Niederung. Auch ließen sie es sich wohl sein und schmausten, badeten,

sangen und tranken voll Freude über dieses ihr prächtiges Nachtquartier. Da, nach einer kurzen Weile erschien Marius auf der benachbarten Anhöhe und schlug sofort ein festes Lager. Leider aber auf einem Berge, der kein Wasser bot, und so war es ganz natürlich, daß die Knechte, welche die Pferde zu besorgen hatten, nach den Niederungen eilten, um Wasser herbeizuschleppen. Auch viele Soldaten des Marius gingen von Durst getrieben hinab und so verstand es sich von selbst, daß es nach kurzem zum Handgemenge mit den badenden Teutonen und Ambronen kam. Man schlug sich in Unordnung bis zum Einbruch der Nacht, ohne daß die Einen oder die Andern sich eines entscheidenden Sieges rühmen konnten; so wie es aber dunkel geworden war, zog Marius seine Leute in sein Lager zurück und duldete keinerlei Fortsetzung des Kampfes. Ja selbst den ganzen folgenden Tag mußten sich die Seinen ruhig verhalten, denn er hatte seinen besondern Plan im Kopfe, den er auch am dritten Tage in Ausführung brachte. In der Nacht zuvor nämlich sandte er seinen Unterfeldherrn Marcellus heimlich mit einem auserlesenen Theile seines Heeres in einen dichten Wald hinter dem Lager der Teutonen und befahl ihm dort sich verborgen zu halten, bis der Kampf entbrannt sei; dann aber solle er urplötzlich hervorstürzen und, den Germanen in den Rücken fallend, Schrecken und Verderben unter ihnen verbreiten. Am frühen Morgen stellte er dann seine Infanterie unmittelbar vor seinem Lager, aber immer noch auf der Höhe, in Schlachtordnung auf und gab ihr die Parole, dort unter allen Umständen Stand zu halten; die Reiterei dagegen beorderte er ins Thal hinab, um einen Scheinangriff auf die Teutonen zu machen und sich dann schnellstens auf die Anhöhen rechts und links von der Infanterie zurückzuziehen. Damit nämlich hoffte er die Teutonen zu verlocken, daß sie der Reiterei nachstürmten, denn so wie sie dieß thaten, so war der Vortheil des Terrains ganz auf seiner Seite, weil ja seine Infanterie auf der Höhe stand. Sein Plan war also ein vorzüglicher und was noch mehr Werth hatte, er wurde in allen Theilen pünktlichst ausgeführt. Doch, wozu nun eine lange Beschreibung der Schlacht? Genug, die Teutonen stürmten wuthentbrannt den Berg hinauf, aber sie konnten sich auf dem schlüpfrigen Boden kaum auf-

recht erhalten und verloren überdieß durch den Ansturm den Athem. So wurde es den Römern leicht, sie zurückzudrängen und wie nun vollends Marcellus mit seiner tapfern Schaar ganz unversehens dem Feinde in den Rücken fiel, löste sich die Schlachtlinie desselben in wilde Flucht auf. Es war das erste Mal, daß die Teutonen den Römern den Rücken kehrten, allein Einer wurde von den Andern fortgerissen und ihre Niederlage war eine kolossale. Tausende und Abertausende fielen von dem Schwert der Römer; diejenigen aber, denen die Flucht glückte, wie besonders auch ihrem Anführer Teutobod, fielen in die Hände der Sequaner, eines mit den Römern verbündeten gallischen Volksstamms, und wurden von diesen an Marius ausgeliefert. So gabs der Todten und Gefangenen eine schwere Menge und unter die ersteren gehörten auch die teutonischen Frauen und Jungfrauen. Wie nämlich die Römer bei Erstürmung der Wagenburg den Teutoninnen nicht geloben wollten, ihre Ehre zu schonen, ermordeten diese zuerst die Kinder und dann sich selbst, indem sie den Tod der Schande vorzogen. War nun übrigens die Zahl der Todten und Gefangenen eine fast übergroße, so konnte die Beute natürlich keine geringere sein, denn Alles, was die Teutonen auf ihren nun eilfjährigen Zuge erobert, fiel den Römern in die Hände. Marius ließ also eine Auswahl treffen und behielt das Beste für seinen kommenden Triumphzug. Alles Uebrige befahl er in einen ungeheuren Haufen aufzuthürmen und dann zu Ehren der Götter zu verbrennen.

Während nun dieß in der Provence vor sich ging, zogen die Cimbern Tyrol zu und überschritten ohne große Hindernisse den Brenner. Dann in das Thal der Etsch herabsteigend, stießen sie auf ein römisches Heer, das sich unter dem römischen Proconsul Catulus in der Nähe vom jetzigen Ala verschanzt hatte. In wildem Ungestüm durchbrachen die Cimbern die Verschanzungen und jagten die Römer, trotz der Tapferkeit des Catulus, in die Flucht. Darauf verbreiteten sie sich über ganz Oberitalien, doch ohne den Po zu überschreiten, und von allen Städten und Gemeinden wagte auch keine einzige einen Widerstand. Was Wunder nun, wenn die siegreichen Germanen sich von jetzt ab den Genüssen des Südens in maßlosen Schwelgereien hingaben, und was Wunder weiter, wenn sie in Folge

dessen (dieß bezeugt namentlich der römische Schriftsteller Dio-Cassius) so verweichlichten, daß sie weder Hitze noch Kälte, weder Mühen noch Beschwerden, ja nicht einmal mehr Nachtwachen ertragen konnten? Natürlich, denn die starken südlichen Weine, die sie in größtem Uebermaße zu sich nahmen, mußten sie nothwendig schwächen, und eben so auch die Leckereien, denen sie früher ganz fremd geblieben waren! Ueber dem Schmausen und Trinken übrigens vergaßen sie doch ihre Brüder, die Teutonen, nicht, und rückten deßwegen langsam den Po, auf dessen linkem Ufer, aufwärts, um mit denselben in der Nähe der jetzigen Städte Alessandria und Pavia zusammenzutreffen.

Inzwischen war Marius nach der Vernichtung der Teutonen über die Seealpen nach Italien geeilt und einigte sich da in der Nähe des jetzigen Turin (bei den Alten Augusta Taurinorum) mit dem Proconsul Catulus, der ihm sein geschlagenes Heer zuführte. Sobald aber dieß die Cimbern erfuhren, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn, verlangend, er solle ihnen und ihren Brüdern, den Teutonen, ein hinlänglich großes Stück Land anweisen. „Eure Brüder," erwiderte Marius höhnend, „haben für alle Zeit Land genug, in dem sie ruhen," und ließ zugleich die gefangenen Fürsten und Edlen der Teutonen in Fesseln vorführen. Schweigend entfernten sich die Gesandten der Cimbern, den andern Tag aber erschien in ihrem Namen der junge Held Bojorix hoch zu Rosse als Herold vor Marius und forderte ihn nach germanischer Sitte auf, Zeit und Ort zur Schlacht zu bestimmen. Marius lachte jetzt noch höhnischer ob dieser barbarischen Treuherzigkeit und nannte die sogenannten Raudischen Felder (Campi Raudii vom Dorfe Rauda beim jetzigen Vercelli) als Wahlplatz, zum Tag des Schlagens aber bestimmte er den dritten Morgen, das ist den 30. Juli des Jahres 101 vor Christus.

Der Tag brach an und sollte ein furchtbar blutiger werden. In einem großen Viereck stellte sich die cimbrische Infanterie auf und die Vordermänner hatten sich, damit ihre Reihen nicht durchbrochen würden, mit langen an ihren Gürteln befestigten Ketten an einander gebunden. Wie ein Sturmwind brach die Reiterei, 15,000 Mann stark, zu beiden Seiten hervor und ihrer Wucht schien Nichts

widerstehen zu können. Doch Marius hatte seine Stellung außerordentlich gut gewählt und wie nun die Sonne durch den Nebel, der im Anfang herrschte, durchbrach, da schien sie den Cimbern gerade in Gesicht. Dazu kam dann noch die furchtbare Hitze des Tags, welche die Kräfte der Cimbern — die Römer waren an dieselbe gewöhnt — bald lahm legte, und endlich der dichte Staub, den der Wind auf diesen kahlen Feldern aufwirbelte, gleichsam von den Göttern dazu bestimmt, den Germanen den Athem zu rauben. So ungestüm sie also auch angriffen, und so außerordentliche Kraft sie in den ersten paar Stunden entwickelten, so sollten sie doch an diesem Tage unterliegen, denn das römische Heer, das ohnehin schon so viel Terrainvorvortheile für sich hatte, focht zugleich mit Tapferkeit und Ausdauer und, was die Hauptsache, es besaß an seinem Anführer einen Strategen, dem damals kein Anderer gewachsen war. Wie also der Tag sich neigte, so war die Niederlage der Cimbern und ihrer Verbündeten eine entschiedene; ja eine so entschiedene, daß nach den Berichten der römischen Schriftsteller nicht weniger als 90,000 Germanen todt auf dem Schlachtfelde lagen, während ihrer 60,000 gefangen wurden. Dieß mag nun allerdings im höchsten Maßstabe übertrieben sein, allein so viel ist jedenfalls sicher, daß nur wenige Tausende sich nach Tyrol zurückziehen konnten, wo sie sich dann bleibend — im Welschtyrol im Fleimserthal heißt jetzt noch der Hauptort Cimbra — niederließen. Ja selbst die Weiber und Kinder kamen nicht lebend davon, denn wie die Römer nach beendigter Schlacht die Wagenburg der Geschlagenen in Besitz nehmen wollten, vertheidigten sich die Weiber mit dem Muthe der Verzweiflung und gaben sich dann, als sie sahen, daß Alles verloren sei, zuerst die Kinder erwürgend, mit eigenen Händen den Tod. In solch' gräßlicher Weise endeten auch die Cimbern, nachdem ihnen ihre Brüder, die Teutonen, in der Vernichtung vorangegangen waren, und warum endeten diese beiden deutschen Volksstämme in solch gräßlicher Weise? Einfach deßwegen, weil sie, statt vereint unter einem und demselben Führer zu kämpfen, sich zersplitterten und so schon damals Zeugniß gaben von dem großen Erbfehler der Deutschen.

Schließlich kann ich nicht umhin noch darauf aufmerksam zu

machen, daß die gefangenen Cimbern und Teutonen, die wohl zum größten Theil aus Kindern bestanden haben mögen, einige Decennien später den Römern beinahe den Untergang bereitet hätten. Die Gefangenen nämlich wurden, nach der Sitte der damaligen Zeit, als Sclaven verkauft und die kräftigsten unter ihnen machte man zu Gladiatoren, das heißt zu Fechtern in den öffentlichen Kampfspielen. Anno 73 vor Christi Geburt nun empörten sich in Capua achtundsiebzig dieser Gladiatoren, weil man sie zu grausam behandelte, und nachdem sie Einen aus ihrer Mitte, mit Namen Spartacus, welcher sich durch Muth, Thatkraft und hohen Sinn gleich sehr auszeichnete, zum Anführer ernannt hatten, liefen ihnen eine Menge von Sclaven, fast lauter Germanen, zu. Man schickte eine kleine Truppenabtheilung gegen sie, allein die Abtheilung wurde geschlagen. Ebenso auch ein größeres Corps von 3000 Mann unter Clodius und nicht minder ein noch stärkeres unter Cossinius. Kurz die Sclaven waren siegreich und hätten, wie Spartacus wollte, mit Leichtigkeit über die Alpen nach Deutschland entkommen können, allein die Mehrzahl derselben zog es vor, plündernd in Oberitalien hin- und herzuziehen und so konnte es gar nicht fehlen, daß sie schließlich, als man ein großes Heer unter Crassus und Pompejus gegen sie aufbot, bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Dieß geschah aber erst im Jahr 71 vor Christi Geburt und fast drei Jahre lang also hatte Spartacus mit seinen germanischen Sclavenbrüdern dem ganzen römischen Reiche Trotz geboten.

Drittes Kapitel.

Cäsar und Ariovist.

(58 vor Christus.)

Ich habe weiter oben schon von dem Theil Galliens oder Frankreichs gesprochen, der in den Besitz der Römer gekommen war, und sehe mich nun genöthigt, noch Einiges hinzuzufügen.

Die erste Kunde von Frankreich erhielten die Römer nicht früher, als bis Massilia (Marseille) von den Phokäischen Griechen gegründet worden war. Sie nannten es bald Keltica, bald Galatia, bald Kelto-Galatia, allein alle diese drei Namen bedeuten das Nämliche, weil die Römer zwischen Kelten und Galatern (Galliern) keinen Unterschied machten. Dieses „Keltica" oder „Galatia" (Gallia) übrigens erstreckte sich nicht blos über das jetzige Frankreich, sondern auch über Oberitalien, denn auch dieses war von Kelten bewohnt und dieselben suchten sogar noch im mittleren Italien Boden zu gewinnen. Beweis dafür der Zug des Brennus ums Jahr 389, welcher fast zur Unterjochung Roms geführt hätte. Um sich nun gegen weitere Einfälle der Kelten oder Gallier zu schützen, suchten die Römer vor allem Oberitalien zu erobern und nach vielen Kämpfen durch ein ganzes Jahrhundert hindurch gelang dieß endlich im Jahr 222 vor Christus dem Consul Marcellus. Nun gings an die Bekämpfung der Alpenbewohner, besonders der Bojer, und es kostete wiederum eine ganze Reihe von Jahren, bis sie definitiv besiegt waren. Nachdem nun aber einmal die Seealpen, sowie zunächst dann die cottischen und grajischen Alpen — so nennt man sie jetzt — erobert waren, fand sich bald ein Vorwand in Gallien selbst einzufallen, und es wurden zunächst die Ligurer, drauf hinter ihnen die Salyer — um sie bleibend niederzuhalten, legte der Proconsul C. Sextius anno 123 vor Christus die Miltärcolonie Aquae Sextiae, das jetzige Aix, an — unterjocht. Zugleich wurden mit der Freistadt Massilia und einigen angränzenden keltischen Stämmen, wie insbesondere mit den Aeduern,

Bündnisse abgeschlossen, denn solche Bündnisse führten oft schneller zum Ziel — zum Ziel der Eroberung nämlich — als selbst eine gewonnene Schlacht. Endlich anno 121 vor Christus schlug der Consul Quintus Fabius Maximus die Allobroger, welche zwischen Rhone und Isère (mit den Hauptstädten Geneva und Vienna, also Genf und Vienne) wohnten — er erhielt dafür den Siegesbeinamen Allobrogicus — und nun konnte das ganze südliche Gallien bis nach Aquitanien hin als unterworfen betrachtet werden. Es erhielt den Namen Provincia gallica, woraus dann später der Name Provence entstand; doch nannte man es, zum Unterschied von Gallia cisalpina, wie man im Anfang Oberitalien hieß, auch eben so oft Gallia transalpina, d. i. Frankreich jenseits der Alpen, oder auch spottweise Gallia braccata, nach der Sitte der Einwohner Hosen zu tragen, von denen man in Rom nichts wußte. So verhielt es sich mit dem römischen Gallien vom Jahr 120 vor Christi Geburt an; das übrige Gallien aber war unabhängig für sich, meist von keltischen Stämmen, zum Theil aber auch gegen Osten und Nordosten hin von germanischen bewohnt. Von Stämmen sage ich, um damit zu premiren, daß es sich zwar wohl um lauter Kelten und Germanen handelte, keineswegs aber um eine einheitliche Gewalt, sondern die Stämme waren vielmehr, wie sich sogleich zeigen wird, durchaus von einander geschieden und sogar nicht selten durchaus verfeindet.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu den Germanen zurück; allein leider haben wir von ihnen nichts zu berichten, als daß wieder dreißig Jahre lang keinerlei Kunde von ihnen erscholl. Da endlich im Jahr 72 vor Christus gaben sie wieder ein Lebenszeichen von sich, oder vielmehr sie kamen in neuen Conflikt mit den Römern und über diesen Conflict zu berichten, vergaßen natürlich die römischen Schriftsteller nicht. Um genanntes Jahr 72 nämlich geriethen zwei gallische oder keltische Völkerstämme, die Aeduer — wohnhaft nördlich der Saone bis zur Loire, im heutigen Bourgogne und Nivesnois — und die Sequaner, zu denen auch die Averner hielten — wohnhaft in der Franche-Comté, also östlich von der Saone bis zum Jura und den Vogesen — in mächtige Zwistigkeiten mit einander und endlich unterlagen die Sequaner, denn die Aeduer waren viel mächtiger.

Da suchten die Sequaner Hülfe bei den nächst gelegenen germanischen Stämmen, das heißt sie suchten unter ihnen Hülfstruppen anzuwerben und dieß gelang ihnen auch ohne viele Mühe. Wer waren nun übrigens die nächstgelegenen Stämme? Nun einmal die Triboker im jetzigen Elsaß um und bei Straßburg, dann die Nemeter bei Speyer, die Wangionen bei Worms, die Rauraker bei Basel, die Latobriger im Breisgau und die Marcomannen an der oberen Donau; endlich zwischen dem Main und Neckar die Haruder, Narisker und Sedusier. So hießen diese Stämme, von denen übrigens jeder höchstens eine Grafschaft einnahm und ich darf daher nicht vergessen, hinzuzusetzen, daß sie allesammt zu dem großen Stamme der Sueven gehörten. Gut also, die Sequaner warben unter ihnen Hülfstruppen und hatten bald gegen 15000 kriegs- und beutelustige Mannen bei einander. Zum Oberanführer aber erwählten sich diese Mannen einen der Edelsten des suevischen Stammes, nämlich den fürstlich gebornen Ariovist, der sich schon längst als Heerführer bewährt hatte. Dieser zog sofort mit seinem Kriegsgefolge ins Französische hinein und bestand mehrere Jahre hindurch die blutigsten Kämpfe mit den Aeduern. Endlich, nachdem ihm noch eine Menge von beutelustigen Stammesgenossen, im Ganzen über 100,000, nachgezogen waren, bezwang er sie so vollständig, daß sie allen ferneren Widerstand aufgaben und hiefür nicht blos Geisseln stellten, sondern sich auch eidlich verpflichteten, diese Geisseln nie zurückzuverlangen. Ja noch mehr, sie schwuren sogar, das römische Volk, dessen Bundesgenossen (siehe weiter oben) sie waren, nie zur Hülfe herbeizurufen und nicht minder traten sie dem Ariovist und seinen Mannen die Hälfte ihres Landes ab.

Soweit ging nun Alles nach dem Wunsch der Sequaner; allein wie nun Ariovist als Belohnung für seine ihnen geleistete Hülfe auch von ihnen Landabtretung — im Anfang nur den dritten Theil, später aber, weil immer neue Schaaren von Landsleuten nachkamen, gar zwei Drittheile — verlangte, da wurden dieselben von Zorn und Angst zugleich erfüllt und augenblicklich ging nun eine Gesandtschaft von ihnen nach der Provincia gallica ab, um von den Römern Hülfe zu erflehen. Die oberste Gewalt übte damals dorten der hochberühmte Cajus Julius Cäsar, von dem man nicht weiß, ob er als Staatsmann oder

als Feldherr oder als Geschichtsschreiber mehr hervorragt, denn er war im Jahr 60 vor Christus zum Proconsul in Illyrien, sowie im diesseitigen und jenseitigen Gallien (Gallia cisalpina und transalpina) ernannt worden und mit dieser Ernennung waren solche Vorrechte verbunden, daß er wohl als König von Oberitalien, Südgallien und Illyrien gelten konnte. Auch hatte er sich gleich von Anfang an als einen Mann der That erwiesen, indem er sofort die Helvetier, die ohne seine Erlaubniß in Gallien — das heißt in dem Gallien, welches seiner Oberherrschaft nicht unterworfen war — sich niederlassen wollten, bei Bibracte (dem jetzigen Autun), auf's Haupt schlug und nicht nur die Reste der Geschlagenen nach Helvetien zurücktrieb, sondern auch all' ihr Land (zwischen Bodensee, Jura, Genfersee, Rhone und Rhätien) in Besitz nahm. Ließ sich nun von einem solchen Manne nicht erwarten, daß er auch dem Ariovist entgegentreten und ihn verhindern werde, einen noch größeren Theil von Gallien, als er schon besaß, sich unterthänig zu machen? Ja wohl, dieß ließ sich erwarten, zugleich aber auch etwas Anderes, nämlich das, daß Cäsar mit der Einmischung in die inneren gallischen Angelegenheiten für sich selbst die Herrschaft über Gallien anstreben und eine Provinz des Landes nach der andern seinem Scepter unterwerfen werde. Oder wie, durfte man vielleicht bei einem Römer voraussetzen, daß er nach Besiegung des Ariovist uneigennützig genug sein könnte, sich sofort wieder zurückzuziehen und auf keinerlei Belohnung Anspruch zu machen? Wahrhaftig nur ein Thor mochte sich solches einbilden und wenn also die Gallier den Römer Cäsar zu Hülfe riefen, so waren sie es selbst, die das Unheil römischer Oberherrschaft heraufbeschworen. Doch sehen wir nun, wie sich die Sache weiter entwickelte.

Vor Allem schickte der stolze Cäsar dem Barbaren Ariovist — denn ein solcher war er in seinen Augen — Botschaft, er möchte sich bei ihm in seinem Lager zu einer Unterredung einfinden. „Wenn Cäsar," erwiederte Ariovist, „etwas von mir wünscht, so mag er zu mir kommen. Im gleichen Falle werde ich es ebenso halten." Daraufhin ordnete Cäsar eine Gesandtschaft an Ariovist ab, um diesem seine Forderungen kund zu thun, und diese bestanden in folgenden Punkten. Numero eins müsse Ariovist sich verpflichten, weder die Aeduer noch

andere gallische Völker mehr zu bedrängen. Numero zwei habe Ariovist sofort die Geisseln, die er genommen, herauszugeben, und Numero drei müßten alle Zuzüge aus Deutschland sofort eingestellt werden. Sollte aber Ariovist sich weigern, diese Bedingungen zu erfüllen, so würde ihn Cäsar mit Gewalt dazu zwingen. „So möge Cäsar anrücken," erklärte sofort Ariovist, „dann wird er merken, was unbesiegte Germanen, die seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, mit ihren Waffen zu leisten vermögen." Jetzt blieb dem stolzen Römer nichts übrig, als den Kampf mit dem Germanenheerführer aufzunehmen, und da nun zugleich die Kunde eintraf, daß neue Schaaren der Sueven, die Mannen von hundert Gauen, sich auf dem rechten Ufer des Rheins gelagert hätten, um dem Heere Ariovists zuzuziehen, so beeilte sich Cäsar außerordentlich, den Ariovist zu erreichen, ehe diese Suevenschaaren zu ihm stießen.

Ariovist erfuhr durch seine Kundschafter sogleich, daß Cäsar gegen ihn im Anzug sei, und marschirte ihm also entgegen, bemüht, die Stadt Vesontio (das heutige Besançon), das festeste Bollwerk im Sequanergebiet, zu besetzen. Doch Cäsar kam ihm zuvor und so machte Ariovist am Flusse Alduasdubis (Doubs) in der Nähe des jetzigen Mömpelgard Halt. Cäsar wäre ihm nun gerne augenblicklich auf den Leib gerückt; allein wie in Vesontio gallische Kaufleute den römischen Offizieren und Soldaten von der riesigen Körpergröße der Germanen, sowie von ihrer unglaublichen Stärke und dem Feuer ihrer Augen, die wie Blitze leuchten, erzählten, da kam eine gewaltige Furcht über die Römer, besonders über solche, die noch keine Schlacht mitgemacht hatten, und man fing vielfach an, sein Testament zu machen. Ja, es stand zu befürchten, daß wenn Cäsar darauf bestehe, augenblicklich gegen den Feind aufzubrechen, unter seinen Legionen ein Aufruhr ausbreche, und so mußte der römische Feldherr fast acht Tage in Vesontio verweilen, um durch die Gewalt seiner Rede seinen Truppen den früheren Muth wieder zu geben. Jetzt aber führte er dieselben, zu denen auch Tausende von Sequanern und Aeduern gestoßen waren, ohne Aufenthalt weiter am Alduasdubis hinauf und lagerte sich dann in einer Ebene, auf deren anderen Seite Ariovist mit seinem Heere stand.

Die Schlacht schien alsbald entbrennen zu wollen, denn Sache der Germanen war es sonst nicht, vor dem Feinde mit dem Dreinschlagen zu zögern; allein dießmal war es dem Ariovist offenbar darum zu thun, einen Aufschub zu bekommen, und so verlangte er von Cäsar eine Unterredung. Der römische Feldherr ging darauf ein und in der Mitte der Ebene auf einer kleinen Anhöhe kamen sie zusammen. Ein Resultat aber hatte die Unterredung nicht, da Cäsar seine früher gestellten Forderungen wiederholte und Ariovist auf seiner Weigerung beharrte. Merkwürdig übrigens auch jetzt bezeugte der Germane keine Lust, sich zu schlagen, sondern hielt sein Heer im Lager fest, während der Römer dagegen seine Truppen täglich in herausfordernder Weise in Schlachtordnung aufstellte. Was mochte der Grund hievon sein? Feigheit? Dieß war bei einem Germanen unmöglich. Oder wartete er vielleicht auf jene Suevenschaaren, die ihm zu Hülfe eilen wollten? Auch dieß nicht, denn wenn auch das Heer Cäsars dem seinigen an Zahl überlegen sein mochte, so konnte sich Ariovist dadurch vom Kampfe nicht abschrecken lassen, weil Deutsche selbst vor doppelt so starken Feinden nicht zurückweichen. Was war nun aber der Grund? Am fünften Tage erfuhr ihn der römische Feldherr durch Spione, welche meldeten, daß weissagende Frauen im Heere Ariovists aus verschiedenen Anzeichen für die Deutschen einen unglücklichen Ausgang der Schlacht prophezeit hätten, wenn sie sich vor dem Neumond in eine solche einlassen würden. Dieß erklärte Alles, denn der Aberglaube der alten Germanen war so tief gewurzelt, daß sie an die Aussprüche ihrer orakelverkündenden Priesterinnen unbedingt glaubten. Weil nun aber dieß dem römischen Feldherrn gar wohl bekannt war, faßte er augenblicklich den Entschluß, das Lager der Deutschen anzugreifen, um sie zum Kampfe zu nöthigen. Lag es ja doch auf der Hand, daß dieselben, weil von dem Glauben eingenommen, daß der Kampf unglücklich enden werde, sich nicht mit der gewohnten Siegeszuversicht schlagen, sondern sich vielmehr schon zum Voraus für halb verloren halten würden.

Am andern Morgen rückte also Julius Cäsar in dreifacher Schlachtreihe gegen das Lager der Germanen vor und aus seinen Anordnungen ersah Ariovist, daß ein Sturm desselben bevorstehe. Nun

hielt es der Germane für schimpflich, hinter den Wällen den Feind zu erwarten, und stellte sich demselben sofort gegenüber. Auch ordnete er seine Schlachtlinie nach Völkerschaften, so daß die Sedusier, Narisker, Haruder, Markomannen, Latobriger, Rauracker, Wangionen, Nemeter, Triboker und wie sie sonst hießen, in gleichen Zwischenräumen auf einander folgten; im Rücken aber wurde die Wagenburg gebildet, auf welcher man die Weiber und Kinder mit dem Gepäck unterbrachte. Der erste Angriff ging von den Römern aus. Ihr Feldherr nämlich hatte mit seinem Adlerblicke erkannt, daß der linke Flügel der Germanen dem seinigen rechten nicht gewachsen sei, und so stürzte er sich mit aller Macht auf denselben. Auch schlug er ihn richtig nach einem längeren Mann-gegen-Mann-Kampf, wobei den Römern ihre Uebermacht sowie insbesondere auch ihre kurzen Schwerter sehr zu Gute kamen, in die Flucht, und schon glaubten jetzt die Römer triumphiren zu dürfen. Allein noch war es nicht so weit gekommen. Der rechte Flügel der Deutschen nämlich hielt sich nicht nur, ohne einen Schritt zurückzuweichen, sondern Ariovist, der dort in Person commandirte, führte mit demselben plötzlich einen solch' furchtbaren Stoß gegen den linken Flügel der Römer, daß diese dadurch in völlige Unordnung geriethen. Dieß ersah Crassus, der junge Befehlshaber der römischen Reiterei, und augenblicklich führte er den Seinen die Nachhut — die hinten stehende dritte Schlachtreihe — zu Hülfe. Ueberdem machte er einen unwiderstehlichen Reiterangriff, und so stellte sich nicht blos die Schlacht augenblicklich wieder her, sondern im Gegentheil die Deutschen fingen auch auf dieser Seite an zu weichen, wie auf der andern. Nur noch ein Stoß vom Centrum aus und die Schlacht war zu Gunsten der Römer entschieden.

Julius Cäsar erzählt nun, daß die Deutschen sich in wilder Flucht aufgelöst hätten und von seinen Reitern bis an den Rhein verfolgt worden seien, allein in gleichem Athem gibt er zu, daß es seiner Cavallerie nicht gelungen sei, auch nur einen einzigen Gefangenen zu machen und so wird es wohl mit der unordentlichen Flucht der Germanen seine guten Wege gehabt haben. Vielmehr zog sich den Nachrichten des Dio Cassius zu Folge Ariovist in bester Ordnung zurück und diesen Rückzug begünstigte auch das Terrain ganz außer-

ordentlich. Die Schlacht fiel nämlich nach den neuesten Ermittlungen in der Ebene bei dem Dorfe d'Arsey unweit von Mömpelgard vor und wenn nun Ariovist von da seinen Rückzug gegen den mindestens achtzehn Stunden entfernten Rhein bewerkstelligte, so kam er durch ein von hohen Bergen und tiefen Thälern ganz durchschnittenes Terrain, in welchem er mit seiner anerkannt ausgezeichneten Cavallerie jede verfolgende Reiterei mit Leichtigkeit abwehren konnte, und daß er dieß gethan habe, daran dürfen wir keinen Augenblick lang zweifeln. Dagegen ist es Thatsache, daß er eine sehr bedeutende Niederlage erlitt und sich in Folge dessen genöthigt sah, das bisher occupirte Land zu räumen. Auch verlor er im Kampfe — als die Römer die Wagenburg erstürmten — zwei Frauen nebst einer Tochter, und eine andere Tochter wurde gefangen; er selbst dagegen kam heil auf das rechte Rheinufer und mit ihm sein ganzes Geleite, soweit es nicht in der Schlacht den Tod gefunden hatte.

So endete die erste germanische Niederlassung und Herrschaft auf gallischem Gebiet und von Ariovist ist fernerhin — ohne Zweifel, weil er sich in keinen weiteren Kampf mit den Römern einließ und diese also nichts zu verkündigen hatten — nicht mehr die Rede.

Viertes Kapitel.

Deutschland am Rhein, an der Donau und an der Weser wird römisch.

(55 vor bis 5 nach Christus.)

Ich habe oben gesagt, daß die Herbeirufung der römischen Hülfe für die Gallier keine andere Folge haben konnte, als die Eroberung ihres Landes durch die Römer, und diese Eroberung vollzog sich auch in viel kürzerer Zeit, als man es nur für möglich gehalten hätte. Ja der ehrsüchtige Julius Cäsar begnügte sich damit noch nicht ein-

mal, sondern er bekämpfte selbst die Britten im jetzigen England und machte zwei Eroberungszüge auf deutsches Gebiet hinüber, um dieses ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Auf welche Weise Cäsar nach und nach ganz Gallien sowie einen Theil Brittaniens bezwang und das Eroberte in römische Provinzen verwandelte, berührt uns eigentlich nicht näher und wir könnten ganz mit Stillschweigen darüber hinweggehen, wenn jene Eroberungen nicht mit seinen Zügen gegen Deutschland in Verbindung stünden. Dagegen wird es uns erlaubt sein, uns so kurz als möglich zu fassen. Vor allem mußten die Aeduer und Sequaner ihre Thorheit, die Römer herbeigerufen zu haben, schwer büßen, denn Cäsar ließ ihnen zwar für jetzt noch den Titel von Verbündeten, allein sie mußten sich zu solchen Hülfeleistungen und Zahlungen herbeilassen, als wären sie wirkliche römische Unterthanen. Wie nun dieß die Belgen, ein aus verschiedenen Völkerschaften — den Remern, Bellovaken, Suessionen, Nerviern, Atrebaten, Ambianern, Morinern, Menagiern, Kaleten, Velocassen, Velomanduern, Aduatukern, Contrusen, Eburonern, Käräsen und Pänamen — bestehender und theils im jetzigen Belgischen, theils aber auch im nördlichen Frankreich rechts der Marne und Seine wohnender Stamm der Kelten, mit denen sich auch verschiedeue germanische Gauverwandte vermischt hatten, in Erfahrung brachten, sahen sie sogleich ein, daß es dem Julius Cäsar um nichts anderes zu thun sein könne, als um die Niederwerfung von ganz Frankreich, und somit schloß der größte Theil von ihnen ein enges Bündniß zur Abwehr der Römer; zum Oberfeldherrn aber ernannten sie einen ihrer Tapfersten, den Fürsten Adras, den Cäsar mit römischem Namen Galba nennt. Hätten sie nun treu zusammengehalten, so wäre es den Römern unmöglich gewesen, in ihr Land einzudringen, denn ihre streitbare Macht belief sich auf 250,000 Mann; allein die Remer (sie wohnten in der Nähe des jetzigen Rheims), von Angst getrieben, stellten sich sofort auf Seiten des Julius Cäsar und ebenso thaten nach einem wenig blutigen Kampfe am Flusse Axona (Aisne) die Bellovaken (bei Beauvais) und Suessionen (bei Soissons). So löste sich der Bund der Belgen gleich nach seinem Entstehen wieder auf und nur die Nervier im Scheldegebiete sowie die Aduatuker, die östlich von den Nerviern bis

an die Maas hin wohnten, beschloßen, sich im Verein mit den Atrebaten und Velomanduern dem Vordringen Cäsars entgegenzusetzen. Allein was half's? Cäsar schlug sie einzeln, die eine Parthie am Flusse Sabis (Sambre), die andere links von der Schelde, und mit dem Herbst des Jahres 57 vor Christus gehorchten die sämmtlichen belgischen Völkerschaften dem römischen Scepter. Zugleich brachen auch die Unterbefehlshaber Cäsars, Crassus, Galba, Brutus, Labienus und Andere den Widerstand der noch übrigen über Gallien zerstreuten Kelten und Julius Cäsar konnte sich also im Winter 57 auf 56 vor Christi Geburt rühmen, Herr von ganz Frankreich zu sein.

Doch schwer lag das Joch des Siegers auf den Besiegten und die fortdauernden Lieferungen und Frohnen konnten kaum bewältigt werden. Viele der unterworfenen Stämme waren also jeden Augenblick zur Empörung bereit und da und dort brachen auch wirklich Aufstände aus. So zum Beispiel unter den Eburonen, welche von den beiden Fürsten Ambiorix und Cativolcus, und so unter den Trevirern, welche von Induliomanus geführt wurden. Cäsar besiegte sie aber alle nach einander und selbst der große Aufstand der Carnuten (bei Orleans), Senonen (an der untern Seine), und Averner (zwischen Loire und Seine) unter Vercingetorix endigte mit einer totalen Niederlage der Gallier. Ganz dasselbe gilt von den Britten, deren Land zweimal (55 und 54 vor Christus) von Cäsar heimgesucht wurde, weil sie ihren Stammesgenossen in Gallien Hülfe geleistet hatten; allein nach Besiegung des brittischen Königs Kassivellaunus zog der römische Feldherr mit seinen Truppen wieder ab, es seinem Nachfolger überlassend, das Land bleibend zu besetzen und zu romanisiren. Weit ernster nahm er dagegen die Kämpfe mit den Germanen, in welche er ebenfalls in Folge der Eroberung Galliens verwickelt wurde und diesen Kämpfen müssen wir daher eine größere Aufmerksamkeit schenken.

Es war im Jahr 55 vor Christus, als die deutschen Völkerschaften der Usipeten und Tenchterer, welche zwischen der Lippe und Yssel ihre Wohnsitze hatten, theils deßwegen weil sie von den Katten — einer Völkerschaft der Sueven — gedrängt wurden, theils noch mehr deßwegen, weil die von Cäsar bekämpften Belgen am Unterrhein sie zur Hülfe

riefen, über den Rhein gingen, um mit denen, die sie riefen, gemeinschaftliche Sache zu machen. Sogleich eilte nun Cäsar herbei, fest entschlossen, die Usipeten und Tenchterer unter allen Umständen über den Rhein zurückzudrängen, denn es deuchte ihm gefährlich, daß ein so starker Volksstamm — derselbe habe, so berichtet Cäsar, mit Weibern und Kindern über 400,000 Köpfe gezählt — sich mit den Belgen verbinde. Doch nicht durch Kampf, sondern durch List wollte er zu seinem Ziel kommen und so ließ er sich mit den Germanen in Unterhandlungen ein. An einen bestimmten Tag lud er dann die sämmtlichen Führer derselben zu sich in sein Feldherrnzelt; kaum aber waren sie daselbst eingetreten, so ließ er sie überfallen und in Fesseln schlagen. Darauf rückte er mit seinem Heere — alle Anordnungen waren von ihm schon zum voraus getroffen — schnell vorwärts und überfiel die sorglos in ihrem Lager verweilenden Usipeten und Tenchterer. Es wurde ihm leicht, dieselben zu besiegen, da sie ja keine Führer hatten und an einen solchen Ueberfall nicht denken konnten. Also flohen sie, so weit sie nicht erschlagen wurden, mit Weibern und Kindern über den Rhein hinüber und fanden Schutz im Lande der Sigambrer, welche im jetzigen Westphälischen zu beiden Seiten der Ruhr hart am Rhein ihre Wohnsitze hatten.

Von Seiten Cäsars war dieß hinterlistig und niederträchtig zugleich gehandelt; dessenungeachtet rühmte er sich in seinem Bericht an den römischen Senat seiner That und alle Senatoren jauchzten ihm Beifall zu. Mit Ausnahme übrigens eines einzigen Mannes, des edlen Cato, denn dieser von Scham erfüllt, stellte den Antrag, den Verräther Cäsar zur Sühne den Germanen auszuliefern. Natürlich ohne Erfolg und sogar zu seinem eigenen Schaden, da ihn die übrigen Senatoren mit Hohn und Spott überhäuften. Doch nun um wieder auf Cäsar zurückzukommen, so schickte er nach der Besiegung der Usipeten und Tenchterer Boten an die Sigambrer, von ihnen begehrend, sie sollte nihm die streitbaren Männer derselben, die zu ihnen geflohen, ausliefern. Sie gaben den Boten eine Antwort, die ihrer als Deutscher würdig war, um so erbärmlicher aber benahmen sich die Ubier, ein anderer deutscher Volksstamm, der in der Nähe von Köln links und rechts vom Rhein wohnte. Man hätte nämlich glauben sollen, daß

die sämmtlichen germanischen Stämme, empört über die Niederträchtigkeit Cäsars gegen die Usipeten und Tenchterer sich wie ein Mann erheben würden, um die Römer ihre Rache fühlen zu lassen; aber nein sie blieben allesammt ruhig und die Ubier waren sogar solch gemeine Vaterlandsverräther, daß sie sich sofort um die Freundschaft des römischen Feldherrn aufs eifrigste bewarben. Wer denkt da nicht unwillkürlich an die viel späteren Zeiten, wo Deutschland fast zwei Jahrhunderte lang mit Frankreich im Kampfe lag, wo es aber trotzdem den Franzosen gelang, einen Theil der Deutschen auf ihre Seite zu bringen, so daß dieser Theil in Verbindung mit dem Erbfeind die eigenen Landsleute bekämpfte? Die Ubier also, wie sie hörten, daß es zwischen den Römern und Sigambrern, welch' Letztere sie haßten, zu Streitigkeiten kommen werde, traten alsbald auf Seiten der Ersteren und stellten dem Cäsar nicht blos ihre streitbaren Männer zur Verfügung, sondern erboten sich auch, sein Heer, wenn er entschlossen sei, gegen die Sigambrer ins Feld zu rücken, auf ihren Schiffen und Kähnen über den Rhein zu bringen. Die streitbaren Männer nahm Cäsar an und bildete sofort eigene Cohorten oder Regimenter aus ihnen; der Rhein aber erschien ihm zu tief und breit und gewaltig, als daß er seine Truppen hätte elenden Schiffchen anvertrauen mögen, und somit begann er bei Köln — Andere meinen bei Bonn und wieder Andere bei Andernach — eine Brücke über den Strom zu schlagen. In zehn Tagen war das auf Pfählen ruhende Werk vollendet und nun rückte er in das Gebiet der Sigambrer ein. Die Absicht, dasselbe zu erobern oder bleibend zu behalten, hatte er nach seiner eigenen Aussage nicht, aber strafen wollte er die Sigambrer, weil sie ihm die Auslieferung der Usipeten und Tenchterer in höhnischer Weise verweigert hatten, und überdem hoffte er durch seinen Einbruch in deutsches rechtsrheinisches Gebiet einen solchen Schrecken unter den Germanen zu verbreiten, daß sie von da an nicht mehr daran denken würden, den Galliern zu Hülfe zu kommen. Wie führte er nun aber diese seine Absicht aus? Nun er fand das dem Rhein zunächst liegende Land der Sigambrer total leer, öde und verlassen, denn während er seine Rheinbrücke schlug, schickten die Fürsten der Sigambrer allüberallhin Boten mit der Weisung, man solle Weiber

und Kinder mit aller Habe in die düsteren Wälder flüchten, sowie aber dieß geschehen, hätten sich die Männer an einem bestimmten Punkt der Wetterau zu sammeln, um dorten die eingedrungenen Römer zu erwarten. Dieß erfuhr Cäsar durch die Ubier, welche ihm Spionendienste leisteten, und sofort fragte er sich, ob er in die dichten finstern Wälder vorrücken solle. Weil ihm aber ein solches Wagniß allzu ungeheuerlich vorkam, zog er es vor, nach Verfluß von achtzehn Tagen und nach vollständiger Verwüstung alles Landes ringsum über den Rhein zurückzugehen und die mühsam geschlagene Brücke hinter sich wieder abzubrechen.

So verlief der erste Versuch der Römer, sich auf dem rechten Ufer des Rheins zu postiren und ganz denselben Ausgang hatte auch ein zweiter Versuch Cäsars im Jahre 54 vor Christi Geburt. Dießmal galt sein Zug den Sueven, welche den gallischen Häuptling Ambiorix und seine Eburonen — ich habe seiner weiter oben erwähnt — unterstützt hatten, und er schlug seine Brücke über den Rhein bei Neuwied. Allein er fand abermals nichts als ein ödes verlassenes Land und von einer Hungersnoth bedroht, zog er sich auch dießmal wieder so schnell als möglich aufs linke Rheinufer zurück. Nicht jedoch ohne wenigstens einen andern Zweck zu erreichen, den nämlich, verschiedene der kleinen Völkerschaften an den linken Nebenflüssen des Rheins bis zu den Ardennen und Vogesen hinauf — ich nenne hiebei insbesondere die Bataver zwischen Maas, Waal und Leck — durch Geschenke und andere Mittel unter dem Titel von Bundesgenossen für sich zu gewinnen, so daß sie haufenweise sich erboten, unter ihm um Sold zu dienen. Auch diese Unsitte der Deutschen, die besonders im Mittelalter so furchtbar schroff hervortrat — man denke nur an die Heere von Landsknechten, welche jedem Landesfürsten dienten, so bald er sie gut bezahlte, selbst gegen das eigene Vaterland — ist also eine uralte und sie liegt wohl in dem kriegerischen, immerwährend nach Ruhm und Beute begierigen Charakter des Volks. Genug übrigens Julius Cäsar rekrutirte von dem Tag an, wo er mit den Ubiern Freundschaft schloß, sein Heer hauptsächlich aus den am Rhein wohnenden Germanen und vor allem war es die Reiterei, die er aus ihren Stämmen wählte. Ja selbst eine germanische Leibwache bildete er

sich und alle die römischen Kaiser nach ihm behielten diese Wache bei, weil sie glaubten nicht einmal unter ihren landsmännischen Unterthanen eine treuere finden zu können. Zu Niederwerfung der Deutschen selbst, wie in späteren Kriegen nur zu oft geschah, gebrauchte übrigens Cäsar seine deutschen Söldnertruppen nicht, sondern vielmehr zur Besiegung seiner römischen Feinde unter der Führung des Pompejus, denn unmittelbar nach der Eroberung Galliens brach der bekannte erste römische Bürgerkrieg aus, und in diesem, besonders auch in der Schlacht von Pharsalus, gaben die Germanen in Cäsars Heere den Ausschlag.

Von dem Tage an, wo Julius Cäsar Gallien und den Rhein verließ (anno 51 vor Christus), um den Pompejus niederzuwerfen, ruhten die Waffen der Römer gegen die Germanen verschiedene Jahrzehnte lang. Natürlich, denn es wütheten ja jetzt die Bürgerkriege in Italien und während derselben hatten die verschiedenen sich bekämpfenden Machthaber keine Zeit an Eroberungen zu denken. Man ließ also die Germanen römischerseits unbelästigt und merkwürdigerweise hielten sie selbst ebenfalls Frieden, einige kleine Einfälle in das benachbarte Gallien abgerechnet. So berichten wenigstens die römischen Schriftsteller, allein so ganz ruhig scheinen sich unsere Vorväter doch nicht verhalten zu haben, denn als nun nach den langen inneren Kämpfen im Jahr 31 vor Christus Octavian, genannt Augustus, Alleinherrscher über das ganze römische Reich geworden war, fand er es alsbald für nöthig, eine Armee von acht Legionen (also von etwa 60,000 Mann, was für die damalige Zeit sehr viel ist) nach Gallien abzusenden, um dieses Land gegen die Germanen zu schützen. Die Legionen blieben übrigens links vom Rhein, ohne einen Uebergang zu wagen, und also auch jetzt noch dauerte die Ruhe. Allein nach wenigen Jahren schon entbrannte der Kampf aufs neue und dießmal in einer Weise, wie man es zuvor nicht erlebt hatte. Früher nämlich, unter Julius Cäsar, traten die Römer mehr abwehrend als erobernd auf, von jetzt ab aber war ihr Ziel kein anderes, als Deutschland genau so dem römischen Scepter zu unterwerfen, wie vor dreißig Jahren Gallien.

Zu diesem Eroberungskriege bestimmten den Octavian oder wie

er öfter genannt wird, den Caesar (Kaiser) Augustus verschiedene Gründe. Einmal die Nothwendigkeit, seine Truppen zu beschäftigen. Während des Bürgerkriegs nämlich war deren Anzahl in furchtbarer Weise angeschwollen, bis an die 30 Legionen, und wenn man nun diese plötzlich entließ, so stand zu befürchten, daß sie — von was sollten sie sich denn nähren, wenn nicht von ihrem Solde? — Meutereien anfangen würden. Wenn man sie aber beibehielt, so mußte man sie auch kriegerisch beschäftigen, denn ließ man sie in Garnisonen herumlungern, so lockerte sich die Disciplin und dann war das Uebel natürlich noch ärger. Weiter fühlte Octavian, daß er den Römern, seit er die Zügel als Alleinherrscher führte, für die verlorne Freiheit einen Ersatz bieten müsse, und worin sonsten konnte dieser Ersatz bestehen als nur allein in auswärtigen Triumphen? Dieß liegt in der Natur der Sache und deßwegen haben es auch noch alle größern Despoten so gehalten. Endlich waren auch noch von den Sigambrern zwanzig römische Kaufleute, die in ihr Land gekommen waren und sie betrogen hatten, ans Kreuz genagelt worden und überdem waren diese Sigambrer dann in Verbindung mit den Usipeten und Tenchterern ins Gallische eingefallen. Ja noch mehr, sie hatten den kaiserlichen Statthalter Galliens, Marcus Lollius, in die Flucht geschlagen und dabei den Adler der fünften Legion erobert. Eine solche Schmach wahrhaftig mußte gerächt werden und deßhalb eilte Octavianus im Jahr 16 vor Christus selbst an den Rhein. Als aber, nach seiner Ankunft, die in Gallien eingefallenen Völkerschaften sofort wieder über den Rhein zurückgingen und unter Stellung von Geisseln um Frieden baten, gewährte ihnen Octavianus denselben, obwohl er innerlich fest entschlossen war, ganz Germanien seine schwere Hand fühlen zu lassen, und zwar aus ganz guten Gründen. Er sah nämlich ein, daß die bleibende Eroberung und Festhaltung Deutschlands durch die Römer unmöglich sei, wenn nicht vorher das Berggebiet, das sich zwischen Italien und Deutschland aufthürmt, römisch gemacht worden sei, denn sonst konnte man ja die gegen Deutschland operirenden Truppen nicht durch unmittelbare Zufuhr von Italien aus mit dem Nöthigen versehen, sondern hatte in Allem — was sehr zeitraubend und kostspielig war — den Umweg über Gallien zu nehmen. Die Alpen also, nebst

allem nördlich von denselben gelegenen Lande, oder um „römisch" zu reden, die Provinzen Rhaetia und Noricum (die ganze Ostschweiz — die Westschweiz mit den Helvetiern hatte schon Julius Cäsar, wie wir wissen, unterjocht — das südliche Baiern, Tyrol, Salzburg, Kärnthen, mit einem Wort ganz Deutsch-Oestreich mit Ausnahme Böhmens und Mährens) mußten unbedingt zu allererst erobert werden und vor diesem schwierigen Werk schreckte Augustus auch nicht einen Augenblick lang zurück. Im Gegentheil beauftragte er damit schon im folgenden Jahre (15 vor Christus) seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius und von zwei Seiten her drangen diese — Drusus von Italien, Tiberius von Gallien her — mit Uebermacht in die Bergwildnisse ein.

Welch' ein furchtbares Kampfgetöse nunmehr in den Alpenpässen entstand! Da saßen die Carner vom Ursprung der Save oder Sau bis herunter südlich an das adriatische Meer. Da die Noriker vom Inn bis zur Donau, an der Mur und zwischen der Sau und Drau. Da die Vindeliker vom Lech und Inn an bis hinüber über die Salzburger Alpen. Da die Rhätier im heutigen Vorarlberg, Graubünden und Tyrol. Alle diese Stämme, welche ursprünglich keltischen Ursprungs waren, zeichneten sich durch eine ganz ungewöhnliche Tapferkeit aus und wären sie vereint unter einem und demselben Führer gestanden, so würden wohl die Römer vor ihnen den Kürzern haben ziehen müssen; allein sie hatten sich, absonderlich die Rhätier, in lauter kleine Völkerschaften zersplittert und kämpften einzeln, so wie sie eben angegriffen wurden. Was nützte es also zum Beispiel die Brigantiner, deren Hauptstädte Brigantium und Campudunum (Bregenz und Kempten) jetzt noch stehen, wenn sie bis zum letzten Blutstropfen fochten! Was nützte es die Brenner auf dem Brenner oben, wenn ihre Weiber mit ihnen ins Gefecht zogen und in der Wuth des Kampfes den Römern die eigenen Kinder ins Gesicht schleuderten! Es nützte sie auch nicht das Geringste, sondern sie wurden alle, ein Völkchen nach dem andern, bezwungen und dabei kams zu Greueln, vor denen die römischen Schriftsteller selbst zurückschaudern. Davon nämlich war keine Rede, daß man nach einem ehrlichen Kampfe den Besiegten Pardon gegeben und ihnen unter römischer Oberherrschaft

ihr Land gelassen hätte. Nein Gott bewahre, sondern was nach dem gräßlichen Wüthen noch lebte, sei's Weib, sei's Kind, sei's Mann gewesen, das mußte fort aus der Heimat nach Pannonien oder in andere ferne Gegenden, während umgekehrt das Land an italienische Colonisten, noch öfter an die siegreichen Soldaten, wenn sie wünschten, sich auf dem eroberten Boden niederzulassen, verschenkt wurde. Der Beherrscher Roms nämlich wollte ganz sicher gehen und deßwegen ließ er in den Alpenpässen, die von Italien nach dem Norden Europas führten, auch nicht die Spur eines feindlichen Volksstamms übrig.

So ward Rhätien und Noricum, also alles Grenzland Deutschlands rechts von der Donau, römisches Gebient, gerade wie schon unter Julius Cäsar alles gallische Grenzland links vom Rhein sich dem römischen Schwert ergeben hatte. Nunmehr konnte Cäsar Augustus an die Ausführung seines längst gefaßten Planes, das ist an die Eroberung Deutschlands gehen, und alsbald beauftragte er damit seinen Stiefsohn Drusus, jenen Tapfern, welcher die Heldengenialität und die Thatkraft des Julius Cäsar geerbt hatte. Drusus aber wußte, mit welcher kühnen Nation er es zu thun haben würde, und deßwegen nahm er sich — er fungirte zugleich als Statthalter Galliens — zwei Jahre Zeit, um in Beziehung auf die Stärke und Tüchtigkeit seines Heeres sowie auf die sonstigen Hülfsmittel (so machte er namentlich Mainz — Mogentiacum —, Bonn — Bonna —, Cöln, Colonia Agrippina — und Xanten — Castra vetera — lauter römische Niederlassungen am linken Rheinufer, zu seinen Hauptwaffenplätzen und stationirte daselbst bedeutende Flotillen) alle ihm nöthig dünkenden Vorbereitungen zu treffen.

Doch welches waren nun die Völker, gegen welche er zunächst zu Felde zog? Natürlich nämlich hatte er nicht die deutsche Nation als solche gegen sich, sondern nur, weil die Nation selbst in eine Menge von Stämmen und Aesten vertheilt war, einzelne bald größere bald kleinere Völkerschaften und zwar lauter solche, welche von Mainz an abwärts rechts vom Rhein bis zur Nordsee wohnten. Da saßen zuerst nördlich vom Main am Taunusgebirge die Mattiaken und noch etwas weiter nördlich, den Rhein abwärts, die Usipeten und Tenchterer, sowie die Chattuarier und Chamaver. Da saßen dann hinter diesen

in östlicher Richtung, also mehr gegen das Innere Deutschlands, die Sigambrer zwischen Lahn, Lippe, Weser und Rhein, die Chatten oder Katten im jetzigen Hessen, die Bruckterer im Münsterlande, die Marsen im Osnabrückischen, die Fosen im Hildesheimischen, die Amphibarer an der Ems, die Angrivarier in Engern und die Cherusker mit den Tubanten am Harze. Da saßen weiterhin gegen Nordosten an der Saale die Hermunduren und an der Elbe die Longobarden und Angeln. Da saßen endlich an den Nordseeküsten gerade hinter den Belgen die Friesen, Chauken und Cimbern, die letzten ohne Zweifel Verwandte der Cimbern, welche wir früher schon kennen gelernt haben. Gegen diese sämmtlichen Völkerschaften nun eröffnete Drusus zu Anfang des Jahres 12 vor Christus den Feldzug, indem er im Lande der Bataver, welche, wie wir wissen, Rom längst als Bundesgenossen gewonnen hatte, über den Rhein ging und zuerst in die Sitze der Usipeten und Tenchterer, sowie ihrer Bundesgenossen, der Sigambrer und Mattiaken, einfiel. In freiem Felde nun wagten diese vier Völkerschaften keinen Widerstand, sondern sie zogen sich vielmehr in ihre schützenden Wälder zurück, wo auch noch die Bruckterer und Marsen zu ihnen stießen. Die Katten dagegen, obwohl ebenfalls zum Zuzug aufgefordert, verweigerten denselben und erregten dadurch den heftigsten Zorn der genannten sechs Völkerschaften. Vorderhand übrigens drängten sie denselben zurück, um den anrückenden Drusus zu erwarten; allein dieser war vorsichtig genug, nicht in die Wälder einzudringen, sondern zog sich sofort, nachdem er Alles ringsum verheert, an den Rhein zurück. Seine Absicht aber, sich in's Innere Deutschlands einzubohren, gab er deßhalb doch nicht auf. Vielmehr schiffte er sofort sein ganzes Heer — die Bataver lieferten ihm die Fahrzeuge — ein und fuhr den Rhein hinab in die Nordsee, um längs des seichten Meerufers hinfahrend die Mündung der Ems zu erreichen. Dort angekommen wollte er die Ems hinauffahren und vorerst die Chauken, die links und rechts an der Mündung dieses Flusses wohnten, besiegen. Die Fahrt dauerte lang, aber sie gewährte ihm den Vortheil, die Friesen an der Nordseeküste rechts vom Rhein zu Bundesgenossen zu gewinnen. Warum aber dieß, da doch die Friesen später dafür bekannt wurden, ein äußerst kernhafter

deutscher Volksstamm zu sein? Nun einfach deßwegen, weil sie Todfeinde der Chauken waren und also — dieser Charakerzug der Deutschen hat sich leider später noch oft und viel bewährt — jede Gelegenheit ergriffen, um ihnen Schaden zufügen zu können. Als Bundesgenossen begleiteten sie demnach den Drusus und halfen ihm in Allem, was er gegen die Chauken und die weiter oben im Münsterlande (auch links und rechts von der Ems) wohnenden Bructerer vornahm. Allzuviel übrigens war dieß nicht, denn Herbstnebel und fortwährende Regengüsse zwangen ihn zu baldiger Rückkehr und auf dieser Rückkehr wäre er sogar beinahe von den Germanen hart mitgenommen worden. Seine Flotille gerieth nämlich an der seichten Küste auf den Strand und nur den Anstrengungen der Friesen verdankte er es, daß sie wieder flott wurde, ehe die vereinigten Bructerer und Chauken zum Angriff schreiten konnten. Das jedoch darf man nicht glauben, daß er ganz ohne Resultate in seine Standquartiere zurückkehrte, sondern es war ihm vielmehr gelungen, sowohl auf dem Taunusgebirge als am Ausfluß der Ems je ein Castell zu erbauen, in welche er natürlich starke Besatzungen legte, und überdem brachte er einen Canal — die berühmte Fossa Drusiana, noch jetzt Drusus-Vaart genannt — vom Rhein zur Yssel zu Stande, durch welchen ein neuer Weg (die Yssel ergießt sich in die Zuidersee) in die Nordsee eröffnet wurde.

Im Frühjahr 11 vor Christus waren die Usipeten und Tenchterer in Verbindung mit den Sigambrern und Mattiaken gegen die Katten zu Felde gezogen, weil diese voriges Jahr ihre Beihilfe gegen die Römer verweigert hatten, und so wie dieß der römische Feldherr erfuhr, drang er alsbald durch die entblößten Gaue vor. Fast ohne Widerstand überschritt er die Lippe und näherte sich bereits der Weser, wo die Cherusker sich gegen ihn aufgestellt hatten; da erhielt er eine Nachricht, die ihn schnellstens zum Rückzuge veranlaßte. Jene Völkerschaften nämlich, welche die Katten bekämpften, nahmen nach theilweiser Besiegung derselben hinter seinem Rücken eine feste Stellung ein und suchten ihm den Heimweg abzuschneiden. Auch überfielen sie ihn richtig in einer Schlucht an der Lippe, wo seinerseits an einen Sieg kaum zu denken war; allein er siegte dennoch, denn von den verschiedenen deutschen Stämmen kämpfte ein jeder auf eigene Rech-

nung, ohne sich um den andern zu kümmern, und diesem Nichtzusammenwirken der Deutschen so wie seiner genialen Strategie verdankte er seine Rettung. Nunmehr legte er hart an der Lippe, da wo die Gleene und Liese mit derselben zusammenfließen, inmitten der Sigambrer, Bructerer und Cherusker in einer vortrefflich gewählten Lage eine feste Burg, mit Namen Aliso (Liesborn) an und machte sie sofort zum römischen Centralwaffenplatze in Deutschland. Auch baute er, um die Besatzung zu sichern, von Aliso beginnend einen breiten Erdwall durch das sumpfige Land bis an die Ufer des Rheins, welcher den Truppen als Landstraße diente, und machte so den Anfang zur Begründung der römischen Herrschaft im Innern Deutschlands.

Die nächste Zeit bis tief ins Jahr 10 hinein benützte Drusus, um eine Menge (im Ganzen über fünfzig) von Burgen und Castellen dem Rhein entlang zu errichten, und hievon verschonte er selbst die den Römern freundlichen Lande, wie diejenigen der Friesen und namentlich der Katten, nicht. Nun gingen den letzteren die Augen auf, das heißt sie sahen ein, daß der römische Oberfeldherr es auf nichts abgesehen haben könne, als auf ihre Unterjochung und somit schlossen sie jetzt mit ihren frühern Feinden, den Sigambrern und deren Verbündeten Frieden. Natürlich aber erschien diese Handlungsweise dem Drusus als ein großes Verbrechen und somit brach er augenblicklich über den Rhein, um die Abgefallenen zu strafen. Auch gelang es ihm in der That, sie zu unterjochen, noch ehe die Sigambrer zu Hülfe eilen konnten, und somit wurde auch in diesem Feldzug ein weiteres Stück Land von Deutschland abgerissen. Ueberdem suchte sich Drusus dasselbe durch Anlegung von Castellen zu sichern und zugleich steckte er den größten Theil der streitbaren Männer unter seine Legionen.

Im folgenden Jahr, 9 vor Christus, drang Drusus von Mainz aus durchs Kattenland unter den blutigsten Kämpfen mit den Sigambrern bis zu den Cheruskern am Harz vor, wandte sich dann nördlich, überschritt die Weser und ruhte nicht, als bis er sengend und brennend die Elbe erreicht hatte. Auch errichtete er hier sofort einige Festungswerke, so wie ohne Zweifel in der nächsten Nähe von Magdeburg einen Siegesaltar; aber die Elbe zu überschreiten wagte

er doch nicht, denn er fürchtete, die feindlichen Völkerschaften, durch deren Länder er gedrungen, möchten ihm, wenn er sich zu weit von seinen Festungen entferne, den Rückzug abschneiden. Ueberdem schreckte ihn eine eigenthümliche Erscheinung. Ein Riesenweib nämlich trat ihm plötzlich am Siegesaltare entgegen und hob die Hände drohend gegen ihn empor. „Wohin," rief ihm dann die Germanin mit donnernder Stimme auf lateinisch zu; „wohin willst du noch, Unersättlicher? Das Schicksal erlaubt dir nicht, alle unsere Länder zu schauen. Kehre um, denn siehe du stehst am Ziele deiner Tage und Thaten." Verblüfft stand Drusus ohne ein Wort entgegnen zu können; wie er sich aber wieder gefaßt hatte, war das Weib verschwunden. Doch sei dem wie ihm wolle, Drusus trat, ohne die Elbe zu überschreiten, den Rückzug an, allein noch hatte er die Festung Aliso nicht erreicht, so stürzte er mit dem Pferde, erlitt einen Schenkelbruch und starb in der dritten Woche an seinen Folgen.

Mit den großartigen Kriegsplanen des Drusus gegen die Deutschen hatte es also jetzt ein Ende, denn Tiberius, der ältere Bruder des Drusus, welchen der Kaiser Augustus zu seinem Nachfolger ernannte, war kein Held, obwohl man ihm ein angebornes Feldherrntalent nicht absprechen kann. Wenn übrigens der Schriftsteller Tacitus von ihm berichtet, er habe durch List mehr ausgerichtet, als der tapfere Bruder durch Gewalt, so dürfte daran viel Wahres sein, nur hätte statt des Wortes List das Wort Arglist, verbunden mit Lug und Trug, Bosheit und Schlechtigkeit aller Art, gebraucht werden sollen. Kaum nämlich hatte der Nachfolger des Drusus sich als Statthalter von Gallien installirt, so erschien er im Jahr 8 vor Christus mit einem mächtigen Heere am Unterrhein und versprach den kleinen Völkerschaften am rechten Ufer, so weit sie noch unbezwungen waren, goldene Berge, wenn sie dem Beispiele der Friesen, Katten und Andern folgen würden. Mehrere, des langen Krieges und der ewigen Verheerung ihrer Ländereien müde, willigten ein, wie besonders auch die Mattiaken nebst den Usipeten und Tenchterern. Tiberius aber erklärte ihren Abgesandten, daß er ihnen nur dann die Vortheile des Bündnisses mit Rom zukommen lassen könnte, wenn ihre Nachbarn, die eben so mannhaften als zahlreichen Sigambrer, sich ebenfalls

anschließen würden. Nun drangen die genannten Völkerschaften in die Sigambrer, dieß zu thun, und letztere, nachgebend, sandten ihre Fürsten und Vornehmsten an Tiberius, um über die näheren Bedindingungen des einzugehenden Bündnisses zu unterhandeln. Der verrätherische Römer aber, das Völkerrecht sowie alle Ehrlichkeit, Treue und Redlichkeit mit Füßen tretend, ließ die Gesandtschaft in Fesseln werfen und überfiel plötzlich das nichts ahnende Volk der Sigambrer. Mit Leichtigkeit wurde er dessen Herr, denn es war ja seiner Führer beraubt, und nun verpflanzte er, um einen künftigen Aufstand unmöglich zu machen 40,000 seiner streitbarsten Männer nach Gallien an die Mündungen der Maas und des Rheins, wo sie fortan — sie bildeten später einen Hauptbestandtheil der salischen Franken — als römische Unterthanen wohnten.

Aus dieser einen Handlungsweise kann man schon die nöthigen Schlüsse ziehen, und es wird daher nicht nöthig sein, alle die Betrugs- und Schleichwege, welche Tiberius anwandte, um die deutschen Völkerschaften, welche zwischen dem Unterrhein und der Elbe wohnten, zu besiegen, im Einzelnen zu verfolgen. Waffengewalt wandte er nur selten an, aber wenn er es that, so trat er stets mit Uebermacht auf. So insbesondere auf seinem Zuge gegen die Hermanduren und Longobarden. Während er selbst nämlich mit einer Ueberzahl von Schiffen von der Nordsee in die Elbe hineinsegelte, mußte sein Unterfeldherr Valerius Messalinus von der Festung Aliso her mit einem gewaltigen Heere ebenfalls gegen die Elbe vordringen und nachdem sie sich sofort in der Nähe des jetzigen Lüneburg vereinigt, konnte ihnen der Sieg unmöglich entgehen. Doch wie gesagt, Gewalt wandte Tiberius nur an, wenn alle anderen Mittel fehlschlugen; für gewöhnlich aber war es seine merkwürdige Klugheit, mit der er die Germanen und besonders ihre Führer zu gewinnen wußte. Bei den Einen wirkte das Geld am meisten und mit vollen Händen streute er es aus. Die Andern wurden von Ehrgeiz geplagt und für sie hatte er Titel und Würden parat. Viele schreckte er auch mit Drohungen, indem er sie auf die römische Uebermacht hinwies; von keiner Einzigen der vielen Völkerschaften aber, die Drusus noch nicht unterjocht hatte, verlangte er geradezu, daß sie römische Unterthanen werden sollten, sondern er

sprach stets nur von Freund- und Bundesgenossenschaft und behandelte sie so, daß sie sich ordentlich geschmeichelt fühlen mußten. Eben dadurch aber wußte er die Höchstgestellten unter ihnen, selbst unter den Cheruskern und Longobarden, welche als die freiheitsliebendsten von allen galten, so weit zu bringen, daß sie ihre Söhne zur Erziehung nach Rom sandten und wenn sie es thaten, so durften sie sicher sein, daß diese Söhne, um sie und zugleich die Eltern zu kirren, stets sei's in der Armee sei's im Staatsdienst sehr bevorzugte Stellungen fanden. Kurz er verstand es, die Bande, mit denen er die Germanen, die zwischen Main, Rhein und Elbe wohnten, fesselte, aus den zartesten, ja aus fast unsichtbaren Fäden zu weben und so in den Betrogenen ein Gefühl zu erzeugen, als ob sie jetzt erst das rechte Leben und die wahre Freiheit erfaßt hätten. Mittlerweile aber ließ er in aller Stille überall da, wo ein Platz das Land und seine Ströme beherrschte, Castelle anlegen und verband diese Castelle durch Wege und Canäle. Mittlerweile gründete er an den günstigst gelegenen Orten Colonieen und eröffnete damit Märkte, die nicht blos den Germanen einen gewinnreichen Absatz ihrer Erzeugnisse boten, sondern die sie auch an den friedlichen Verkehr mit den Römern gewöhnten und so die schroffe Scheidewand, welche bisher zwischen ihnen bestanden, wenigstens lockerte. Kurz er brachte es so weit, daß das ganze weite Land zwischen Main, Rhein, Nordsee und Elbe, wenn auch nicht dem Namen doch der Sache nach römische Provinz wurde, denn er fand selbst keinen Widerstand, als er in die Hauptcolonieen römische Besatzungen legte, und die kriegerische Jugend strömte ihm ohnehin in Masse zu, um sich in die römischen Heere aufnehmen zu lassen.

Solches alles geschah in den letzten Jahren vor, so wie in den ersten nach Christi Geburt, also beim Beginn unserer Zeitrechnung.

Fünftes Kapitel.

Der deutsche Held Armin.

(6 bis 22 nach Christus.)

Der Nachfolger des Tiberius, welch letzter im Jahr 6 nach Christi Geburt vom Kaiser Augustus dazu bestimmt wurde, die rebellischen Pannonier zu bezwingen, hieß Sentius Saturnius. Der Kaiser hatte mit ihm schon in so fern eine ausgezeichnete Wahl getroffen, als er in Beziehung auf die Art und Weise, wie er die Deutschen behandelte, ganz in die Fußtapfen des Tiberius trat. Allein zum Unheil für Rom berief ihn der Kaiser schon nach ganz kurzem wieder ab, um ihn als guten Feldherrn gegen die Dalmatier zu verwenden, und ernannte statt seiner der Quinctilius Varo zum Statthalter und Oberbefehlshaber am Rhein. Vorher war derselbe Statthalter in der römischen Provinz Syrien und da pflegte man von ihm zu sagen: „wie er sie (die Provinz Syrien nämlich) betrat, war sie reich und er arm; wie er sie verließ, war er reich und sie arm.“ Schon dieß kennzeichnet den Mann hinlänglich, doch muß zur Aufklärung noch hinzugesetzt werden, daß er in Syrien wie ein Despot herrschte und, weil die Syrier sich dieß demüthigst gefallen ließen, der Ansicht wurde, alle Menschen seien mehr oder minder gemeine feige Sklavennaturen. Wie ein solcher Statthalter nun in seiner neuen Provinz aufgetreten sein werde, das kann man sich zum voraus denken, besonders wenn man noch in Anschlag bringt, daß er, als Sohn sehr vornehmer Eltern vornehm erzogen, die armen Germanen nicht blos für Barbaren, sondern sogar für Wesen hielt, die mit den Menschen gar nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen. Nummer eins also behandelte er die Deutschen mit der tiefsten Verachtung und machte dabei nicht einmal einen Unterschied zwischen den Vornehmen und Geringen. Nummer zwei legte er ihnen die schwersten Abgaben auf und hatte noch die Grausamkeit, dieselben mit der schonungslosesten Härte einzutreiben. Nummer drei hielt er es für seine Pflicht, die wilden Urmenschen in ge-

sittete Wesen umzuwandeln, weil sie sonst nie gutrömische Unterthanen sein könnten, und wenn er sich nun fragte, wie dieß am besten zu bewerkstelligen sei, so erschien ihm die strenge Angewöhnung derselben an römische Sitten und Gesetze als das einzig zweckdienliche Mittel. Demgemäß wurde nun sofort das Stück Germanien, welches die Römer besaßen, mit römischen Schreibern und Lictoren überschwemmt und von diesen Schreibern und Lictoren hing nunmehr der Entscheid in allen Streitsachen, selbst den criminellen, ab. Ja selbst Todesstrafen und, was fast noch mehr ist, körperliche Züchtigungen durften diese Schreiber über die Deutschen verhängen und sie thaten es, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob der zu Bestrafende zu den Freien gehörte oder zu den Sklaven. Ueberdem welcher Sprache bedienten sie sich? Nun natürlich der lateinischen, denn Unterjochte hätten sich, dachten sie, in Allem nach den Siegern zu richten.

Herr Gott im Himmel, welch ein gewaltiger Zorn hierob in den Germanen erwachte, und wie dieser Zorn noch von Stunde zu Stunde wuchs, wenn sie bedachten, daß diese Lictoren und Schreiber fast durchaus jener Sorte von Menschen angehörten, deren Charakter aus Feigheit, Kriecherei, Habsucht und Brutalität zusammengesetzt ist! Wie so ganz anders hatte es früher der Imperator Tiberius und sein Nachfolger Saturnius gehalten! Diese beiden Statthalter waren den Germanen mit Freundlichkeit und Liebe, wenn nicht gar mit Schmeicheleien entgegengekommen und nie, gar nie hatten sie es gewagt, sie anders denn als freie Verbündete zu behandeln. Nun aber kam dieser Varus, dieser aus Engherzigkeit, Geiz und Arroganz zusammengesetzte Tropf und trat den Germanen gegenüber auf, als wären dieselben asiatisch-verkommene Hundeseelen, die man nach Belieben stoßen, quälen, schlagen und auspeitschen darf! Nein solch' eine Despotie konnte man unmöglich ertragen! Nein einen solchen Tyrannen mußte man zertreten, wie man ein ekelhaftes Gewürm zertritt!

Eine furchtbare Erbitterung kochte also in den Germanen ob dem Verfahren des Quinctilius Varus; allein dennoch ertrugen sie seine Despotie volle drei Jahre lang. Ein Jeder der Mißhandelten war wüthend, aber er fühlte sich zu schwach, um für sich allein den übermächtigen Römern entgegenzutreten, und so verbiß er lieber seinen Grimm, als

daß er die Rache der Bedränger herausgefordert hätte. Weil nun übrigens die Deutschen das Joch des Varus volle drei Jahre lang trugen, ohne eine Auflehnung auch nur zu versuchen, ging jener in seiner Despotie von Stufe zu Stufe weiter und verschonte am Ende selbst die Völkerschaft der Cherusker nicht, obwohl diese sich die Rechte von Bundesgenossen brieflich und vertragsmäßig von Tiberius gesichert hatte. Was Vertrag und Bundesgenossenschaft! Elende Halbmenschen waren sie und als solche mußten sie sich behandeln lassen! So kam der Kessel zum Ueberlaufen, denn die Cherusker in ihrer Mehrzahl — eine Minderzahl, welche davor zurückschreckte, es mit den Römern aufzunehmen, weil diese allzumächtig seien, gab es natürlich auch hier — ertrugen nicht, was die andern Völkerschaften bis jetzt hatten über sich ergehen lassen, und wenn auch Varus ein wohlgerüstetes Heer von mehr als 50,000 Mann besaß, so mußte sein Joch dennoch abgeschüttelt werden.

Um diese Zeit, es war zu Anfang des Jahres 9 nach Christus, war ein junger cheruskischer Edeling, ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, mit Namen Armin, von Rom in die Heimat zurückgekehrt. Dorthin hatte ihn sein Vater mit seinem jüngeren Bruder Flavius — dieser blieb in Rom zurück — schon vor verschiedenen Jahren gesandt, um — diese Sitte hatte, wie schon weiter oben bemerkt, damals allgemein um sich gegriffen — seine Erziehung zu vollenden, und nachher war Armin in's römische Heer eingetreten. In solchem aber diente er mit solcher Auszeichnung, daß ihm Roms Bürgerrecht und sogar die Ritterwürde verliehen wurde. Schon hieraus — zu der Standeserhöhung und sonstigen Bevorzugung mag übrigens auch das mitgeholfen haben, daß sein Vater ein Fürst war, den man im Sohne ehren und gewinnen wollte — ersieht man, welche Vorzüge dem jungen Manne innegewohnt haben müssen; noch mehr daraus, daß ihm alle römischen Schriftsteller jener Zeit das Lob der ungewöhnlichsten Klugheit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe nicht versagen können. Nachdem nun Armin — man dürfte vielleicht noch besser Herrmann sagen — zu seinem Vater zurückgekehrt war, wählten ihn verschiedene germanisch-cheruskische Regimenter, welche bei Varus als Hülfstruppen Dienste nehmen wollten, zu ihrem Anführer und dieß gab die Veran-

lassung, daß er sich für beständig im Lager des Varus — dieß befand sich im Jahr 9 an der mittleren Weser, in der Nähe von Minden, weil der römische Statthalter inmitten seiner Statthalterschaft seinen Sitz haben wollte — aufhielt. Ueberdem sah es Varus sehr gern, wenn die Vornehmeren unter den Germanen, besonders die fürstlichen Standes, sein Hoflager frequentirten, denn dieß gab demselben mehr Glanz so wie nicht minder auch mehr Sicherheit inmitten eines neugewonnenen Landes. Was Wunder also, wenn fast alle hochgestellten Cherusker, Sigambrer, Bructerer und wie sie sonst hießen, wenigstens von Zeit zu Zeit die Gäste des römischen Statthalters waren, wie namentlich auch der Vater des Armin, Sigimer, und ein Verwandter desselben, Segestes! Was Wunder, wenn es bei Allen so schien, als ob sie entzückt drüber seien, von Varus seiner herablassenden Gastfreundschaft gewürdigt zu werden!

„So schien", sagte ich und mit Recht, denn Viele hegten innerlich ganz andere Gedanken, als sie äußerlich zur Schau trugen, und namentlich war dieß bei dem jungen Armin der Fall. Varus zeichnete ihn ganz offenkundig aus, weil er ihn, den römischen Ritter, für einen ganz römisch gewordenen Mann hielt; allein wie würde er entsetzt zurückgefahren sein, wenn er ins Herz Armins hineingesehen hätte? Obwohl nämlich römisch gebildet, war doch Armin ein Deutscher durch und durch geblieben und so wie er nun nach seiner Rückkehr ins Vaterland sah, welch' niederträchtige Schmach dasselbe von seinen Unterdrückern erdulden mußte, da erwachte nicht blos sofort der ingrimmigste Ingrimm in ihm, sondern er beschloß auch sogleich sein Volk von dem fremden drückenden Joch zu erlösen. Aber wie, wie, wie? Ein offener Aufstand konnte nur zu noch ärgerer Unterdrückung führen, weil die Römischen Legionen in zahlreichen wohlbefestigten Lagern standen und überdem von noch weit zahlreicheren Castellen unterstützt wurden. Folglich mußte man zur List seine Zuflucht nehmen und den Feind von Hinten her überfallen und kalt machen. Nachdem Armin mit sich darüber im Reinen war, fuhr er fort, dem Varus schmeichlerische Freundschaft zu zeigen, insgeheim aber vertraute er sich den Besten seines Stammes, deren Herz er kannte, an, und oft und viel beriethen sie um Mitternacht zusammen in Waldeinsamkeit. Dann

wurden auch noch Andere von andern Völkerschaften beigezogen, wie namentlich von den Bruckterern, Sigambrern, Katten, Marsen, Kasuariern und Amsivariern, und Alle, Alle waren darüber einig, daß nichts helfe, als wenn man die Römer, die im Lande saßen, sämmtlich ohne Ausnahme einer Heerde Wölfe gleich auf einem einzigen Treibjagen vernichte. So gedieh die Verschwörung zu einem immer größeren Umfange und hoch und heilig schwur jeder der Theilnehmer, auf den Tag, wo es galt, seine Anzahl Mannen zu stellen. Nicht minder hoch und heilig aber schwur er auch das Geheimniß zu wahren, denn wenn nur Einer plauderte, so waren sie alle verloren.

Trotz dieses Schwures wurde Einer zum Verräther, Segestes, gleich Armin ein Fürst der Cherusker, wie ich oben schon berührte. Er haßte den Armin, weil dieser es gleich nach seiner Rückkehr aus Rom zu einer höchst angesehenen Stellung unter seinen Landsleuten gebracht hatte, während er, Segestes, von denselben bei Seite gesetzt wurde, und wie nun Armin, zu der schönen Thusnelda, der Tochter des Segestes, von Liebe entbrannt, von dem Vater ihre Hand begehrte, wurde sie ihm verweigert. Was that nun Armin? Nun er entführte die schöne Thusnelda, ohne daß diese sich der Entführung widersetzt hätte, und machte sie sofort zu seinem Weibe. Hiedurch minderte sich der Haß des Segestes, wie man sich wohl denken kann, keineswegs; seinen Höhepunkt aber erreichte er, wie die versammelten Verschwornen, also die Edelsten der sämmtlichen norddeutschen Völkerschaften, nicht ihn, wie er gehofft hatte, sondern den Jüngling Armin zum obersten Feldhauptmann erwählten und demselben während der Kriegsdauer alle Gewalt übertrugen. Voll Wuth eilte also Segestes zu Varus und theilte ihm Alles mit, was er von der Verschwörung wußte. Ja selbst die Namen der Verschwornen nannte er ihm und natürlich vor allem den Namen des Armin, des Gemahls seiner eigenen Tochter. Allein eben aus letzterem Grunde hielt Varus die ganze Mittheilung für eine Fabel und zwar für eine absichtlich erfundene Fabel, denn er wußte gar wohl, daß Armin des Segestes Tochter entführt und dadurch des Vaters Haß auf sich geladen hatte. Weil nun aber Varus die Denunciation für eine Fabel hielt und weil er zugleich die Germanen so sehr verachtete, daß er sie für viel zu feig und gering

hielt, um sich in eine freiheitliche Verschwörung einzulassen, wies er den Segestes kurzweg ab und fuhr fort, den Armin zu begünstigen.

Solches geschah zu Ende des Monats August im Jahr 9 nach Christus und fast unmittelbar darauf erhielten die Verschwornen einen Wink über die Verrätherei des Segestes. Sie hielten daher dafür, daß sie mit dem Losschlagen nicht mehr länger warten dürften, und sofort reisten die aus dem Stamme der Sigambrer und Marsen spornstreichs aber heimlich in ihre Heimath an der Ems ab. Einige wenige Tage später erschienen Eilboten bei Varus, welche meldeten, daß der größte Theil der Sigambrer und Marsen die Fahne des Aufruhrs erhoben und alle Römer, die in ihren Marken wohnten, erschlagen hätten. Diese Nachricht versetzte ihn in Feuer und Flamme und alsbald beschloß er, mit seinem ganzen Heere aufzubrechen, um die Empörer zu Paaren zu treiben. Ja sein Lager selbst wollte er an die Ems verlegen, um seine Hand desto schwerer auf dem Lande der Sigambrer und Marsen lasten lassen zu können, und deßwegen befahl er auch den Aufbruch des Trosses, das heißt der Weiber und Kinder mit dem Gepäck und mit Allem, was sonst an einem Lager hängt. Wie nun aber die Verschwornen diese Kunde vernahmen, ha, wie da ihre Herzen vor Jubel aufschwollen, denn es war ja jetzt gelungen, was sie mit List erstrebt hatten! Deßwegen hatten ja in ihrem Rücken die Marsen und Sigambrer losschlagen müssen, um den Varus mit sammt allen seinen Streitkräften aus den wohlbefestigten und unangreifbaren Standquartieren an der Weser oberhalb preußisch Minden wegzulocken, und ohne etwas zu ahnen war er der Lockung gefolgt. Jetzt galt es nur noch ihn zu überfallen, ehe er auf dem Wege nach der mittleren Ems die Festung Aliso erreichte, und zwar an einer Stelle des Teutoburger Waldes — denn diesen mußte er nothwendig durchziehen — wo es für ihn am schwierigsten war, seine Streitkräfte in ihrer Gesammtheit zu entwickeln.

Am Ende der ersten Woche des Monats September brach Varus sein Lager ab, doch ehe er abmarschirte, gab er seinen ersten Offizieren und Beamten noch ein glänzendes Gastmahl, zu welchem er auch die Vornehmsten der anwesenden Germanen einlud. Da ergriff Segestes die Gelegenheit nochmals und drang in den römischen Statthalter,

den Arnim nebst den andern deutschen Fürsten, die er ihm bezeichnete, verhaften zu lassen, denn sonst laufe er die größte Gefahr. Doch auch dießmal wieder wies ihn Varus mit Hohn ab, da ja Armin und die Andern ihm versprochen hatten, nach wenigen Tagen mit zahlreichen Hülfsvölkern zu ihm zu stoßen. Den Erstern verlachte er, dem Letztern traute er, und es war also gerade, als ob ihn Gott mit Blindheit geschlagen hätte.

Den 7. und 8. September marschirte das römische Heer ohne irgend Hindernisse zu finden; am 9. aber erreichte es gegen Mittag den unwegsamsten und schluchtenreichsten Theil des Teutoburger Waldes im Lande der Brukterer. Wie Einige meinen, die Gegend unfern der jetzigen Kreisstadt Beckum, wie Andere behaupten, die frühere Wildniß zwischen Uffeln, Detmold und Lippspringe. Am hellen Mittag war's hier des dichten Waldes wegen so finster, wie in der Nacht, und das Marschiren wurde noch extra dadurch sehr erschwert, daß der Boden der vielen Zuflüsse der Werra wegen meist gleichsam einen Sumpf bildete, während anderwärts wieder den Vordringenden die steilsten Felsenmauern entgegenstarrten. Armin kannte diesen Theil des Waldes, der sich in solcher Urwildniß mehrere Meilen lang erstreckte, gut genug und war deßhalb auf Nebenwegen mit den Verschwornen dahin vorausgeeilt. Auch ließ er die Vorhut der Römer, wie sie gegen Mittag nahte, ganz ungehindert weiterziehen und selbst das Mitteltreffen belästigte er nicht; über die Nachhut dagegen, bei welcher der Troß war, fiel er plötzlich mit solcher Wuth her, daß die Römer bald vor Entsetzen außer sich kamen und, allen Widerstand aufgebend, ihr Heil in der Flucht suchten. Doch, wohin sie sich wandten, überall standen Deutsche, die gleichsam aus der Erde hervorwuchsen, und ohne Gnade wurden die Fliehenden, selbst Weiber und Kinder, hingemordet. Varus that sein Möglichstes, um der Nachhut zu Hülfe zu kommen, allein des Terrains wegen war dieß unmöglich und so fielen gleich am ersten Tage verschiedene Tausende der Rache der Deutschen. Mit dem Einbruch der Dunkelheit übrigens hörte der Kampf auf und Varus ließ nun so gut es ging Schanzen aufwerfen, um wenigstens in der Nacht Ruhe zu haben.

Den andern Morgen in aller Frühe befahl Varus das über=

flüssige Gepäck zu verbrennen, dieweil dasselbe auf dem Marsch nur hinderlich sein konnte, und dann brach er auf in der Richtung nach der Festung Aliso. Der Weg war im Anfang nicht schlecht und die Armee konnte also in ziemlicher Ordnung marschiren. Allein nach wenigen Stunden erreichte man ein dichtbewaldetes sumpfiges Thal und ha, wie es nun plötzlich mit Pfeilen auf sie hineinregnete! Jeder Baum war gleichsam lebendig und Hunderte und Aberhunderte wurden zum Tode getroffen, ohne daß sie nur den Feind gesehen hätten. Da öffnete auch noch der Himmel seine Schleussen und es brach ein Unwetter aus, wie es nur im Gebirge möglich ist. Ja in so furchtbarer Weise tobte der Sturm und in solcher Masse stürzten die Wasser herab, daß die Römer auf dem schlüpfrigen Boden keinen Halt mehr hatten und die Sehnen ihrer Bogenstränge, weil schlaff geworden, sich nicht mehr spannen ließen. Die Deutschen aber, hei, mit welcher Lust sie jetzt ihre Schlachtgesänge brüllten, und wie die Einen mit ihren Speeren auf die Römer losstürmten, während die Andern die schwersten Steine auf dieselben herabwälzten! Wohl stellten sich Einzelne der Feinde, wo es ging auch ganze Cohorten zur Wehr; wohl kämpften sie mit einem Muth und einer Ausdauer, welche die höchste Bewunderung verdienten; allein was half es sie, da sie in diesen Thalschluchten keine Schlachtlinie bilden konnten! Was half es sie gegen eine Ueberzahl, die mit jeder Stunde noch zunahm, denn von allen Seiten stürmten nun die Germanen herbei, um an dem Rachegemetzel Theil zu nehmen! Endlich neigte sich auch dieser Tag, aber wie traf die Nacht das stolze Heer, das vor zweimalvierundzwanzig Stunden noch ganz Germanien Trotz geboten hätte! Wahrhaftig in einem Zustande, der wirklich erbarmungswürdig war. Vor Todesmüdigkeit, weil sie fast übermenschliche Anstrengungen durchgemacht, konnten sich die Soldaten, soweit sie noch nicht massacrirt waren, kaum mehr aufrecht erhalten, und sanken an der Stelle, wo Halt gemacht wurde, geradezu um. Sie sanken um, mitten in den Koth und die Pfützen hinein und Viele, um nicht wieder aufzustehen. Dann wo blieben jetzt die Lagerfeuer, über denen man die Kessel zum Kochen aufhängen konnte? Kein Einziger hatte die Kraft dazu, diesen Dienst zu versehen, und wenn er sich je auch aufraffte, um Holz

zu fällen, so brannte es nicht, weil der Regen immer noch in Strömen herabgoß. Also nicht einmal Nahrung und Stärkung nach einem solchen Tage! Gewiß, es war zum Verzweifeln! Ueberdem wer stand den Tausenden von Verwundeten bei? Ach Jeder hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß er keine Zeit fand, seinem Nebenkameraden auch nur eine Minute zu widmen. Endlich kam noch das Furchtbarste, das Kriegsgeheul und der Schlachtenruf der Deutschen die ganze Nacht hindurch, so daß man, aus Furcht überfallen zu werden, auch nicht einen Augenblick lang im Schlafe Vergessenheit seines Elends finden konnte!

So sah der dritte Morgen die Soldaten des Varus in einem Zustande, der für sie sehr Schlimmes fürchten ließ. Doch gehorchten sie — so sehr waren sie an die Mannszucht gewöhnt — augenblicklich den erhaltenen Befehlen und marschirten, soweit es möglich war, in geschlossenen Reihen vorwärts. Ein Frühstück aber war ihnen heute ebensowenig geworden, als gestern ein Abend- oder Mittagessen und ihre Kleider klebten naß an ihren Leibern. Dazu noch, wenn sie sich umsahen, die Gewißheit, daß es bereits sehr licht in ihren Reihen geworden sei, ja daß wohl schon zwei Drittel von ihnen zu den Vätern hinüber gegangen waren! „Welches wird wohl unser Schicksal sein?" flüsterten sie sich unwillkürlich zu und eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer. Doch „Vorwärts" hieß die Parole und Vorwärts marschirten sie; in der ersten Stunde sogar völlig unbelästigt. Da kamen sie an eine lange Bucht oder besser gesagt Mulde, und ha, was war das? Rings herum standen die Feinde in unermeßlicher Zahl und empfingen sie mit einem stürmischen Siegesjauchzen, zugleich mit einem Hagel von Geschossen. Dann flog Armin herbei und ordnete wie gestern und ehegestern die Schlacht; die Germanen aber stürzten sich auf die Römer und bohrten ihre Schwerter in deren Leiber. Was dann weiter folgte, möge man mir zu beschreiben erlassen. War es ja doch kein Kampf mehr, sondern nur noch ein Gemetzel, in welchem der letzte Rest der Römer den Untergang fand! Ja wohl, der letzte Rest, denn wenn auch einzelne Wenige nach Aliso entkamen, um von da die grausige Nachricht an den Rhein und dann weiter nach Rom gelangen zu lassen, so waren es doch verschwindend Wenige

Verlag von VOGLER & BEINHAUER in STUTTGART.



Die Hermannsschlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 nach Chr. Geb.

und auch diese fanden nachher, als Aliso von den Deutschen erobert wurde, meist den Tod. Größer fiel noch die Zahl der Gefangenen aus, allein besser wäre es für diese gewesen, den Tod auf dem Schlachtfeld gefunden zu haben, denn, mein Gott, welches Schicksal erwartete sie? Man schleppte sie entweder in die Sklaverei, wo sie ihr ganzes künftiges Leben hindurch die allerniedrigsten Dienste verrichten mußten, oder aber opferte man sie einer furchtbaren Rache, indem man ihnen — besonders den früheren Lictoren, Schreibern und Richtern — die Zunge ausriß oder auch die Augen ausstach und sie dann erst den Göttern opferte. In Voraussicht dessen wollte Quinctilius Varus mit seinen Unterbefehlshabern die Schmach der Niederlage nicht überleben, sondern wie sie sahen, daß Alles verloren sei, stürzten sie sich in ihre Schwerter, und starben so würdiger, als sie gelebt hatten.

Das war die große Schlacht im Toutoburger Walde in Westphalen, welche geschlagen wurde im Jahre 9 nach Christi Geburt, am 9., 10. und 11. September. Es war aber nicht blos ein Sieg, den die Deutschen dort unter Armins Führung erfochten; nein, es war die Vernichtung des ganzen römischen Heeres in der Stärke von mindestens 50,000 Mann und eben damit die Vernichtung der Römerherrschaft im nördlichen Germanien, zwischen Main, Rhein, Elbe und Nordsee. Darum wie nun die Unglücksbotschaft Rom erreichte, mein Gott, welch' gräßlicher Jammer entstand nicht da! Kaiser Augustus selbst, von Verzweiflung befallen, raufte sich das greise Haar aus, zerriß die Kleider, ging stieren Blickes gleich einem Nachtwandler einher, rannte mit dem Kopf gegen die Wand und rief unaufhörlich: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Er meinte nicht anders, als die Germanen würden nun, die furchtbare Niederlage der Römer ausnützend, über den Rhein stürmen, die Gallier zum allgemeinen Aufstand mit sich fortreißen und am Ende in Italien, in Rom selbst eindringen. Wenn sie dieß aber thaten, wie wollte er sich ihrer erwehren, da ihm im Augenblick kein Heer zur Verfügung stand? Verloren war also dann die Frucht so vieler Siege; verloren vielleicht Rom selbst oder wenigstens gedemüthigt und seine Uebermacht auf Jahre hinein gebrochen! Doch wie thörigt! Von all' dem war

nichts zu befürchten, denn so wie die Germanen den Sieg errungen hatten, fielen sie in ihren alten Grundfehler, in den der Uneinigkeit zurück und dagegen halfen alle Ermahnungen und Anstrengungen des Helden Armin nichts. „Unser Land ist frei, was wollen wir weiter?“ sagten sie und begnügten sich damit — natürlich aber jede Völkerschaft für sich in ihrem Stammland — die Castelle und sonstigen Befestigungen der Römer in ihre Gewalt zu bekommen. Dann aber wurde gründlich aufgeräumt und selbst das so überaus feste Aliso, obwohl letzteres erst nach einer längeren Belagerung, als ihm die Lebensmittel ausgegangen waren, wurde dem Erdboden gleich gemacht. Und jetzt, nach Bezwingung dieser letzten Festung, war alles germanische Land zwischen Elbe, Main und Rhein wieder von den Römern gesäubert und der letztere Fluß bildete wieder, wie unter Cäsar, die Gränze gegen Gallien.

Der Leser wird es sich wohl denken können, daß der Kaiser Augustus unmittelbar nach Ueberwindung des ersten Schreckens über die Niederlage des Varus die krampfhaftesten Anstrengungen machte, um ein neues Heer gegen die Deutschen ins Feld zu stellen, denn davon wußte er natürlich nichts, daß dieselben gar nicht daran dachten, ihren Sieg über die Landesgränzen hinaus auszubeuten. Es fiel ihm aber schwer, sogar sehr schwer, die nöthigen Truppen aufzutreiben, denn freiwillig wollte sich im verweichlichten Italien Niemand dazu hergeben und man mußte daher harte Strafen verhängen, ehe man die nöthige Anzahl bekam. Doch endlich nach Jahr und Tag standen acht Legionen marschfertig da und sofort wurde Tiberius mit dem Oberbefehl über dieselben betraut. Doch was that nun Tiberius? Er zog an den Rhein, aber zu einem ernstlichen Angriff der Deutschen, um die Niederlage im Teutoburger Walde zu rächen, ließ er sich nicht herbei, ohne Zweifel, weil er fürchtete, noch ärger geschlagen zu werden, als Varus, und so herrschte mehrere Jahre lang am Rhein fast vollkommene Ruhe. Nicht lange hernach, anno 14 nach Christus, starb der Kaiser Augustus, und da nun Tiberius sein Nachfolger wurde, so versteht es sich von selbst, daß er sofort nach Rom eilte, um sich auf den Cäsarenthron zu setzen.

Zum Feldherrn am Rhein ernannte nun Tiberius den Germanicus,

den Sohn des Drusus (Germanicus war übrigens eigentlich nur sein Beiname, ihm gegeben wegen seiner Feldzüge gegen die Germanen), und dieser, von immensem Ehrgeize erfüllt, schwur nicht blos den Varus zu rächen, sondern auch ganz Germanien in eine bleibende römische Provinz umzuwandeln. Auch schien es, als ob ihn das Glück begünstigen wollte, denn als er noch im Jahr 14 über den Rhein ging, um zuerst den Stamm der Marsen zu unterwerfen, gelang es ihm mit Hülfe des Segestes, jenes verrätherischen Cheruskerfürsten, der sich jetzt mit seinem Anhang den Römern ganz in die Arme warf, die edle Thusnelda, Armins Gattin, in die Gewalt zu bekommen und zugleich das Land der Marsen total zu verwüsten. Allein jetzt durchzog Armin racheschnaubend alle Bezirke der Völkerschaften, die früher unter ihm gekämpft, und alle ohne Ausnahme griffen wieder unter seinem Oberbefehl zu den Waffen. Sofort begann ein furchtbarer volle drei Jahre andauernder Kampf zwischen ihm und Germanicus und mehr als einmal neigte sich die Waage des Glücks den Römern zu. Drang doch im Jahr 15 Germanicus mit einer Armee von 80,000 Mann sogar bis in den Teutoburger Wald vor und fand da Zeit, die modernden Gebeine der unter Varus Erschlagenen zu beerdigen! Schiffte er doch im Jahre 16 auf einer Flotte von nicht weniger als 1000 Schiffen die Ems hinauf und wandte sich dann zu Lande über Osanbrück der Weser zu, um die zerstörte Centralveste Aliso wieder herzustellen! Allein was half ihn dieß Alles? Jedes Mal mußte er sich — und eben so auch seine beiden Unterfeldherren Cäcina und Silius — mit furchtbaren Verlusten wieder über den Rhein hinüber zurückziehen und am Ende der drei Jahre war er um keinen Fuß breit Landes weiter gekommen. Darum rief ihn auch Tiberius im Jahre 17 nach Rom zurück, indem er ihm nicht ohne Hohn bemerkte, daß er selbst früher ohne Heer durch bloße Klugheit mehr ausgerichtet habe, als Germanicus mit fast 100,000 Mann. „Ueberdem," setzte noch Tiberius hinzu, „könne man die Deutschen füglich sich selbst überlassen, denn sobald man dieß thue, so würden sie ihre gewohnten innern Streitigkeiten wieder aufnehmen und sich durch blutige Kämpfe unter einander aufreiben." Also schrieb der Kaiser Tiberius an seinen Neffen Germanicus und man ersieht hieraus,

daß er die Germanen und ihre schlimmen Eigenschaften gut genug kannte; natürlich aber meinte er mit den Worten: „man müsse die Deutschen sich selbst überlassen," nicht das, daß man sich römischer Seits gar nichts mehr um sie bekümmern solle, sondern er meinte, man solle den offenen Krieg mit ihnen aufgeben, weil man durch Ausbeutung des inneren Haders unter den Germanen sich die gewünschten Vortheile viel leichter verschaffen könne. Noch ist, ehe ich den Abschluß über Germanicus schließe, zu bemerken, daß ihm im Frühjahr des Jahres 17 (am 27. Mai) der Oheim Tiberius einen Triumphzug wegen seiner langen Kämpfe mit Deutschland verwilligte, und auf diesem Zuge prangte derselbe mit verschiedenen vornehmen deutschen Gefangenen. Unter andern auch mit Thusnelda, der Gattin Armins, sowie mit ihrem dreijährigen Söhnlein Thumelicus, das nachher von den Römern in Ravenna zum öffentlichen Fechter erzogen wurde. Der elende Segestes aber, den die Römer wegen seines Verraths hoch ehrten, hatte die Frechheit, von einem Ehrenplatze aus, den man ihm in Rom bei dem Triumphzug anwies, Tochter und Enkel in Fesseln vorüberschreiten zu sehen.

Was Tiberius von den Germanen vorausgesetzt hatte, das ging nur zu bald in Erfüllung. Deren Zersplitterung in so viele Dutzend Stämme, deren gegenseitige Eifersucht und Anfeindung und besonders deren Mangel an jedem nationalen Gefühl brachte ihnen mehr Schaden, als alle Angriffe von außen, und wenn die römischen Herrscher dieß klug benützten, das heißt, wenn sie bald diesem bald jenem Stamm, der mit einem Dritten haderte, die Hülfe ihres Rathes, ihres Ansehens und was dergleichen mehr ist, zukommen ließen, so konnten sie in der Stellung von Schiedsrichtern und Vormündern ganz Germanien beherrschen. Doch zur Sache. Zu der Zeit, da Drusus die Germanen bekämpfte, trat eine bisher unbekannte, also neue deutsche Völkerschaft auf den Plan, die der Markomannen, oder Gränzmänner. Ganz neu war sie aber eigentlich doch nicht, sondern sie bestand vielmehr aus längst bekannten Bestandtheilen, als da sind Sueven, Narisker, Quaden, Semnonen und andern, welche sich unter dem neuen Namen in das Land beginnend vom Main und der Donau und sich über Böhmen und Mähren bis zur Waag hin erstreckend theilten. Diese

Markomannen nun hatten sich an dem Kampf der Sigambrer und Cherusker gegen Drusus betheiligt, allein unmittelbar nachher, als Drusus sich gegen sie wandte, die römische Oberhoheit anerkannt und zur Verbürgung ihrer Treue Geisseln nach Rom gesandt. Unter die- diesen befand sich auch Marbod, ein Jüngling von ungewöhnlichen Talenten; dazu kühn, hochstrebend und aus einem der edelsten Geschlechter. Daher kam es denn auch, daß der Kaiser Augustus ihn nicht blos — gerade wie den Armin — bei jeder Gelegenheit auszeichnete, sondern ihn auch förmlich dazu aufforderte, sich mit Roms Unterstützung — er gedachte sich seiner als Werkzeug zu bedienen — unter dem Titel eines Königs an die Spitze der Markomannen zu stellen. Es gelang dieß dem Marbod und zwar höchst wahrscheinlicher Weise in den Jahren 4 und 3 vor Christi Geburt. Durch welche Machinationen übrigens können wir jetzt nicht mehr sagen, sicherlich aber nur durch den Beistand der Römer, deren Schutzbefohlene ja, wie wir gesehen, die Markomannen waren. Doch sei dem wie ihm wolle, kaum war Marbod König der Markomannen geworden, so verlegte er den Schwerpunkt seines Reichs nach Böhmen, aus dem er die Ueberreste der keltischen Bojer vertrieb, und gründete sich da eine neue Residenz unter dem Namen Marobodium. Warum nun that er dieß? Nun Böhmen lag gerade in der Mitte zwischen dem römischen Süden rechts von der Donau und dem deutschen Norden links vom Erz- und Riesengebirge und Marobodium konnte also den Handel zwischen dem Süden und Norden vermitteln. Ein anderer noch viel wichtigerer Grund aber war offenbar der, daß Marbod die römischen Legionen nicht so ganz in nächster Nähe haben wollte und zudem glaubte, in dem rings von hohen Bergen umschlossenen Böhmen, in das nicht leicht ein Feind dringen konnte, sich die römische Oberherrschaft recht bald ganz vom Halse schaffen zu können. Demgemäß befahl er zwar seinen Gesandten, die er von Zeit zu Zeit nach Rom sandte, sich gegen den römischen Kaiser tiefunterthänigst, wie es sich für einen sogenannten Bundesgenossen geziemte, zu benehmen, allein nebenbei versäumte er es nicht, sein Reich durch Unterjochung benachbarter Stämme, wie der Longobarden, Hermunduren und Lygier zu vergrößern und, was die Hauptsache, sein Heer, das er auf Römer-

Art einexercirte, auf die äußerst ansehnliche Stärke von 70,000 Fußgängern und 4000 Reitern zu bringen. Schon dieß mußte den römischen Machthabern äußerst verdächtig vorkommen; noch mehr das, daß er nunmehr — das heißt nach Verfluß von etwa sechs Jahren — seinen Ton änderte und statt wie ein unterthäniger Schützling wie ein gleichberechtigter Verbündeter auftrat. Am empfindlichsten jedoch berührte es den Kaiser Augustus, als Viele, welche sich der römischen Botmäßigkeit über der Donau drüben zu entziehen suchten, bei Marbod Schutz und Aufnahme fanden, und es wurde deßhalb der Legat Domitius Ahenobarbus beauftragt, dem König der Markomannen seine wahre Stellung in's Gedächtniß zurückzurufen. Wie nun aber auch dieß nichts half, beschloß der Kaiser Augustus, dem Markomannenreich mit Gewalt ein Ende zu machen und im Jahr 6 nach Christus wurden zu diesem Behufe 12 Legionen aufgestellt. Mit vieren sollte der Legat Sentius Saturninus von Mainz her auf Böhmen vorrücken und mit achten Tiberius von der Donau her; allein siehe da, wie eben die Truppen sich in Bewegung setzen wollten, brach rechts von der Donau in Pannonien und Dalmatien eine längst vorbereitete, furchtbare Empörung — Marbod hatte natürlich dabei seine Hand mit im Spiel — aus, und nun natürlich mußten sich die Römer zu allererst gegen diesen Aufstand wenden, weil dieser ihnen wegen der Nähe von Italien weit gefährlicher war. Somit schloß Tiberius sofort mit Marbod Frieden, und zwar wie man sich denken kann unter Bedingungen, die diesem sehr günstig waren; ebendeßwegen aber betheiligte sich Marbod nicht weiter an dem Aufstand der Pannonier, sondern benützte diese Zeit blos dazu, um sein Reich durch Unterwerfung noch weiterer germanischer Stämme zu vergrößern und zugleich seine Kriegsmacht zu verstärken. Da kam der große Entscheidungskampf zwischen Varus und Nordgermanien und unmittelbar nach gewonnener Schlacht sandte Armin dem Marbod das Haupt des Varus. Darin lag natürlich nichts Anderes, als eine dringende Aufforderung, an dem Kampf gegen Rom Theil zu nehmen, allein Marbod, dem es um nichts zu thun war, als um sein eigenes Interesse, nicht aber um das Interesse oder gar die Freiheit Deutschlands, sandte den Kopf mit einem Beileidsschreiben an den Kaiser Augustus und

hoffte dadurch seinen Frieden mit Rom noch mehr zu befestigen. Ebendeßwegen blieb er auch bei den nachherigen Kämpfen zwischen Norddeutschland und Germanicus gänzlich theilnahmlos und je mehr sich die beiden Kämpfenden aufrieben, desto mehr fühlte er sich befriedigt. Doch der Krieg ging endlich zu Ende und mit demselben endigte auch die bisherige Herrschaft der Römer in Nordgermanien. Selbstverständlich aber bekam nun Marbod seinen Lohn für seine undeutsche Handlungsweise. Von den verschiedenen deutschen Stämmen nämlich, welche er zum nicht geringen Theile mit Gewalt seinem Reiche einverleibt hatte, kündigten ihm jetzt nach den Siegen Armins die Longobarden und Semnonen den Gehorsam auf, vorsichtigerweise jedoch nicht früher, als bis sie von Armin die Zusage erhalten hatten, daß er sie gegen die Wiederunterwerfungsversuche des Markomannenkönigs schützen werde. Umgekehrt aber glückte es dem Letzteren, den Oheim Armins, den Cheruskerfürsten Inguiomer, durch Intriguen aller Art — er stellte ihm vor, daß es eine Schmach für ihn sei, wenn er, der Oheim und ältere Mann, unter seinem Neffen diene — zu sich hinüberzuziehen und so fügte sich Eines zum Andern, so daß es nothwendig zum Kampfe zwischen den Norddeutschen und Markomannen kommen mußte. Schon der Gegensatz, daß Marbod als intimer Freund der Römer auftrat, während die Nordgermanen gegen Alles, was römisch hieß, die bitterste Feindschaft hegten, brachte dieß mit sich; noch mehr das, daß Jener als despotischer Machthaber seinem Reiche nach und nach alle deutschen Stämme unterzujochen strebte, während diese eine Verbindung unabhängiger freier Völkerschaften bildeten. Es kam also zum Kampfe und ein recht mörderischer Kampf muß es gewesen sein; doch wo und wann die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, darüber liegen uns keine näheren Nachrichten vor und nur so viel ist sicher, daß sie in die Zeit von 17, 18 oder 19 nach Christi Geburt fiel. Nicht minder gewiß ist, daß Marbod trotz seines Feldherrntalents und trotz der Stärke seines Heeres unterlag, und wie nun der Tag zu seinen Ungunsten sich neigte, verließen ihn fast alle die Krieger aus den Stämmen, die er gewaltsam unterjocht hatte, um zu Armin überzugehen. Marbod sah sich also genöthigt nach Böhmen zu flüchten, und von hier aus schickte er sofort eine Gesandtschaft an den Kaiser

Tiberius nach Rom, dessen Hülfe erbittend. Diese gewährte Tiberius nicht, sondern vielmehr nützte er die Niederlage Marbods in einer Weise aus, daß es mit dem Markomannen-Reiche, das den Römern schon lange ein Dorn im Auge war, nun schnellstens vollends zu Ende ging. Von ihm nämlich heimlich unterstützt, fiel jetzt (im Jahr 19) ein edler Gothe, mit Namen Katwald, den Marbod früher aus seinem Reiche verbannt hatte, mit Heeresmacht von Pannonien her in Böhmen ein, gewann sofort durch Versprechungen einen großen Theil der über Marbods Tyrannei unzufriedenen Edeln und überrumpelte mit ihrer Hülfe die böhmische Hauptstadt nebst allen darin aufgehäuften Schätzen. So blieb dem noch vor kurzem so übermächtigen Marbod nichts übrig, als zu den Römern zu flüchten und erhielt nun vom Kaiser das Gnadenbrod in Ravenna, wo er ruhmlos, wenn nicht verachtet und verlassen, noch volle achtzehn Jahre lang lebte. Sein Nachfolger als König der Markomannen wurde Katwald, allein wie lange? Wiederum von Rom aus unterstützt, empörte sich gegen ihn der Quadenfürst Vannius und so mußte auch Katwald zu den Römern flüchten, welche ihm Frejus in Südfrankreich zum Aufenthalt anwiesen. Gleich nachher löste sich das Markomannenreich in verschiedene kleine Staaten auf, und hatte nun Tiberius nicht recht, wenn er den Satz aufstellte, daß man durch kluge Benützung der inneren Streitigkeiten unter den Germanen weiter kommen könne, als durch den Kampf mit den Waffen? Ein äußerst gefährlicher Nachbar war zu Anfang des Jahrhunderts das Markomannenreich den Römern gewesen und nun war dieser Feind überwunden, ohne daß man nur nöthig gehabt hätte, das Schwert aus der Scheide zu ziehen.

Ganz auf ähnliche Weise, wie mit Marbod, suchte nun der Kaiser Tiberius mit Armin fertig zu werden und es gelang ihm richtig ohne allzuviele Mühe. Wir haben den Segestes als Verräther an Freiheit und Vaterland kennen gelernt und Menschen gleichen Schlages gab es, wie immer, noch viele. Diese nun, von römischem Gold und römischen Versprechungen gewonnen, überdem voll Neid gegen die hohe Stellung, welche sich Armin unter den Cheruskern sowohl, als unter den andern nördlichen Germanen errungen, fingen an das Gerücht zu verbreiten, Armin trachte darnach, sich zum König

der Germanen aufzuwerfen, und dieses Gerücht fand bald bei Vielen Glauben. So bildete sich eine Partei gegen den großen „Befreier,“ wie man ihn andererseits mit Recht nannte, und es kam zu schlimmen innerlichen Händeln. Ja endlich fiel Armin in einen Hinterhalt und wurde — die Nachricht, der Kattenfürst Gandester habe sich dem Kaiser Tiberius freiwillig erboten, den Sieger vom Teutoburger Walde mit Gift aus dem Wege zu räumen, wenn man ihm das Gift von Rom aus liefere, sei aber von Tiberius abgewiesen worden, weil solche geringe Mittel eines Römers unwürdig seien, will ich als Sage dahin gestellt sein lassen — mit Beihülfe seiner eigenen Verwandten ermordet. Ja wohl ermordet wurde er im Jahr 21 oder 22 nach Christi Geburt, nachdem er kaum sein 37. Jahr zurückgelegt hatte, und die Mörder rühmten sich sogar noch ihrer That. Der unsterbliche Ruhm, der Retter seines Vaterlandes gewesen zu sein, ist ihm aber deßwegen doch geblieben und der ehrliche römische Schriftsteller Tacitus setzte ihm deßhalb schon ein Denkmal für die Ewigkeit. „Er war,“ schreibt Tacitus, „Deutschlands Befreier, darüber ist kein Zweifel. Kühner als andere große Feldherrn griff er Rom nicht an, als dieses im Beginne, nein, als dieses auf der Höhe seiner Machtfülle stand. In Schlachten war er nicht immer glücklich, unbesiegt aber stets im Erfolge des Kriegs. Er lebte 37 Jahre, darunter 12 in der Fülle seiner Macht. Noch besingen ihn die Barbaren; bei uns Römern aber, die wir das Fremde nicht achten, hat er nicht den Ruhm erlangt, der ihm gebührt.“

Sechstes Kapitel.

Der Bataver Civilis und der auf ihn folgende hundertjährige Frieden.

(22 — 160 nach Christus.)

Der patriotische Genius Armins hatte es zu Stande gebracht, daß die einzelnen getrennten deutschen Völkerschaften gegen die fremde Zwingherrschaft der Römer einen Bund bildeten, welchem die Letzteren erlagen. So wie nun aber die Römer von der Zeit an, da Germanicus mit all' seiner Macht nichts gegen Germanien ausrichtete, auf alle und jede fernere Angriffe mit Waffengewalt verzichteten, löste jener Bund sich wieder in einzelne Völkerschaften auf und vollends nach dem Tode des Armin war die alte Uneinigkeit wieder da. Die ganze Welt hätten die Deutschen, wenn sie zusammengehalten hätten, mit Leichtigkeit von dem Römerjoch befreien können, denn viele Decennien hindurch herrschten gerade damals lauter eben so schwache, als ärmliche Kaiser in Rom, welche zu einem kräftigen Widerstand gar nicht fähig gewesen wären, allein sie zogen es vor, ihre besten Säfte in inneren Zwistigkeiten zu vergeuden, und daß diese Zwistigkeiten nie aufhörten, dazu trugen die Römer, der Politik des Tiberius gemäß, ihr Redlichstes bei. Natürlich, dieweil ja die Sicherheit ihres Staates davon abhing, daß die Germanen nicht erstarkten und sich auf Gallien oder Italien stürzten! Durch welche Mittel aber nährten die Römer die Parteikämpfe der Deutschen? Nun sehr einfach dadurch, daß sie einzelne Häuptlinge der Germanen, lauter Männer, welche dem Segestes und Gandester glichen, für sich — natürlich durch Versprechungen und Verlockungen aller Art — zu gewinnen und sofort in ihrem Interesse zu verwenden wußten. Damit übrigens begnügten sie sich noch nicht einmal, sondern sie zogen auch junge germanische Fürstensöhne, die nach Ruhm und Genuß geizten, so sehr auf ihre Seite, daß dieselben mit ganzen Gefolgschaften in ihren Sold traten, und wenn nun schon früher unter Julius Cäsar Tausende von tapfe-

ren Germanen die Reihen der Römerheere ausfüllten, so waren es jetzt ihrer Zehntausende und noch Mehre. Das verweichlichte entnervte Italien lieferte ja schon damals fast keine Soldaten mehr und folglich waren die römischen Kaiser an den deutschen Soldtruppen unendlich froh. Ja selbst ihre Offiziere entnahmen sie fast einzig allein noch den Germanen und die Sicherheit ihrer Person vertrauten sie ohnehin nur ihrer deutschen Leibgarde an. So war es ein klägliches Bild, welches damals unser Vaterland darbot, ja ein so klägliches, daß man mit Recht sagen kann, ein deutsches Vaterland existirte damals gar nicht.

Doch indem wir nun auf die Parteikämpfe der Germanen unter sich selbst zurückkommen, müssen wir constatiren, daß dieselben unter den Cheruskern zu allererst und am heftigsten wütheten. Dieser Völkerstamm hatte unter Armin die erste Rolle in Deutschland gespielt; wie nun aber die Edelsten des Stammes sich in ihrer Verblendung so weit hatten hinreißen lassen, den Armin zu ermorden, ergriff die Freunde des Erschlagenen eine solche Wuth, daß sofort ein blutiger Rachekampf begann. Das Nähere dieses Kampfes kennen wir nicht, aber das wissen wir aus den Zeugnissen römischer Schriftsteller, daß derselbe fünfundzwanzig Jahre lang andauerte und in dieser Zeit das Blut der Cherusker in Strömen floß. Bis zum Jahr 47 nach Christus waren fast alle Edelinge oder Vornehmen gefallen und die Ueberlebenden beschlossen nun, des furchtbaren Blutvergießens müde, den einzigen noch vorhandenen Sproß von Armins Stamm, den Sohn seines Bruders Flavius (über ihn verweise ich den Leser an das früher Gesagte) mit Namen Italicus, sich zum Stammesoberhaupte zu geben, damit so alle Parteien versöhnt würden. Sie schickten also eine Gesandschaft nach Rom an den Kaiser Claudius, den Italicus frei zu geben, und der Kaiser entsprach dieser Bitte sehr gern. Warum auch nicht? Flavius hatte Rom, seit er als Jüngling dahin gekommen war, nie mehr verlassen und sich eine Römerin zur Gemahlin erkoren. Somit erblickte Italicus in Rom das Licht der Welt (daher auch sein Name) und wurde in all' seinem Wesen ein so guter Römer, daß der Kaiser recht wohl wußte, er könne durch ihn seinen Einfluß unter den Deutschen nur noch vermehren. So kam es nun

auch in der That, denn Italicus suchte sofort unter den Cheruskern Alles nach römischer Art einzurichten, allein welchen Eindruck mußte dieß auf den besagten Völkerstamm machen? Nun das Resultat war, daß die inneren Parteikämpfe sich sofort erneuerten und nicht eher endeten, als bis sich der ganze Stamm innerlich aufgerieben hatte. Ja bis derselbe am Ende des ersten Jahrhunderts so gänzlich aus der Geschichte verschwand, daß er am Ende gar nicht mehr genannt wurde!

Wenn nun übrigens die Cherusker sich durch sich selbst ruinirten, so verfolgten sich dagegen andere deutsche Völkerschaften gegenseitig mit einem fast unglaublichen Hasse, und ruhten nicht, als bis Einer den Andern vollständig decimirt, wenn nicht gar dem bleibenden Untergang geweiht hatte. So kämpften zum Beispiel die Chauken und Amsivarier mit einander einen Kampf auf Leben und Tod und das Ende anno 59 war, daß die Amsivarier zum größten Theile vernichtet wurden. So entzündete sich auch ungefähr zu derselben Zeit zwischen den Hermunduren und Katten um den Besitz von Salzquellen, die auf ihrer beiderseitigen Gränze lagen, ein heftiger Krieg und zwar ein solch' heftiger, daß die Katten schwuren, wenn sie siegten, alles Lebende, das in ihre Hände falle, also sämmtliche Männer, Weiber, Kinder, Rosse und Viehheerden der Hermunduren den Göttern zu opfern. Nun siegten aber schließlich die Hermunduren und um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, schlachteten sie in Wirklichkeit alle ihre noch überlebenden Feinde ab. So — — doch welchen Werth hätte es, die verschiedenen Parteikämpfe der Deutschen unter einander noch weiter im Einzelnen aufzuführen? Genug, unsere Voreltern, die im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt lebten, zerfleischten sich selbst, und hievon zog natürlich Niemand einen Nutzen, als nur allein die Römer. Natürlich, denn ein auf diese Art geschwächter Feind konnte ihnen nie und nimmermehr gefährlich werden. Im Gegentheil, sie durften hoffen, daß alle die germanischen Völkerschaften, welche an den Gränzen wohnten, sobald sie von diesem oder jenem Stamm hart angegriffen würden, ihren Schutz anriefen und am Ende in jenes Verhältniß der Bundesgenossenschaft traten, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe.

So glänzend nun aber auch die Aussichten Roms sich durch das gänzlich unnationale Gebahren der Deutschen sich gestalteten, so kam doch gerade jetzt, in der Mitte der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts ein Zeitpunkt, der beinahe die verderblichsten Folgen für die römische Herrschaft gehabt hätte. Wir haben weiter oben gesehen, daß es den Römern schon unter Cäsar und Drusus gelungen war, verschiedene deutsche Völkerschaften links vom Rhein, wie z. B. die Bataver, Friesen und Andere ohne Kampf zu Bundesgenossen zu gewinnen, und diese Völkerschaften hatten sich deßwegen dazu hergegeben, weil man ihnen für ihre Freundschaft wahrhaft goldene Berge versprochen hatte. Doch wie wurden sie nachher behandelt? Nun sie Alle, besonders aber die Friesen, konnten schon nach kurzem ein Lied davon singen. Wenn man nämlich auch in den ersten Jahren mit einer gewissen Rücksicht gegen sie verfuhr, so glaubten die Herren Römer doch, nachdem sich ihre Herrschaft am Rhein befestigt, aus einem andern Ton sprechen zu dürfen und man begegnete ihnen von nun an nicht mehr wie gleichberechtigten Freunden, sondern wie Schützlingen, die für den Schutz, den man ihnen angedeihen ließ, einen Tribut zu bezahlen hätten. Der Tribut war übrigens für den ersten Anfang gering, indem er nur in der Lieferung von etlichen Tausend Ochsenhäuten bestand, allein wie nun im Jahr 28 nach Christus der Römer Olennius, ein ebenso gewaltthätiger, als geiziger Mann, als Statthalter an den Unterrhein kam, schoß er die gelieferten Häute als unbrauchbar aus und verlangte bessere und immer bessere Waare. Die Friesen suchten ihn so gut es ging zu befriedigen; je nachgiebiger sie sich aber zeigten, um so brutaler wurde er, und nahm ihnen frischweg ihre Stiere weg. Ja nicht einmal damit gab er sich zufrieden, sondern er forderte vielmehr von vielen Jahren her den rückständigen Tribut und wie diesen die Friesen nicht aufzubringen vermochten, führte er ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei ab. Doch jetzt, man schrieb das Jahr 28, geriethen die Mißhandelten in eine furchtbare Wuth, und alsbald nach den Waffen greifend erschlugen sie alle römischen Soldaten, die den Tribut eintreiben sollten. Olennius, der über Hals und Kopf geflohen war, holte am Oberrhein ein Heer zur Hülfe herbei, allein auch diesem Heere brachten die Friesen eine herbe Nieder-

lage bei und somit befahl der Kaiser Tiberius unter allen Bedingungen Frieden mit ihnen zu schließen. Mit andern Worten, man ließ den Friesen den Tribut nach, und weil man sie mit Freundschaftsversicherungen von neuem überhäufte, wurden sie wieder, was sie früher gewesen waren: „römische Bundesgenossen.“

Von der Noth getrieben, hatten die Römer den Friesen diese Zugeständnisse gemacht, allein deßwegen blieben sich die genannten Zwingherren doch gleich und so wie es nur irgend ging, drückten sie auf ihre Verbündeten und Schutzbefohlenen in einer Weise, daß ihnen Sehen und Hören verging. Dieser furchtbare Druck sollte im Jahr 69 zu einem neuen Aufstande führen und zwar zu demjenigen, von welchem ich oben gesagt habe, daß er beinahe die verderblichsten Folgen für die römische Herrschaft gehabt habe. Zwei junge Männer, mit Namen Claudius und Paulus Civilis, dem vornehmsten Geschlechte unter den Batavern angehörig, hatten ums Jahr 60 nach Christus, wie so viele ihrer Landsleute bei den Römern Kriegsdienste genommen und sich dabei verschiedentlich ausgezeichnet. Claudius Civilis war sogar in einer Schlacht um das Eine seiner Augen gekommen. Trotzdem erschienen sie den römischen Oberbehörden verdächtig, weil sie nicht alles Römische öffentlich lobpriesen, sondern ihren freien Mannesmuth mit Stolz wahrten. Bald fand sich ein Grund, den Paulus Civilis des Hochverraths anzuklagen und nach oberflächlicher, zudem partheiischer Untersuchung, ohne daß sein Verbrechen irgend erwiesen gewesen wäre, richtete man ihn hin. Seinen Bruder Claudius dagegen sandte man in Ketten nach Rom, damit Kaiser Nero über ihn bestimme, und dieser ließ ihn lange im härtesten Gefängniß schmachten. Kaiser Galba, der Nachfolger Nero's, schenkte ihm nun allerdings zu Anfang des Jahrs 69 die Freiheit, um durch ihn die batavischen Cohorten für sich zu gewinnen; allein Claudius Civilis hatte des Unrechts von den Römern bereits allzuviel erduldet, als daß in ihm noch ein anderes Gefühl, als das der Rache hätte leben können. Er eilte also nach seiner Heimath und schwur, sich Bart und Haupthaar nicht eher wieder zu kürzen, als bis er den Römern reichlich vergolten hätte, was sie ihm, seinem Bruder und seinen Landsleuten Schlimmes gethan. Das war eine große Abrech-

nung, allein er fühlte sich Manns genug dazu, sie zu seinen Gunsten abzuschließen, und daß die Bataver, seine Landsleute, auf seine Seite treten würden, darauf glaubte er sich ebenfalls verlassen zu dürfen. Ueberdem erschienen ihm die Zeitumstände äußerst günstig. Nachdem nämlich der Kaiser Galba nur wenige Monate nach seiner Thronbesteigung ermordet worden war, gab es im römischen Reiche zwei Machthaber, die sich um die Kaiserkrone stritten, der Eine mit Namen Vitellius, der Andere Vespasian, und diese zogen natürlich alle nur irgend verfügbaren Truppen an sich, um sich gegenseitig zu bekämpfen. In Folge dessen wurde auch der Unterrhein von römischen Truppen entblößt und es konnte also nicht schwer fallen, dorten die römische Herrschaft abzuschütteln. Durch diese Umstände ermuthigt, versammelte Civilis bei einem nächtlichen Festmahle in einem heiligen Haine die Vornehmsten, Entschlossensten und Tapfersten seiner Landsleute um sich und wußte ihnen die Bedrückungen der Römer in so glühenden Farben zu malen, daß allesammt schwuren, nicht eher zu ruhen, als bis der ganze Unterrhein von der lateinischen Herrschaft befreit sei. Zugleich versprach Jeder, mit all' den Seinigen sich um Claudius Civilis zu schaaren, sobald dieser den Kampfruf erschallen lasse, und nicht minder wurde beschlossen, in aller Heimlichkeit Gesandte an die Friesen, Canninefaten und andere unterdrückte germanische Völkerschaften zu senden, um sie ebenfalls zum Aufstande aufzureizen. Ja selbst die keltischen Gallier hoffte man wenigstens zum Theil gewinnen zu können, so wie ohnehin die auf dem rechten Ufer des Unterrheins wohnenden Deutschen, welche stets bereit waren, den Kampf mit den verhaßten Römern aufzunehmen. Man sieht hieraus, wie vorsichtig, oder noch besser gesagt, wie umsichtig Claudius Civilis zu Werke ging, und wie nun die Canninefaten unter ihrem tapferen Anführer Brinno noch im Frühjahr 69 die Rebellion damit begannen, daß sie alle Römer in ihrem Bezirke todtschlugen, erfüllte bald den ganzen Unterrhein ein mächtiges Waffengetöse. Die Römer widerstanden so gut sie konnten; allein in allen kleineren wie größeren Treffen blieb Civilis Sieger und die Folge hievon war, daß seine Anhänger, Vertrauen fassend, sich in immer größeren Massen um ihn schaarten. Selbst unter den Galliern gegen Belgien hin regte es sich

gewaltig und da und dort brachen Aufstände aus. Was aber die Hauptsache, Civilis verstand es, die Seherin Velleda, eine von den Deutschen hochverehrte Jungfrau, welche auf einem Thurme an der Lippe lebte, durch eine Gesandtschaft — die Gesandten überbrachten ihr das Köstlichste der bereits gemachten römischen Beute — für sich zu gewinnen, und wie nun diese den Untergang der Römer laut verkündete, traten alsbald rechtsrheinische germanische Stämme, wie besonders die Brukterer und Tenchterer auf seine Seite. Mit ihrer Hülfe wurde sofort das jetzige Xanthen — damals Castra vetera geheißen — eine Hauptniederlage der Römer erstürmt, wobei alle römischen Soldaten über die Klinge springen mußten, und selbst die Stadt Köln oder Colonia Agrippinae, der Hauptsitz der römischgesinnten Ubier und zugleich eine noch größere Niederlassung der Römer, als Xanthen — die Stadt wurde anno 37 vor Christus auf Antrieb des Marcus Agrippa von den Ubiern angelegt, aber dann 50 Jahre nach Christus von des Kaisers Claudius Gemahlin, Agrippina bedeutend vergrößert — mußte zu ihnen übergehen. Ja um's kurz zu sagen, der ganze Unterrhein warf das römische Joch ab und in ganz Gallien hielten sich nach Jahresfrist nur noch einzelne wenige Festungen. Nunmehr jedoch sollte sich die Sache schnellstens wieder zu Gunsten der Römer wenden. Am 30. Oktober 69 nämlich hatte Vespasian seinen Gegner Vitellius, einen Schlemmer und Vielfraß wie es wenige gab, bei Cremona aufs Haupt geschlagen und gleich darauf war dieser von seinen eigenen Soldaten ermordet worden. Damit fiel die Herrschaft über das große römische Reich dem Vespasian alleinig zu und sofort beutete er die Beendigung des Bürgerkriegs dahin aus, daß er einen Theil seiner siegreichen Legionen unter seinem im Kriege ergrauten Feldherrn Cerealis gegen Gallien und den Unterrhein verwandte. Da, wie nun die keltischen Gallier die Römer anrücken sahen, kam augenblicklich eine tödtliche Angst über sie und sie folgten der ersten Aufforderung des tapferen Gegners, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nicht minder gelang es dem Cerealis, von den germanischen Stämmen diejenigen, welche früher zu Rom gehalten, durch heimliche Drohungen und Versprechungen wieder auf seine Seite zu ziehen, und sie fielen also nach einander von dem Banner des

Civilis ab. Ja die Ubier in Köln ermordeten sogar hinterrücks alle Deutschgesinnten, die dort ihren Aufenthalt hatten, und lieferten des Civilis Weib und Tochter, deren sie habhaft wurden, an den Cerealis aus. Das waren harte Schläge für den Civilis und seine Bataver; allein sie ließen sich dadurch nicht entmuthigen, sondern mannhaft fuhren sie fort, dem Feinde die Stirne zu bieten. Doch immer neue Truppen zog Cerealis herbei und immer größer wurde die Anzahl derer, die von Civilis abfielen, denn hierunter gehörten selbst die Germanen vom rechten Rheinufer, weil sie nach alter leidiger Gewohnheit unter einander Streit bekamen. So sah sich Civilis endlich im Jahre 71 genöthigt, sich auf die Inseln, welche durch die verschiedenen Rheinarme gebildet werden, zurückzuziehen und von hier aus durch künstlich erzeugte Ueberschwemmungen — vermittelst Durchstechung der Rheindämme — einen verzweifelten Vertheidigungskrieg zu führen. Was Wunder also, wenn er nunmehr den ehrenvollen Anerbietungen des Cerealis nachgab und für sich und die Bataver einen sehr vortheilhafen Frieden mit den Römern abschloß? Solches geschah zu Ende des Jahres 71 nach Christus und wenn uns nun auch kein Schriftsteller die näheren Friedensbedingungen meldet, so wissen wir doch, daß die Bataver von dieser Zeit an wieder geehrte Bundesgenossen der Römer wurden, frei von allen Abgaben und Steuern und zu nichts verpflichtet als zu Stellung von Hülfstruppen. Sie also wenigstens gingen aus dem blutigen Aufstand so zu sagen unbesiegt hervor und dieß dankten sie rein blos ihrem Feldherrn Civilis, der von dieser Zeit an noch viele Jahre lebte, gleich geachtet von Römern und Deutschen; einen Einfluß auf die Weltlage selbst aber hatte der batavische Aufstand nicht ausgeübt, denn Alles blieb nach wie vor beim Alten, während dagegen die Folge des Armin'schen Kampfes gegen die Römer die bleibende Freiheit von Nord- und Mitteldeutschland, also alles Landes rechts vom Rhein und links von der Donau, gewesen war.

Von jetzt an herrschte fast hundert Jahre lang Frieden zwischen den Römern und Germanen. Mit andern Worten, die Germanen in der Mitte und im Norden Deutschlands fuhren fort sich durch innere Bürgerkriege zu zerfleischen, wie besonders die Brukterer und

Angivarier, die Sueven und Gothen, die Markomannen und Quaden, und wie sie sonst noch geheißen haben mögen; die Römer aber befleißigten sich ihre Herrschaft links am Rheine und rechts von der Donau, sowie in dem großen Territorium zwischen den Anfängen des Rheins und der Donau gut zu befestigen, und die dort wohnenden deutschen Völkerschaften, obwohl sie den Namen von Verbündeten führten, wurden von ihnen nach und nach vollständig romanisirt. Ja wohl überall in jenen Gegenden kam römische Sitte und Kleidung, römisches Recht und Gesetz, ja sogar römisches Sprechen und Denken mehr und mehr zur Geltung und das Deutsche verschwand so gründlich, daß man es vergeblich mit der Laterne gesucht hätte. Wie wäre dieß aber auch anders möglich gewesen? Entlang nämlich dem linken Ufer des Rheins von seinem Ursprung bis zu seinen Mündungen und entlang dem rechten Ufer der Donau bis zu deren Einfluß ins schwarze Meer wurde von den Römern Festung an Festung erbaut und in allen diesen Festungen lagen römische Legionen, welche römische Sitte, römische Sprache, römische Ueppigkeit, überhaupt den Romanismus verbreiteten. Nicht minder aber auch zogen die römischen Kaiser, besonders Trajan und Hadrian, zur Verbindung der oberen Donau mit dem Oberrhein, zwischen Hienheim an der Donau (im Landgerichte Kelheim, gleich weit von Regensburg und Ingolstadt entfernt) und Siegburg am Rhein (unweit Bad Ems und Miltenberg am Main) durch's jetzige Bairische, Württembergische und Badische ein großmächtiges Befestigungswerk — dasselbe bestand aus einer breiten, durch fortlaufende Wälle und Gräben, sowie durch dicke Mauern, Thürme und Castelle befestigten Straße und seine Trümmer heißen jetzt noch beim Volke Pfahlgraben, Teufelsmauer und Heidenmauer — hin und hinter diesem Gränzwall, dessen Thürme und Castelle ebenfalls starke römische Besatzungen erhielten, wurde natürlich noch weniger Deutschthum geduldet, als links vom Rhein und rechts von der Donau. Ja man nahm zu Ansiedlern in den dortigen Ländereien einzig und allein nur gut römischgesinnte Mannen, meist Veteranen oder ausgediente Soldaten der Armee, sie mochten nun ihre ursprüngliche Heimath über den Alpen drüben oder hüben haben, und überließ ihnen das Land kostenfrei gegen die bloße Abgabe des Zehnten (daher der Name: Zehntland

oder agri decumates), um sie durch solche Freigebigkeit total für die römischen Interessen zu gewinnen! Wie gestaltete sich nun aber das Leben in jenen Gränzgebieten? Nun natürlich der oberste Herrscher war der jeweilige Proconsul und derselbe richtete sein Hauptaugenmerk auf Zweierlei. Einmal darauf, Alles nach dem Muster von Rom einzurichten, und sodann darauf, die Armee immer in einem vortrefflichen Stand zu erhalten. Ebendeßhalb florirte dorten auch das Werbegeschäft in einem großartigen Glanze und man suchte von Germanen so viele, als nur irgend ging, den römischen Legionen einzuverleiben. An solchen aber, die sich ködern ließen, fehlte es nie, denn in den Germanen lebte eine unbezähmbare Kriegslust und es fiel ihnen nicht ein, sich Vorwürfe darüber zu machen, wenn sie in den Reihen der fremden Eroberer gegen das eigene Vaterland geführt wurden. Ueberdem kamen Viele flüchtig aus dem Innern Deutschlands an die Gränzen, weil sie in Folge der ewigen Kämpfe der germanischen Stämme unter einander als Besiegte ihr engeres Vaterland hatten verlassen müssen, und diese traten dann in die römische Armee ein, um Rache an ihren Besiegern nehmen zu können. Noch Andere, vielleicht die Meisten, lockte der hohe Sold, der bezahlt wurde, und diese insbesondere bemühten sich durch äffische Nachahmung des Römischen ihre Verachtung gegen das angestammte Deutsche an den Tag zu legen. Also traurig sah es in allen deutschen Provinzen links vom Rheine und rechts von der Donau, sowie in den Landen zwischen Donau und Rhein jenseits des großen römischen Gränzwalles aus.

Doch wie hießen nun diese deutsch-römischen Gränzgebiete und wie die Städte, die allda von den Römern in's Leben gerufen wurden? Das rechte Ufer der Donau theilten die Römer in vier Provinzen ein und es hieß die erste Rhätien (Rhätia), reichend vom Lech bis zu dem Inn und von den Quellen der Donau und des Rheins bis nach Salzburg und Ingolstadt. Hauptstadt dieser großen Provinz, welche durch vortreffliche Heerstraßen mit Helvetien und Gallien (der Schweiz und Frankreich), so wie über die Alpenpässe mit Italien verbunden wurde, war Augsburg — Augusta Vindelicorum — und noch jetzt findet man ihres großartigen Aufschwungs Spuren genug. Andere Städte oder Niederlassungen hießen Brigantium (Bregenz),

Campodunum (Kempten), Regina castra (Regensburg), Quintana (Osterhofen), Drusomagus (Druisheim an der Schmutter), Pons Drusi (Botzen), Tridentum (Trient) und Maja (Meran). Später wurde diese Provinz in zwei Theile zerschnitten, in Rhätia prima und secunda, oder auch, wie man noch häufiger sagte: in Rhätia und Vindelicia, von welchen beiden ersterer Theil das Alpenland, letzterer das Donau- und Lechland umfaßte. Die zweite Provinz hieß Noricum, d. i. das Land der Noriker, und umfaßte das jetzige Baiern östlich vom Inn, von Tyrol das Pusterthal und den Pinzgau, Salzburg und das Salzkammergut, fast ganz Ober- und Niederösterreich, sowie endlich Steiermark und Kärnthen nebst den nördlichen Strichen von Krain. Von bedeutenden Niederlassungen aber nenne ich: Juvavia (Salzburg), Lintia (Linz), Celeja (Cilly), Castra batava (Passau; es lag hier eine aus Batavern bestehende Besatzung), Emona (Laibach) Petovium (Pettau), Laureacum (Lorch), Ovilia (Wels), Tergeste (Triest), Noreja (Neumarkt), Teurnia oder Tiburnia (bei Spital in Oberkärnthen) und Virunum (Klagenfurt). Die dritte Provinz wurde Pannonia getauft und umfaßte außer den östlichen Theilen von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ganz Ungarn zwischen der Donau und Sau, sowie Slavonien und einen Theil von Croatien und Bosnien. Hier waren die wichtigsten Niederlassungen Vindobona, auch Juliobona genannt (Wien), dann Poëtorium (Pettau), Carnuntum (Deutsch-Altenburg), Sabaria (Stein am Anger), Arrabo (Ruba-Hidveg), Siscia (Sisseк), Nauportus (Ober-Laibach), Mursia (Esseck), Cibalis (Vinkoucze), Taurunum (Semlin) und Sirmium (Mitrovicz). Die vierte Provinz endlich hieß Moesia und erstreckte sich von Ungarn bis zu den Mündungen der Donau im schwarzen Meere. Ein Weiteres aber über diese Provinz zu sagen, finden wir nicht für nöthig, da sie mit unserer Geschichte nie in irgend eine Verbindung trat.

Wie das rechte Donaufer, so wurde auch das linke Rheinufer in vier Provinzen getheilt, nämlich Nummer eins in die Provinz Helvetia, Nummer zwei in die Provinz Germania prima, Nummer drei in die Provinz Germania secunda und Nummer vier in die Provinz Belgica. Helvetia war nichts anderes als die jetzige Schweiz und erstreckte sich vom Bodensee (Lacus Brigantinus) bis zum Genfersee

(Lacus Lemanus), sowie von den Anfängen des Rheins bis zum Juragebirge oder der Provincia Sequanorum. Als Hauptniederlassungen aber sind zu nennen: Augusta Rauracorum (Basel oder vielmehr Augst bei Basel), Aventicum (Avenche oder Wiflisburg), Vindonissa (Windisch oder Bruck an der Aar), Noviodunum (Nyon am Genfersee), Viviscum (Vivis oder Vevay), Eburodunum (Yverdun), Salodurum (Solothurn) und Thuricum (Zürich). Germania prima oder superior umfaßte alle Lande des Oberrheins bis zur Mündung der Nahe und erstreckte sich westlich bis zu den Vogesen. Als Hauptstadt florirte Moguntia (Mainz) und die römischen Bauüberreste, die sich daselbst vorfinden (Wasserleitung und Theater), zeugen davon, welche Pracht einstens daselbst geherrscht haben muß. Weitere ebenso große als feste Plätze waren Argentoratum (Straßburg), Tabernae (Rheinzabern), Nojomagus (Speyer gegenüber dem Melibocus im Odenwald), Borbetomagus (Worms), sowie Concordia (Altstadt bei Weissenburg), und überdem gab es noch mehr als hundert kleinere Städte. Die Germania secunda oder inferior zog sich von der Nahemündung den Rhein hinab bis zu dessen Mündungen und hatte nach Westen zu die Ardennen und die Schelde zur Grenze. Den Mittelpunkt dieser Provinz bildete die Stadt Köln (Colonia Agrippinae), von der schon weiter oben die Rede gewesen ist und über die ich nur noch nachzutragen habe, daß sie wohl die blühendste und reichste Römerkolonie am Rheine war, welcher die Kaiserin Agrippina eine Menge von Vorrechten ausgewirkt hatte. Uebrigens auch viele andere blühende Römerniederlassungen gab es hier, wie namentlich Confluentia (Coblenz), Bonna (Bonn), Novesium (Neuß), Castra vetera (Xanthen), Antumnacum (Andernach), Bingium (Bingen), Tolbiacum (Zülpich), Juliacum (Jülich), Aquae (Aachen), Durnomagus (Dormagen), Buruncum (Worungen), Rigomacum (Rheinmagen), Vosavia (Oberwesel) und Bontobrice (Boppard). Ja man darf dreist annehmen, daß in diesem Ländergebiete alle nur irgend bedeutenden Anwesen der Herrschaft der Römer ihren Ursprung verdanken oder wenigstens aus ihren soldatischen Niederlassungen herausentwickelten. Ganz dasselbe gilt auch von der vierten römischen Rheinprovinz, Belgica geheißen, denn sie zählte der größeren Niederlassungen (Augusta Suessionum oder Sois-

sons, Augusta Vermanduorum oder Vermandois, Noviomagus oder Nymwegen, Turnocum oder Dornik, Cameracum oder Cambray, Lugdunum oder Leyden, Trajectum oder Utrecht, Mediomatrica oder Metz u. s. w.) eine Menge und ihre Hauptstadt Augusta Trevirorum (Trier) war reicher an öffentlichen Kunstbauten, als da sind Amphitheater, Tempel, Bäder und Paläste, denn fast irgend eine andere römische Colonie.

Das waren die acht römisch-germanischen Provinzen, welche sich längs des linken Rhein- und des rechten Donauufers hin ausdehnten; eine neunte, ebenfalls durch und durch romanisirte Provinz aber war das sogenannte Zehntland (agri decumates), welches, fast ganz Baiern, Württemberg und Baden umfassend, hinter dem riesigen, an die 70 Meilen langen Gränzwall lag und östlich von Rhätien, südlich von Helvetien und westlich von Germania superior begränzt wurde. Die Hauptstadt dieser Provinz nannte sich Sumlocenne oder Samulocennis (Rottenburg am Neckar) und eine Menge von aufgefundenen Denkmälern zeugen von ihrer ehemaligen Größe. Ueberdem gab es da der kleineren Niederlassungen eine Menge, wie Aurelia (Oehringen) Brigobane (Rottweil), Arae flaviae (Altstadt bei Unteriflingen), Clarenna (Cannstadt), Ad Lunam (Pfahlbronn bei Welzheim), Aquileja (Aalen), Opie (Bopfingen), Pomone (Lauingen), Lupodunum (Ladenburg), Aquae Aureliae (Baden-Baden), Mons Brisiacus (Breisach), Sanctio (Säckingen), Constantia (Constanz) und Juliomagus (Stühlingen).

Es versteht sich nun übrigens ganz von selbst, daß in diesen römisch-deutschen Niederlassungen auch römisches Leben sich entfaltete, denn wohin auch der Römer vordrang, überall pflanzte er sich ein Rom im Kleinen auf, weil ihm diese Haupstadt der Welt das Urbild alles Großen und Herrlichen war. Es blühte daher Handel und Wandel, und Gewerbe und Künste aller Art wetteiferten, das Leben eben so bequem als angenehm zu machen. Diese Cultur aber weiter und weiter zu tragen, dazu dienten die herrlichen Kunststraßen, welche in ihrer Großartigkeit bis jetzt noch unübertroffen von einer Stadt zur andern führten und alles Land mit Italien selbst verbanden, denn wenn auch jene Straßen ursprünglich nur zu militärischen

Zwecken angelegt wurden, so brauchte man sie doch später zugleich dazu, der Civilisation stets neue Geleise zu öffnen und die Menschen einander näher zu bringen. Eben dazu benützte man auch die schiffbaren Flüsse, von denen die Römer schon gar viele kannten, wie den Danubius (Donau), den Rhenus (Rhein), den Nicer (Neckar), den Moenus (Main), die Logana (Lahn), die Siga (Sieg), die Rura (Ruhr), die Luppia (Lippe), die Vahalis (Wahl), die Mosa (Maas), die Mosella (Mosel), den Saravus (Saar), die Amisia (Ems), die Visurgis (Weser), die Adrana (Eder), die Albis (Elbe), die Viadrus (Oder) und die Vistula (Weichsel). Große Märkte eröffneten sich daher in den größeren Städten so zu sagen von selbst und Alles, was das Land erzeugte, strömte dort von allen Seiten zusammen. Weil aber Absatz für die Producte vorhanden war, hob sich nothwendigerweise auch die Agricultur auf eine noch vor kurzem nicht geahnte Stufe und selbst das Innere der Erde — vor der Römerzeit verstanden die Germanen vom Bergbau gar nichts — mußte seine Schätze erschließen. Kurz die römische Kultur setzte sich in allen den genannten Gränzprovinzen fest und mit der Cultur kamen die Schulen, die Privatschulen sowohl als die öffentlichen Unterrichtsanstalten. Ja selbst Rhetorik und Philosophie, sowie Medizin und Jurisprudenz wurde gelehrt, und außer Rom und Mailand weitaus die berühmteste Lehranstalt dieser Art besaß Trier, die Hauptstadt von Belgien. Allein nicht blos die Cultur kam, sondern mit der Cultur auch die Ueppigkeit und mit der Ueppigkeit jene Verschlechterung der Sitten, welche kurz nach dem Beginn des Kaiserreichs Rom zur allerliederlichsten und corruptesten Stadt der Welt machte. Sie kam, diese Ueppigkeit, und die Germanen der Gränzprovinzen stürzten sich in Lüste, von denen sie noch wenige Jahrzehnte zuvor auch nicht die geringste Ahnung gehabt hatten.

Siebentes Kapitel.

Das Sein und Leben der Deutschen in dieser Periode.

Wir haben so eben gesehen, daß in den deutschen Landen auf der linken Seite des Rheins sowie auf der rechten der Donau und in dem sogenannten Zehntlande rein römisches Leben, das ist die römische Cultur mit ihren Folgen — der sittlichen Verderbniß in allen Stufen — sich einnistete, und wenn wir daher von dem Sein und Leben der Deutschen sprechen wollen, so ist natürlich von diesen Deutschen nicht die Rede. Sie hatten aufgehört, Germanen zu sein, weil sie römische Unterthanen und eben damit Nachäffer der Römer geworden waren. Vielmehr verstehen wir unter dem eigentlichen Deutschthum nur dasjenige Deutschthum, welches rechts vom Rhein und links von der Donau zu Hause war und auch von diesem müssen wir wieder die Grenzbezirke ausnehmen. Natürlich, denn die Flüsse Rhein und Donau waren keine Gränzmarken, wie hohe Gebirge, über die man nicht hinüberkonnte, sondern die Ufer links und rechts standen in einem lebhaften Verkehr mit einander und von einer gegenseitigen Abgeschlossenheit konnte daher keine Rede sein. Nur ziemlich weit weg von den großen Gränzströmen blieb das germanische Leben von dem Römerthum unberührt und erwies sich auch nach den römischen Eroberungen noch immer als dasselbe, welches es vor der Zeit, da die Römer die Alpen überstiegen, gewesen war. Sehen wir nun nach diesem Deutschthum!

Vor Allem fragen wir, wie sah Germanien in seinem Innern aus? Nun die sämmtlichen Nachrichten, die uns zugeflossen sind, stimmen darüber überein, daß es ein fest zusammenhängender Urwald gewesen sei, in welchem nur die fruchtbarsten Thäler und Ebenen mit Früchten angebaut wurden. Der Hauptttheil dieses Waldes hieß der Hercynische, welcher von den Vogesen und dem Schwarzwald beginnend in einer Breite von 70 Meilen quer durch Deutschland hindurchging, und in diesem Urwald nun wimmelte es von Wild aller

Art, von Bären, Wölfen, Füchsen, Wildschweinen, Hirschen, Rehen und was dergleichen mehr ist. Nicht minder aber auch von Auerochsen, Elennthieren, Rennthieren und dem Wisent, welche Thiergattungen jetzt in Deutschland nicht mehr zu Hause sind. Eben so reichhaltig erwiesen sich die Gewässer, ich meine die Seen, Sümpfe und Flüsse, welche des Waldes Dickicht unterbrachen, und an Fischen aller Art, sowie an Wasservögeln und Amphibien herrschte ein unendlicher Ueberfluß. Besonders sonnig konnte also das Clima unmöglich sein, sondern vielmehr rauh und kalt und neblicht, wie jetzt noch in manchen Gegenden Polens; aber die Menschen, die dort wohnten, ertrugen es leicht, denn sie waren, wie wir sogleich sehen werden, starke kräftige Naturen, welche selbst noch Härteres zu überwinden verstanden hätten.

Woher diese Menschen stammten und wie sie sich in verschiedene Stämme theilten, haben wir schon früher gesehen. Allein so vielzählig nun auch diese Stämme waren, so gehörten sie doch augenscheinlich ohne Ausnahme zu einer und derselben Familie, denn im Aussehen sowohl, als in der Sprache und in der Sitte stimmten sie vollkommen miteinander überein. Sie sämmtlich zeichneten sich durch einen hohen, die Römer weit überragenden Wuchs aus, und die Gliedmaßen waren stark, fast eisern. Dennoch aber keineswegs ohne ein zierliches Ebenmaß, dessen sich besonders die Frauen rühmen durften, die sonst den Männern an Kraft und Größe kaum nachstanden. Blau, und zwar blitzend blau waren die Augen und blond, oft wohl auch röthlich blond die Haare, die in langen Locken niederfielen; die Haut aber glänzte blendend weiß und auf den Wangen thronte das frische Roth der Gesundheit. So machten die alten Germanen einen gedoppelten Eindruck auf die Römer; auf die Männer nämlich den des Respectes, wenn nicht gar der Furcht vor ihrer wilden, trutziglichen Kraft; auf die Weiber den der Begierde und zugleich den des Neides, denn solch' wunderschöne Haare konnten sie selbst auch nicht im Entferntesten aufweisen. Die eitlen Römerinnen suchten sich daher um theures Geld germanische Haare zu verschaffen, welche sie den ihrigen substituirten (die eitlen Frauen der Jetztzeit treiben die Haarfälschung bekanntlich eben so stark), oder auch färbten

sie die eigenen, wobei ihnen eine gelbe Salbe, welche die Bataver und Katten verfertigten, die vorzüglichsten Dienste leistete.

Schon das Aussehen also zeugte dafür, daß die Germanen einer und derselben Menschenfamilie angehörten; noch mehr die Gleichheit der Sprache und der Sitten. Die deutsche Sprache nämlich ist eine Ursprache, aus dem Indischen abstammend, und alle deutschen Stämme sprachen diese Ursprache, wenn auch wohl, wie selbstverständlich, mit verschiedenen Dialecten. Dafür legen alle alten Schriftsteller, besonders der Römer Tacitus, dem wir das Meiste, was wir über die alten Germanen wissen, zu verdanken haben, sowie der große Julius Cäsar selbst Zeugniß ab und sie bestätigen auch ausdrücklich, welch' ein Gegensatz zwischen dem Keltisch-Gallischen und dem Germanischen bestanden habe. Nicht mindere Uebereinstimmung zeigten die sämmtlichen germanischen Stämme in ihren Sitten, wie insbesondere in der Lebensweise und Nahrung, in den Waffen und in der Kleidung, in den Schmucksachen und in den Wohnungen, in den Heirathen und in den sämmtlichen staatlichen und religiösen Einrichtungen.

Dichter Wald, so wissen wir, bedeckte in den Urzeiten fast ganz Germanien und im Walde wimmelte es von wilden Thieren jeglicher Art. So sahen sich unsere Voreltern schon von Natur auf die Jagd angewiesen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen; allein keine gewöhnliche Jagd war es, wie sie jetzt bei uns zu Hause ist, sondern eine Jagd, wo man alle Tage sein Leben einsetzte, weil es sich um die Erlegung von Thieren der stärksten, wildesten und furchtbarsten Gattung handelte. Es gehörte daher — besonders wenn man noch bedenkt, daß die Waffen, deren sich die alten Germanen bedienten, in nichts bestanden, als im Spieß und in der Keule — eine ganz außerordentliche Kühnheit, Kraft und Gewandtheit dazu, einen solchen Jagdkampf glücklich zu Ende zu führen und somit blieb nichts übrig, als die Jugend schon zu Jägern heranzuziehen. Ja wohl, von früher Jugend an führten die Knaben unserer Voreltern die Keule und den Spieß; von früher Jugend an tummelten sie sich in jeglichem Wetter, bei Sturm und Regen und Schnee so gut, als bei heiterem Himmel und Sonnengluth unter Gottes freiem Himmel herum, und eben durch solche fortgesetzte Stählung ihres Körpers erhielten sie jene riesige Kraft und Ausdauer,

vor welcher die römischen Legionen erzitterten. Doch kommen wir auf die Jagd zurück, so ist constatirt, daß dieselbe unsern Voreltern einen großen Theil ihrer Subsistenzmittel lieferte; keineswegs aber die sämmtlichen, denn wie hätte sich das ganze Land, besonders als die Bevölkerung zunahm, von diesem Einen Erträgniß nähren sollen? Es gab daher noch ein zweites, welches den alten Deutschen ihre Existenz sicherte, nämlich das Halten großer Viehheerden, die in den fetten Thaltriften reichliche Nahrung fanden. Nicht übrigens alle die Thiere, welche jetzt bei uns zu Hause sind, wurden von ihnen gehalten, sondern von den Vierfüßern — außer Kühen, Rindern und Pferden — hauptsächlich Schweine, welche in den Wäldern an Bucheln und Eicheln überreiche Nahrung fanden, und von Flugthieren fast einzig und allein nur Gänse, deren Fleisch sie eben so sehr liebten, als das der Schweine. Enten und Hühner gab's fast gar keine, und ebenso auch keine Schaafe und Ziegen, denn der Wald begünstigte deren Gedeihen nicht; allein gleichgültig — Fleisch gab's deßwegen doch in Menge und eben diese Fleischnahrung beförderte wiederum das Wachsen der Kraft in den alten Deutschen. Doch, wird nun der Leser fragen, war denn die Civilisation unter den alten Germanen so wenig fortgeschritten, daß sie von den Erträgnissen des Ackerbaues noch gar nichts wußten? Nein, so schlimm sah es denn doch nicht aus, sondern es wurde wenigstens Einiges gepflanzt, wie z. B. Hafer und Gerste und man kannte sogar den Pflug, die Egge und den Spaten. Allein, um die Wahrheit zu sagen, sie bauten Hafer nur des Hafermußes, das sie zum Frühstück genossen, wegen, und Gerste nur, um Meth daraus zu brauen, welches starken Getränkes sie in Ermanglung von Wein nicht wohl entbehren konnten; das Bauen selbst aber überließen sie den Sklaven, von welchen gleich nachher die Rede sein wird, so wie den Greisen, Schwächlingen und Frauen, weil diejenigen, welche Waffen tragen konnten, es für eine unauslöschliche Schmach gehalten hätten, sich zu einer Handthierung wie das Führen des Pflugs und der Hacke herabzuwürdigen. Gewiß, so tief erniedrigte sich ein alter Germane nicht, denn für einen Mann schickte sich nur das Führen der Waffen, sei's nun zur Jagd oder zum Krieg. Diese Waffen aber fertigte er sich selbst,

da es Niemanden gab, der sie ihm gefertigt hätte. Auch waren sie einfach genug, denn sie bestanden außer der hölzernen Keule und dem ebenfalls hölzernen Spieße, deren ich schon erwähnt habe, nur aus einem steinernen Streithammer, auch Streitaxt genannt, sowie aus Schild, Helm und Panzer, welche theils aus Holz, theils aus Fellen gefertigt wurden. Erst später durch die Bekanntschaft mit den Kelten und Römern kamen dazu noch Schwert und Dolch, sowie die Schleuder oder Freme, zu deren Verfertigung ein den Urdeutschen unbekanntes Material, nämlich Bronze oder noch besser Eisen nothwendig war.

Der Einfachheit der Nahrung entsprach auch die Einfachheit der Kleidung. Die nahen Kelten trugen Leibröcke, Caracalla genannt, welche bis zu den Knöcheln hinabreichten, sowie „Osan" oder Hosen nach der Form unserer jetzigen Beinkleider, durch welche sie sich von allen andern abendländischen Nationen so sehr unterschieden, daß man ihren Hauptwohnsitz, das jetzige Frankreich, gewöhnlich nur das „Hosenland," Gallia braccata, nannte. Von all' dem wußten die alten Deutschen nichts, so wenig als von Hemden oder Schuhen. Sie hüllten sich vielmehr in ein weites Thierfell oder auch in einen Bären- oder Wolfspelz, der auf den Schultern mit einer beinernen Spange befestigt wurde, und darunter befand sich meist ein Leibrock aus Leinwand, welcher so ziemlich der römischen Tunica entsprach. Für die Weiber bildete ein langer Rock ohne Aermel das Hauptkleidungsstück und diesen Rock fertigten sie wie den männlichen Leibrock aus selbstgesponnener Leinwand. Woher gewannen sie aber die Leinwand? Nun aus wildwachsendem Flachs, den sie schon sehr früh zu bearbeiten verstanden, aber natürlich in einer äußerst rohen Weise. Das Haar wurde bloß getragen, so daß es über die Schultern herabwallte; oft aber band man es auch hinten zusammen, um zu verhindern, daß es sich zu sehr verwirrte. Schmuckgegenstände gab es nicht, außer wenn man von den rohen Kelten welche erhielt, wie Armbänder, Halsketten und dergleichen aus Bronce oder bei Reichen gar aus Silber und Gold. Im Krieg jedoch galt es für einen hohen Mannesschmuck, wenn er die Kopfhaut eines wilden Thieres, eines Bären oder Wolfes, dessen Fell ihm als Mantel diente, auf seinem Scheitel fest-

band, so daß er dadurch ein schreckenerregendes Aussehen gewann. Ganz eben so naturwüchsiger Art, wie die Gewänder, waren die Wohnungen, denn sie wurden einfach aus übereinandergelegten Balken (Blockhäuser) gefertigt, deren Ritzen man mit Moos verstopfte, während die Dachbedeckung aus Schilf oder Rohr oder Stroh oder Zweigen bestand. Auch standen die Wohnungen fast immer einzeln, ohne zusammenhängende Dörfer oder gar Städte zu bilden, und eben so wenig kannte man Chausseen und Brücken. Dagegen lebten Viele einfach nur in Höhlen, oder auch in Zelten aus Geflechtwerk, welche man jeden Augenblick abbrechen und an eine andere besser gelegene Stelle transportiren konnte.

Aus dem Bishergesagten läßt sich schon auf den Charakter der alten Deutschen schließen, denn ein Volk, das so einfach lebte, mußte auch einfach und gerade in seiner Denkungsweise sein, und in der That stimmen alle alten Schriftsteller darin überein, daß Treue und Redlichkeit den Hauptcharakter der Germanen gebildet haben. „Es ist ein Volk ohne List und Trug," schreibt Tacitus, der Römer, also der Feind der Germanen, und nicht minder rühmte er dessen reine Sitten und keusches Leben. Außerdem gab es noch etwas ganz Besonderes, durch was sich der Germane auszeichnete, nämlich einmal durch seine ganz unbändige Lust nach Kampf und Fehde, und sodann durch seinen noch unbändigeren Unabhängigkeits- und Freiheitssinn. „Die Freiheit ist ein deutsches Gut," schrieb der römische Dichter Lucanus, und Tacitus setzte bei: „Den Deutschen befiehlt man nicht, sie regiert man nicht, sie thun Alles nach Willkür." Ja so groß war ihr Freiheitssinn, daß sie, die ihr Vaterland doch so ungemein liebten, doch lieber demselben den Rücken boten, als unter drückenden Verhältnissen dorten zu leben sich zwingen ließen! Zu dieser leidenschaftlichen Liebe für Kampf und Freiheit kam aber dann noch eine andere Leidenschaft, die nicht nur minder lobenswerth, sondern vielmehr im höchsten Grade tadelnswerth erscheint. Die alten Germanen besaßen nämlich, laut übereinstimmenden Zeugnissen des Tacitus, Cäsar und Anderer, einen starken Hang zu Schmausereien nebst einer zügellosen Trunk- und Spielsucht und diese Sucht brachte ihnen nur zu oft ihr eigenes Verderben. Vom Morgen bis zum

Abend und vom Abend bis zum Morgen fortzuzechen, war bei ihnen Etwas, was alle Tage vorkommt, und jede Gelegenheit, die Geburt eines Kindes, die Heirath eines Sohnes oder einer Tochter, ja selbst ein Todesfall wurde mit Freuden ergriffen, um ein Gelage zu feiern. Dabei kam es dann nur zu oft zu heftigen Scenen und weil man bei den Gelagen, wie überhaupt immer, bewaffnet erschien, zu Mord und Todtschlag, oder wenigstens zu schweren Verwundungen. Hatte man nun aber genugsam gezecht, so ging man zum Spiel, gewöhnlich zum Würfelspiel über, und machte dann so lange fort, bis die eine Parthie thatsächlich nichts mehr zu verspielen hatte. Man merke aber wohl, um Geld spielte man nicht, weil man keines hatte — erst durch die Kelten und noch mehr durch die Römer wurde solches in den Gränzbezirken eingeführt — sondern vielmehr um irgend ein Besitzthum, zuerst um ein Geringeres, wie Schweine und Rinder, dann höher hinauf um Pferde und Waffen, darauf, wenn man auch diese los war, um Sklaven und Sklavinnen und endlich um Weib und Kind, also um das Liebste, was man besaß. Ja so weit ging die Leidenschaft, daß man nach Verlust von Allem und Jedem seine eigne Person einsetzte und sich, wenn man verlor, ohne Widerstand als Sklaven binden und verkaufen ließ.

Schon dieß war schlimm genug, aber nun komme ich auf Etwas, was noch viel schlimmer erscheint, ich meine die Sitte der schon mehrmals berührten Sklaverei. Man hat früher und zwar lange Zeit hindurch die irrige Meinung gehegt, bei den alten Deutschen sei vollkommene Freiheit zu Hause gewesen und sie hätten Alles verabscheut, was wie Unterwürfigkeit aussah. Diese Anschauung aber beruhte nicht auf der Wirklichkeit, sondern war ein idyllischer Traum, darauf berechnet, unsere Voreltern in's rosigste Licht zu stellen, gerade wie wenn sie das Urbild aller Tugenden gewesen wären. In der Wirklichkeit nämlich blühte das häßliche Institut der Sklaverei bei keinem Volke der Welt in großartigerem Maßstabe, als bei ihnen, und die Thatsache steht fest, daß weit über die Hälfte der Bewohner Altgermaniens, vielleicht zwei Drittheile oder gar drei Viertheile der Unfreiheit verfallen waren. Woher nun übrigens dieses häßliche Institut kam und ob die Germanen dasselbe schon aus Indien mitbrachten, kann jetzt nicht mehr

angegeben werden, weil alle Urkunden darüber fehlen; wahrscheinlich aber ist, daß es daraus entstand, woraus überall bei den alten Völkern die Sklaverei entstanden ist, daraus nämlich, daß man die Bewohner der Länder, die man eroberte, als sein Eigenthum behandelte, über das man das Recht hatte, frei zu verfügen. Die Kriegsgefangenen also waren die ersten Sklaven, und ihre Zahl kann keine geringe gewesen sein. Dazu kamen dann an den Meeresküsten die Gestrandeten, denn es war ein uralt deutsches Recht — und dieses grausame Recht konnte das ganze Mittelalter hindurch nicht ausgerottet werden, so festgewurzelt hatte es sich — daß, wenn ein Schiff an der Küste zu Grunde ging, nicht blos die gestrandeten Güter, sondern auch die gestrandete Mannschaft das Eigenthum dessen wurde, welchem der Grund und Boden jener Küste gehörte. Weiter wurden Sklaven diejenigen, welche — wie ich so eben auseinandergesetzt habe — sich selbst verspielten, was wiederum nicht wenige waren, sowie diejenigen, welche eine anerkannte Schuld nicht bezahlen konnten. Endlich gehörten auch noch die Kinder der Sklaven der Sklaverei an und so pflanzte sich das Unrecht gleichsam durch sich selbst fort.

Doch von welcher Art war nun die Sklaverei bei den alten Germanen? Dieselbe zerfiel in zwei Abtheilungen in die der leibeigenen Knechte und Mägde, das ist des Schalke oder lateinisch Servi, und in die der dienstpflichtigen Hörigen oder lateinisch Liti. Die ersteren erkannte man gleich an dem an der Wurzel abgeschorenen Haar, sowie an der kurzen engen Kleidung, und sie waren als nichts anderes anzusehen, denn als ein Besitzgegenstand, mit welchem der Herr nach Belieben schalten und walten durfte. Er schlug sie an etwa in derselben Weise, wie er seine Ochsen und Pferde taxirte, und konnte sie nach Belieben verkaufen, verschenken oder vertauschen. Auch das Recht, sie nach Belieben zu züchtigen oder gar zu verstümmeln und zu tödten hatte er und kein Mensch durfte ihn darob zur Rede stellen. Doch muß ich hier gleich zum Ruhme der Germanen anführen, daß dieselben — nach dem Zeugnisse der Römer, ihrer Feinde, — sich nur sehr selten so weit vergaßen, ihre Sklaven zu mißhandeln, während die hochgebildeten Römer nur zu oft mit der raffinirtesten Grausamkeit gegen sie verfuhren. Dagegen konnte es vorkom-

men, daß ein Germane seinen Sklaven in der Trunkenheit oder im Jähzorn tödtete, was dagegen der Römer aus Berechnung — ein Sklave hatte ja einen Werth — nicht that, und auch hieraus tritt der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Menschennatur klar hervor. Doch um wieder auf den „Schalk" zurückzukommen, so galt er, kurz gesagt, nicht als Mensch, sondern als Sache, und deßhalb konnte er auch kein Eigenthum erwerben. Nicht einmal ein Weib durfte er nehmen, sondern sein Herr gab ihm irgend eine Sklavin nach Belieben zur Ehehälfte und alle Kinder, die aus dieser Sklavenehe hervorgingen, waren wieder Eigenthum des Herrn. Kam es aber je vor, daß eine Freie zu einem leibeigenen Sklaven hinabstieg, oder daß eine Sklavin einen Freien köderte, so verfielen Sklave und Sklavin dem Tode, während der oder die Freie zum Sklaven degradirt wurden. Was hatten nun aber die Sklaven zu thun? Ei natürlich Alles, was es irgend im Hause zu thun gab, und wenn die weiblichen Sklaven mehr in der Küche, am Waschtrog, beim Backen, bei den Kindern und beim Nähen und Spinnen beschäftigt wurden, so fanden die männlichen ihre Verwendung als Leibdiener, oder als Waffenknechte, oder im Stalle, oder als Schweine- und Rinderhirten, oder endlich als Feldarbeiter und was dazu gehört.

Das war die eine Sorte der Sklaven, die der Schalke oder Servi, das ist der leibeigenen Knechte; die andere Sorte, die der Hörigen oder Liten, auch Lazzen genannt, entstand aus der vorigen. Wenn nämlich ein Herr einen seiner Schalke wegen seiner Treue oder aus irgend einem andern Grunde belohnen wollte, so schenkte er ihm ein Stück Land mit einem Wohnhäuschen und dem erforderlichen Viehstand, damit er sich darauf niederlasse, und das Einzige, was der so Beschenkte dafür zu leisten hatte, bestand in einer bestimmten jährlichen Abgabe an Getreide, oder Vieh, oder Geräthschaften, oder Kleiderstoffen. Im Uebrigen aber war derselbe sein eigener Herr und nicht mehr das Eigenthum seines früheren Besitzers. Ja er hatte sogar das Recht, sich nach Belieben zu verehelichen, doch nicht außer seinem Stande und besonders nicht höher hinauf, d. h. nicht unter die Freien. Dagegen durfte er von seinem Grundeigenthum, also von seinem Acker- und Weideland nichts vertauschen, verschenken oder veräußern, außer mit Einwilligung seines früheren Herrn, denn er hatte es nur als

Anlehen oder Lehen erhalten, das sich zwar auf seine Kinder forterbte, über das er aber nicht wie über ein freies Eigenthum schalten und walten durfte. Er war also ein Mittelding, zwischen einem Freien und Sklaven, oder was man sagt ein Höriger oder Lite und dieser Zustand gehörte unter die ganz eigenthümlichen des alten Germaniens, von welchem die jetzige deutsche Welt auch nicht das geringste mehr weiß. Der Lite nämlich war so sehr frei, daß er selbst wieder Schalke halten durfte; so sehr war er aber auch wieder unfrei, daß er nicht selbstständig vor Gericht erscheinen konnte, sondern von seinem Lehnsherrn vertreten werden mußte. Nicht allzuschwer fiel es ihm übrigens, so viel auf seinem Gute zu erwerben, daß er sich von seinem Herrn loskaufen konnte, und nicht selten schenkte ihm dieser für geleistete treue Dienste im Kriege — der Lite zog nämlich immer als Waffenknecht mit in den Krieg — aus eigenem Antrieb die Freiheit.

Sklaverei und Leibeigenschaft war also bei den alten Deutschen zu Hause und es ist dieß ein Brandmal barbarischer Härte, das mit aller Kunst nicht von ihnen weggewischt werden kann. Um so rühmenswerther ist das Verhältniß, das zwischen Mann und Frau bestand und seinesgleichen im ganzen Alterthum nicht hat. Die Geschichte nämlich lehrt uns, daß bei allen asiatischen Völkern, nicht minder aber auch bei den meisten abendländischen, selbst die Griechen und Römer nicht ausgenommen, die Frauen als niederere Wesen angesehen und mit ziemlicher Verachtung behandelt wurden; nicht so aber bei den alten Deutschen. Zwar ist richtig, der alte Germane hatte vollkommene Gewalt über seine Frau, wie über seine Kinder und durfte sie züchtigen und über sie verfügen nach Gutdünken. Er hatte diese Gewalt deßwegen, weil er seine Frau kaufte und also als sein Eigenthum ansah; zu kaufen aber hatte er seine Frau, weil jedes Mädchen als ein nicht waffenfähiges und also des Selbstschutzes unfähiges Wesen sich in der „Munt,“ das ist unter der Vormundschaft ihres Vaters oder nach seinem Tode ihres nächsten männlichen Verwandten befand und somit aus diesem Munt vorher ausgelöst werden mußte, ehe sie unter die Obhut eines andern Mannes kommen konnte. Der alte Germane kaufte also seine Gattin und der Kaufpreis war gewöhnlich ein Joch Ochsen oder auch ein aufgezäumtes Pferd nebst

Waffen; allein in diesem Kaufe lag noch ein anderer Sinn verborgen, nämlich der, daß man die Frau nicht um des Vermögens, nicht um der Mitgift willen, sondern rein ihrer selbst wegen heirathete. Darum sowie der Germane den Kaufpreis für seine Auserwählte erlegt hatte, sah er sie als ein Wesen an, das Leid und Freud, selbst die Gefahren und Schrecken des Kriegs mit ihm zu theilen habe, und von der Minute an behandelte er sie mit der höchsten Achtung. Davon gab schon der Hochzeitstag selbst Zeugniß, denn derselbe wurde stets als ein Fest sonderlicher Art gefeiert und seiner- wie ihrerseits strömte stets die ganze „Sippe," d. i. die ganze Verwandtschaft zusammen, wobei kein Mitglied es versäumte, ein Geschenk, bestehend in Waffen, in Hausgeräthschaften, in Vorräthen oder in lebendem Vieh in die Ehe mitzubringen. Der junge Ehemann selbst gab nach der Hochzeit seiner Gattin die „Morgengabe," das ist irgend ein werthvolles Eigenthum, das ihr bis zu ihrem Tode zu freier Benützung verblieb. Was aber noch mehr Werth hatte, er behandelte sie von nun an so, als wäre, wie Tacitus berichtet, „etwas Heiliges und Prophetisches in ihr" und als besitze sie die Gabe: den Segen, den Frieden und das Heil an das Haus zu fesseln. Eben deßwegen begnügte er sich stets nur mit Einer Frau, obwohl es ihm gesetzlich gestattet gewesen wäre, deren mehrere zu nehmen, und nur in Ausnahmsfällen bei höchstgestellten Personen kam es vor, daß ein Eheherr sich eine zweite Gattin zugesellte. Warum nun aber hielt der Germane das Weib so hoch? Nun einzig und allein deßwegen, weil er in ihr das Abbild der höchsten sittlichen Reinheit verehrte, wie denn schon Tacitus sagt: „so viel an den Germanen zu loben sei, so müsse er doch die Sittlichkeit der Weiber und ihre unverbrüchliche Keuschheit als die Grundlage aller anderen Volkstugenden am meisten hervorheben." Eben darin lag auch der Grund, warum keine Jungfrau bei Todesstrafe den jungfräulichen Ehrenkranz tragen durfte, auf deren Ehre auch nur der geringste Mackel haftete, während umgekehrt ein Jeder, der einer Jungfrau Ehrenrühriges zumuthete, nicht minder streng bestraft wurde. Weiter lag darin der Grund, warum man mit ehebrecherischen Ehefrauen so äußerst hart verfuhr, indem jeder Ehemann das Recht hatte, eine solche zu schinden, zu hängen, zu verbrennen, oder mit

dem Schwerte hinzurichten. Doch begnügte sich der Ehemann meist damit, sie nackt mit abgeschnittenen Haaren aus dem Hause zu stoßen, worauf dann die Nachbarinnen sie von Ortschaft zu Ortschaft fortpeitschten und so lange nicht aufhörten, bis dieselbe todt niederfiel. Kurz die Ehe wurde ganz außerordentlich heilig gehalten und eben deßhalb kam es fast gar nie vor, daß eine Wittwe sich wieder verehelichte. Im Gegentheil bei manchen germanischen Volksstämmen, wie z. B. bei den Herulern, pflegten die Gattinnen dem Gatten freiwillig in den Tod zu folgen, und jedenfalls setzten sie, gleichwie ihre Männer, ihr Leben im Schlachtgetümmel ein. Ja wenn eine Schlacht verloren war, so vertheidigten sie die Wagenburg auf's äußerste und tödteten eher sich selbst mit den Kindern, als daß sie sich der Schande der Gefangenschaft und Sklaverei preisgegeben hätten. Eine solche Stellung nahmen die Frauen bei den alten Germanen ein, und wenn ich nun noch hinzusetze, daß dieselben auch, in Ermanglung von Aerzten, in jeder Familie die Heilkunde ausübten, sowie daß sie nicht selten als Seherinnen die Zukunft prophezeiten, und in Kriegsfällen im Rathe der Männer hoch angesehen waren, glaube ich dem Leser hinlänglich bewiesen zu haben, wie so ganz anders die Germanen das weibliche Geschlecht behandelten, als die übrigen Völker der Erde.

Nicht minder hochzustellen sind die Germanen wegen einer anderen Sitte, ich meine wegen der Sitte der Gastfreundschaft, denn selbst ihre Feinde mußten anerkennen, daß in keinem Theile der Welt das Gastrecht freigebiger und heiliger gehandhabt werde, als in der Heimath der Germanen. Wer immer zu ihnen kam, er mochte einem Stamm, einem Volke, einem Lande angehören, welchem er wollte, wurde von ihnen mit aller Liebe und Freundschaft aufgenommen und ohne daß man ihn fragte, wer er sei, wie er heiße und woher er stamme, genoß er den Schutz des Hausherrn, so lange er verweilen wollte. Niemand durfte ihm da etwas anhaben, denn das Gastrecht zu verletzen, galt für ein schweres Verbrechen. Freilich dehnte man nun aber auch diese Tugend der Gastfreundschaft bis zur schlimmsten Untugend aus, indem man mit dem Gaste so lange zechte und schmauste, bis sämmtliche Vorräthe aufgezehrt waren. Dann zog man mit demselben weiter — der Wirth machte dabei den Führer — ins nächste Haus, um allda das Zechen

und Schmausen dort fortzusetzen, und so wurde aus der Sache zuletzt eine Schlemmerei, die weit besser unterblieben wäre.

Füglich müssen wir nun auch von dem Regierungs- und Gerichtswesen der alten Deutschen einige Erwähnung thun, um dann mit ihrem religiösen Glauben dieses Kapitel zu schließen. Wir haben weiter oben gesehen, daß die staatliche Gesellschaft der Germanen aus Freien und Unfreien bestand, sowie daß die letzteren eigentlich gänzlich rechtslos dastanden. Alle Gewalt und alles Recht concentrirte sich in den Freien, das heißt in denen, welche, von freien Eltern abstammend und über einen freien Grundbesitz verfügend, allein das Recht hatten, Waffen zu tragen. Allein auch unter diesen Freien gab es einen Unterschied, nämlich den der gewöhnlichen Freien und den der Edelinge, denn um es geradeaus zu sagen, der Adel war, soweit die Geschichte reicht, unter den Germanen eingebürgert. Schon der kleinere oder größere Besitz machte unter den Freien einen Unterschied; keinen rechtlichen, aber einen factischen, denn der Reichere genießt immer mehr Ansehen als der Aermere. Dazu kam dann noch, daß Diejenigen, welche bei dem langen Zuge der Indo-Germanen aus Indien nach Deutschland an der Spitze gestanden waren, sowie überhaupt die Kriegsobristen während der Kämpfe um den Besitz der germanischen Lande eine hervorragendere Stellung einnahmen, und sich damit ein Uebergewicht über ihre Mitfreien verschafften. So erstand der Adel gleichsam von selbst und auf diesen Adel nahm, wenn er auch keine ausgesprochenen politischen Vorrechte vor den andern Freien hatte, die jeweilige Regierung bei Besetzung der Richter- und anderer Stellen immer die gehörige Rücksicht. Wer war nun aber die Regierung? Nun ich habe oben schon auseinandergesetzt, daß in den Germanen ein ganz außerordentlicher Freiheits- und Unabhängigkeisdrang gelebt habe, und daraus schon folgt, daß sie keineswegs geneigt sein konnten, irgend Jemanden über sich zu dulden. Allenthalben unter allen deutschen Stämmen war also die Regierungsform eine rein demokratische und von Absolutismus, wie bei den asiatischen Völkern konnte nie und nimmer die Rede sein. Zwar allerdings gab es zu gewissen Zeiten und bei einzelnen Stämmen Könige, wie wir z. B. die Könige Ariovist und Marbod kennen gelernt haben, allein sie bestanden als solche nur

ausnahmsweise und hatten überdieß vom Königthum weniger die Sache als den Titel. Alle Gewalt lag vielmehr, wie durch die glaubwürdigsten Zeugnisse erhärtet ist, in den Volksversammlungen, das ist in den Versammlungen der Freien, und diese Gewalt erstreckte sich über die Gesetzgebung so gut, als über das Richteramt und die politischen Beschlüsse. Jede Woche traten die freien Bewohner einer Feldmark oder eines Bezirks und Dorfes — wenn man bei den zerstreuten Wohnsitzen überhaupt nur von Dörfern reden kann — im Freien zusammen, um über die Gemeindeangelegenheiten (gemeinschaftliche Weideplätze u. s. w.) zu berathen. Gab es etwas Wichtigeres, das nicht blos die kleine Feldmark berührte, so schlug der Eine oder der Andere vor, eine Hundertschaft zu berufen, das ist eine Versammlung von hundert solchen Feldmarkgenossenschaften, und eine solche Versammlung, natürlich ebenfalls im Freien an einem geeigneten Platze gehalten, stand schon ganz anders da. Die Hauptversammlung aber war die Gauversammlung, das heißt das Zusammentreten aller Hundertschaften eines Stamms, und derlei Versammlungen mußten nach altem Herkommen jährlich drei Male stattfinden. Nämlich immer zur Zeit der großen Opferfeste, deren es drei gab und bei welchen die ganze Völkerschaft an herkömmlichen heiligen Stätten sich zu versammeln pflegte. Da wurden nun die wichtigsten Beschlüsse gefaßt und zwar stets durch einfache Stimmenmehrheit, so daß also Keiner etwas vor dem Andern voraus hatte. Welche Beschlüsse aber faßte man? Nun einmal konnten nur hier, vor der Generallandsgemeinde, frühere Gesetze abgeändert und neue decretirt werden, gerade wie jetzt noch in einzelnen Cantonen der Schweiz. Nur hier konnten schwere Verbrechen, auf welchen der Tod stand, abgeurtheilt werden, denn nur bei der Generallandsgemeinde stand eine solch' hochwichtige Entscheidung. Nur hier konnte man über Krieg und Frieden beschließen und endlich nur hier die Heerführer wählen, sowie die höchste Obrigkeit, das ist die Fürsten oder auch Könige, welche zur Friedenszeit die Gesetze zur Ausführung zu bringen hatten. In solch' höchst demokratischer Weise regierten sich die alten Germanen und ein weiteres Zeichen ihrer demokratischen Gesinnung war das, daß sie zu Kriegsführern und Oberfeldherren

nur dann die vornehmsten Edelinge wählten, wenn diese zugleich die Tüchtigsten und Erprobtesten waren. Im anderen Fall überging man sie und wählte den Kriegskapitän aus dem gewöhnlichen Stande der Freien. Natürlich aber ist, daß ein solcher Oberanführer, besonders wenn er dem Stande der Vornehmeren und Reicheren angehörte, nach glücklich beendigtem Kriege sein Ansehen noch länger beibehielt und daß es ihm dann nicht selten gelang, sich bis zur höchsten, sogar bis zur Königswürde emporzuschwingen. Erblich aber wurde diese Würde nie, sondern sie war stets der Wahl unterworfen und überdem, welche geringe Gewalt hatten solche Fürsten! Sie waren stets der Generallandsgemeinde untergeordnet und diese konnte sie sogar ohne Weiteres absetzen. Zwei Vorrechte aber blieben ihnen doch, das eine darin bestehend, daß ihre Nachkommen als zu fürstlichem oder gar Königlichem Geschlecht angehörig betrachtet wurden und sich daher immer eines gewissen Vorrangs vor den andern Edelingen erfreuten; das andere die Befugniß enthaltend, eine Gefolgschaft zu haben. Eine Gefolgschaft — was war das? Nun das war eine Schaar von Freien und von Edelingen, welche sie aus den tapfersten Kriegern auslasen und die sich zu ihrem persönlichen Dienste verpflichteten. Mit andern Worten die Gefolgschaft war eine Art von adeliger Leibwache, welche den Fürsten eine nicht geringe Gewalt verlieh und ihr Ansehen auch unter dem übrigen Volke sicherte. Nicht minder konnten sie mit dieser ihrer Gefolgschaft auf eigene Rechnung auf Abenteuer ausziehen und nur zu oft thaten sie es, wenn der Frieden ihnen zu lange währte, woher es auch kam, daß die Römer über so viele deutsche Soldtruppen verfügen konnten.

Das Regierungswesen der alten Deutschen kennen wir nun und somit liegt es uns jetzt ob, uns auch nach deren Gerichtswesen umzusehen, denn wir können uns schon zum Voraus denken, daß dasselbe ein ganz eigenthümliches gewesen sein wird. Vor allem gab es keine geschriebene Gesetze und zwar schon deßwegen nicht, weil die Schreibekunst (die den Germanen eigene „Runenschrift“ bestand in nichts, als in geheimnißvollen Zeichen, welche sich auf das Wahrsagen und Looswerfen bezogen), etwas damals noch Unbekanntes war. Dagegen pflanzten sich dieselben durch Tradition fort und wurden stets treulich

gehalten. Um was nun aber drehten sich fast sämmtliche Gesetze? Einfach um den Schutz von Leben, Ehre, Freiheit und Eigenthum, welchen die Generallandsgemeinde Jedem gewährleistete, das heißt jedem Freien, weil ein Unfreier hierauf, wie sich nach germanischen Begriffen von selbst verstand, keinen Anspruch zu machen hatte. Weßwegen aber übernahm die Landsgemeinde den Schutz von Leben, Ehre, Freiheit und Eigenthum? Nun deßwegen, damit nicht jeder Einzelne, unterstützt von seiner Sippe, sich mit bewaffneter Hand sein Recht selbst verschaffe und so ein fortwährendes Blutrache-Hinwürgen stattfinde. Das war nun ganz in der Ordnung, allein wenn man sofort fragt, worin der Schutz bestand, so wird man sich billig verwundern. Ueberall in allen andern Ländern wurde ein vergangenes Verbrechen dadurch gesühnt, daß man den Missethäter bald kürzer, bald länger in's Gefängniß sperrte oder in den schwersten Fällen zum Tode verurtheilte. Nicht so bei den alten Germanen, denn wie hätte man es wagen dürfen, einen Freigebornen seiner Freiheit zu berauben, oder ihm gar das Leben abzusprechen? Leben und Freiheit war ja das höchste Gut des Germanen und darum mußte man auf ein anderes Sühnopfer denken. Und welches war nun dieses Sühnopfer? Nun eine Geldstrafe oder vielmehr, weil man größtentheils das Geld noch nicht kannte, eine Eigenthumsstrafe, bestehend in Vieh, in Getreide, in Waffen und was dergleichen mehr ist. Auch wurde die Strafe nicht etwa willkürlich jetzt so und morgen so festgesetzt und noch weniger überließ man sie dem gegenseitigen Uebereinkommen der Partheien. Vielmehr hatte man feste Regeln und Taxen, von denen nicht abgegangen werden durfte, und classificirte jedes Vergehen oder Verbrechen nach einer bestimmten Summe, welche man das Wer- oder Manngeld hieß. Dieses Wergeld aber war nicht klein, sondern im Gegentheil meist sehr hoch gegriffen, besonders für Todtschlag, und wenn Einer dasselbe nicht aufbringen konnte, so mußte seine ganze Sippe, das ist die ganze Verwandtschaft für ihn einstehen. Eigenthümlich war auch das Beweisverfahren, welches immer vor der ganzen Gemeinde oder Hundertschaft stattfand. Wenn Einer nämlich das ihm zur Last gelegte Vergehen oder Verbrechen läugnete und nicht durch eine hinlängliche Anzahl von Zeugen überführt werden

konnte, so gab es für ihn zweierlei Wege sich zu reinigen, einmal durch Eideshelfer, und sodann durch ein Ordal oder Gottesgericht. Die Eideshelfer bestanden fast immer nur aus seinen Blutsverwandten, welche vor der Gemeinde durch einen Schwur erhärteten, daß der Angeklagte die Wahrheit gesagt habe; aber das Urgermanische dabei war, daß man keine Beispiele von falsch abgelegten Schwüren aufweisen konnte, sondern daß sich die Blutsverwandten vielmehr weigerten, als Eideshelfer aufzutreten, wenn der Beklagte nicht die vollkommene Wahrheit aussagte. In ganz zweifelhaften Fällen übrigens schritt man zum Ordal oder Gottesgericht, ausgehend von der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Götter stets den Schuldlosen siegen und den Schuldigen unterliegen lassen würden. Worin bestand nun aber das Orakel? Nun das von Urzeiten her gebräuchlichste war der gerichtliche Zweikampf, welcher sich bis tief in's Mittelalter hinein — unser Duell rührt auch noch daher — erhalten hat. Ein anderes Ordal bestand darin, daß Kläger und Beklagter mit aufgehobenen Händen an einem heiligen Baum unbeweglich stehen mußten, wobei derjenige Unrecht behielt, welcher zuerst die Hände sinken ließ. Uralt war auch die Wasserprobe — man mußte einen Ring oder einen Stein mit bloßem Arm aus einem Kessel voll siedenden Wassers unversehrt hervorholen — oder das Feuerurtheil, wobei man barfuß über ein glühendes Eisen oder im bloßen Hemde durch einen brennenden Holzstoß zu gehen hatte. War nun übrigens der Schuldige entdeckt, so traf ihn die Strafe des Wergelds, und diese Sühne mußte stets geleistet werden, wenn man nicht geächtet, das heißt für immer aus dem Stamme verstoßen und dem Schwerte eines Jeden für verfallen erklärt werden wollte. Criminalstrafen dagegen, das heißt Strafen an Leib und Leben trafen nur Staatsverbrecher, also Verräther und Ueberläufer, und diese konnte nur die Generallandsgemeinde verhängen. Doch wo und in welcher Weise fand das Gericht statt? Man wählte einen freien Platz im Walde unter einer alten Eiche oder noch besser Linde und da saß nun der Richter, das Antlitz gegen Osten gewendet und einen weißen Stab in der Hand. Rechts vor ihm stand der Kläger, links der Beklagte, und ringförmig im Halbkreis saßen die Schöffen. Um diese Gerichtsstätte — die Mal-

statt — herum aber lief ein Ring von Steinen und außerhalb des Rings stand das Volk nach alter Sitte in Waffen. War dieß also geordnet, so begann mit Sonnenaufgang das „Ding“ oder die Verhandlung und mit Sonnenuntergang fand der Schluß statt. Der Ausführung des Urtheils aber, die auf der Stelle stattfand, widersetzte sich Niemand, denn das ganze anwesende Volk gewährleistete sie.

Schließlich haben wir noch über den religiösen Glauben unserer Urväter zu berichten, denn wie in allem Andern so unterschieden sich dieselben auch hierin in ganz auffallender Weise von den andern Völkern. Bei den Germanen nämlich herrschte nicht jener weitverbreitete Götterglaube, der überhaupt das Heidenthum charakterisirt, sondern sie hatten viel tiefsinnigere und geläutertere Anschauungen, welche gar vielfach mit den späteren christlichen harmonirten, in Manchem aber auch einen fast schroffen Gegensatz mit ihnen bildeten. Im Uranfang, so glaubten die Germanen (wir erfahren dieß Alles aus der „Edda“, der heidnischen Bibel der Skandinavier, welche mit den Germanen einen und denselben Volksstamm bildeten) gabs weder Meer noch Erde noch Himmel, sondern nur einen leeren unendlichen Raum (Ginnungagap, die Kluft der Klüfte) und in diesem „Allvater“, die große Weltenseele. Nun trennten sich von einander Licht und Finsterniß und es entstand „Muspellheim“, die Feuer- und Lichtwelt, und „Niflheim“, die Nebel- und Nachtwelt. Da sandte Allvater Gluthtropfen von Muspellheim nach Niflheim hinüber und daraus entwickelte sich der Riese Ymir, der Mann und Weib zugleich war. So wurde er der Vater der „Eisriesen“, der ersten Götterdynastie der Germanen. Zu gleicher Zeit mit Ymir entstand aber auch aus jenen Feuertropfen, die von Muspellheim nach Niflheim drangen, eine himmlische Kuh, „Audumbla“ genannt und aus ihr ging hervor der erste Gottmensch „Börr“, so schön, so stark und so groß wie nach ihm keiner. Dieser aber vermählte sich mit Bestla, der Tochter des Eisriesen Bölthorn, und die drei aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhne „Odin, Vili und Ve,“ die zweite Götterdynastie, erschlugen den Urriesen Ymir, um aus seinem Leibe die Erde und den Himmel zu erschaffen. Aus seinem Blute nämlich schufen sie Meer und Wasser, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Berge

und aus seinen Zähnen und Kinnbacken die Steine und Felsen. Aus seinem Schädel aber machten sie den Himmel, in welchem sie ihren Wohnsitz nahmen, und an diesen Himmel befestigten sie zugleich die aus Muspellheim ausströmenden Feuertropfen, um als Sterne auf die Erde herabzuleuchten. Nunmehr erst ward auch der Mensch in's Leben gerufen und zwar aus der Esche (Askr) der Mann, aus der Erle (Embla) das Weib. Auch gab ihm Odin die Seele und das Leben, Vili Vernunft und Bewegung, und Ve Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Zuletzt endlich entstanden noch aus den Würmern in Ymirs Leiche die Zwerge, welche in den Schluchten und Höhlen der Berge zu wohnen und den Menschen viel Herzeleid zu bereiten bestimmt waren.

Die Erdengötter waren also nicht von Anfang an vorhanden, sondern „Allvater" der Urmächtige, welcher Alles beherrscht und lenkt, rief sie ins Leben, und es wird — so lehrt die Edda weiter — eine Zeit kommen, worin sie wieder untergehen, worauf dann Allvater eine bessere und schönere Welt schafft. Doch wir kehren zu den Erdengöttern der alten Germanen zurück, und finden nun, daß „Odin" oder „Wuotan" — eigenthümlicherweise treten jetzt nach Erschaffung der Erde seine Brüder Vili und Ve ganz in den Hintergrund zurück — nicht nur als der Höchste und Vornehmste, sondern auch als der Vater aller anderen Erdengötter anzusehen ist. Von seinem Throne, Hledskialf genannt, herab konnte er Alles sehen, was auf Erden und im Himmel vorging; mittelst seines wunderbaren Mantels, Hutes und Schwertes vermochte er jedes Ding zu vollbringen und auf seinem achtfüßigen weißen Rosse, dem Sleipnir, war er im Stande, mit Windeseile über Erde und Himmel hinzufliegen. Er besaß nur ein einziges Auge, aber dieses war die Sonne und so besaß er eine das ganze Erdenleben durchdringende Kraft. Ja in ihm war vorhanden, was man das Leben und den Geist der Welt nennt, und von ihm stammte das Gute, wie das Schlimme; insbesondere aber lag Sieg und Niederlage in seiner Hand, und die andern Götter lebten eigentlich nur von der Kraft und Fülle, die von ihm ausging.

Der mächtigste Gott nach ihm war sein ältester Sohn „Thor"

oder „Donar", der Lenker von Donner und Blitz und der Beherrscher von Wolken und Regen. Von ihm ging die Cultur der Erde aus, denn mit seinem Alles zermalmenden Hammer Miölnir zerschlug er die Felsen, damit der fruchtbare Boden Platz gewinne, und so verehrte man in ihm den Segenspender, welchem die Menschen die Ernten verdanken. Als zweiter Sohn Odins ist zu nennen der Lichtgott „Baldur", der Schönste, Gütigste und Herrlichste der Erdengötter; allein eben wegen dieser außerordentlichen Vorzüge war die Erde ein allzugeringer Aufenthaltsort für ihn und so rief ihn „Allvater" zu sich nach Muspellheim, Odin mochte sich auch dagegen sträuben so heftig er wollte, denn was bedeutete Odins Macht gegen die Allvaters. Der dritte Sohn Odins, „Zio", auch „Tyr" genannt, galt als der specielle Kriegsgott und „Freyr" oder „Frö", der vierte, als der Vertheiler des Friedens und der Fruchtbarkeit. Endlich ist noch anzuführen „Forsati," Baldurs Sohn, als der Gott der Gerechtigkeit und des Rechts, die übrigen Götter aber, die da und dort noch genannt werden, waren mehr untergeordneter Natur und wohl auch nicht allen Germanen gemeinsam.

Unter den Göttinnen nahm den ersten Platz ein „Frigga" oder „Hertha" — auch „Nerthus" genannt — die Gemahlin Odins, welche nichts anders bedeutete, als die Mutter Erde, und als die Beschützerin des Hauses und des Familienlebens besonders verehrt wurde. Sie pflegte vielfach unter den Menschen zu weilen und zeichnete sich auch dadurch aus, daß sie ausnahmsweise einen eigenen Tempel besaß, nämlich in dem heiligen Haine auf der Nerthusinsel an der Ostecke Holsteins bei Fehmarn. Nach Hertha besaß die allgemeiuste Verehrung „Freya", die Göttin der Liebe, Freyrs Schwester, und fast nicht minder angesehen waren „Sif" oder „Sippia", Thors vielgeliebte Gemahlin, die Göttin der Ehe, und „Idun", die Hüterin der goldenen Aepfel, deren Genuß die Götter ihre stets blühende Jugend verdankten. Von den übrigen Göttinnen nenne ich nur noch „Ostara", die Göttin des Frühlings, denn ihr verdankt eines der höchsten christlichen Feste, Ostern, das von den Juden entlehnte Pascha, seinen Namen.

Das waren die urgermanischen Götter und Göttinnen, welche

den Menschen wohlwollten; außer ihnen gab es aber auch noch andere mit mehr als Menschenkraft ausgestattete Wesen, welche mit den guten Göttern in stetem Kampfe lagen und den Menschen vielfach Verderben drohten. Unter solchen Wesen spielten eine Hauptrolle die „Zwerge“ oder „Elfen“, deren ich oben schon erwähnte und die sich durch ihre List und Verschlagenheit, besonders aber durch ihre bösen Zauberkünste auszeichneten. Nicht minder aber auch die „Riesen“ und „Riesinnen“, die Nachkommen der Eisriesen, welche von Odin gestürzt worden waren, denn diese Riesen und Riesinnen hausten überall in allen Elementen, im Wasser, im Feuer, in der Luft und in der Erde und bildeten jene bösen Geister, mit deren Schrecken jetzt noch unsere Ammen die Kinder zu schweigen wissen. Etwas ganz Absonderliches waren die „Nornen“, die Schicksalsgöttinnen, das ist die Vollzieherinnen dessen, was Allvater von Anfang an bestimmt hatte, welchem obersten Willen selbst Odin und die andern Götter nicht widerstehen konnten, und zwar gab es deren drei: „Urd“, die Vergangenheit, „Verdandi“, die Gegenwart, und „Skuld“, die Zukunft. Von ihnen stammten die „Valkyrien“, oder „Walküren“, die Schlachtenjungfrauen, welche Odin in das Getümmel des Kampfes sandte, um diejenigen, die zum Tode bestimmt waren, auszulesen und zu ihm nach „Wallhalla“ zu geleiten.

Was war nun aber die Wallhalla? Nun unter Wallhalla ist zu verstehen die Himmelsburg, die rein aus Gold erbaut das Firmament beherrschte, und eben in diese Wallhalla wurden die im Kampfe gefallenen Helden geleitet, denn dort sollten sie fortleben, tagtäglich an den Göttermalen theilnehmend. Da gab es köstliche Schinken, die dem Eber „Sährimmnir“ entnommen wurden, denn dieser Eber obwohl tagtäglich vom Götterkoch „Andhrimnir“ geschlachtet und in dem Himmelskessel „Eldhrimnir“ gesotten, stand jeden Morgen wieder frisch und unversehrt da, um von neuem den Bewohnern Wallhallas, den „Einherjars“ das heißt den unsterblich gewordenen Helden, die beliebte Speise zu liefern. Nicht minder tranken die „Einherjars“ Meth in Hülle und Fülle, weil er in unerschöpflicher Menge aus dem Euter der Ziege „Heidrun“ floß, und kredenzt wurde dieser Meth von den reizendsten Walküren, welche auch den Göttern selbst

aufwarteten. Sieht man nun, warum der Germane sich mit solcher Lust in die Schlacht stürzte? Ei natürlich der Tapfere erbte alle Freuden Wallhallas, während dem Feigen deren goldene Thore für immer verschlossen blieben. Ja wohl, die Feigen und Uebelthäter kamen nach dem Tode nach „Niflheim“, in jene kalte, unterirdische, von ewiger Nacht bedeckte Nebelhöhle, in welcher ein ewiger Schrecken und zugleich eine ewige Qual herrschte.

So dachten sich die alten Germanen die andere Welt und sie hatten also vor allen sonstigen Völkern der alten Welt den Unsterblichkeitsglauben voraus. Nicht minder hatten sie das voraus, daß sie sich keine Bilder ihrer Götter schufen uod ihnen nur in Ausnahmsfällen Tempel erbauten. Vielmehr verehrten sie dieselben in Wäldern und Hainen und lasen dazu immer die Plätze aus, wo die ehrwürdigsten Bäume standen. Dort wurden den Göttern die üblichen Opfer dargebracht; diese Opfer aber bestanden fast durchaus aus Lebendigem, das ist aus Pferden, Rindern und Schweinen oder auch aus Hirschen und Rehen. Viel seltener aus Getreide und Früchten und gar nie aus Raubthieren, denn das Geopferte wurde, nachdem man mit seinem Blute die Opferstätte besprengt, von den Anwesenden gesotten und verzehrt. Nicht vergessen übrigens darf ich auch noch anzuführen, daß Menschenopfer ebenfalls vorkamen, nämlich Hinschlachtung von Kriegsgefangenen, ja selbst von gefangenen Frauen und Kindern, um den Göttern für den verliehenen Sieg zu danken. Solch' grausame Barbaren waren die alten Germanen, und diesen Barbarismus wischen alle ihre andern Tugenden nicht aus.

Wer nun aber brachte das Opfer dar und wer leitete überhaupt die gottesdienstlichen Handlungen? Nun eine eigentliche Priesterkaste, wie bei allen andern heidnischen Völkern, gab es nicht und die deutsche Sprache besitzt sogar nicht einmal ein Wort für diesen Begriff, sondern die Namen wurden später nach Einführung des Christenthums aus dem Lateinischen und Griechischen entlehnt. Jeder Freie konnte daher das Opfer darbringen, insbesondere aber thaten dieß die Höhergestellten und bei feierlichen Gelegenheiten die Fürsten oder gar die Könige. Immerhin aber gab es Einzelne, hauptsächlich aus den ohnehin so hoch verehrten weiblichen Kreisen, welche sich dem

Dienste der Himmlischen widmeten, und wir treffen daher unter den Germanen viele Prophetinnen, welche einen fast außerordentlichen Einfluß ausübten. Geweissagt wurde aus dem Schnauben und Wiehern der Pferde, welche man zu Ehren der Götter in den heiligen Hainen unterhielt, oder auch aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, oder endlich aus dem Werfen von kleinen geschälten Stäbchen, welche man mit mystischen Zeichen, den sogenannten „Runen" — von dem urgermanischen Wort „Run", welches Wissen bezeichnet — versehen hatte. Diese mystischen Zeichen oder Runen wußte aber jede Freie zu deuten und man darf sich daher keine priesterliche Geheimschrift darunter denken. Vielmehr bedeutete ein Stäbchen dieß, das andere Jenes, und je nachdem also die Stäbchen fielen, wußte man, was kommen werde.

Also beschaffen war das Sein und Denken der alten Germanen, so fern sie noch nicht der Einfluß der Kelten und besonders der Römer berührt hatte.

Zweites Buch.

Die große Wanderung der Völker bis zum Untergang des römischen Reichs.

(160 bis 476 nach Christus.)

Erstes Kapitel.

Der Markomannenkrieg.

(161 bis 180 nach Christus.)

Am Schlusse der Periode, welche wir im vorigen Buche geschildert haben, bestand das römische Reich noch in seiner ganzen Größe, das heißt in seiner ganzen äußeren Ausdehnung; allein im Innern war seine Macht bereits gebrochen. Von den altrömischen Republikaner-Tugenden nirgends mehr eine Spur. Dagegen allüberall Ueppigkeit, Verschwendung, Lüderlichkeit, Verderbniß, Lug und Trug. Das Volk in Rom — es verlangte Panem et Circenses. Mit andern Worten, es wollte faullenzen und seiner Faullenzerei leben und genießen. Der Senat, den man einst mit einer Versammlung von Königen verglich — jetzt bestand er aus elenden kriechenden Schmeichlern, die dem Winke des Herrn schweifwedelten. Die Legionen, die früheren Besieger des Erdballs, — nunmehr zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern, aus Kelten, Germanen, Orientalen, oft ohne Zucht und Disciplin, nicht selten sogar ohne Tapferkeit. Die Kaiser selbst selten nach Recht und Gesetz auf

dem Throne sitzend, sondern entweder Crösus'se, die Millionen für den Thron boten, oder ehrgeizige Feldherren, die um das Diadem kämpften, oder elende Puppen, die von den Prätorianer-Legionen auf den Schild gehoben wurden. Fast immer aber entstand über ihrer Erhebung der heftigste Bürgerkrieg, der das Reich jahrelang verwüstete, und wenn dann endlich der Eine oder der Andere festsaß, mit welchen Mitteln erhielt er sich oben? Mit Willkür, Gewalt und Despotie, denn nur der Schrecken und die Grausamkeit konnte die Glieder des römischen Riesenleibs, die eigentlich gar nicht zusammenpaßten, zur Noth noch zusammenhalten. So ging das einst so gewaltige Römerreich durch innere Verwesung seinem Untergang entgegen, und die Germanen waren dazu bestimmt, ihm den Gnadenstoß zu versetzen.

Durch den fast hundert Jahre andauernden Frieden nämlich war die Bevölkerung im Innern Germaniens bedeutend angewachsen und schon darin lag ein Grund, daß einzelne Stämme dazu gedrängt wurden, sich außerhalb Germaniens andere Wohnsitze zu suchen. Noch mehr darin, daß, geschoben von den aus Asien anrückenden Hunnen, die Slaven, welche nördlich der Karpathen zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere wohnten, auf die Germanen drückten und sie zwangen, gegen Westen und Süden weiter vorwärts zu ziehen. Doch sei nun der Grund gewesen, welcher er wolle, mit dem Jahre 160 nach Christus begann unter den Germanen jene eigenthümliche Bewegung, welche man gewöhnlich unter dem Namen Völkerwanderung zusammenfaßt und durch die Europa im Verlauf der Jahrhunderte eine ganz andere Gestaltung gewann.

Fast unmittelbar nach dem Regierungsantritt des Kaisers Marc Aurel, der als einer der besseren Regenten des römischen Reiches glänzt, kam's zwischen Rom und den Parthern zu einem Kampf, der die ganze Kraft Marc Aurels in Anspruch nahm und ihn zwang, die Legionen, die bisher die römischen Gränzen am Rhein und der Donau geschützt hatten, gegen die neuen Feinde zu verwenden. In Folge dessen glaubten die Katten leichtes Spiel mit den Römern zu haben und drangen anno 162 in Masse gegen Rhätien und die Provinz Obergermanien vor. Ganz zu gleicher Zeit machten die Chauken,

theils zu Schiff, theils zu Lande, einen Einfall in's Belgische, und ihrer sowohl, als der Katten, konnten sich die Römer nur mit schwerer Mühe erwehren. Doch gelang es endlich nach zwei Jahren der Kriegskunst des Aufidius Victorinus, die Katten zurückzudrängen, und ebenso wurde Didius Julianus über die Chauken Meister. Nicht übrigens, ohne daß die römischen Gränzprovinzen auf's furchtbarste mitgenommen worden wären und die Chauken wie die Katten reiche Beute davon getragen hätten. Das war nun aber nur ein kleiner Anfang; ganz anders gestalteten sich die Sachen dagegen, als fast sämmtliche an der linken Donau wohnenden germanischen Stämme, die Markomannen, die Quaden, die Hermunduren, die Longobarden, die Narisker, die Vandalen und Andere, sich unter Anführung der Markomannen — deßwegen nannten die Römer diesen Krieg auch den Markomannischen oder Germanischen — zu einem großen Bunde einigten und in diesen sogar, um desto gewaltiger auftreten zu können, die beiden Hauptstämme der Sarmaten, die Jazygen und Roxolanen — diese wohnten zwischen der Donau, der Gran, der Theiß und den Karpathen — aufnahmen. Siegreich drangen die so Geeinigten anno 165 in Pannonien ein, eroberten Illyrien und schlugen sich durch die Alpenpässe bis nach Italien durch, nicht blos alles Land vollständig verheerend, sondern auch die ganze Bevölkerung in Kriegsgefangenschaft fortschleppend. Erst vor den Mauern Aquileja's am adriatischen Meere brach sich anno 167 der Sturm, denn nicht nur vertheidigte sich diese Stadt — Marc Aurel hatte sie zu einer der ersten Festungen des römischen Reichs erhoben und wegen ihrer Ausdehnung sowie wegen ihres Reichthums wurde sie zuweilen Roma secunda, das zweite Rom, genannt — auf's tapferste, sondern es eilte nun auch, gedrängt von der außerordentlichen Gefahr, Marc Aurel mit allen Truppen, über die er verfügen konnte, selbst herbei, um den furchtbaren Feind zurückzutreiben. Weil er sich jedoch zu schwach fühlte, mit Waffengewalt etwas auszurichten, nahm er zur List sowie zum Gelde seine Zuflucht und brachte es durch große Opfer so weit, daß zuerst die Jazygen und Roxolanen mit ihm Frieden schloßen. Dann ließen sich die germanischen Stämme — natürlich aber jeder einzeln, denn eben in der Trennung der Stämme lag das listige Getriebe des römischen

Kaisers — ebenfalls durch Geld und Versprechungen geködert, dazu herbei, diesem Frieden oder besser gesagt Waffenstillstand beizutreten, und räumten sofort das eroberte Land. Ihre kolossale Beute aber schleppten sie mit sich und so hatte Marc Aurel eigentlich keine Ursache, sich seines Erfolges groß zu rühmen. Natürlich übrigens that er sofort Alles, was in seinen Kräften stand, um künftige Einfälle in's Römerland unmöglich zu machen, und stellte während seines langen Aufenthaltes in Carnuntum (Deutsch-Altenburg) in Pannonien den größten Theil der Festungen wieder her, welche in dem zweijährigen Kampfe von den vereinigten Sarmaten und Germanen zerstört worden waren.

Einige Jahre vergingen nun in scheinbarer Ruhe, allein im Jahr 169 entbrannte der Kampf auf's neue. Weil nämlich jetzt der parthische Krieg durch die drei ersten Feldherren Marc Aurels, durch Statius Priscus, Avidius Cassius und Marcius Verus glücklich beendet worden war, glaubte der römische Kaiser, es sei jetzt an der Zeit, die Sarmaten und Germanen für ihre früher begangenen Frevel zu züchtigen, und verlegte sofort die siegreichen Parthischen Legionen nach Pannonien, um den Krieg von neuem zu beginnen. Daraufhin vereinigten sich jene Völkerschaften zum zweiten Male und drangen durch Pannonien gegen Illyrien vor, ohne daß dieß Marc Aurel zu verhindern im Stande gewesen wäre. Sein Unstern wollte nämlich, daß die Parthischen Legionen aus dem fernen Orient die Pest eingeschleppt hatten, und diese furchtbare Krankheit lichtete nicht nur die Reihen der Legionen in der kolossalsten Weise, sondern richtete auch unter der sonstigen Einwohnerschaft Italiens und der angränzenden Reichsländer die schrecklichsten Verwüstungen an. Dazu kamen dann noch Erdbeben, Ueberschwemmungen und andere schlimme Naturereignisse, welche die Kraft des Staates so total lähmten, daß ein Anderer als Marc Aurel sich wohl kaum mehr zu helfen gewußt hätte. Woher nämlich die Leute nehmen, um gegen die andrängenden Feinde eine neue Armee zu bilden, nachdem die alten Legionen in Folge der Pest sich fast ganz aufgelöst hatten? Wie aber namentlich das Geld auftreiben, da wegen des allgemeinen Elends seit Jahr und Tag keine Steuern mehr eingingen und der Staatsschatz durch

die letzten langen Kriege ohnehin total erschöpft war? Nun schnell besonnen ließ der Kaiser die sämmtlichen goldenen und silbernen kaiserlichen Geräthschaften, ja selbst die Kunstwerke der kaiserlichen Paläste, nebst den Juwelen, Schmucksachen und Prachtgewändern seiner Gemahlin öffentlich versteigern und schaffte sich so des Geldes die Hülle und Fülle. Soldaten aber schuf er sich wegen der außerordentlichen Gefahr dadurch, daß er eine Menge von Sklaven und Gladiatoren, ja selbst die organisirten Räuberbanden Dalmatiens und Dardaniens in die Armee einreihte, und noch mehr dadurch, daß er zwei große vandalisch=germanische Heergeleite unter ihren Edelingen Rhaus und Rhaptus — so wurden sie nämlich von den Römern genannt — durch außerordentlich hohen Sold für seine Dienste gewann, um sie gegen ihre eigenen Landsleute zu verwenden. Nunmehr, als Germanen gegen Germanen kämpften — ein deutsches Erbverbrechen, das sich auch später so oft wiederholte — nahm der Kampf endlich eine für Marc Aurel günstige Wendung; allein erst nach den furchtbarsten Opfern und nur erst, nachdem er wieder durch Geld Zwiespalt in die Reihen seiner Feinde gebracht hatte, gelang es ihm über dieselben nach und nach bis zum Jahr 175 Herr zu werden. Die Jazygen und Roxolanen bezwang er in einer großen Schlacht auf der gefrornen Donau und sie mußten ihm alle gemachten Gefangenen — ihre Zahl belief sich auf mehr als 100,000, nachdem schon Viele gestorben, verkauft oder auch entflohen waren — zurückgeben. Gegen die Markomannen ließ er, um sie zu schrecken — römische Wahrsager hatten ihm dieß angerathen — zwei mächtige parthische Löwen über die Donau hinüberschwimmen, allein lachend schlugen sie die Germanen mit ihren Keulen todt, als wären es bloße Hunde, und nun beeilte sich Marc Aurel um den Preis der Uebergabe der Hälfte des römischen Gränzlandes mit ihnen Frieden zu schließen. Am längsten dauerte noch der Kampf mit den Quaden, denen noch die Narisker, Hermunduren und Longobarden sich zugesellt hatten, und fast wäre es dabei zur vollen Vernichtung der Römer gekommen. Die Quaden nämlich wußten dieselben durch verstellte Flucht tief in's Innere einer wasserarmen Gegend zu locken und glaubten dann, wenn einzelne Heerhaufen sich abgelöst hätten, um für die Verschmachtenden Wasser

zu suchen, einen leichten Sieg erringen zu können. Doch siehe da, das Geschick — nach christlichen Schriftstellern bewirkte dieses Wunder eine theilweise zum Christenthum bekehrte römische Legion durch ihr Gebet und die besagte Legion erhielt dafür den Namen Legio fulminatrix — sandte ein starkes Gewitter mit mächtigem Regengusse, und dadurch sahen sich die Römer nicht nur gerettet, sondern die Quaden wurden auch durch die gräßlichen Blitze und Donnerschläge so erschreckt, daß sie sich alsbald erboten, wie die Markomannen gegen Abtretung eines Stückes Gränzlandes ebenfalls Frieden zu schließen. Nunmehr hatte der schreckliche Krieg ein Ende und nach Rom zurückgekehrt ließ Marc Aurel eine Münze mit der Inschrift: „Ewiger Frieden" schlagen. Er war nämlich unendlich froh, die römischen Reichsgränzen noch in der Hauptsache gerettet zu haben; allein durfte er in der That hoffen, daß der Frieden ein ewiger sein werde?

Er selbst that sein Möglichstes, um jene Inschrift zur Wahrheit zu machen. Entlang nämlich der ganzen Römergränze gegen die Donau hin ließ er die zerstörten Festungen wieder herstellen und fügte denselben noch verschiedene neue hinzu. Auch legte er in eine jede derselben eine überaus starke Besatzung und vermehrte überhaupt das Gränzheer gegen die Germanen auf die furchtbare Stärke von 200,000 Mann, worunter über die Hälfte germanische Söldlinge gewesen sein mochten. Weil nun aber die Römer so stark waren, ließen sie sich — ich meine die Prätoren und wie die andern Beamten hießen — zum Uebermuth hinreißen und begegneten den Deutschen in den denselben überlassenen Gränzdistrikten in einer Weise, daß diese nothwendig zur Rachenehmung getrieben werden mußten. Anno 179 also, als Marc Aurel in Folge einer in Syrien ausgebrochenen Empörung genöthigt war, einen großen Theil seiner Truppen nach Asien zu werfen, brachen die Germanen auf's neue in Pannonien ein und der Krieg drohte sich in seiner alten Gräßlichkeit zu wiederholen. Freilich erfocht nun Marc Aurel, nachdem er den Aufstand in Syrien schnell gedämpft, im Jahr 180 bei Carnuntum einen großen Sieg über die mit den Markomannen verbundenen Stämme; allein diesen Sieg konnte er nicht ausnützen, weil er gleich darauf, von seinem Leibarzt auf Anregung seines Sohnes Commodus vergiftet, in Vindobona oder

Wien starb, und noch weniger nützte denselben dieser sein Sohn und Nachfolger aus. Im Gegentheil schloß Commodus, ein durchaus lüderlicher, verächtlicher, feiger und grausamer Jüngling, den seine Mutter ohne Zweifel im Ehebruch mit einem Gladiator erzeugt hatte, alsobald, einzig nur um den Genüssen und Ausschweifungen Rom's fröhnen zu können, mit den Germanen Frieden und überließ ihnen als Preis desselben nicht blos ein großes Stück Gränzland, sondern geschweigte sie auch mit außerordentlichen Geldsummen und gab ihnen überdem die Erlaubniß, sich in den innern Provinzen des Reichs anzusiedeln. Alle die außerordentlichen Anstrengungen Marc Aurels waren also vergeblich gewesen, und wenn nun auch der große markomannische Krieg die Zertrümmerung des römischen Reichs noch nicht herbeiführte, so erschien doch Rom dadurch bereits so geschwächt, daß sein endlicher Sturz unmöglich mehr ausbleiben konnte. Vermochte es ja doch den Frieden nicht mehr zu erkämpfen, sondern mußte ihn auf schmähliche Weise erkaufen!

Zweites Kapitel.

Die Kämpfe der Alemannen mit Rom.

(211 bis 400 nach Christus.)

Durch den Markomannenkrieg waren die Deutschen über Zweierlei aufgeklärt worden; einmal darüber, daß die Macht der Römer nichts so gräßlich Furchtbares sei, um sich nicht an dieselbe hinwagen zu dürfen, und sodann darüber, daß ihre Getrenntheit in verschiedene kleine Stämme, wenn jeder dieser Stämme nur für sich handeln wolle, nothwendig zum Verderben führen müsse. So vollzog sich denn, in Folge dieser Aufklärung, zu Ende des zweiten Jahrhunderts innerhalb der Grenzen Germaniens eine große innere Umgestaltung, ich meine die Umgestaltung der unzähligen urgermanischen Gaue mit

je einer besonders benannten Völkerschaft in vier Völkerbünde oder Hauptstämme, nämlich in die Stämme der Alemannen, Gothen, Franken und Sachsen, welche von jetzt an stabil blieben und nie mehr andere Benennungen annahmen. Die Alemannen umfaßten hauptsächlich alle die suevischen Gaue und Völkerschaften, welche wir schon von Ariovists Zeiten her kennen, und Sueven oder Schwaben ist daher mit Alemannen gleichbedeutend. Sie wohnten zwischen Rhein und Donau am Neckar und Main und ihr Name machte sich den keltischen Galliern bald so furchtbar — besonders durch ihre kühne Reiterei — daß noch jetzt die Franzosen die sämmtlichen Deutschen mit dem Namen „Allemands“ bezeichnen. Warum sie sich übrigens Alemannen genannt haben, ist bis heute noch nicht in überzeugender Weise dargethan und wenn die Einen meinen, der Name hänge mit dem Worte „Allmanden,“ das ist dem gemeinschaftlichen Grundbesitz, den jede schwäbische Gemeinde früher besaß und selbst jetzt noch meistentheils besitzt (die Allmand dient zur Weide für alles Vieh der Gemeinde und da und dort erhalten auch ärmere Gemeindemitglieder ein kleineres Grundstück derselben gegen geringen Zins zur Bebauung), so behaupten die Andern, mit dem Wort Alemannen habe gesagt sein wollen, er sei ein Bund „aller Mannen,“ das ist aller Waffenfähigen unter den Sueven. Die Gothen, ohne Zweifel dasselbe Volk mit den „Geten,“ welche den Römern schon sehr frühe bekannt waren, wohnten an der untern Donau bis zum schwarzen Meere hin und zu ihnen gehörten auch die Vandalen und Heruler, sowie noch verschiedene andere Stämme, von denen später die Rede sein wird. Die Franken — der Name soll von „frank“ soviel als „frei“ herkommen und würde also von der Freiheitsliebe dieses Völkerbundes Zeugniß geben; vielleicht aber auch hängt er mit dem Wort „Framea,“ Wurfspieß, d. i. der Lieblingswaffe, welche die Franken führten, zusammen — umfaßten die meisten der Völkerschaften, deren Namen in den ältesten Kämpfen zwischen Germanen und Römern so vielfach genannt wurden, nämlich die Sigambrer, Tenchterer, Tubanten, Katten, Bruckterer, Chamaven, Ampsivarier und Andere, und ihre Wohnsitze lagen sämmtlich am mittleren und niederen Rhein. Endlich hatten noch die Sachsen — ob ihr Name von „Sassen“ soviel als „Ansässige,“ im Gegensatz von No-

machen, oder was wahrscheinlicher von „Sachse," das ist dem großen gekrümmten Messer, das sie als Schwert zu führen pflegten, herkommt, lasse ich dahingestellt — den Norden Deutschlands inne und zu ihnen gehörten insbesondere die Cherusker, Friesen, Chauken und Angeln. Also, um das so eben Gesagte kurz zu wiederholen, das östliche Deutschland besaßen die Gothen, das nördliche die Sachsen, das westliche die Franken und das südliche die Alemannen; sie alle zusammen aber bildeten das von den Römern nie unterworfene Germanien.

Was nun zuerst die Alemannen betrifft, so bestanden sie, wie schon angedeutet, aus verschiedenen suevischen Völkerschaften, wie den Semnonen, Juthonen, Avionen und andern und jede Völkerschaft hatte einen eigenen Gau inne. Noch mehr, jede Völkerschaft besaß auch ihren eigenen Fürsten oder König, welcher regelmäßig von der Landsgemeinde gewählt wurde, und so finden wir z. B. im Jahr 278 nicht weniger als neun, im Jahr 357 gar eilf Könige, von denen jeder von dem andern unabhängig war. Schon hieraus geht zur Genüge hervor, daß das Zusammenhalten der Alemannen keineswegs ein so striktes gewesen sein wird, und noch weniger darf man sie sich als in Einen Stamm verschmolzen denken. Im Gegentheil blieben sie, auch nachdem sie den gemeinschaftlichen Namen Alemannen angenommen hatten, noch immer abgetrennte Völkerschaften, und nur wenn es gegen einen gemeinschaftlichen Feind ging, hielten sie, aber auch dann nicht immer — zusammen. Dann wählten sie in einer Generallandsgemeinde einen Oberanführer und diesem mußten alle Fürsten und Könige gehorchen. Sobald aber der Krieg sein Ende erreicht hatte, kehrte auch die alte Trennung wieder und es hielt dann schwer, irgend etwas Gemeinschaftliches durchzusetzen.

Zum ersten Male lernen wir die Alemannen anno 213 kennen, nämlich unter dem römischen Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Bassianus, der aber gewöhnlich nach dem langen gallischen Oberkleide, das er trug, Caracalla genannt wurde. Dieser Kaiser war gerade so lüderlich, als sein Vorgänger Commodus, von dem weiter oben die Rede gewesen ist; mit der Lüderlichkeit aber verband er eine tolle Ruhmsucht und so beschloß er einen Feldzug gegen die Alemannen, welche ins römische Zehntland eingefallen waren. Die Wohnsitze

dieses Völkerbundes stießen nämlich (wie wir gesehen) an den großen römischen Gränzwall, hinter welchem das Zehntland lag, und die Wohlhabenheit, ja der Reichthum, welcher allda herrschte, mußte nothwendig die Raubsucht der Germanen reizen. Freilich, etwas schwer war es, über den Gränzwall hinüberzukommen, weil dieser mit seinen vielen Kastellen von den römischen Soldaten tapfer vertheidigt wurde, die Alemannen jedoch wußten um's Jahr 212 alle Schwierigkeiten zu überwinden und ihre Schaaren überflutheten nun die Agri decumates. Der Kaiser Caracalla hatte also ganz Recht, oder vielmehr er war verpflichtet, gegen diese Völkerschaft zu Felde zu ziehen; allein wie fiel sein Feldzug aus? So schmählich, als nur überhaupt einer ausfallen kann, und schließlich anno 214 erkaufte er sich mit schweren Geldsummen von den Germanen den Frieden. Trotzdem aber legte er sich von nun an den Beinamen „Alemannicus" bei, gerade wie wenn er über diese Völkerschaft einen großen Sieg errungen hätte, und wäre er nicht vorher ermordet worden, so würde er sich sogar einen Triumphzug nicht versagt haben.

Einige Jahre lang hielten nun die Alemannen Ruhe; unter dem Kaiser Alexander Severus aber anno 234 brachen sie, weil von den Römern beleidigt, abermalen über den Gränzwall und der Kaiser schloß sofort schnellstens mit den Parthern, gegen die er damals im Felde stand, Frieden, um die Legionen gegen Deutschland zu verwenden. Er wurde übrigens, noch ehe er den Feldzug eröffnen konnte, im Jahr 235 von seiner Leibwache, die über seine strenge Mannszucht erbost war, ermordet, und auf den Thron schwang sich nun Maximin, ein Deutscher von Geburt. Dieser — sein Vater war ein geborner Gothe und diente als gemeiner Soldat in der römischen Armee, seine Mutter aber gehörte dem Stamme der Alanen an — ein Mann von riesiger Stärke und Größe, wurde schon von Kaiser Septimius Severus ausgezeichnet und stieg unter Alexander Severus bis zur höchsten militärischen Würde empor. Es fiel ihm also nicht schwer, nach der Ermordung des Alexander Severus die Legionen für sich zu gewinnen, denn diese versprachen sich von ihm goldene Tage; allein hierin sollten sie sich doch täuschen. Maximin entwickelte nämlich in Handhabung der Disciplin eine furchtbare

Energie und verfuhr gegen Alle, die sich ihm verdächtig machten, mit einer Grausamkeit sonder Gleichen. Was aber für uns das Wichtigste ist, er bot all' seine Kräfte und Fähigkeiten auf, um den Krieg gegen die Alemannen glücklich zu beenden, und recrutirte zu diesem Behufe sein Heer sogar aus den asiatischen und afrikanischen Provinzen. Daran, daß er von Geburt ein Deutscher, also eines und desselben Stammes mit den Alemannen sei, dachte er nicht einen Augenblick lang, sondern nur daran, das römische Reich, welches durch seine vielen schlechten Kaiser, sowie durch seine innere Verderbniß überhaupt so tief herabgekommen war, wieder auf seine frühere Höhe zu bringen, und er schwur deßhalb auch, ganz Germanien bis zur Nord- und Ostsee hinauf zu erobern. Und in der That, man liest nun in römischen Schriftstellern, daß er nicht nur die Alemannen bis über den Gränzwall zurückgetrieben habe, sondern auch, Alles zerstörend und verheerend, tief in Germanien eingedrungen und in vielen Schlachten siegreich geblieben sei. Doch etwas Näheres über diese seine vielgerühmten Eroberungen erfahren wir nicht und nur die Thatsache steht fest, daß er sich schon anno 238 mit den Germanen friedlich verglich, ohne ihnen auch nur ein Stück Erde abgenommen zu haben. Die blutdürstige Strenge seiner Regierung nämlich, sowie seine unersättliche Habsucht — er befahl zum Beispiel, alle Reichthümer der Tempel zum Vortheil des Kaiserlichen Schatzes einzuziehen und die goldenen und silbernen Standbilder der Götter nebst allen edlen Geräthschaften in die Münze zu schicken — erweckten ihm in Italien so viele Feinde, daß eine Empörung nach der andern gegen ihn ausbrach, und endlich zwang ihn eine gegen ihn aufgestellte Gegenregierung, die der beiden Gordiane, sowie der nachmaligen Kaiser Pupienus und Balbinus, schnell nach Italien zurückzukehren. Dort, bei der Belagerung von Aquileja, das sich ihm feindselig entgegenstellte, empörten sich seine eigenen Truppen gegen ihn und hieben ihn mit seinem Sohne Nachts im Schlafe nieder, indem sie statt seiner den jüngern Gordian zum Imperator ausriefen.

Von jetzt an stieg die Verwirrung im römischen Reiche mehrere Decennien hindurch auf den höchsten Grad, denn keiner der nächstfolgenden Kaiser konnte sich länger als nur wenige Jahre halten.

Vielmehr wurde er immer wieder abgesetzt oder ermordet, — oder auf irgend eine sonstige Weise beseitigt. Nicht selten gab es auch mehrere Kaiser zumal und da nun ein Jeder die Alleinherrschaft haben wollte, so wüthete fast in allen Provinzen, besonders aber in Italien ein immerwährender Bürgerkrieg. Wie hätten nun, während dieser erbärmlichen Periode, das heißt während ein Gordianus III., ein Philippus der Aeltere, ein Philippus der Jüngere, ein Decius, ein Gallus, ein Volusianus, ein Valerianus und Andere auf dem Thron saßen, die Gränzen gegen Germanien hin gehörig geschützt werden können? Fast alle germanischen Stämme machten sich daher die Schwäche der Römer zu Nutzen, um in deren Gebiet einzufallen und auf diese Einfälle werden wir gleich nachher bei der Geschichte der Gothen und Franken zu sprechen kommen. Insbesondere aber boten die Alemannen alle ihre Kräfte auf, um das viele Schlimme zu vergelten, was ihnen Kaiser Maximin angethan hatte, und mit gränzenloser Wuth fielen sie über das römische Gränzgebiet her. Sie begnügten sich aber keineswegs damit, die Agri decumates oder das Zehentland zu verwüsten und auszurauben, sondern ihre Ziele gingen viel weiter, nach Rhätien, Helvetien und Südgallien (Provence) so wie selbst nach Oberitalien, wo sie weit über den Gardasee hinaus vordrangen. Freilich eigentliche Eroberungszüge waren dieß nicht, sondern vielmehr Raubzüge, und hiebei kam ihnen ihre vortreffliche Reiterei — selten unter 40,000 Mann — ganz außerordentlich zu Statten.

Etwas mehr Kraft zeigten die Kaiser, welche von 254 an regierten, ein Gallienus, Claudius und Aurelian, und die römischen Schriftsteller erzählen wieder von großen Siegen, die sie über die Alemannen erfochten haben sollen. So von Claudius am Lacus Benacus (dem Gardasee) im Jahr 269, und von Aurelian — nachdem er bei Placentia eine schwere Niederlage erlitten — bei Fano in Umbrien, sowie endlich bei Pavia anno 274; allein die Siege [illegible]nnen keineswegs so gar bedeutend gewesen sein, denn gleich nach Aurelians Tod, anno 275, finden wir die Alemannen wieder in Südgallien, wo sie eine ganze Reihe blühender Städte verbrannten und plünderten. Endlich übrigens anno 276, nachdem zwei Nachfolger

Aurelians, Tacitus und Florian schnell nach einander beseitigt worden waren, erhoben die syrischen Legionen wieder einmal einen tüchtigen Mann, ihren Oberanführer Probus, auf den Thron und dieser gab in der That den römischen Waffen auf eine Zeit lang den alten Glanz zurück. Abgesehen nämlich von seinen übrigen tapfern Thaten, deren Aufzählung nicht hieher gehört, gelang es ihm, nicht nur die Alemannen aus Gallien heraus bis über den Rhein zurückzuwerfen, sondern er drang sogar, Alles schonungslos niedermachend — er zahlte für jeden eingelieferten Alemannenkopf ein Goldstück und man kann sich also denken, in welcher Weise der Krieg geführt wurde — anno 278 bis über die schwäbische Alp und den Neckar vor und ließ durch seine Legionen den längst zerstörten großen Grenzwall zwischen Rhein und Donau wiederherstellen. Den Versuch übrigens, die Alemannen aus dem schon längst occupirten Zehentland wieder hinauszutreiben, machte er nicht, sich vielmehr damit begnügend, daß die Alemannenfürsten, einer nach dem andern — im Ganzen ihrer neun — sich ihm unterwarfen und zwar unter Annahme ziemlich drückender Bedingungen. Zum ersten nämlich bekamen die Alemannen das Land nur zur Nutznießung und mußten dafür den Zehnten an Naturalien geben. Zum zweiten aber — und dieß fiel besonders schwer in's Gewicht — mußten sie 16,000 Mann Hülfstruppen stellen und diese durfte Probus gegen wen er wollte, also auch gegen die Gothen und Franken, verwenden. So wurden die Alemannen durch ihn in römische Lehensleute und Gränzsoldaten verwandelt und nun bekamen die nächstgelegenen Provinzen, Rhätien, Helvetien, Germania superior und die Provence Ruhe. Auf wie lange jedoch? Nun Kaiser Probus wurde von seinen eigenen Soldaten, weil er, entgegen ihren gewohnten Zügellosigkeiten, die Disciplin streng aufrecht erhielt, im August 282 bei Sirmium in Pannonien erschlagen und unter seinen Nachfolgern war keiner, der mit ihm in Beziehung auf Tapferkeit, Energie und Ehrlichkeit den Vergleich ausgehalten hätte. Was also folgte, kann man sich denken, denn die Alemannen voll innerer Wuth über die Fesseln, die ihnen aufgebürdet worden waren, warteten nur auf den Moment, wo sie sich wieder regen konnten, und hatten alsbald ihre früheren Streitkräfte wieder bei einander. Ja sie ruhten

von nun an nicht mehr, als bis sie das ganze Zehntland definitiv in Besitz genommen und dazu auch noch die meisten Theile von Rhätien, der Schweiz und Obergermanien bis zu den Vogesen hin gefügt hatten.

Doch soll ich nun die folgenden Kämpfe zwischen Alemannen und Römern in allen ihren Einzelnheiten schildern und soll ich besonders auch auseinandersetzen, wie verschiedene römische Kaiser die Alemannen, sei's nun in ihrer Gesammtheit oder blos einzelne Völkerschaften derselben, in ihren Sold zu nehmen verstanden, um sie gegen ihre sonstigen Feinde zu verwenden? Es will mich bedünken, als ob diese ewigen Wiederholungen den Leser nur ermüden würden und so will ich mich lieber mit skizzenhaften Umrissen begnügen. Zwei Jahre nach des Probus Ermordung anno 284 schwang sich Diocletian, der Sohn eines Sklaven, auf den Kaiserthron und dieser glaubte klug daran zu thun, wenn er verschiedene Mitregenten annehme. Er allein könne nicht überall sein, calculirte er, von drei, vier Imperatoren aber könne der Eine da, der Andere dort und der Dritte wieder an einem anderen Ort die Vertheidigung der ungeheuer lang gestreckten Reichsgränze übernehmen und werde dann durch seine persönliche Gegenwart den Sieg an seine Fahnen ketten. So gab es denn von nun an immer mehrere Imperatoren zu gleicher Zeit, oft sogar ihrer fünf und sechs, allein was war die Folge hievon? Nun von den fünf, sechs Kaisern wollte Jeder am Ende wieder die Macht allein haben, und so hörten die Bürgerkriege gar nicht mehr auf. Ueberdem suchte es jeder Kaiser seinem Mitkaiser in Ueppigkeit der Hofhaltung, sowie an sonstigem unsinnigem Luxus zuvorzuthun, und so wurde die Steuerkraft der Völker in einer Weise mißbraucht, daß dieselben endlich vollständig verarmten. Kurz die Theilung der Reichsgewalt, welche mit Diocletian ihren Anfang nahm, machte diese Gewalt noch viel schwächer, als sie zuvor schon war, und von einem siegreichen Widerstand konnte nun schon gar nicht mehr die Rede sein. Zwar allerdings Maximian, der Mitkaiser Diocletians, stellte sich den Alemannen, die wieder in Gallien eingefallen waren, mit ziemlicher Kraft entgegen, allein schon Constantius I., Chlorus genannt, überließ ihnen alles Land vom Main bis zum Bodensee und war froh, sie durch

Gründung der festen Stadt Constanz von weiteren Einfällen in Helvetien abzuhalten. Endlich schloß er gar ein Bündniß mit ihnen und auf seinem Zuge gegen die Pikten in Britannien, den er anno 305 unternahm, war es ein alemannisches Heer unter dem Könige Krokus, das ihm zum Siege verhalf. Sein Sohn Constantin I., der Große genannt, erneuerte 306 dieses Bündniß, welchem er es auch einzig und allein verdankte, daß er sich gegen den Mitkaiser Maxentius auf dem Thron erhalten konnte. Ganz derselbe Fall trat nach seinem anno 337 erfolgten Tode bei seinem Sohn, dem Kaiser Constantius II. ein, denn dieser konnte sich seiner beiden Brüder Constantin und Constans, sowie besonders des Usurpators Magnentius nur dadurch erwehren, daß ihm der Alemannenkönig Chnodomar beistand und den Magnentius anno 351 in Gallien aufs Haupt schlug. Freilich zerstörten dafür die Alemannen auch 45 blühende römische Niederlassungen, worunter Trier, Köln, Straßburg, Speier und Worms, und mästeten sich von dem Raube, den sie da machten, ohne daß sie Constantius dafür zu strafen wagte. Ganz anders wurde das Verhältniß zu den Alemannen, als Julianus, der Abtrünnige genannt (weil er sich wieder zum Heidenthum hielt, nachdem Constantin der Große für sich und seine Nachkommen das Christenthum angenommen hatte), ein Geschwisterkind und Schwager des Constantius II., sich die Kaiserkrone aufsetzte und den Constantius anno 360 auch wirklich besiegte, denn dieser zog von Gallien aus drei Male gegen die Alemannen zu Felde und drang dabei bis mitten in das Zehentland, das ist bis an den Kocher vor. Auch gelang es ihm in einer großen Schlacht vor Straßburg den König Chnodomar gefangen zu nehmen; allein wie er sich nun anno 361 genöthigt sah, die Rheingränze sich selbst zu überlassen, um einen Feldzug gegen die Parther im Morgenlande zu unternehmen, ergossen sich die Alemannen augenblicklich wieder verheerend und verwüstend über Rhätien und Gallien, und alle die bisherigen Anstrengungen waren also vergebliche gewesen. Nach Julians Tode anno 363 setzte sich der Feldherr Valentinian I. auf den Thron und dieser suchte nun den Raubzügen der Alemannen um so mehr ein Ende zu machen, als eine Schaar derselben, unter dem Fürsten Rando, am Osterfeste 368 die Stadt Mainz überfallen

und fast die ganze Einwohnerschaft — nebst großer Beute — gefangen fortgeschleppt hatte. Valentinian ging also noch im selbigen Jahre mit großer Macht über den Rhein, drang mitten bis in das Zehentland vor und lieferte den Alemannen im Juli 368 bei Solicinium (Sumlocenne oder Rottenburg am Neckar) eine Schlacht, welche er einen entscheidenden Sieg nannte. So gar entscheidend muß der Sieg aber nicht gewesen sein, sondern eher eine Niederlage, denn sogleich nach der Schlacht zog er sich in sein Winterlager nach Trier zurück und überschritt von nun an den Rhein nie wieder. Der letzte römische Kaiser, der dieß that, war sein Sohn Gratianus, der von 375 an regierte, aber er kam nur in den Breisgau bis an den Fuß des Schwarzwaldes und diesen selbst wagte er nicht zu betreten. Auch hörte von jetzt an die römische Herrschaft zwischen Oberrhein und Oberdonau gänzlich auf, denn nachdem Gratians Nachfolger Theodosius das römische Reich unter seine beiden Söhne Honorius und Arcadius getheilt hatte, rief Honorius, welchem das Abendland mit Italien zufiel, anno 400 zum Schutze Italiens alle römischen Besatzungen zurück, welche noch am linken Oberrheinufer standen, und damit hörte aller römische Einfluß auf die am rechten Ufer herrschenden Alemannen für immer völlig auf. Vielmehr nahmen diese sofort alles Land bis zu den Vogesen, sowie auch die östliche Schweiz bis zu den Alpen in Besitz und dieses Land bildete dann das Herzogthum Alemannien, welches später Schwabenland geheißen wurde. Mit andern Worten außer der Schweiz und dem Elsaß das jetzige Baden, Württemberg und Westbaiern.

Also endete der fast zweihundertjährige Kampf der Alemannen mit den Römern; doch wie sah jetzt das Land aus, das den Römern entrissen wurde? Mein Gott, alle die herrlichen Städte, welche die Römer gegründet hatten, lagen in Schutt und Asche, denn mit einer Wildheit ohne Gleichen zertrümmerten die Alemannen jegliche ausländische Cultur. Zerstörung, nichts als Zerstörung rings umher und über den Trümmern wuchs wieder frischer Wald! Nicht einmal ein einzelner Thurm der vielen Castelle blieb stehen und selbst der mächtige Grenzwall, jenes Riesenwerk der römischen Kaiser, wurde dem Erdboden gleich gemacht. Ja sogar die alten Namen hätten die

Alemannen gern ausgerottet, denn sie nannten jetzt den brigantinischen See dem Gott Odin zu Ehren den Bodensee und ebenso erhielt das Thurgau und Frickthal seinen Namen von den Gottheiten Thor und Frigga. Nicht minder ward die alte Helvetia in Schwytz (Suevia) umgetauft und die Aquae Aureliae in Baden. Kurz nichts blieb vom Römerthum übrig, nicht einmal etwas von ihren Schätzen, und erst als man später die Erde umgrub, fand man tief unter der Oberfläche die Spuren der ehemaligen römischen Cultur.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge der Franken.

(240 bis 395 nach Christus.)

Aus welchen Völkerschaften die Franken bestanden und woher ihr Name abzuleiten sei, haben wir weiter oben schon gesehen und fügen nun nur noch hinzu, daß dieser Völkerbund im Jahr 240 zum ersten Male genannt wird. Auch wollen wir schon jetzt bemerken, daß die Römer gleich von Anfang an zwischen den salischen und ripuarischen Franken unterschieden, ohne uns aber anzugeben, woher diese Namen stammen, und es ist nur so viel gewiß, daß man unter den ripuarischen Franken diejenigen verstand, an deren Spitze die Ampsivarier standen und welche mit der Zeit das Land zwischen Rhein, Mosel und Maas (von den Römern Ripa geheißen) occupirten, während die salischen Franken mehr nach der Eroberung des Innern von Frankreich trachteten und von den Sigambrern (eine Völkerschaft der Sigambrer und zwar die vornehmste soll Salici oder Salii geheißen haben und daher der Name gekommen sein — Andere leiten den Namen von dem keltischen Wort Saile, Salzwasser ab und nach ihnen würde Salier nichts anderes heißen, als Salzwasserbewohner, d. h. Anwohner des Meeres) dominirt wurden. Doch sei dem wie



ihm wolle, die Franken selbst acceptirten den Unterschied zwischen salischen und ripuarischen Stammesgenossen erst in spätern Jahrhunderten und hießen im 3. und 4. Jahrhundert kurzweg Franken, ohne irgend eine Stammestheilung zu machen.

Wie die Alemannen durch ihre Wohnsitze schon eine immerwährende Drohung für das römische Zehentland waren, so die Franken für die römischen Ansiedelungen am untern Rhein, und es herrschte daher von der Zeit an, daß die verschiedenen Völkerschaften der Sigambrer, Brukterer, Ampsivarier u. s. w., wahrscheinlich veranlaßt durch die Angriffe des Kaisers Maximin, ihren Franken-Völkerbund geschlossen hatten, unter den Römern der instinctive Trieb, diesen Völkerbund zu vernichten. Allein nur um so zäher hielten die Franken aus und ohnehin war ihrer Tapferkeit die römische der spät-kaiserlichen Zeiten nicht mehr gewachsen. Von dieser Tapferkeit will ich nur zwei Proben anführen. Die ersten Einfälle der Franken ins Gallische, welche zweifellos unter dem schwachen Kaiser Gordianus III. statthatten, dann aber unter Valerian, Gallienus, Claudius, Aurelian und Probus regelmäßig wiederholt wurden, waren nicht darauf berechnet, dort Eroberungen zu machen und sich in diesen Eroberungen niederzulassen, sondern es handelte sich dabei nur um Raub und Plünderung, also um reiche Beute an Menschen und Eigenthum. Auf einem dieser Raubzüge nun drang eine Schaar von ihnen, noch keine 12000 Mann stark, mitten durch Frankreich hindurch bis zu den Pyrenäen vor, überstieg sofort diese, plünderte die blühende Handelsstadt Terragona und hielt sich allda zwölf volle Jahre lang, nur erst der Uebermacht des Cäsar Posthumus weichend. Ihren Rückweg aber nahm sie nun nicht mehr durch Frankreich, sondern sie bemächtigte sich vielmehr der Schiffe im Hafen, fuhr nach Mauritanien, plünderte dort ebenfalls recht gründlich und kam endlich mit schwerer Beute beladen im Vaterlande wieder an. Noch großartiger ist ein zweites Beispiel. Besonders heftige Kämpfe nämlich hatten die Franken mit dem Kaiser Probus zu bestehen, demselben der auch die Alemannen zu meistern wußte, und sie unterlagen nicht nur seiner Kriegskunst verschiedene Male, sondern ließen auch viele Tausende von Gefangenen in seinen Händen. Was that nun aber der Kaiser mit diesen Gefangenen?

Nun um in die übrigen Franken einen heilsamen Schrecken zu bringen, damit sie das römische Reich künftig in Ruhe ließen, verpflanzte er dieselben nach Asien an die Gestade des schwarzen Meeres und wies ihnen daselbst Land an, mit dem Befehl dasselbe zu bebauen. Sie gehorchten, weil es keinen andern Ausweg für sie gab; nachdem sie aber in Erfahrung gebracht, daß Probus von seinen eigenen Soldaten erschlagen worden sei, erhoben sie sich sofort wie Ein Mann, fielen über ihre römischen Nachbarn her, die sie sämmtlich überwältigten, nahmen einen Waffenplatz mit seinen Vorräthen und bemächtigten sich schließlich einer Flotte, die in einem nahen Hafen vor Anker lag. Auf dieser schifften sie sich ein, um nach Hause zu fahren, und gewannen richtig, den Bosporus und das Marmorameer durchsegelnd die griechischen Gewässer oder noch besser gesagt das Mittelmeer. Hier aber gingen ihnen die Lebensmittel aus und sie sahen sich in Folge dessen genöthigt, da und dort zu landen, um ein wenig zu requiriren. Natürlich aber begnügten sie sich nicht mit dem Nöthigsten, sondern sie raubten vielmehr, was sie konnten, zusammen und suchten sich daher die reichsten Küstenstriche aus. Endlich landeten sie auch auf der Insel Sizilien, eroberten die mächtige Stadt Syracus, plünderten sie, nachdem sie die meisten der Einwohner erschlagen, rein aus und fuhren nur erst ab, nachdem sie ihre Schiffe so mit Beute beladen, daß sie dieselbe kaum mehr zu tragen vermochten. Nunmehr gings der Heimath zu, durch die Säulen des Hercules — durch die Meerenge von Gibraltar — und glücklich erreichten sie schließlich die Mündungen des Rheins, wo sie Anker warfen.

Solcher Tapferkeitszüge könnte ich noch eine Menge anführen, allein es wird wohl an den genannten schon genügen. Ueberdem liegt darin schon der beste Beweis für ihre außerordentliche Widerstandskraft, Ausdauer, Stärke und Kampfbegierde, daß die römischen Kaiser schon am Ende des 3. Jahrhunderts zu der Einsicht kamen, mit Gewalt lasse sich nichts gegen die Franken ausrichten, und daher von nun an suchten, dieselben zu Freunden und Verbündeten zu gewinnen. Ja wohl die Freundschaft der Franken suchten die Römer, aber dabei kamen sie nicht mit leeren Händen, sondern sie boten vielmehr dem gemeinen Mann des Soldes so viel, daß er der Lockung nicht wider-

stehen konnte nnd so traten Tausende und Abertausende in den römischen Kriegsdienst über. Andere Tausende folgten als Verbündete der Römer und ließen sich dafür mit Strecken Landes in Gallien belohnen, welche sie dann unter dem Titel von römischen Unterthanen behielten. Ich sage „unter dem Titel", denn in Wahrheit blieben sie, was sie vorher waren, das ist unabhängige Franken, welche nur ihren eigenen selbstgewählten Fürsten gehorchten. Wieder Andere endlich, und zwar der höher gestellte und gebildetere Theil der Franken, ließen sich durch das Angebot von Ehrenstellen und Würden ködern und vom Ende des dritten Jahrhunders an strömten unzählige fränkische Elemente dem römischen Militär-, Hof- und Staatsdienste zu. Aus den römischen Schriftstellern aber erfahren wir, daß es nicht Wenige dieser Männer bis zu den höchsten Ehrenstellen brachten und zwar einfach deßwegen, weil in der fränkischen Nationalität offenbar eine besondere Anlage dazu vorhanden war, sich dem römischen Wesen anzubequemen so wie nicht minder auch dasselbe für sich zum eigenen Vortheil auszubeuten.

Doch soll ich nun dem Leser die Namen dieser Emporkömmlinge ohne Ausnahme vorführen und ihn zugleich mit ihren näheren Lebensverhältnissen bekannt machen? So z. B. eines Bonitus, eines Charietto, eines Bainobandes, eines Richomeres, eines Bauto (dieser wurde durch seine Tochter Eudoxia Schwiegervater des Kaisers Arcadius) und wie sie sonst alle hießen? Ich denke, es wird genügen, wenn ich auf drei derselben hinweise, von denen jeder die Stufe der höchsten Macht zu erklimmen verstand, obwohl allerdings nicht ohne zugleich gewaltsam zu enden; ich meine die dreie: Magnentius, Silvanus und Arbogastes. Nach dem Tode Constantins des Großen anno 337 theilten dessen drei Söhne, Constantin II., Constans und Constantius II. das römische Reich unter einander; doch nicht um friedlich neben einander zu regieren, sondern um sich gegenseitig so lange zu bekämpfen, bis Einer die ganze Macht in Händen hätte. Zuerst unterlag Constantin II. und nun bemächtigte sich Constans des ganzen Abendlandes, während Constantius II. das Morgenland an sich riß. Constans aber machte sich durch sein üppig-liederliches Leben, sowie durch seine Feigheit sowohl beim Heere als auch

beim ganzen Hofe verächtlich und so reifte in dem Franken Magnentius, einem seiner Heerführer, welchen die Soldaten, meist Franken, hoch verehrten — Magnentius, von vornehmer fränkischer Geburt, war wie so viele seiner Landleute noch sehr jung in die römische Armee eingetreten und hatte sich da von Stufe zu Stufe emporgeschwungen — der Gedanke, sich des Purpurmantels zu bemächtigen. Viele der Vornehmen des Hofes, der sich damals in Augustodunum, dem jetzigen Autun, befand, traten ihm heimlich bei, darunter auch der Schatzmeister des Kaisers Marcellinus, so wie ohnehin die meisten der Offiziere. Bei einem großen Gastmahl nun, das Magnentius zu Ende des Jahres 350 gab, wurde er von seinen Vertrauten urplötzlich zum Kaiser ausgerufen und sofort jauchzte ihm die ganze Versammlung zu. Von dem Festsaale aus aber verpflanzte sich der Ruf bis ins Lager und die ganze Armee stimmte frohlockend bei. Nunmehr wußte der Kaiser Constans nichts Eiligeres zu thun, als sich durch die Flucht zu retten; allein er kam von Augustodunum nicht weiter als bis nach Helena (Elm beim jetzigen Perpignan) am Fuße der Pyrenäen, denn dort holten ihn seine Verfolger, die ihm Magnentius nachsandte, ein und stießen ihn ohne Erbarmen nieder. Daraufhin ward Magnentius fast im ganzen Abendlande als Kaiser anerkannt, und er ernannte sofort seinen Bruder Decentius zu seinem Mitkaiser. So ging Alles Schlag auf Schlag zu seinen Gunsten; doch zu Ende des Jahrs 350 erfuhr er, daß der Kaiser Constantius II., der im Morgenlande mit der Residenz Constantinopel dominirte, ein furchtbares Heer gegen ihn aufstelle, und alsbald beschloß er, demselben mit all seinen Streitkräften entgegenzuziehen. Zwischen Drau, Save und Donau in der Nähe von Mursa (dem jetzigen Esseck), stießen die beiden Gegner im Frühjahr 351 aufeinander und zuerst am es zu Unterhandlungen. Constantius nämlich wäre nicht abgeneigt gewesen, den Magnentius unter gewissen Bedingungen als abendländischen Kaiser anzuerkennen, denn er hatte vor der Tapferkeit desselben, sowie vor der Stärke seines meist aus Franken und sonstigen Germanen bestehenden Heeres großen Respekt. Ueberdem wollte er die Unterhandlungen dazu benützen, heimlich mit einigen Unterfeldherrn des Magnentius, insbesondere mit dem Frankenführer Silvanus,

von dem er wußte, daß derselbe Ursache zur Unzufriedenheit habe, Verbindungen anzuknüpfen oder, deutlicher gesagt, sie zum Verrath an ihrem Gebieter zu bewegen. Sei dem nun übrigens, wie ihm wolle, dem Magnentius gefiel das lange Unterhandeln nicht und er drängte daher zur Entscheidungsschlacht. Er glaubte nämlich, der Sieg sei ihm sicher, einmal weil Constantius von der Kriegführung nichts verstand, und sodann weil er sich noch immer durch Feigheit ausgezeichnet hatte. Doch siehe da, es sollte ganz anders kommen. Zwar allerdings seine Feigheit bewies Constantius auch dießmal, indem er sich, statt sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, in eine Kirche zurückzog, um für den Sieg seiner Waffen zu beten; allein um so besser schlugen sich seine Truppen, namentlich seine Reiterei, und, was die Hauptsache, während der Schlacht ging Silvanus, jener Frankenführer, von dem ich soeben gesprochen, mit all' den Seinigen zu ihm über. So ging die Schlacht für Magnentius verloren, allein nur erst nach einem furchtbaren Blutbade. Ja dieses Blutbad war so groß, daß die Besiegten über 24,000 Mann, die Sieger aber gar 30,000 Mann auf dem Schlachtfelde ließen. Nunmehr floh Magnentius nach Gallien zurück, um mit Hülfe seines Bruders Decentius ein neues Heer auf die Beine zu stellen. Allein ehe er noch damit fertig geworden war, schlug ihn der von Constantius gewonnene Alemannenkönig Chnodomar in der jetzigen Dauphiné aufs Haupt und nun, wie er Alles verloren sah, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Dasselbe that auch sein Bruder Decentius, indem er zugleich die ganze Familie dem Tode weihte.

Der Franke Silvan also hatte dem Kaiser Constantius zum Siege über seinen Gegner Magnentius verholfen und dafür glaubte er natürlich auf immerwährenden Dank rechnen zu dürfen. Im Anfang nun überhäufte auch Constantius seinen Retter mit Ehrenbezeugungen und Geldspenden; allein nach kurzem schon faßte er, von römischen Hofschranzen dazu aufgestachelt, ein tiefes Mißtrauen gegen denselben, wähnend Silvan habe den Verräther an Magnentius nur deßhalb gespielt, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen, und am Ende mußte Silvan vom Hofe entfliehen, weil er sein Leben gefährdet sah. Nunmehr faßte Letzterer in der That den Entschluß, welchen

ihm der Kaiser früher blos untergeschoben hatte, und es gelang ihm sofort die in Köln stehenden Legionen, meist fränkischer Abkunft, für sich zu gewinnen. Durch diese ließ er sich zum Kaiser ausrufen und in ganz Gallien widersetzte sich ihm Niemand. Constantius aber, als er solche Nachricht empfing, verlor fast allen Muth, denn zweifellos mußte nun derselbe Kampf, den er soeben mit Magnentius durchgekämpft, noch einmal durchgekämpft werden. Doch nein, es gab noch ein anderes Mittel, das des Meuchelmords, und zu diesem erbot sich Ursicinus, einer seiner Unterfeldherren. Natürlich wurde das Angebot freudigst angenommen und alsobald eilte Ursicinus nach Köln, sich stellend, als sei er dem Lager des Kaisers Constantius entflohen, um zu den Fahnen des Silvanus überzugehen. Letzterer dachte nichts Arges, sondern nahm den angeblichen Ueberläufer wie einen Freund auf und gab ihm sofort in seinem Heere ein höheres Commando. Nun paßte Ursicinus die Gelegenheit ab und in einer dunklen Nacht ermordete er mit Hülfe einiger Verschworenen den Silvanus, worauf er sofort aufs schnellste entfloh. So währte die Herrschaft des Silvan nur achtundzwanzig Tage lang und wenn nun auch die ihm anhänglichen Truppen in ihrer Wuth über den feigen Mord die Stadt Köln, so wie alle römischen Niederlassungen in einem weiten Umkreise, total zerstörten, so hatte das doch auf die nunmehr alleinige Herrschaft des Constantius keinerlei Einfluß.

Die Herrschaft der beiden fränkischen Usurpatorenkaiser Magnentius und Silvan war also nur von kurzer Dauer gewesen; weit länger regierte dagegen über das Abendland ein dritter Franke, der obengenannte Arbogast, jedoch mit dem Unterschied, daß er nie den Kaisernamen in Anspruch nahm, sondern sich vielmehr mit der Ausübung der Kaisergewalt begnügte. Nach des Constantius gewaltsamem Tode regierte einige Jahre Julian der Abtrünnige und ihm folgte anno 364 Valentinian I., welchen anno 375 sein Sohn Gratianus beerbte. Gratianus aber glaubte für sich allein nicht fertig werden zu können und nahm zum Mitregenten im Abendlande seinen jungen Stiefbruder Valentinian II. Zum Regenten oder Kaiser des Morgenlandes aber ernannte er den thatkräftigen Theodosius, einen seiner nächsten Verwandten, und so glaubte er, Alles aufs beste ge-

ordnet zu haben. Da erhob nur wenige Jahre später der Feldherr Maximus von Britannien aus die Fahne des Aufruhrs und es kam nun zu einem eben so langen als schweren Kampf. Zuletzt anno 383, unterlag Gratian und wurde getödtet. Trotzdem konnte sich jetzt Maximus noch nicht als Alleinherrscher betrachten, sondern es war noch Valentinian II., der bisherige Mitregent Gratians, und insbesondere auch Theodosius, der Kaiser im römischen Orient, zu besiegen. Ein viel schwererer Kampf stand also noch bevor; allein eben deßwegen zogen es die drei Betheiligten vor, einen Vergleich miteinander abzuschließen und dieser ging dahin, daß Theodosius den Orient, Maximus alle römischen Lande jenseits der Alpen also Spanien, Gallien, Britannien u. s. w, u. s. w., Valentinian aber Italien, Afrika und Illyrien beherrschen sollte. Dieser noch im Jahre 383 abgeschlossene Vergleich wurde übrigens von Maximus nur kurze Zeit gehalten, denn es gelüstete ihn nach dem Besitz Italiens und da er wußte, daß Valentinian, ein jugendlicher Schwächling wie Einer, weder etwas von einem Feldherrn noch von einem Regenten an sich hatte, so hoffte er gar leicht mit ihm fertig zu werden. Eben so schnell als heimlich vollendete er seine Rüstungen, zog dann gleichsam im Fluge über die Alpen und stand im Sommer 387 vor den Thoren Mailands, der damaligen Residenz Valentinians, ehe dieser fast nur eine Ahnung von dem Ueberfall hatte. Die schnellste Flucht war also geboten und der ganze Hof, Valentinian an der Spitze, entrann sofort nach Aquileja. Doch auch hier hielt man sich noch nicht für geborgen und setzte demnach die Flucht fort bis Thessalonich, von wo aus der Kaiser Theodosius aufs dringendste um seine Hülfe angefleht wurde. Er willigte ein und zog mit Uebermacht gegen Maximus ins Feld. Das Resultat aber war, daß Letzterer nicht blos geschlagen, sondern auch — anno 388 — gefangen genommen und enthauptet wurde. Nun hätte Theodosius die Herrschaft über das ganze Reich allein behalten können; allein die Last schien ihm zu groß und somit setzte er den Valentinian über den einen Theil, das ist über den ganzen Occident, während er selbst blos den Orient behielt. Einsehend dagegen, daß der junge Valentinian die Fähigkeiten, ein so großartig ausgedehntes Reich zu beherrschen, nicht besitze, gab

er ihm in der Person des Franken Arbogastes einen ersten Minister, dem es oblag, alle Staatsgeschäfte sowie natürlich auch die militärischen Angelegenheiten für ihn zu besorgen, oder, wenn man so lieber will, für ihn das Regiment zu führen. Theodosius nämlich hatte diesen Arbogastes, der schon unter dem Kaiser Gratian in römische Dienste getreten und in solchen hoch emporgestiegen war, als einen Mann erkannt, der sich als Staatsmann wie als Feldherr gleich sehr auszeichnete und überhaupt eine fast außerordentliche Körper- wie Geisteskraft besaß. Der genannte Franke wurde also unter dem bescheidenen Titel eines „Magister Militum" unumschränkter Beherrscher von Italien, Illyrien, Nordafrika, Spanien, Gallien, Britannien und allen germanischen Provinzen, welche die Römer noch besaßen, und man kann sich nun wohl denken, daß er die wichtigsten Stellen im Heere, so wie nicht minder die höchsten Würden in der Regierung mit Männern, die ihm anhiengen, also natürlich meist mit Franken besetzte. Dieß wurmte aber den römischen Hofschranzen, welche die nächste Umgebung Valentinians II. bildeten, denn sie hätten gern ihre Freunde und Vettern zu diesen Stellen und Würden befördert, und sie drangen daher so lange in den Kaiser Valentinian, bis dieser sich anno 392 entschloß, den Arbogast abzusetzen oder wie man sich vielleicht besser ausdrücken würde, ihm verächtlich den Laufpaß zu geben. Solche Handlungsweise empörte den heftigen Arbogast aufs furchtbarste, denn nur allein ihm und seiner Tapferkeit hatte es der Schwächling zu verdanken, daß er von den ringsum anstürmenden Barbaren, besonders den Germanen, noch nicht seines Reichs beraubt worden war, und so kam es zu einer unbeschreiblichen Scene. „Du hast mir den Oberbefehl über das Reich nicht gegeben, kannst ihn mir also auch nicht nehmen", schrie endlich Arbogast und stieß dem Valentinian das Schwert in die Brust, so daß derselbe — der Arme zählte noch nicht einmal 24 Jahre — alsobald todt niedersank. Nun war der Kaiserthron über das römische Abendland wieder einmal erledigt und kein Mensch zweifelte daran, daß Arbogastes, der ihn ja schon längst factisch besessen, sich ohne weiteres hinaufschwingen würde. Hiezu aber war der Letztere viel zu klug, denn er wußte wohl, daß die Römer einen Fremdling und Halbbarbaren — als solchen sahen

sie ihn den geborenen Franken natürlich an — immer mit gehässigem Auge betrachten würden, und überdem fürchtete er auch, daß der Kaiser Theodosius ihn nicht anerkennen möchte. Somit ließ er einen hochstehenden Römer mit Namen Eugenius, einen nicht ungebildeten, natürlich aber ihm durch und durch ergebenen Mann durch die Legionen zum Kaiser ausrufen und setzte hievon den Theodosius in Constantinopel durch eine eigene Gesandtschaft in Kenntniß. Dieser nahm die Gesandtschaft sehr gnädig auf und war auch im Anfang Willens, den Thatsachen den Lauf zu lassen. Allein bald witterte die Hofgeistlichkeit, daß Eugenius mit dem im Abendlande noch immer nicht ganz ausgerotteten Heidenthum liebäugele, und schürte nun so lange, bis Theodosius sich entschloß, den occidentalischen Usurpator zu züchtigen. Beide Kaiser rüsteten sich nun mit allen Kräften zum Kriege und zwar rief Theodosius die Gothen, mit denen er bisher, wie wir später sehen werden, in stetem Kampf gelegen hatte, zu Hülfe. Auch stellten ihm diese unter ihren Anführern Stilicho, Alarich, Gainach und Saulus eine schwere Menge von Truppen, natürlich unter ihren Bedingungen; allein nicht minder viele brachte Eugenius oder vielmehr Arbogast zusammen, denn das ganze Volk der Franken lief auf seinen Ruf in Waffen herbei. Am Flusse Frigidus in des Nähe von Aquileja kam es zu Ende des Jahres 394 zum Kampfe und der erste Schlachttag endete zu Gunsten des Arbogast, indem sich Theodosius mit seinem Heere, nachdem ihm über 10,000 Mann getödtet worden waren, in die nahen Berge zurückziehen mußte. Dieweil nun aber die Franken, berauscht von dem Siege, die ganze Nacht schmausten und zechten, überfiel sie Theodosius am andern Morgen noch vor Tagesanbruch und nach wenigen Stunden erlitten sie eine blutige Niederlage. Ihre trunkene Unordnung war ihr Untergang und überdem half noch hinzu ein furchtbarer Sturm, der ihnen allen Staub ins Gesicht blies. Der Usurpator Eugenius wurde gefangen und alsobald auf Befehl des Theodosius hingerichtet. Arbogast war in das Gebirge entkommen, stürzte sich aber in sein eigenes Schwert, als er sah, daß seine sämmtlichen Truppen zerstreut oder aufgerieben seien. So endete auch seine Herrschaft nach einer Dauer von kaum sechs Jahren.

Aus all' diesem geht klar hervor, daß das fränkische Element im römischen Abendreiche seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts ein vorherrschendes wurde. Fast immer nur Franken nahmen die höchsten Ehrenstellen ein und viele derselben schwangen sich sogar unter diesem oder jenem Titel zu Regenten des Reichs selbst auf. Die Heere aber, mit welchen die Reichsgränzen vertheidigt wurden, bestanden ohnehin zum bei weitem größten Theile aus fränkischen Söldlingen und so lag so zu sagen alle Macht in den Händen der Franken. Was war nun aber natürlicher, als daß diese unter solchen Verhältnissen in den Wohnsitzen am Unterrhein oder vielmehr zwischen Unterrhein, Maas und dem atlantischen Ocean (dem sogenannten Kanal), welche sie im Anfang ihres Auftretens gewaltsam erobert hatten, von den Römern nicht nur nicht mehr gestört wurden, sondern daß man ihnen sogar nothgedrungen gestattete, nach und nach das ganze nördliche und nordöstliche Frankreich in Besitz zu nehmen? Gewiß, die römischen Kaiser gestatteten ihnen dieß zur Belohnung für ihre Dienste und wenn sie auch dafür verlangten, daß die neuen Grundeigenthümer sich von nun an römische Unterthanen nannten, so wissen wir aus dem früher Gesagten schon, was von solcher Unterthanenschaft zu halten gewesen ist. Kurz also zu Ende des 4. Jahrhunderts besaßen die Franken einmal die ganze frühere Provinz Niedergermanien (Germania secunda), sodann ganz Belgien und endlich beträchtliche Strecken von der nachherigen Champagne nebst der Picardie und dem Artois. Das war ein mächtig Stück Land, wohl werth ein Königreich genannt zu werden und deßwegen spricht auch die alte Sage nach dem Schluß des 4. Jahrhunderts bereits von fränkischen Königen. Der erste derselben, so will die Sage, die übrigens ziemlich verbürgt ist, wissen, sei Pharamund gewesen und er, so wie noch mehr dessen Sohn Chlodio hätten zu dem bisherigen Ländergebiet der Franken im Anfang des 5. Jahrhunderts noch eine Menge von gallisch-römischen Städten gefügt. Dem Chlodio folgte sein Sohn Chlodobald, aber nicht ohne wegen der Nachfolge heftigen Streit mit seinem jüngeren Bruder Merováus oder Merovich zu bekommen, worauf dann, um diesen Streit zu schlichten, von Chlodobald die Hunnen ins Land gerufen wurden. Endlich sei, wird schließlich erzählt, nach der

Besiegung der Hunnen Merovāus König geworden und von ihm stamme dann das erste fränkische Königsgeschlecht der Merovinger ab.

Doch lassen wir diese Geschichten dahingestellt und kommen wir wieder auf die Franken zurück, um zu constatiren, daß das von ihnen occupirte ehemalige römische Land ein ganz anderes Ansehen hatte, als das Land, das sich die Alemannen eroberten. Diese Letzteren nahmen sich das Zehentland, das Elsaß, die Schweiz im Sturme und in der Wuth vernichteten sie alles Römische; also die Einwohner so gut als die Wohnungen, die Cultur des Landes so gut als dessen Schätze, Geräthschaften, Denkmäler und Befestigungen. Nicht so die Franken, denn diese kamen als Freunde und Verbündete und ließen Alles stehen, wie es stand. Ja sie vermischten sich geradezu mit den bisherigen Bewohnern und ihre Söhne und Töchter mit ihnen verbindend nahmen sie vielfach deren Sitte, Sprache und Gewohnheiten an. Freilich nicht gerade zu ihrem Vortheil, denn von jetzt an beschuldigte man die Franken nicht nur der frivolsten Treulosigkeit — sie sind gewohnt, schreibt Vopiskus, lachend die Eide zu brechen — sondern erklärte sie auch überhaupt für die Verderbtesten unter den Germanen, weil sie von den Römern, mit denen sie in Freundschaft so viele lange Jahre hindurch zusammengelebt, alle Liederlichkeit, Zügellosigkeit und Lasterhaftigkeit erlernt und angenommen hatten. Gewiß sehr harte Beschuldigungen, allein zugleich solche, welche, wenn auch vielleicht von den Römern übertrieben, doch der Wahrheit nicht entbehrten. Andererseits übrigens muß zugegeben werden, daß die Sittenverderbniß weniger im Volke selbst, als vielmehr bei den Großen und Vornehmen zu Hause war, bei letztern aber in einem Maßstab, daß die entarteten Nachkömmlinge der römischen Patrizier von den fränkischen Edelingen, Herzogen und Königen so zu sagen noch in Schatten gestellt wurden.

Viertes Kapitel.

Die Gothen und ihr König Alarich.

(250 bis 415 nach Christus.)

Daß man annahm, die Gothen und Geten, von denen schon in alter Zeit die Rede ist, seien Ein und dasselbe Volk gewesen, habe ich oben schon angeführt. Andere wollen wissen, die Gothen seien Abkömmlinge der Guttones, welche der Marseiller Pytheas an den Küsten der Ostsee traf, und wieder Andere weisen auf Gothland in Schweden hin. Doch komme der Name her wo er wolle, Thatsache ist, daß um die Mitte des 3. Jahrhunderts oder vielmehr noch etwas früher in den Gegenden der unteren Donau, so wie links und rechts vom Dniestr und Dniepr und an der Nordseite des schwarzen Meeres ein außerordentlich zahlreicher Germanenstamm sich geltend machte, welcher sich den Bund der Gothen nannte und aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzt war. So rechnete man zu ihnen die Greuthunger, die Tervinger, die Taiphalen, die Gepiden, die Longobarden, die Heruler, die Vandalen, die Rugier, die Alanen und die Burgunder, von den Hirri, Scirri, Juthungi, Carpi und Andern gar nicht zu reden. Allein offenbar gehörten mehrere dieser Völkerschaften, wie die Longobarden, Burgunder, Vandalen und Gepiden nicht zum engeren Gothenbunde, da sie sich später wieder von ihnen loslösten, sondern zu einer mehr weiteren Verbindung, und behielten stets ihre eigenen Fürsten und Gewohnheiten bei. Nicht minder steht fest, daß auch der Stamm der eigentlichen Gothen schon sehr frühe in zwei Unterstämme sich trennte, in den der Ostgothen, unter denen die Greuthunger besonders hervorragten, und in den der Westgothen, bei welchen die Tervinger und Taiphalen die erste Rolle spielten. Doch — beschäftigen wir uns zu allererst mit der Geschichte der Gothen.

Schon im Jahre 192, erzählt Jornandes etwas sagenhaft, hätten die Gothen einen Zug gegen Rom im Sinne getragen, allein während der Berathung hierüber seien drei ihrer Fürsten vom Blitze erschlagen

worden und darob sei ein solcher Schrecken in sie gefahren, daß sie die Absicht wieder aufgaben. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts dagegen müssen sie offenbar siegreich ins römische Gebiet eingefallen sein, denn der elende Kaiser Caracalla ließ sich dazu herbei, den Frieden mit Geld und Tributzahlung von ihnen zu erkaufen, und diese Tributzahlung dauerte so lange fort, bis Einer ihres Stammes, der riesige Maximin, von dem ich weiter oben erzählt, den römischen Kaiserthron bestieg. Gegen ihn nun wagten sie keine Schilderhebung, als er ihnen den Tribut verweigerte, aber nur wenige Jahre nach seinem Tode unter den Kaisern Philippus dem Jüngeren und Aelteren (244—249) verlangten sie den Tribut wieder und fielen sofort verheerend in Dacien (das Land zwischen der Theiß, der Donau, dem Pruth, dem obern Dniestr und den Karpathen) ein, als man ihnen nicht gleich zu Willen war. Ja sie erschienen sogar vor Marcianopolis, jener schönen Stadt, welche Trajan zu Ehren seiner Schwester Marcia am Schluß des 1. Jahrhunderts erbaut hatte, und die Einwohner, nirgends Rettung sehend, zahlten ihnen eine schwere Summe Goldes, um Schonung des Lebens und Eigenthums von ihnen zu erhalten. Einen neuen großen Raubzug unternahmen sie unter der Führung ihres Königs Kniva anno 250, als Kaiser Decius das Römerreich regierte, und dießmal galts den beiden römischen Provinzen Moesia prima und secunda, dem jetzigen Bulgarien und Serbien. Decius zog ihnen entgegen, mußte aber bei Beröa vor ihnen zurückweichen, und nun eroberten sie nach heftigem Widerstande Philippopolis — das jetzige Filibe — wobei 100,000 Menschen von ihnen niedergemacht wurden. Die gut vertheidigten Termopylen dagegen hielten sie auf und sie zogen nun wieder nordwärts, bis sie bei Forum Trebonii oder Abyrtus in Niedermoesien mit dem Kaiser Decius abermals zusammenstießen. Jetzt kams (anno 251) zur Entscheidungsschlacht und im Anfang schien das Glück den Römern zu lächeln. Schließlich jedoch ward Decius mit seiner Hauptmacht in einen Sumpf getrieben, in welchem er mit den Seinigen elendiglich umkam, und sein Nachfolger Gallus wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als unter den drückendsten Bedingungen Frieden mit den Gothen zu schließen. Wie lange währte jedoch dieser Frieden? Nur die wenigen Jahre die

Gallus lebte, bis 254; denn wie jetzt sein Nachfolger Valerian die Zahlung des hohen Tributs verweigerte, begannen sie sofort wieder ihre Raubzüge und zwar durch ganze zwei Decennien hindurch in noch viel großartigerem Maßstabe, denn zuvor. Nicht blos nämlich zu Lande drangen sie unter ihren Heerfürsten Respa, Veduco, Thuro, Varo, Neulobates und wie sie sonst hießen, bis nach Griechenland vor, wobei sie die herrlichsten Städte entweder zerstörten oder doch wenigstens — wie selbst Athen — ausplünderten, sondern sie erbauten sich auch eine Flotte und obwohl diese im Anfang nur aus elenden offenen flachen hölzernen Fahrzeugen bestand, so segelten sie mit Hülfe derselben doch über das schwarze Meer hinüber und durchzogen nun mordend, sengend und raubend ganz Kleinasien. Unendliche Beute wurde ihnen zu Theil, denn nirgends war man im Stande sie aufzuhalten und selbst Städte wie Theben, Argos, Korinth, Cyzikus, Chalcedon, Nicomedia, Prusa, Agamea, Ephesus (dessen prachtvoller Tempel, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, von ihnen verbrannt wurde) und Andere leisteten nur geringen Widerstand. Fiel doch sogar das mächtige Trapezunt, das seines Reichthums wegen von einer starken Besatzung vertheidigt wurde, durch einen nächtlichen Sturm in ihre Hände und mit der Stadt selbst eine starke Kriegsflotte, welche im Hafen lag und für die Räuber ihrer künftigen Züge wegen einen unendlichen Werth hatte!

Die erste Niederlage erlitten sie anno 269 durch den Kaiser Claudius bei Naissus in Obermoesien — dem heutigen Nissa an der türkisch-serbischen Gränze — und Claudius rühmte sich nachher über 300,000 Gothen getödtet, über 2000 ihrer Schiffe vernichtet zu haben. So gar großartig scheint nun aber sein Sieg nicht gewesen zu sein, denn schon das Jahr darauf, anno 270, bestand sein Nachfolger Aurelian neue Kämpfe mit denselben und fand es sogar für gut, um einen hohen Preis Frieden mit ihnen zu schließen. Ja wohl um einen sehr hohen Preis, denn er trat ihnen die eben so umfangreiche — über 4000 Quadratmeilen große — als fruchtbare (auch Gold und Silberbergwerke gab es dort) Provinz Dacien vollständig ab und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sie künftig die römischen Provinzen in Ruhe lassen sollten. Natürlich aber auch unter

der Voraussetzung, daß es ihm und seinen Nachfolgern von nun an gestattet sei, gegen Bezahlung von Sold gothische Mannen unter die römischen Heere aufzunehmen oder um deutlicher zu sein, das römische Heer durch tapfere Gothen zu verstärken. Das war eine harte Demüthigung für das Weltreich Rom, denn noch nie bis jetzt hatte es dem Feinde ein Stück Land abgetreten und sich damit geradezu für besiegt erklärt; allein Aurelian sah ein, daß das von den Gothen schon längst überschwemmte Dacien doch nicht mehr zu halten sei und man bei den vielen Feinden, mit denen Rom damals (ich erinnere nur an die Alemannen und Franken) zu kämpfen hatte, noch froh sein müsse, nicht auch noch die beiden Moesien zu verlieren.

Von nun an herrschte fast hundert Jahre lang Frieden zwischen den Gothen und dem römischen Reiche, denn die Gothen waren herzlich froh, nunmehr ein großes Land zu besitzen, in dem sie sich nach Belieben ausdehnen konnten, und überdem sorgte die hinterlistige römische Politik dafür, daß sie unter sich selbst genugsam zu thun bekamen. Dieser Politik nämlich gelang es, unter den verschiedenen Völkerschaften, welche zu den Gothen gerechnet wurden, Eifersucht und Zwietracht wach zu rufen und zuerst die vereinigten Vandalen und Gepiden gegen die Burgunder zu hetzen. Auch währten diese Kämpfe so lange, bis die Burgunder, um nicht ganz vernichtet zu werden, sich westwärts wandten, um sich jenseits der Elbe neue Wohnsitze zu suchen. Aufgebläht von diesem Erfolge wandten sich die vereinigten Gepiden und Vandalen unter der Führung ihres Königs Fastida gegen die eigentlichen Gothen unter Guntharich, es versuchend, ob sie sich dieselben nicht auch unterwerfen könnten, allein sie erlitten eine schwere Niederlage und mußten sich von nun an auf lange Zeit zur Unterthänigkeit bequemen. Ebensowenig konnten die östlich vom schwarzen Meere wohnenden Sarmaten, welche wie es scheint durch die Machinationen des Kaisers Constantin (des Großen) gegen die Gothen aufgehetzt wurden, etwas gegen dieselben ausrichten, sondern sie wurden vielmehr ebenfalls von diesen bezwungen und so erhielt das Gebiet, über welches die Gothen herrschten, eine immer größere Ausdehnung; ja endlich eine so große, daß es vom schwarzen Meere bis an die Ostsee reichte. In dieser Beziehung also ruhte ein förm-

licher Segen auf dem gothischen Reiche; dagegen aber vollzog sich um diese Zeit, das ist in der Mitte des 4. Jahrhunderts, bei diesem großen Völkerbunde ein eigenthümlicher politischer Akt, der bis jetzt noch nicht aufgeklärt ist, nämlich die Abtrennung des Urstammes in Ost- und Westgothen — ich habe dieser Trennung bereits weiter oben Erwähnung gethan — und zwar so, daß den Ostgothen die Gepiden, Vandalen, Alanen und Heruler zufielen, während die anderen kleinen Völkerschaften, aus denen der ursprüngliche Bund bestand, zu den Westgothen hielten. Also um es zu wiederholen, bis jetzt hatten die Gothen nur einen einzigen Bund gebildet und zwar in der Weise, daß wie auch bei den übrigen Germanen nur bei Bundeskriegen ein gemeinschaftlicher Oberanführer gewählt wurde, während sonst jede einzelne Völkerschaft ihren eigenen Fürsten hatte; jetzt aber, von der Mitte des 4. Jahrhunderts an, gab es den Bund der Ostgothen gegenüber dem Bund der Westgothen, und diese beiden Bünde unterschieden sich gleich von Anfang an dadurch, daß die Ostgothen sich sofort unter die Botschaft eines einzigen Königs begaben, die Westgothen dagegen fortfuhren, sich, in verschiedene Völkerschaften getheilt, von ihren verschiedenen von einander unabhängigen Fürsten regieren zu lassen. Sollte nun vielleicht hierin der Grund ihrer Trennung gelegen sein? Doch gleichgültig, aus der Zeit der römischen Kaiser, die von 350 an bis 375 regierten, erfahren wir, daß unter den kleinen Fürsten, welche über die Westgothen herrschten, der hervorragendste Athanarich geheißen und, obwohl vergeblich, darnach gestrebt habe, die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Nicht minder aber erfahren wir auch, daß die Ostgothen nach einander drei Herrschern gehorchten, dem Ararich, dem Geberich und dem Hermanarich; von diesen dreien aber, die sich einander ganz im Frieden folgten, sei — so wird weiter berichtet — Hermanarich bei weitem der großmächtigste gewesen. Ja die Sage stellt diesen Hermanarich, aus dem Geschlechte der Amaler, das ist der Makellosen, höher als selbst Alexander den Großen, denn bis tief nach Asien hinein habe er alle slavischen Völkerschaften besiegt und darunter auch die Roxolanen, die früher sich vor Niemanden gebeugt. Doch bald sollte sein großmächtiges Reich von einem Koloß aus Osten zertrümmert werden

und an demselben Koloß sollte auch die Macht der Westgothen zerschellen.

Der Koloß, der so Großes bewirkte, war das Volk der **Hunnen**, welches, in unermeßlichen Schaaren aus Nordasien heranrückend, im Jahre 375 nach Christi Geburt oder vielleicht auch schon, wie andere Schriftsteller annehmen, einige Jahre früher den Ural und die Wolga überschritt und nunmehr Europa erzittern machte. Diese Hunnen, ein und derselbe Stamm mit den Kalmucken und Mongolen, hatten ihre Heimath in den unabsehbaren nordasiatischen Steppen zwischen Rußland und China und dort lebten sie ursprünglich als Hirten, Stämmeweise wandernd von Ort zu Ort, um Weide für ihr Vieh zu suchen. Von Städten und Dörfern oder auch nur von Häusern wußten sie nichts, sondern sie schliefen unter Zelten und noch öfter unter dem freien Himmel, zusammen mit ihren Pferden, mit denen sie zusammengewachsen schienen. Von Gestalt waren sie klein, aber breit über die Brust, und verbanden mit einem gedrungenen starken Gliederbau schmale geschlitzte Augen, plattgedrückte Nasen, aufgeworfene dicke Lippen, aufgedunsene Hälse, einen breiten mit schwarzen Zähnen besäten Mund, und eine harte ledergelbe Haut. So glichen sie in Wahrheit zweifüßigen Bestien; diese ihre Bestialität aber wurde noch dadurch erhöht, daß sie in der Gefräßigkeit, der Schamlosigkeit, der Wollust und insbesondere auch in der Mord- und Raubgier Alles übertrafen, was je auf der Welt existirte. Zur Zubereitung der Speisen bedurften sie weder des Feuers, noch des Wassers, noch anderer Ingredientien, denn sie lebten von Milch und rohem Fleisch und wenn letzteres gar zu zäh war, so legten sie es sich beim Reiten unter den Sitz, um es „lind" zu machen. Ihre Kleidung bestand aus rohen Fellen und ihr verwirrtes Haar bildete ihre einzige Kopfbedeckung. Das Reiten verstanden sie aus dem Fundamente und eben so gewandt waren sie im Pfeileschießen und im Gebrauche des Lasso, das ist im Schlingenwerfen. Darum erwies sich auch ihre Reiterei als die erste unter allen Völkern, zu Fuße dagegen konnten sie nichts leisten, weil ihre krummen Beine sie kaum zu tragen vermochten. Also erschienen die Hunnen und man kann sich nun wohl denken, welches furchtbare Grauen ihre teuflischen Mißgestalten den Römern

eingejagt haben werden. Entsetzten sich doch selbst die Gothen so wie alle andern Germanen vor ihnen, während doch bewiesen ist, daß Furcht nicht die schwache Seite unserer Vorväter war! Allein man hatte wahrhaftig auch Grund hiezu, denn die Raubzüge der Hunnen ließen Alles hinter sich, was man bisher in dieser Beziehung gekannt hatte.

Von den Steppen Nordasiens aus warfen sich die Hunnen zuerst auf China und verwüsteten dasselbe durch fast zwei Jahrhunderte hindurch. Nach der Mitte des 4. Jahrhunderts jedoch wandten sie sich — die Gründe, durch welche sie hiezu veranlaßt wurden, sind uns unbekannt geblieben und werden wohl auch für immer unbekannt bleiben — plötzlich westwärts gegen Europa zu und da alle die nomadischen Völkerschaften, auf welche sie bei ihrer langen Wanderung stießen, sich ihnen entweder gezwungen oder freiwillig anschloßen, so schwellte sich ihre ohnehin schon große Menge zu einem reißenden, ja unwiderstehlichen Strome an. Nachdem sie die Wolga überschritten hatten, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche mit den Gothen verbündet zwischen der Wolga und dem Don wohnten, und nach verzweifelter Gegenwehr wurden dieselben nicht blos besiegt, sondern auch genöthigt, sich den Siegern anzuschließen. Nicht der ganze Alanenstamm jedoch. Vielmehr warf sich ein kleiner Theil in die Gebirge des Kaukasus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere und hat sich dort bis auf unsere Tage erhalten; ein anderer ebenfalls kleiner Theil aber drang kühn nordwestlich vor bis an die Gestade der Ostsee und vereinigte sich da mit andern germanischen Stämmen, welchen wir später auf ihrem Zuge gegen Gallien und Spanien wieder begegnen werden. Nach Besiegung der Alanen wälzte sich das Hunnenheer weiter gegen das große Reich der Ostgothen, über welches der vielbesungene greise Held Hermanarich herrschte, und man hätte nun glauben sollen, er werde den wilden asiatischen Teufeln einen kräftigen Widerstand geleistet haben. Allein bei dem Herannahen der Hunnen empörten sich die Roxolanen nebst verschiedenen anderen slavischen Völkerschaften gegen die ihnen aufgedrungene gothische Herrschaft und unter den Gothen selbst verbreitete das Aussehen der Hunnen ein solches Entsetzen, daß darob die größte Verwirrung entstand. Somit fand

Hermanarich keinen Gehorsam mehr und einsehend, daß Alles verloren sei, so wie den Tod der Schande vorziehend, stürzte er sich selbst in sein Schwert, er ein Greis von 110 Jahren. Nunmehr aber wurde der Wirrwarr unter den Ostgothen wo möglich noch größer, denn ein Theil derselben wählte sich den Edeling Withimir, als den Tapfersten unter ihnen, zum Könige, während die Andern dem Sohne Hermanarichs, mit Namen Hunimund treu blieben. Letztere unterlagen beim Ansturm Balamirs, des großen Hunnenfürsten, sogleich und schloßen sich den Hunnen sofort an. Withimir dagegen leistete längeren Widerstand; allein nachdem er, besiegt in der Schlacht, gefallen war, schloßen sich seine Mannen größtentheils ebenfalls den Hunnen an und nur einem Rest, der sich unter seinem unmündigen Sohne Witherich, für den die Häuptlinge Alatheus und Saphrax das Schwert führten, mühsam sammelte, gelang es der Donau zu zu entrinnen.

Unter den Westgothen herrschte, wie ich schon oben andeutete, zu der Zeit, wo die Hunnen anmarschirten, Zwietracht, indem Athanarich vom Geschlechte der Balten von den andern Fürsten beschuldigt wurde, er wolle die Alleinherrschaft an sich reißen. Der Hauptgrund des Zwiespaltes aber lag darin, daß Athanarich und seine Anhänger sich noch zum alten heidnischen Götterglauben bekannten, während der Hauptttheil der Westgothen unter den Fürsten Friedigern und Alavivus oder Olaf längst zum Christenthum übergetreten war. Als nun übrigens die Hunnen nahten und bereits dem ostgothischen Reiche ein Ende gemacht hatten, sahen die Streitenden ein, daß Trennung ihr Untergang sein müßte, und stellten sich — anno 376 — schnell geeinigt dem Feinde am Dnjestr entgegen. Doch was half ihr Widerstand? Die Hunnen gingen an einer andern Stelle über den Dnjestr und die Westgothen von hinten angreifend brachten sie ihnen eine schwere Niederlage bei. Nun zogen sich die Geschlagenen hinter den Pruth zurück und suchten sich durch eine lange Mauer zu schützen, welche sie schnellstens vom Pruth bis zur Donau zogen. Allein auch dieser Versuch war ein vergeblicher und abermals mußten die Westgothen die Flucht ergreifen. Die Meisten derselben, die unter Friedigern und Alavivus stehenden,

wandten sich sofort der Donau zu, und zwar in keiner andern Absicht, als um mit Erlaubniß des Kaisers Valens diesen Fluß — sie hielten ihn für den wirksamsten Schutz gegen die Hunnen — zu überschreiten; die Uebrigen aber unter Athanarich eilten in die Gebirgswelt von Siebenbürgen, denn Athanarich hatte geschworen, mit den Römern niemals gemeinschaftliche Sache zu machen.

Die Hauptmasse der Westgothen also wollte sich dadurch vor den Hunnen retten, daß sie den Kaiser Valens baten, ihnen auf dem rechten Ufer der Donau Wohnplätze anzuweisen, und zum Bittsteller ernannten ihre Fürsten Friedigern und Alavivus den berühmten gothischen Bischof Ulphilas, von dem später noch ein Mehreres die Rede sein wird. Kaiser Valens befand sich damals, eines mit Persien bevorstehenden Krieges wegen, in Antiochien und wollte Anfangs nichts von der Sache wissen, weil ihm die Zahl der Bittsteller allzu groß erschien, als daß er sie mit Leichtigkeit unterbringen könne; allein wie ihm Ulphilas das Nähere auseinandersetzte und ihm besonders auch begreiflich machte, daß seine Landsleute nicht mit leeren, sondern mit vollen Händen kämen, so wie auch, daß er, Valens, wenn sie erst seine Unterthanen geworden seien, seine Armeen aus ihrer Mitte stets ergänzen könne — als der Kaiser dieß zu Herzen nahm, gab er sogleich Befehl, daß die Westgothen nach den weiten Gefilden Thraciens — südlich von Moesien (Bulgarei) und östlich von Macedonien, also zwischen Macedonien, dem Hämusgebirge (Balkan), dem agäischen und dem schwarzen Meer — übergesiedelt werden sollten. Nicht jedoch ganz bedingungslos, sondern die Westgothen müßten beim Uebertritt, so weit es noch nicht geschehen, alle zum Christenthum übertreten; sodann hätten sie alle ihre Waffen abzuliefern und endlich seien alle Lebensmittel von ihnen baar zu bezahlen. Nachdem dieß so geordnet, wurden augenblicklich Beamte ernannt, um den Uebergang über die Donau zu ordnen, und wieder Andere, um für die Herbeischaffung der für eine so große halbausgehungerte Menschenmasse — die Zahl der Westgothen mit Weibern und Kindern wurde auf 1,100,000 Köpfe angeschlagen — nöthigen Lebensmittel zu sorgen. So weit war nun Alles recht, allein wie verfuhren die vom Kaiser ernannten Beamten? Nun habsüchtig, wollüstig, und durch

und durch niederträchtig, wie sie gesinnt waren — wo hätte man damals unter den Römern andere Staatsdiener finden können? — suchten sie den armen Deutschen all' ihr Besitzthum abzuschwindeln und sich dazu auch noch ihrer schönen Weiber und Töchter zu bemächtigen. Deßwegen gestatteten sie Vielen ihre Waffen zu behalten, aber natürlich nur gegen horrende Bestechungspreise, und wiederum deßwegen trieben sie mit den Lebensmitteln einen ins Fabelhafte gehenden Wucherhandel. So entstand bald unter den Uebergeschifften eine entsetzliche Noth, allein die römischen Beamten ließen sich dadurch nicht erweichen, sondern fuhren fort, solch' horrende Preise selbst für die geringsten Nährmittel zu fordern, daß zum Beipiel ein mittelgroßer Hund mit einem, ein kleines Kalb aber mit sechs Sklaven aufgewogen werden mußte. Ja viele Familien, die keinen Sklaven mehr zu verkaufen hatten, mußten ein Familienmitglied weggeben, um den Hunger stillen zu können, und so kamen selbst Söhne von Häuptlingen in die Sklaverei. Die Folge hievon war eine allgemeine Erbitterung unter den Westgothen und diese Erbitterung machte sich bald dadurch Luft, daß sich da und dort ihrer Hunderte oder Tausende zusammenrotteten, um in der Umgegend gewaltsam zu requiriren. Sofort ordnete nun, um solchen Unordnungen zu steuern, Lupicin, der Statthalter von Moesien, der das Ganze zu leiten hatte, an, daß die Westgothen den Marsch nach Thracien in kleinen Trupps antreten sollten, und zog, um diese Trupps zu überwachen, alle Legionen an sich, welche bis jetzt die Donauufer bewacht hatten. Da wollte es das Geschick, daß eben in diesem Augenblick die Schaaren der Ostgothen, welche, zu Witherich, dem jungen Sohn Withimirs haltend, unter den Häuptlingen Alatheus und Saphrax gegen die Donau zu die Flucht ergriffen hatten, an deren Ufern ankamen, und weil Niemand da war, sie daran zu verhindern, dieselben selbstverständlich sogleich überschritten. Noch mehr, diese Ostgothen verbanden sich sogleich mit den Westgothen und theilten ihre Waffen mit denselben. Dadurch aber wuchs den Letzteren der Muth wieder und die römischen Befehle wurden nun nicht mehr so stricte befolgt wie bisher. Doch erst in Marcianopel, wohin die vereinigten Gothen unter Lupicins Führung marschirten, sollte das bisher beobachtete, wenigstens leidliche

Einvernehmen gewaltsam gestört werden. Vor Marcianopel mußten sich die Gothen im weiten Umkreise lagern, ohne die Erlaubniß zu bekommen in der Stadt selbst Einkäufe zu machen, obwohl diese mit Allem aufs reichlichste versehen war. Ihre Kriegsobersten mit den beiden Fürsten Friedigern und Alavivus lud Lupicin zu sich zu einem schwelgerischen Mahle ein, ohne Zweifel, um sich ihrer, wenn sie trunken seien zu bemächtigen, oder gar um sie zu tödten. Die Absicht wurde jedoch nicht erreicht, denn weil die Gothen vor den Thoren außen mit den Stadtwachen, die sie nicht einließen, Streit bekamen, gabs einen Auflauf und während dieses Auflaufs schlugen sich die Kriegsobersten mit den beiden Fürsten durch, ohne daß die Leibgarde Lupicins sich ihrer zu bemächtigen stark genug gewesen wäre. Mit Freudengeschrei wurden sie von den ihrigen empfangen, denn man hatte sie schon fast für verloren gegeben; mit noch weit größerem Freudengeschrei aber begrüßte man die Nachricht, daß nunmehr der Frieden mit den Römern sein Ende habe, da dieselben ihn niederträchtigerweise durch versuchten Meuchelmord selbst gebrochen hätten.

Und in der That, der Krieg begann nunmehr. Kaum nämlich hatte der Statthalter Lupicin sich überzeugt, daß seine geheimen Absichten vereitelt seien, so zog er die sämmtlichen Streitkräfte, über die er gebieten konnte, zusammen und eilte den Gothen nach, um sie wo möglich gänzlich aufzureiben. Neun Meilen südlich von Marcianopel kam es zur Schlacht; doch in schmählicher Flucht liefen die Römer gleich nach dem ersten Anprall der Gothen davon und Lupicin selbst rettete ebenfalls nichts, als das nackte Leben. Nunmehr waren die Gothen Herren des Landes ringsum und daß sie sofort Alles mit Gewalt wegnahmen, wessen sie bedurften, besonders Lebensmittel und Waffen, versteht sich von selbst. Dabei drangen sie unaufhaltsam vorwärts, immer in südlicher Richtung, und kein Hinderniß konnte sie schrecken. Alle Einwohner der nahen sowohl als der entfernteren Provinzen, bemächtigte sich deßhalb eine tödtliche Angst und weithin flogen die schaudererregendsten Gerüchte von der wilden Grausamkeit der Barbaren. Auch bis nach Adrianopel drangen diese Gerüchte, so wie nicht minder die übertriebensten Nachrichten von ihrer Macht und

Stärke, und es fuhr daher ein nicht gelinder Schrecken in den Statthalter jener mächtigen Stadt, wenn er daran dachte, daß die Legionen, die unter seinem Oberbefehl standen, lauter gothische Söldlinge waren. Schon seit lange rekrutirten sich ja die Römer aus den Reihen der Germanen und seit der Abtretung Daciens an die Gothen besonders auch aus dem gothischen Stamme. Wie nun, wenn diese Legionen, die ohnehin schon lange einen schlimmen Geist zeigten, weil man kein Geld hatte, ihren rückständigen Sold zu zahlen, plötzlich gemeinschaftliche Sache mit ihren anrückenden Landsleuten machten! Er entsetzte sich ob diesem Gedanken und ertheilte den Führern der genannten Legionen mit Namen Sueridus und Kolias den strikten Befehl, alsbald über den Hellespont nach Asien aufzubrechen, weil der Kaiser Valens in Antiochien ihrer bedürfe. Sueridus und Kolias erklärten sich dazu bereit, nur verlangten sie vorher ihren Sold, so wie die zum Marsche nöthigen Lebensmittel. Dieß legte aber der Statthalter als Renitenz aus und stellte aus schnell bewaffneten — eine kaiserliche Waffenfabrik lieferte die Rüstungen u. s. w. — Bürgern und Arbeitern eine Miliz gegen sie auf. Nun kann man sich denken, wie es ging. Die Milizen benahmen sich herausfordernd und es kam zum Streit; der Streit aber endigte damit, daß die gothischen Legionen die Soldaten über den Haufen warfen und sich sofort für ihr Soldguthaben selbst bezahlt machten. Draufhin zogen sie von Adrianopel ab, ihren Landsleuten, den anrückenden Gothen entgegen, und bald waren sie mit ihnen vereinigt. Dieß war aber das Zeichen für alle andern Gothen, die in römischem Sold standen, von den Römern abzufallen und zu den Mannen Friedigerns zu eilen und nicht minder flohen ihm die vielen gothischen Sklaven zu, welche von den Römern bei dem oben geschilderten Uebergang über die Donau gemacht worden waren. Ja noch mehr, auch die schwer gedrückten Bergleute des Hämusgebirges schlossen sich ihnen an und so schwoll ihre Macht in Jahresfrist so sehr an, daß sie ungehindert ganz Thracien, Macedonien und Thessalien ausplündern konnten.

Während all' dieß geschah, stand der Kaiser Valens gegen die Perser im Felde; allein weil ihm die von den Gothen drohende Ge=

fahr als die dringendere erschien, suchte er so bald als möglich mit den Persern ein Abkommen zu treffen und sandte sofort, als dieß gelungen war, seine beiden Feldherrn Profuturus und Trajan mit den bewährtesten Legionen gegen die Gothen ab. Zugleich ließ er seinen Mitkaiser Gratian — dieser regierte, wie wir längst wissen, nach Valentinians I. Tode das Abendland — die dringende Bitte zukommen, ihn mit einem Hülfsheer zu unterstützen, und Gratian entsprach sofort dieser Bitte dadurch, daß er ein starkes aus fast lauter Franken gebildetes Corps unter dem erfahrenen Riciomer nach der Balkangegend beorderte. Sobald nun zu Ende des Jahres 377 Riciomer sich mit Profuturus und Trajan vereinigt hatte, glaubten die Römer sich stark genug, die Initiative zu ergreifen, und boten den Gothen, die einstweilen wieder über den Balkan oder das Hämusgebirge zurückgegangen waren, die Schlacht an. Beide Theile fochten mit unerhörter Tapferkeit und beide Theile hatten unerhörte Verluste, so daß es nicht möglich war, all' die Todten zu beerdigen; entscheidend jedoch war der Kampf nur in sofern, als die Römer sich eiligst zurückzogen und alles Land bis zum Hämus der Willkür der Gothen preisgaben. Von jetzt an fielen bis zum Sommer nächsten Jahres nur kleinere Scharmützel vor, in welchen sich die Römer meist Sieger geblieben zu sein — ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich nicht entscheiden — rühmten; allein etwas zu bedeuten hatten diese kleinen Treffen keineswegs und in den Machtverhältnissen wurde dadurch nichts geändert. Endlich aber im Juli 378 rückte der Kaiser Valens mit einem überaus mächtigen, durch zahlreiche Schaaren von Veteranen verstärkten Heere herbei und bezog unweit von Adrianopel, nur eine Tagreise von den Standorten der Gothen entfernt, ein verschanztes Lager. Man wußte also nunmehr, daß die Entscheidung nahe sei, allein unmittelbar zuvor trafen noch zwei Botschaften bei dem Kaiser ein, welche wohl geeignet gewesen wären, denselben zum Nachdenken zu bewegen, ehe er Alles auf einen Wurf setzte. Die eine derselben bestand in einem Schreiben des Mitkaisers Gratian, worin dieser anzeigte, daß er mit einem gewaltigen Heere in Eilmärschen herannahe und darauf drang, sich bis zu seiner Ankunft zuwartend zu verhalten. Die andere überbrachte ein christlicher Priester, welchen die beiden

Gothenfürsten Friedigern und Alavivus an Valens absandten und die Botschaft dieses Priesters bezweckte nichts Geringeres als Herstellung eines ewigen Friedens zwischen den Gothen und Römern. Man solle ihnen, schrieben die beiden Fürsten, Thracien abtreten, dann wollten sie es übernehmen, das römische Reich mit ihren streitbaren Mannen gegen alle seine Feinde zu vertheidigen. Zu seinem großen Unglück gieng jedoch Valens weder auf das Eine noch das Andere ein. Auf das Erstere nicht, weil er in seiner Eitelkeit wähnte, mit den Gothen allein fertig werden zu können, und dem Gratian den Ruhm nicht gönnte, am Siege Theil genommen zu haben. Auf das Zweitere nicht, weil er auf die Barbaren mit Verachtung herabsah und ihre Bitte um Frieden ihm ein Zeichen der Schwäche und Furcht zu sein schien. Er war also, ermuntert durch seine eben so verblendet eitlen Generale — nur Riciomer, der obgenannte Anführer der Franken, und Victor, der General der Reiterei, ein Sarmate, verlangten im Kriegsrath, man solle auf Gratian warten — zum Losschlagen entschlossen und am 9. August, vor Sonnenaufgang, ließ er sein Heer den Gothen entgegenrücken. Doch war er so vorsichtig, den Kriegsschatz und die kaiserlichen Insignien in Adrianopel wohl bewacht zurückzulassen. Beim neunten Meilensteine, als die Sonne schon sehr heiß brannte, zeigte sich endlich die Wagenburg der Gothen, vor der sie sich in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Noch einmal sandte jetzt Friedigern einen Boten, um seine friedlichen Vorschläge zu wiederholen; allein Valens befahl den Angriff und sofort entbrannte die Schlacht. Welch' eine Schlacht aber war es! Die römischen Schriftsteller haben uns dieselbe ganz detaillirt beschrieben und ich könnte nun diese Details hier wiederholen. Doch welchen Nutzen hätte es für den Leser? Genug die Gothen wurden zuerst über den linken Flügel der Römer Herr und es begann dann ein solches Morden und Schlachten, daß von vielem Blute das Erdreich aufweichte und man keinen sichern Tritt mehr hatte. Am Abend wandte sich auch der rechte Flügel der Römer zur Flucht und in diese Flucht wurden selbst die Tapfersten, die noch Widerstand leisten wollten, mit hineingerissen. Den schwer verwundeten Kaiser trugen seine Adjutanten in ein nahes einsames Haus und verrammelten dieses, als die

Gothen herbeieilten. Diese aber, statt sich lange mit dessen Erstürmung aufzuhalten, häuften ringsum Schilf und Holz zusammen, das sie sofort in Brand setzten, und so verbrannte der Kaiser mit all' den Seinigen, einen Einzigen ausgenommen, welcher durch ein Fenster entspringend gefangen genommen wurde. Was die Niederlage der Römer selbst betrifft, so war sie eine ungeheure, eine viel größere, als in vergangenen Zeiten die bei Cannä, denn zwei Drittheile des Heeres deckten den Wahlplatz und die wenigen zersprengten Reste konnten sich nicht mehr sammeln.

Der Kaiser Gratian war mit seinem Heere nur noch wenige Tagreisen von Adrianopel entfernt, als er von der furchtbaren Niederlage und dem Tode des Valens Kunde erhielt. Statt nun aber den Versuch zu machen, ihn zu rächen, zog er sich, seine Schwäche gegenüber den Gothen fühlend, schnellstens nach Sirmium zurück, um zu überlegen, was zu thun sei. Das Klügste däuchte ihm, sich mit den Gothen zu vergleichen, und zu diesem Behufe ernannte er den Theodosius, einen Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten, den man ebendeßwegen später den Großen nannte, zum Kaiser des oströmischen Reichs. Auch rechtfertigte der neue Kaiser die Erwartungen Gratians vollkommen, denn er brachte wirklich den beabsichtigten Vergleich zu Stande, obwohl allerdings nicht augenblicklich und mit einem Schlag, sondern vielmehr erst im Verlauf von drei Jahren und indem er Schritt für Schritt bedächtig überlegte. Deßwegen ließ er sich auch nie und nimmer verlocken, den Gothen etwa mit einem schnell zusammengerafften Heer feindselig entgegenzutreten, als sie nach dem großartigen Siege vom 9. August des Jahres 378 ganz Thracien verheerten und sogar bis vor die Thore Constantinopels heranstürmten, denn er wußte wohl, daß er abermals den Kürzern ziehen würde; dagegen knüpfte er bald mit diesem, bald mit jenem Häuptling derselben unter der Hand Verbindungen an, um ihn für sich zu gewinnen, und wußte es besonders, schon nach ganz kurzem, dahin zu bringen, daß die Ostgothen sich von den Westgothen trennten. So ward die Macht des großen Gothenbundes nach und nach gelockert und endlich anno 381 brachte es die christliche Geistlichkeit, den Bischof Ulphilas voran, so weit, daß zwischen Friedigern und Alavivus, also der Haupt-

masse der Westgothen, einerseits und Theodosius dem Großen andererseits ein definitiver Frieden zu Stande kam. Ja noch mehr, selbst Athanarich, der wie wir wissen mit dem heidnischen Theile der Westgothen nach Siebenbürgen geflüchtet war, sich aber dort gegen die Hunnen nicht halten konnte, schloß sich, nachdem ihn Ulphilas bekehrt hatte, diesem Frieden an und wurde, als er sofort anno 382 nach Constantinopel kam, von Theodosius mit wahrhaft königiglichen Ehren aufgenommen. Welches nun aber waren die Bedingungen des Friedens? Nun die Gothen (oder vielmehr die Westgothen, denn die Ostgothen, welche sich unter Alatheus und Saphrax von ihnen getrennt hatten, waren wieder bis zur Donau in die jetzige Bulgarei und Dobrutscha zurückgegangen) erhielten Wohnsitze in Thracien und Mösien, und zwar mit der ausdrücklichen Befugniß, nicht blos ihre eigene Sprache, ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten, sondern auch ihre eigenen Gesetze und Obrigkeiten ganz abgetrennt von der römischen Gerichtsbarkeit beizubehalten, so daß sie also, obwohl unter dem Titel römischer Unterthanen, ganz unabhängig und selbstständig leben konnten. Ihre Gegenleistung aber bestand darin, daß sie dem Kaiser statt allen und jeden Tributs unter eigenen Anführern ein Kriegsheer stellten, dessen Stärke sich in Friedenszeiten auf 40,000 Mann, in Kriegszeiten aber zum mindesten auf das Doppelte belief. Das war ein für die Westgothen äußerst günstiger Frieden und selbst gut römisch gesinnte Schriftsteller jener Zeit gaben zu, daß dadurch alle Macht im Staate den Barbaren zugefallen sei. Sie waren es, denen einzig und allein die Vertheidigung der Reichsgränzen, die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern anvertraut wurde, und wie das Heer selbst fast nur noch aus Germanen — außer Gothen aus Batavern, Franken, Quaden, Alemannen, Sachsen, Alanen und wie sie sonst alle hießen — bestand, so gab es auch nur noch germanische Heerführer, wie z. B. Saulus, Gaines, Stilicho und Alarich. Ebenso wählte der Kaiser Theodosius seine Staatsmänner nur noch aus den Reihen der Gothen und es wurde daher in Constantinopel Mode, immer gothisch, als wäre man ein geborenen Gothe, zu erscheinen. Ja so sehr ahmte alle Welt das Gothische nach, daß man unter den Vornehmen nur noch blonde Perrücken sah und die Herren

Senatoren selbst es nicht verschmähten, im gothischen Pelze zu prangen. Geliebt übrigens und hochgeachtet wurden die Gothen von den Eingebornen deßwegen doch nicht, sondern sie erschienen ihnen vielmehr verächtlich wegen ihres Mangels aller Bildung und ohnehin konnte man es ihnen nie verzeihen, daß sie auf ihren früheren Raubzügen von der Donau bis vor die Mauern Constantinopels so furchtbare Grausamkeiten (all' jenes Land, so erzählt der heilige Hieronymus, überwucherte nach der Zerstörung der Städte und Ausrottung des menschlichen Geschlechts mit Wald und Dorngebüsch und statt der früheren Cultur blieb nichts mehr übrig als Himmel und Erde) begangen hatten. Die Gothen aber gaben den Haß und die Verachtung zehnfach zurück, denn die Eingebornen erschienen ihnen als entnervte Feiglinge, die nur noch Sinn für Genuß, Betrug und Liederlichkeit hatten.

So lange der Kaiser Theodosius lebte, wurde nicht nur der Frieden mit den Gothen streng aufrecht erhalten, sondern der Kaiser überhäufte sie sogar mit Zuvorkommenheit, indem er es nur allein ihnen verdankte, daß die beiden Gegenkaiser, die hinter einander sich gegen ihn erhoben, ich meine die Usurpatoren Maximus und Eugenius (ich habe früher schon von ihnen gesprochen) schmählich unterlagen. Ja nur ihrer Tapferkeit hatte er es zu verdanken, daß er im Jahr 394 wieder das ganze römische Reich unter seinem Scepter vereinigte; allein nach seinem Tode im Jahr 395 sollte das schnellstens anders werden. In seiner letzten Willensmeinung nemlich ordnete Theodosius an, daß das große römische Reich, weil die Kraft Eines Mannes nicht ausreiche, es zu regieren, unter seine beiden Söhne getheilt werden solle und zwar so, daß der achtzehnjährige Arcadius die morgenländische Hälfte — das Ostreich — mit der Hauptstadt Constantinopel, der eilfjährige Honorius aber das Westreich oder Abendland mit Rom und Mailand erhalte. Natürlich übrigens sah er zugleich ein, daß von den Söhnen der Eine wie der Andere, schon ihrer großen Jugend wegen, gleich unfähig zur Selbstregierung sei, und so gab er beiden einen Vormund und Reichsverweser, nemlich dem in Constantinopel thronenden Erstgebornen den Gallier Rufinus und dem Jüngern, der bald in Mailand, bald in Ravenna, nur selten aber in Rom

residirte, den Vandalen Stilicho. Das war nun anscheinend ganz klug gehandelt, denn sowohl Rufinus als Stilicho erfreuten sich des Ruhms, eben so ausgezeichnete Staatsmänner als Feldherren zu sein; allein Etwas hatte dabei der verstorbene Theodosius doch übersehen, das, daß die beiden Vormünder und Reichsverweser, weil im höchsten Grade eifersüchtig auf einander, nie geneigt sein würden, sich in der Stunde der Gefahr in ehrlicher Weise beizustehen. Nun beging Rufinus gleich im Anfang den großen Fehler, daß er die Gothen ziemlich vernachlässigte und sie sowohl hiedurch als auch noch mehr durch Vorenthaltung eines Theils ihres hohen Soldes im höchsten Grade aufbrachte. Er glaubte dieß ungestraft thun zu können, weil dieselben nach dem Tode ihrer großer Führer Friedigern und Athanarich keine einheitliche Macht mehr bildeten, sondern in viele kleine Stämmchen vertheilt verschiedenen Fürsten und Häuptlingen gehorchten. Allein der gemeinsame Zorn, der sie alle über das Verfahren des Rufinus beseelte, rief urplötzlich das Gefühl in ihnen wach, daß sie, um stark zu sein und kräftigen Widerstand leisten zu können, nothwendig ein gemeinsames Oberhaupt haben müßten, und so wurde es dem eben so kühnen als ehrgeizigen Alarich unendlich leicht, sich zu diesem Oberhaupte emporzuschwingen. Dem hochangesehenen Geschlechte der Balten angehörig, genoß er von Hause aus schon des höchsten Einflusses und dazu kam dann noch die reiche körperliche wie geistige Begabung des Jünglings, durch welche er Alle, die mit ihm in Berührung kamen, zu gewinnen wußte. Als Heerführer des Kaisers Theodosius aber hatte er sich besonders in dem letzten Kriege gegen den Usurpator Eugenius den Siegeslorbeer um die Schläfe gewunden und alle die Stammgenossen, die unter ihm gefochten, schwuren nicht höher, als auf seinen Namen. Was Wunder also, wenn dieser junge Held Alarich sofort, um dem Rufinus den Ernst zu zeigen, von dem größten Theile der Westgothen zu ihrem Könige erwählt wurde? Was Wunder, wenn die Andern, die noch zauderten, ihm bald ebenfalls freudig zujauchzten, als er in einer großen Volksversammlung erklärte, er werde nicht eher das Schwert aus der Hand legen, als bis der Gothenstamm sich ein großes, freies und durchaus unabhängiges Königreich erstritten habe?

Alarich ließ also die Kriegstrommete ertönen und erschien plötzlich, noch im Jahr 395 mit gewaltiger Heeresmacht vor Konstantinopel, in der Hoffnung es überrumpeln zu können. Darin jedoch täuschte er sich, denn Rufinus traf in aller Eile die umsichtigsten Vertheidigungsanstalten und ließ es sich noch dazuhin die ungeheuersten Geldopfer kosten, um den neuen Gothenkönig zum Abzug zu bewegen. Nun wandte sich Letzterer nach Thessalien, dessen reiche Ebenen ihn anlockten, und widerstandlos übergab sich ihm Stadt und Land. Sofort glaubte Stilicho, der Regent des Abendlandes, es sei Zeit, diesen Ausschweifungen der Gothen ein Ziel zu setzen und landete ein Heer in Thessalonich am Meerbusen gleiches Namens, indem er zugleich den Rufinus aufforderte, das morgenländische Heer mit dem seinigen zu vereinigen. Rufinus aber, statt über solche unerwartete Hülfe vor Dankbarkeit und Entzücken außer sich zu sein, erklärte dem Stilicho, daß er mit den Gothen schon für sich allein fertig werden würde, und verlangte dessen augenblicklichen Abzug vom oströmischen Gebiete. Welche Gefühle nun ein solches Betragen in Stilicho hervorgerufen haben mag, kann man sich denken und derselbe ruhte daher nicht, als bis er dem Rufinus in Konstantinopel selbst eine Gegenpartei schuf, die denselben im Anfang des Jahres 396 stürzte. Ja nicht blos stürzte, sondern auch mordete, um so die Rache vollkommen zu machen. Inzwischen war Alarich mit dem Jahr 396 gänzlich ungehindert in Altgriechenland eingedrungen und begann da einen Krieg gegen die ehrwürdigen Ueberreste des Heidenthums, der mehr als barbarisch genannt werden muß. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stad drang er vor und überall ließ er die heidnischen Priester erwürgen, überall die waffenfähige männliche Bevölkerung niederhauen, überall die Frauen und Kinder zusammengebunden als seine Sklaven wegtreiben. Was aber noch viel barbarischer, überall wurden die Tempel und Heiligthümer gründlich ausgeplündert und dann nach der Plünderung dem Feuer und der Zerstörung preisgeben. Ein solches Schicksal hatte der geheimnißvolle Tempel zu Eleusis, der damals noch ganz unentweiht dastand, und ganz das gleiche auch das heldenmüthige Sparta, das herrliche Korinth, das ehrwürdige Argos, das prächtige Olympia. Ja keine einzige Stätte, wo ein griechischer Tempel stand, fand

Schonung, denn bei dem Heere Alarichs befanden sich fanatische Mönche, die wie wahnwitzig auf die Zerstörung der letzten Reste des Götzenthums aus waren und natürlich von deren Kunstwerth auch nicht den geringsten Begriff hatten. Nur Athen ward verschont oder vielmehr es durfte sich mit schweren Geldopfern loskaufen; der Grund lag aber nicht in der Humanität des schrecklichen Gothenköniges, sondern darin, daß die Stadt sehr feste, fast unersteigliche Mauern besaß. Nachdem nun übrigens diese furchtbare Verwüstung Griechenlands das ganze Jahr 396 hindurch gedauert hatte, entschloß sich endlich die Regierung in Konstantinopel, trotz des Vorangegangenen, die Hülfe Stilicho's, des Regenten des Westreichs in Anspruch zu nehmen. Mit andern Worten, der Eunuch Eutropius, der Günstling des Kaisers Arcadius, welchen dieser nach der Ermordung des Rufinus mit dem Regiment betraut hatte, bat den Stilicho so flehentlich, die ihm früher von Rufinus angethane Kränkung zu verzeihen, daß dieser sich rühren ließ und sofort zum zweiten Male mit einem zahlreichen Heere nach Griechenland überschiffte. Zu diesem Here stießen darauf auch die Truppen des Arcadius und Stilicho, der den Oberbefehl übernahm, operirte so vortrefflich, daß Alarich im Peleponnese stark ins Gedränge kam. Ja es schien sogar eine Zeit lang, als ob der Gothenfürst verloren sei, indem ihm Stilicho in den Gebirgen zwischen Elis und Arcadien den Rückzug nach allen Seiten hin abgeschnitten zu haben wähnte. Allein der kühne Alarich durchbrach die Verschanzungen seines Gegners, schlug diesen mit blutiger Faust zurück und entkam mit allen seinen ungeheuren Schätzen, die er den Griechen abgenommen, glücklich nach Epirus. Selbst von der Anzahl von Sklaven und Sklavinnen, die er in der Nachhut mit sich führte, verlor er nicht einen einzigen und so wurde dieser Rückzug in Wahrheit zu einem glänzenden Siege. Dieß sah auch Stilicho ein und er ertheilte daher den Machthabern in Konstantinopel den dringenden Rath, mit Alarich Frieden zu schließen. Hiezu entschloß sich auch Arcadius mit seinem Eunuchen sogleich und nach kurzer Unterhandlung in Epirus konnte das Friedensinstrument ausgefertigt werden. Alarich nemlich verlangte und erhielt — Stilicho hatte auch hier seine Hand mit im Spiele — unter dem Titel eines Dux oder Herzogs von der großen

Provinz Illyrien, welche zwischen dem abendländischen und morgenländischen Reich getheilt war, die morgenländische Hälfte, sowie auch einen Theil des alten Epirus, mußte aber dafür versprechen, das Reich des Arcadius für die Zukunft in Ruhe zu lassen.

Ein Königreich hatte also Alarich noch nicht erobert, wohl aber die abgetheilte Hälfte einer reichen Provinz, in welcher er schaltete und waltete, als wäre er deren souverainer Beherrscher. Doch in welcher Weise beutete er nun die sehr großen Hülfsquellen seines Ländergebietes aus? Nun natürlich in keiner andern, als um sich zu künftigen Eroberungen zu rüsten, denn seine ehrgeizigen Pläne von früher hatte er bis jetzt noch nicht einen Augenblick lang fallen gelassen. Darum sammelte er Truppen über Truppen und ließ diese Truppen tagtäglich einüben. Darum sammelte er aber auch Gelder über Gelder, weil er wohl wußte, daß ohne Geld kein Krieg glücklich geführt werden kann. Nun übrigens gegen welches Land wohl hatte er es abgesehen? Die Geschichte weist nach, daß es Italien war, allein ob sein Gedankenflug von selbst diese Richtung nahm, oder ob er nicht vielmehr von Konstantinopel aus dahin gelenkt wurde, ist wieder eine andere Frage. Höchst wahrscheinlich war das letztere der Fall, denn am Hofe von Konstantinopel haßte man den Regenten Stilicho seit dem letzten Frieden mit Alarich fast noch mehr als zuvor, da man den Verlust Illyriens nur ihm allein zuschrieb. Genug übrigens, im Sommer 402 begann Alarich seinen Zug — Andere nennen das Jahr 401 — und bis zum Beginn des Winters waren die Alpen überschritten. Die Gefahr für das abendländische Reich war also groß, allein Stillicho hatte das Zeug in sich, selbst vor noch Furchtbarerem nicht zurückzuschrecken, und zog in aller Eile die sämmtlichen Truppen an sich, welche gegen die Deutschen am Rhein und an der Donau standen. Es waren dieß meist fränkische Söldner und darunter auch noch eine Menge anderer Germanen, denn die römischen Heere bestanden ja längst aus keinen andern Truppen mehr und es konnte als etwas Hergebrachtes gelten, daß man Germanen mit Germanen bekämpfte. Mit dem Beginn des Frühlings rückte Alarich in die oberitalische Ebene vor und die Angst vor ihm steigerte sich nun so, daß der Kaiser Honorius mit seinem Hofe, der bis jetzt

in Mailand residirt (Rom war den Kaisern schon seit einiger Zeit entleidet, weil dessen Einwohner noch hie und da Spuren von Unabhängigkeitssinn zeigten) hatte, eiligst nach dem festen Ravenna am adriatischen Meere entfloh, um von nun an stabil dort zu bleiben. Doch wie auf dieses hin Alarich nach Umgehung Aquilejas in das Pothal herabstieg, stellte sich ihm Stilicho bei Pollentia im Ligurischen entgegen und alsbald entbrannte am Osterfeste eine furchtbar heiße Schlacht. In dieser sei, behaupten die römischen Dichter Claudian und Prudentius, Alarich total geschlagen worden und habe sogar Frau und Kinder verloren, welche Stilicho zu Gefangenen gemacht habe; die Nachrichten des Orosius, Casiodor und Jornandes dagegen lauten ganz anders, so daß es fast scheint, jene beiden Hofdichter haben als ächte Hofschranzen das reine Gegentheil der Wahrheit berichtet. Thatsache ist nämlich, daß Stilicho sich zurückziehen mußte und daß es dann einige Wochen später bei Verona zu einer zweiten Schlacht kam, in welcher Alarich zum zweiten Mal geschlagen worden sein soll, in Wahrheit aber zum zweiten Male die Oberhand behielt. Denn was that jetzt Stilicho? Nun er fing an mit Alarich wegen eines Friedensschlusses zu unterhandeln und stellte letzterem so günstige Bedingungen, daß derselbe wahrhaft thöricht gewesen wäre, sie von der Hand zu weisen. Worin bestanden nämlich seine Anträge? Darin, daß er dem Gothenkönige die andere Hälfte von Illyrien — die weströmische — und zugleich einen jährlichen Sold von sehr bedeutendem Betrage — die Summe ist nicht genannt — anbot. Darauf ging, wie schon gesagt, Alarich ein und trat sofort den Rückzug nach seinem nun doppelt angewachsenen illyrischen Herzogthum an.

Der Grund, warum Stilicho mit Alarich einen für den letzteren so günstigen Frieden schloß, lag, wie bereits gesagt, offenbar darin, daß Stilicho im Kampfe den Kürzeren gezogen hatte; vielleicht aber auch in der staatsmännischen Voraussicht des Regenten des Westreichs, daß er mit den Gothen Frieden machen müsse, um einem andern nahenden Sturm begegnen zu können. Dieser andere nahende Sturm aber, über den wir nun zu berichten haben, nöthigt uns, auf die Hunnen zurückzukommen, die wir über den Westgothen ganz außer Acht ließen. Wir wissen aus dem Früheren, daß diese schrecklichen Barbaren aus

Nordasien siegreich in Europa eingedrungen waren und den größten Theil der Ostgothen — die Westgothen waren geflohen — gezwungen hatten, sich als ihre besiegten Knechte ihnen anzuschließen. Doch durften die Besiegten ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten, sogar ihren König Hunimund beibehalten und es scheint auch, daß sie einen bedeutenden Einfluß auf die Sieger ausübten. Draufhin setzten die Letzteren, die Hunnen meine ich, ihren kolossalen Eroberungszug fort und eigneten sich insbesondere die große Römerprovinz Pannonien (Ungarn) an, ohne daß die Kaiser in Konstantinopel und Rom sie daran zu hindern versucht hätten. Von da breiteten sie sich mehr und mehr, aber sehr langsam, gegen Norden, Osten und Westen aus, indem sie sich alle die scythischen, sarmatischen und slavischen Völker im jetzigen Rußland unterwarfen; nicht minder aber drückten sie, während ihres langsamen Vorrückens, mit furchtbarer Gewalt auf die ihnen zunächst wohnenden germanischen Stämme und diese drückten dann wieder auf andere weiter westwärts angesiedelte, so daß ein ewiges gegenseitiges Sich-Verdrängen, ein ewiges gegenseitiges Zusammenstoßen stattfand. Die nothwendige Folge hievon war, daß ganze Schaaren solcher Gedrängten und Gestoßenen sich auf die Wanderschaft begaben, um neue Wohnsitze zu suchen, und wohin sollten sie sich wenden, wenn nicht in die zunächstliegenden Provinzen des abendländischen Kaiserreichs? So kam es denn auch, daß eine solche buntzusammengewürfelte Masse, bestehend aus Vandalen, Burgundern, Alemannen, Alanen, Ostgothen (welche den Hunnen entrannen) und Anderen, in Ganzen, wie man wissen will, bestehend aus 200,0000 Mann — Andere, wie Zosimus, meinten gar 400,000 — und geführt von dem tollkühnen Radagais, wahrscheinlich einem ostgothischen Edeling, sich um die Zeit, wo Stilicho mit Alarich Frieden schloß, gegen Italien zuwandte und Miene machte dort einzufallen. Ja nicht bloß dieß, sondern wie ein Sturmwind flog auch noch durch ganz Italien die Nachricht, Radagais, der noch wie die meisten seiner Mannen, ein Heide geblieben war, habe einen feierlichen Schwur gethan, Rom in einen Schutthaufen zu verwandeln und die ganze Einwohnerschaft auf den Altären der alten Götter wie Opferthiere abzuschlachten. Unter solchen Umständen nun aber frage ich, ob nicht Stilicho staatsmännisch klug handelte, wenn

er so schnell als möglich seinen Frieden mit Alarich machte, um dem noch weit gefährlicheren oder wenigstens gewaltigeren Radagais begegnen zu können? Doch sei dem wie ihm wolle, das furchtbare Germanenheer drang im Jahr 404 theils durch Tyrol, theils durch Graubündten in Italien ein und verbreitete da überall Angst und Schrecken. Natürlich, denn raubend und zerstörend überschwemmte es ganz Oberitalien und wälzte sich endlich über den Po gegen Mittelitalien hin. Wer sollte da helfen? Der einzige Mann, der hiezu die Befähigung hatte, war wieder Stilicho, und dieser zog auch in der That aus Gallien, Britannien und vom Rhein alle Truppen an sich, über welche das Westreich noch gebieten konnte. Allein so unendliche Mühe er sich auch gab, er brachte nur etwa 40,000 Mann tapferer Krieger zusammen und mit diesen war er der furchtbaren Macht der Germanen nicht gewachsen. Trotzdem berichten nun römische Schriftsteller, er habe diese Macht im Jahr 405 nicht nur gebrochen, sondern sie auch total vernichtet, das heißt die Mannen alle entweder getödtet oder gefangen genommen. Als ob solches möglich gewesen wäre! Die Wahrheit ist vielmehr, daß er, wie andere wahrheitsgetreuere Schriftsteller erzählen, sich mit verschiedenen einzelnen Heerhaufen und ihren Führern — denn man darf sich die Sache nicht so denken, als ob Radagais der unumschränkt gebietende Oberanführer aller der 200,000 Mann gewesen wäre, sondern jede Völkerschaft bildete vielmehr einen Heerhaufen für sich und handelte nach eigenem Ermessen — durch große Geldsummen abfand und dieselben bewog, über die Alpen zurückzugehen. Ja wohl, dieß ist die Wahrheit, und wir begegnen daher auch das Jahr darauf, anno 406, diesen selben Heerhaufen, bestehend aus Vandalen, Sueven (die Juthungen, eine alemannische Völkerschaft, gab sich diesen längst verklungenen Namen), Alanen und Burgundern, wie sie, nachdem sie die Alpen wieder überschritten, in Frankreich einfielen, wovon gleich nachher die Rede sein wird. Ein bedeutender Theil der germanischen Macht dagegen, wahrscheinlich zumeist aus Ostgothen bestehend und deßhalb auch von Radagais speciell geführt, blieb in Italien, drang in Tuscien vor und begann im Sommer 405 die Belagerung von Florenz. Gegen diesen Heerhaufen nun, der aber immerhin noch seine 80,000 Mann stark sein

mochte, rückte Stilicho vor und wußte ihn durch seine kluge Strategie hinter sich drein in die Gebirgspässe von Fiesole, nur wenige Stunden von Florenz entfernt zu locken. Dort schloß er ihn, alle Ausgänge besetzend, vollständig ein und bald fingen Hunger und Seuchen aller Art unter den Mannen des Radagais zu wüthen an. Letzterem blieb blieb also kein Ausweg, als es zu versuchen, aus seiner verzweifelten Lage herauszukommen, allein nun hatte Stilicho leichtes Spiel und von der großmächtigen Germanenschaar wurde der größere Theil entweder gefangen oder niedergehauen. Dem kleineren Theil gewährte Stilicho eine Kapitu'ation, das heißt, er schenkte demselben Leben und Freiheit unter der Bedingung, daß die Kapitulanten ins römische Heer eintraten. Auch von den Gefangenen wurden noch viele — die jüngsten und tüchtigsten — nachträglich in die Armee aufgenommen, die andern aber verkaufte man um einen Spottpreis — der Kopf kostete nur ein Goldstück — als Sklaven, wenn man — darauf drang besonders die weibliche Umgebung des Kaisers Honorius, und dieser, ein so ärmlicher Regent, als je einer auf dem Throne saß, gab dem Geschmeiß nach — es nicht vorzog, sie, wie Radagais selbst und seine vornehmsten Unterbefehlshaber, grausamlich hinrichten zu lassen.

So hatte der Held Stilicho Italien abermals gerettet, allein um so schlimmer erging es nun andern römischen Provinzen, besonders Gallien und Spanien. Der Leser wird sich erinnern, daß Stilicho, um gegen Alarich und Radagais mit Glück operiren zu können, fast alle römischen Truppen vom Rhein, aus Gallien, Britannien und Spanien habe nach Italien ziehen müssen, und so kam es denn, daß diese Provinzen ziemlich vertheidigungslos da lagen. Weiter habe ich berichtet, daß es dem Stilicho gelungen sei, einen sehr großen Theil der unter Radagais in Italien eingefallenen Germanen, insbesondere Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder, durch Geldopfer zu bewegen, den Weg über die Alpen zurückzunehmen, und nun frage ich, wohin wohl werden sich diese Germanen gewendet haben? Ei selbstverständlich nirgends anders hin, als nach Gallien, weil dessen lachende Gefilde ihnen gar einladend winkten. Unmittelbar also, nachdem sie die Alpen wieder hinter sich hatten, anno 406, überschritten sie den Rhein und dabei schlossen sich ihnen noch eine Menge ihrer

Stammesgenossen an, weil die Hunnen immer weiter vorwärts drängten. Wie nun aber jetzt dem armen Frankreich mitgespielt wurde! Wahrhaftig in einer ganz entsetzlichen Weise, denn der größte Theil des Landes wurde gänzlich ausgeplündert und überdem eine Unzahl von Städten, selbst die am Rhein und an der Mosel, wie Mainz und Köln und Trier, dem Erdboden gleich gemacht. Wohl setzte sich der römische Statthalter den Eingedrungenen mit soviel Macht, als er nur auftreiben konnte, entgegen, allein diese Macht reichte bei weitem nicht aus und selbst die Franken, die er zu Hülfe rief, konnten im Anfang nur wenig ausrichten. Nur soviel, daß der Norden Galliens, den sie selbst inne hatten, verschont blieb und die Wuth der genannten Germanenstämme sich mehr gegen den Süden hinwandte. Endlich setzten sich die Burgunder in der französischen Provinz, welche von ihnen jetzt noch den Namen hat, also im Juragebiet zwischen den Flüssen Saone, Doubs und Dignon fest und versuchten es da, ein unabhängiges kleines Königreich (wir werden darauf zurückkommen) zu gründen. Die Alanen, Sueven und Vandalen dagegen ließen sich bewegen, im Jahr 409 die Pyrenäen zu übersteigen, und fanden da, weil die Römer auch hier fast keine Macht mehr hatten, ebenso wenig Widerstand, als in Gallien. Ja ein Gegenkaiser, der sich eben jetzt hier aufgeworfen hatte, mit Namen Constantin, lud sie freundlichst ein, sich nach Belieben Wohnsitze auszulesen und so ließen sich denn die Alanen am Ebro, die Sueven in Gallizien, und die Vandalen zu Hispolis — von ihnen erhielt dann die Provinz den Namen Andalusien — nieder. Ruhe kehrte deßwegen aber doch weder in Spanien noch in Frankreich ein, sondern die inneren Kriege dauerten fort und fort, einmal weil die verschiedenen kleinen Germanenstämme sich untereinander selbst bekämpften, und sodann noch mehr deßwegen, weil die Römer die wenige Macht, die sie in diesen Ländern besaßen, dazu benützten, um einen Gegenkaiser oder Usurpator nach dem andern aufzustellen. Doch es ist jetzt Zeit, um wieder zu dem Gothenkönig Alarich zurückzukehren.

Während all' das, was ich so eben erzählt habe, in Italien sowie überhaupt im Westreich vor sich ging, hatte sich Alarich ganz ruhig verhalten, wie es schien vollkommen zufrieden mit seinem vergrößerten Herzogthum und dem hohen Tribut, den er alljährlich einzukassiren

hatte. Doch plötzlich zu Ende des Jahres 407 ward ihm dieser Tribut verweigert und selbstverständlich konnte er sich dieß nicht gefallen lassen. Der Grund der Tributverweigerung lag ohne Zweifel darin, daß der Kaiser Honorius, nachdem, wie so eben dargethan, die reichen Provinzen Gallien, Spanien und Britannien so gut wie verloren waren, eine viel geringere Einnahme hatte, wie früher, während umgekehrt die verschwenderischen Ausgaben des Hofes sich eher mehrten, als verringerten. Honorius, von seinen Hofschranzen dazu aufgestachelt — er war längst zu einem Manne herangewachsen, beschäftigte sich aber mit nichts als der Hühnerzucht und verstand vom Regieren auch nicht das Geringste — erklärte also frischweg, er könne das dem Alarich schuldige Geld nicht entbehren und wurde erschrecklich zornig, als Stilicho mit aller Bestimmtheit darauf drang, daß dieses Geld bezahlt werden müsse. Trotzdem fuhr Stilicho fort, darauf zu dringen, weil man sonst in einen neuen Krieg mit dem Gothenkönige verwickelt werden würde, und kümmerte sich lediglich nichts darum, als nun die vornehmen Hofangestellten, seine langjährigen Neider und Feinde, anfingen, ihn wegen seines Widerspruchs der Majestätsbeleidigung zu beschuldigen. So wurde es den Höflingen leicht, den ärmlichen Kaiser, der sich eben seiner Aermlichkeit wegen unendlich viel auf seine Selbstständigkeit einbildete, zu überreden, daß Stilicho — und Notabene, dieser war auch noch der Schwiegervater des Kaisers, der nach einander zwei seiner Töchter geheirathet hatte — mit Alarich unter einer Decke spiele und damit umgehe, durch dessen Hülfe sich selbst oder seinem Sohne Eucharius die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Herr Gott, wie nun erst der Zorn des elenden Honorius aufwallte, und zwar der Zorn zugleich mit der Furcht, wie das so ganz in der Natur der Sache liegt. Vergessen war, daß eine Tochter Stilicho's sich des Kaisers Gemahlin nannte; vergessen, daß Stilicho allein dem Kaiser mehr als einmal Thron und Existenz gerettet; vergessen, daß kein Anderer lebte, der in diesen schlimmen Zeiten, wo Alles drunter und drüber ging, das Staatsschiff lenken konnte. Der Kaiser, ohnehin schon lang darüber wüthend, daß er von seinem früheren Vormund immer noch gleichsam an der Schnur geführt wurde, lebte nur noch seinem Argwohn, seinem Zorn und seiner Furcht, und

bald stand der Entschluß fest, den Stilicho aus dem Wege zu räumen. Zur Ausführung dieses Entschlusses aber half ihm sein Günstling Olympius und so ward Stilicho, dem der Kaiser jetzt absichtlich wieder freundlicher begegnete, als je, unversehens festgenommen, um sofort dem Nachrichter überliefert zu werden. Ja wohl, so höchst niederträchtig-undankbar handelte der Kaiser Honorius, daß er den verdientesten Mann seines Reichs, dem er in Wahrheit Alles verdankte, wie einen Verbrecher hinrichten ließ, und ebenso daraufhin auch seinen Sohn Eucharius nebst der ganzen Familie und zugleich mit allen seinen höherstehenden Anhängern.

Nicht blos niederträchtig-undankbar übrigens war diese Handlungsweise des Kaisers, sondern auch zugleich im höchsten Grade thöricht und mit aller Ueberlegungskraft im Widerspruch, denn man konnte sich wohl denken, daß der Gothenfürst Alarich, der schon wegen des verweigerten Tributs mit Krieg gedroht hatte, jetzt, als nach der Ermordung des Stilicho eine ihm ganz feindselig gesinnte Partei mit Olympius an der Spitze ans Ruder kam, diese seine Drohung unverweilt ausführen werde. Mit welchen Mitteln aber wollte man ihm dann entgegentreten? Nun weder der Günstling Olympius noch der hühnerzüchtende Honorius ließen sich darüber graue Haare wachsen, sondern sie zogen von den noch vorhandenen Truppen, so viel ihnen folgten, nach der neuen Residenz Ravenna und da diese schon durch ihre Lage mitten in Sümpfen, noch mehr durch ihre Bastionen und Ringmauern äußerst fest war, so glaubten sie für sich selbst keine Angst haben zu dürfen. Was aber das Reich anbelangte, ei da mochte es gehen, wie es wollte, denn dafür glaubten sie nicht sorgen zu müssen. Gut also, Alarich überstieg anno 408 die Alpen, setzte, alle Städte, die er auf seinem Zuge berührte, furchtbar brandschatzend, über den Po und wandte sich dann gegen Ravenna. Weil er aber sogleich einsah, daß es eine gränzenlose Thorheit wäre, gegen eine sumpfumgebene fast unbezwingliche Festung seine Kriegsmittel zu erschöpfen, änderte er sofort seinen Plan und stand plötzlich mit seinem ungeheuren Heere vor Rom. Mit seinem ungeheuren Heere, wiederhole ich, denn während seines Zuges durch Italien stießen alle jene Ostgothen, welche nach der Niederlage des Radagais entweder zu Ge-

fangenen gemacht oder in die Armee eingereiht worden waren, zu ihm, und ohnehin vereinigte sich mit ihm fast das ganze römisch-germanische Heer, das Stilicho befehligt hatte. Sie wollten Rache haben, diese Krieger, blutige Rache wegen der Ermordung ihrest Oberanführers und diese Rache konnte ihnen nur Alarich gewähren! Also vor Rom stand Alarich urplötzlich gegen Ende des Jahres 408, und wie nun diese Stadt zitterte! Sie war nach und nach die größte der Welt geworden, mit über zwei Millionen Einwohnern, und die unermeßlichsten Reichthümer hatten sich da angesammelt. Aber auch alle Laster herrschten in ihrem Innern und eine Zügellosigkeit der Sitten, wie man sie sich jetzt gar nicht mehr denken kann. Von irgend einer Tugend sah man weit und breit keine Spur und am allervergeblichsten wäre es gewesen, einen Mann von Muth und Tapferkeit aufzutreiben. Kein Wunder also, wenn diese Riesenstadt, die seit Hannibal keinen Feind mehr vor ihren Thoren gesehen hatte, jetzt vor Schreck erzitterte und nach kurzer, aber enger Einschließung den Senat bestürmte, mit dem Gothenkönig über den Frieden zu unterhandeln. Es geschah, aber die Bedingungen, welche Alarich stellte, waren entsetzlich hart. „Was wird uns dann bleiben?“ fragten ihn die Unterhändler, indem sie flehentlich die Hände erhoben. „Das Leben,“ erwiederte Alarich, sie mit Verachtung musternd. Durch ihre Thränen ließ er sich aber doch erweichen und forderte zuletzt nur noch, außer den Provinzen Noricum, Venetien und Dalmatien, die er mit seinem bisherigen Besitzthum zu vereinigen gedachte, die Kleinigkeit von 5000 Pfd. Gold und 30,000 Pfd. Silber. Ueberdem 4000 seidene Gewänder, 3000 Ballen feines Scharlachtuch, 3000 Pfund Pfeffer nebst andern kostbaren Spezereien, sowie zum Schlusse die Freilassung aller Sklaven germanischen Ursprungs. Das war die Kleinigkeit, welche er forderte, und nach unsern jetzigen Begriffen mag diese Kleinigkeit wie eine tollwahnsinnige Brandschatzung erscheinen, allein man denke an den fast übergroßen Reichthum Roms und man wird sich dann nicht mehr darüber wundern, daß viele gleichzeitige Schriftsteller die Milde der Forderungen rühmten. Genug also, der römische Senat ging auf das Verlangen Alarichs bereitwilligst ein und lieferte nicht nur die Waaren und Metalle zur rechten Zeit, sondern verbürgte sich

auch dafür, daß der Kaiser Honorius dem Vertrage seine Zustimmung geben und die Provinzen Noricum, Dalmatien und Venetien abtreten werde. Auf dieses hin zog Alarich von Rom ab und wandte sich Süditalien zu, um seine Truppen dort überwintern zu lassen.

Die Bestätigung des Friedensvertrags von Seiten des Kaisers Honorius ließ länger auf sich warten, als Alarich geglaubt hatte, und endlich schien der ganze Vertrag in die Brüche gehen zu wollen. Der Kaiser Honorius nemlich sah, von der Noth gedrängt, doch endlich ein, daß die Ermordung Stilicho's ein großer Fehler gewesen sei, und entfernte also den Olympius, um dafür Einen von der früheren Partei Stilicho, den Jovius nemlich, an die Spitze der Geschäfte zu stellen. Einen andern dieser Partei, mit Namen Attalus, ernannte er zum Präfecten von Rom, und diese beiden nun beauftragte er, mit Alarich in Unterhandlungen zu treten. Mit andern Worten, durch sie hoffte er es so weit zu bringen, daß der Gothenkönig von seinen Landforderungen entweder ganz abstehe, oder sie doch wenigstens bedeutend mildere. Wenn aber auch nicht, so mußte über den Unterhandlungen eine geraume Zeit vorübergehen und diese Zeit meinte er, könnte dazu benützt werden, um durch den Feldherrn Sarus, den einzigen, der ihm geblieben war, ein gewaltiges Heer, mit dem man dem Alarich entgegentreten könne, sammeln zu lassen. Diese Pläne gelangen zum Theil, zum andern Theil aber nicht. Sarus nemlich, ein Ostgothe, der schon unter Stilicho bedeutende Dienste geleistet hatte und der zugleich, um dies ebenfalls nicht zu vergessen, den Alarich als Einen aus dem Geschlechte der Balten gründlich haßte, brachte in der That ein aus den verschiedensten germanischen Völkerschaften zusammengesetztes Heer zusammen, und führte dieses zu Schiff nach Ravenna. Jovius und Attalus dagegen brachten mit ihren Unterhandlungen nichts zu Stande, als daß Alarich seine Forderungen noch steigerte und jetzt verlangte, als oberster Befehlshaber an die Spitze aller weströmischen Heere gestellt zu werden. Deutlicher gesagt, er verlangte die Stellung beim Kaiser einzunehmen, welche vordem Stilicho eingenommen hatte, um damit eigentlicher Regent des ganzen römischen Westreichs zu werden. Darüber erboste sich nun Honorius im höchsten Grade und brach sofort, den Jovius absetzend, alle Unterhandlungen

mit dem Gothenkönige ab. Nicht minder ward auch dem Attalus der Abschied gegeben und dafür wieder Olympius mit seinen Creaturen an die Spitze der Geschäfte berufen. Jetzt blieb natürlich dem Alarich nichts übrig, als sofort den Krieg von neuem zu eröffnen, und dieß geschah auch in der That noch im Jahr 409. Zu gleicher Zeit mit der Kriegseröffnung erklärte Alarich den Honorius für abgesetzt und ernannte dafür den Attalus, trotz dessen Weigerung, zum Kaiser. Der neue Kaiser aber mußte ihn zum Generalissimus des Westreichs ernennen und zugleich anordnen, daß das ganze Gothenheer auf Kosten dieses Reichs bezahlt und verpflegt werde. Daraufhin zog Alarich der Küste des adriatischen Meeres entlang bis nach Ravenna hinauf und versuchte zum zweiten Male die Eroberung dieser Stadt. Wiederum jedoch vergeblich, denn dieselbe war allzu fest und wurde überdem noch von Sarus aufs tapferste vertheidigt. Somit sah sich der Gothenfürst abermalen genöthigt, abzuziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben; dagegen hatte er die Genugthuung, nach und nach während des Winters von 409 auf 410, sowie im Sommer 410 das ganze übrige Italien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und dabei leistete ihm sein Schwager Ataulph, der ihm frische Hülfstruppen über die Alpen her zuführte, die ersprießlichsten Dienste.

Ueber eine große Verlegenheit dagegen konnte er nicht so leicht hinwegkommen, darüber nemlich, daß es im Sommer 410 seinem mächtigen Heere anfing, an Getreide zu fehlen. Schon längst nemlich konnte Italien ohne die Früchtezufuhr aus Sicilien und Nordafrika nicht mehr bestehen und Alarich verlangte daher von dem zum Kaiser ernannten Attalus, daß er für diese Zufuhr Sorge trage. Allein solchem Verlangen entsprach Attalus nicht — sei es nun, daß er nicht wollte, oder, was viel wahrscheinlicher, daß er nicht konnte, denn ohne Zweifel verweigerten ihm die Statthalter von Sicilien und Nordafrika, weil sie dem Honorius treu geblieben waren, den Gehorsam — und somit setzte ihn der Gothenfürst ohne Weiteres ab. Auch gab er ihm keinen Nachfolger, sondern trat vielmehr als selbstständiger Beherrscher Italiens auf und ließ als solcher allüberallhin seine unmittelbaren Befehle ergehen. So natürlich auch nach Rom; allein die Vornehmen dieser Stadt, der Senat an der Spitze, vermeinten in

ihrem Hochmuth, der immer noch von der Vergangenheit zehrte — je unwürdiger die Enkel, um so mehr pflegen sie sich der Großthaten der Großeltern zu rühmen, um die eigne Schande damit zu decken — es sei das von Seiten eines Barbaren eine schwere Beleidigung, und erklärten, nur von einem Römer Befehle annehmen zu können. Eine solche vermessene Thorheit mußte gezüchtigt werden und deshalb verlangte Alarich nicht blos strikten Gehorsam, sondern auch eine demüthige Abbitte der Herren Senatoren. Die Antwort derselben bestand darin, daß sie anfingen, die „Hauptstadt der Welt," wie Rom sich immer noch nannte, in Vertheidigungszustand zu setzen, und zugleich Eilboten über Eilboten nach Ravenna entsandten, um den Kaiser dorten zu bewegen, daß er ihnen den Sarus mit seinem Heere zu Hülfe schicke. Nun dachte Alarich natürlich an keine Verständigung mehr. Vielmehr ging er in Eilmärschen auf Rom los und umstellte die Stadt von allen Seiten. Die hochmüthigen Römer sollten lernen, was der Hunger ist, und wahrhaftig, nur allzubald lernten sie es. Die wenigen Vorräthe nemlich nahmen nach wenigen Tagen schon ein Ende und weil Nichts, auch gar nichts hinein gelassen wurde, so standen Tausende rathlos da, nicht wissend, wovon sie sich das Leben fristen sollten. Man verschlang die eckelhaftesten Dinge und Viele gingen so weit, das Fleisch der Verstorbenen in den Kochtopf zu werfen. Die Folge war eine ungeheure Sterblichkeit und mit den Sterblichkeit kamen Seuchen aller Art, weil man die Leichen, die man vor den Thoren nicht beerdigen konnte, auf den Straßen liegen ließ. Kurz die Noth stieg in ganz kurzer Zeit aufs höchste und am allermeisten darunter zu leiden hatten natürlich in jedem Hause die Sklaven, die man sich zur Bedienung hielt. Da ließen sich von den Letzteren mehrere, die dem Germanenstamme angehörten, an Leitern über die Mauern herab und erboten sich das Salarische Thor in aller Stille zu öffnen, wenn die Gothen bereit sein wollten, da einzudringen. Auf Mitternacht, am 24. August 410, wurde Alles verabredet und genau um diese Stunde erklangen schon die gothischen Hörner in den Straßen. Eine Minute später flammten die Häuser auf, die zunächst dem salarischen Thore standen, und nunmehr wußte Rom, daß der Feind mitten in der Stadt stehe. Was das nun für eine Nacht war! Ueberall stand der Feind;

in alle Hauser drang er ein; alle Straßen hatte er besetzt; kein Widerstand half etwas! Entsetzlich ertönte das Jammergeschrei der Fliehenden; noch entsetzlicher das derjenigen, die gemordet und hingeschlachtet wurden; am entsetzlichsten das der Weiber und Jungfrauen, die sich jedem Frevel preisgegeben sahen! Doch — ich unterlasse eine nähere Beschreibung und füge nur das bei, daß Alarich seinen Kriegern drei Tage Zeit gab, die Stadt radical auszuplündern und mit den Einwohnern zu thun, was ihnen beliebte. Dagegen die Stadt in Asche zu legen, wie sie während des tausendjährigen Frevels, mit dem sie die Welt heimgesucht, nur allzusehr verdient hätte, gestattete er nicht und ebenso wenig erlaubte er die christlichen Kirchen zu plündern. Im Gegentheil mußten sie als unantastbare Asyle der Wehrlosen respectirt werden und man ließ ihnen namentlich alle kostbaren Gefäße, allen Schmuck, überhaupt Alles, was zum Gottesdienst gehörte. Vollends aber ist es unwahr, wenn man später behauptete, daß Roms Denkmäler aus der heidnischen Zeit von den Gothen in gräulicher Weise zertrümmert worden seien, denn dazu hatten Alarichs Krieger, die sich mit ihrer Beute beschäftigten, gar keine Zeit, und es ist also jene Behauptung rein bloß eine Erfindung des Fremdenhasses der Italiener.

Am sechsten Tage nach der Eroberung Roms zog Alarich mit ungeheurer Beute beladen weiter gen Unteritalien, Alles vernichtend, was sich ihm feindlich entgegenstellte. Zugleich Alles an sich nehmend, was ihm werthvoll däuchte oder für sein Armee von Nutzen war. Sein Plan war vorerst Sicilien zu erobern und von da nach Nordafrika überzusetzen, denn wenn er Italien bleibend behalten wollte, so mußte er diese beiden Ländergebiete, die Kornkammern Italiens, nothwendig zuvor sich aneignen. Bei Reggio zerschellte jedoch ein furchtbarer Sturm die ungeheure Flotte, die er zu diesem Behufe ansammelte, und gleich darauf, noch ehe er daran gehen konnte, eine neue zu schaffen, raffte ihn eine Krankheit schnellstens hinweg. Ja wohl, urplötzlich mitten in seinen großartigen Entwürfen, noch vor dem Schluß des Jahrs 410, ward der noch so jugendliche Held — er zählte erst vierunddreißig Jahre — aus dem Leben abgerufen, so melden die Schriftsteller aus jener Zeit kurzweg, und sie sagten uns nicht einmal, an was für einer

Krankheit er gestorben sei. Das aber setzen sie einstimmig hinzu, daß noch nie eine Armee ihren Feldherrn, noch nie ein Volk seinen König tiefsinniger betrauert habe, als die Gothen den Alarich, und deßhalb sollte ihm auch eine Grabstätte werden, wie nie einem Sterblichen zuvor. Damit nemlich die heilige Stätte, welche die letzten Ueberreste des Helden bergen sollte, nie und nimmer von gemeiner Rach- oder Habsucht entweiht werden könnte, mußten Gefangene neben dem Fluß Busento bei Cosenza einen breiten Canal graben, in welchen der Fluß abgeleitet wurde. Dann versenkte man im trockenen Bette desselben die Leiche des Helden mit königlichen Ehren und barg nach alter Sitte im Grabe das Kostbarste der von Rom mitgenommenen Beute. So wie aber dies geschehen, mußten die Gefangenen den Fluß wieder in sein altes Bette leiten, und schließlich, wie der Kanal wieder ausgefüllt war, tödtete man alle die, welche diese Arbeit verrichtet hatten. Niemand sollte im Stande sein, je den Ort zu verrathen, wo Alarichs Ueberreste lagen, und Niemand hat sie bis zu dieser Stunde erkundet.

Alarichs Nachfolger wurde sein Schwager Ataulph — die Schwester Ataulphs war die Gemahlin Alarichs gewesen — und dieser trat sofort in die Fußstapfen des Verstorbenen. Sicilien und Nordafrica sollten erobert und mit Italien zusammen in ein westgothisches Königreich verwandelt werden. Doch ein Weib machte ihn bald anderen Sinnes, Placidia, die wunderbar schöne und ebenso feingebildete Schwester des Kaisers Honorius. Sie hatte sich damals bei dem Zug Alarichs gegen Rom nicht, wie ihr Bruder, aus Furcht vor den Gothen in Ravenna eingeschlossen, sondern war in Rom geblieben und so, wie natürlich, in die Gefangenschaft Alarichs gerathen. Dieser behandelte sie, wie man die Schwester eines Kaisers behandelt; nur ließ er sie nicht frei, weil Honorius sich nicht im Stande sah, das Lösegeld, das er für sie verlangte, zu bezahlen. Noch weit freundlicher gestattete sich das Schicksal für Placidia, als nach Alarichs Tode der ritterliche Ataulph die Herrschaft über die Gothen übernahm, denn er liebte die schöne Jungfrau aus dem tiefinnersten Grund seines Herzens, aber nicht wie ein Barbar, der mit brutaler Gewalt Gegenliebe erzwingen will, sondern wie ein Edeling, der durch die hingebendste

Treue die Gegenliebe seiner Dame zu erringen weiß. In der That schlug nun auch das Herz Placidia's ebenso warm für Ataulph, als Ataulphs für Placidia; aber doch beharrte sie fest darauf, daß sie ihm nur unter einer einzigen Bedingung ihre Hand am Altare reichen könne, nemlich unter der, nicht der Zerstörer, sondern der Wiederhersteller des römischen Westreichs werden zu wollen. Sie war des Kaisers Honorius Schwester, und wenn sie freilich vor dem erbärmlichen Schwächling, der für nichts Sinn hatte, als für Hühnerauffütterung, keine Achtung haben konnte, so hätte sie es doch nicht über sich vermocht, denjenigen Gemahl zu nennen, der ihren Bruder des Thrones entsetzt. Ueberdem fühlte sie als Römerin und als solche däuchte es ihr, eine unumgängliche Pflicht zu sein, der uralten Italia ihre Herrschaft über die Welt zu erhalten, nicht aber dieselbe durch einen Fremdling vernichten zu lassen. Dieß die Gründe, warum Placidia jene Bedingung stellte; König Ataulph aber ging sofort darauf ein, denn die Liebe war übermächtig in ihm, und wandte sich alsobald an den Kaiser Honorius in Ravenna, um sich mit ihm zu verständigen. Wer war nun froher als der letztere? Um jene Zeit nemlich gebot er eigentlich nur noch über Nordafrika und Sicilien, denn von Italien selbst besaß er, außer Ravenna, so viel wie gar nichts mehr. Noch schlimmer sah es in Britannien, Spanien und Gallien aus, denn da hausten, wie ich weiter oben schon gezeigt, die Franken, Burgunder, Alanen, Sueven und Vandalen in wahrhaft barbarischer Weise und in dem wenigen noch römischen Gebiet stand ein Gegenkaiser gegen den andern auf. So zuerst Marcus, dann Gratian, weiter Constantin, der in Arles residirte, darauf Maximus und endlich Jovin, der Trier zu seiner Hauptstadt erkieste. Das war ein ewiges Wogen und Drängen, ein ewiges Zerstören und Vergewaltigen, ein ewiges Morden und Hinschlachten, so daß wohl nirgends ein blutigerer Durcheinander herrschte, als eben in jenen früher so blühenden Provinzen des römischen Reichs. Ich wiederhole also, wer war froher als der Kaiser Honorius, als er vernahm, daß König Ataulph willens sei, sich aus einem Feind in seinen Freund zu verwandeln, wenn ihm dagegen die Hand Placidia's zugesichert würde? Augenblicklich ernannte er ihn zu seinem Generalissimus und Oberstkommandirenden im Reiche

und versprach ihm zugleich einen königlichen Antheil an den zu erobernden Landen in eigenen Besitz.

Im Jahre 411 zog also Ataulph mit seinen Westgothen über die Alpen nach Gallien, um seinen Kampf zuerst mit den Gegenkaisern und dann mit den Vandalen, Alanen und Sueven oder wie jene germanischen Völkerschaften alle hießen, zu beginnen. Doch soll ich nun dem Leser alle die Einzelheiten dieses gar kein Ende nehmen wollenden Krieges schildern? Soll ich ihm erzählen, wie er zuerst den Gegenkaiser Jovin vernichtete und dann den Sarus, jenen tapferen ostgothischen Abentheurer, der von Honorius abgefallen war, sobald er hörte, daß derselbe sich mit den Westgothen verständigt habe? Soll ich ihm weiter erzählen — — Doch nein, es wäre ohne Interesse, dieß alles im Speciellen zu erfahren, sondern es dürfte genügen zu constatiren, daß Ataulph nach und nach in einem Zeitraum von drei Jahren das ganze südwestliche Gallien, sowie dann im Jahr 414 auch noch einen kleinen Theil von Spanien — denjenigen, welcher den Pyrenäen zunächst lag — eroberte, aber nicht für sich, sondern für den Kaiser Honorius, in dessen Namen er die eroberten Provinzen verwaltete. Nunmehr hatte er die Hand der heißgeliebten Placidia hinlänglich verdient und im Januar 414 feierte er nun mit ihr seine Hochzeit. Es geschah dieß zu Narbonne, der Hauptstadt von Gallia Narbonnensis, im Palaste des edlen Römers Ingenuus, und prächtiger, als, hier ist es wohl noch auf keiner Hochzeit zugegangen. Die geistlichen Feierlichkeiten dabei versah der gothische Bischof Sisegar, für die weltlichen aber sorgte Attalus, jener Römer, welchen Alarich eine Zeit lang zum Kaiser gemacht hatte. Placidia saß, wie eine römische Kaiserin geschmückt, auf einem wunderbar reichen Throne und empfing hier die Huldigungen der Großen. Fünfzig Jünglinge aber, alle durch Geburt und Schönheit gleich sehr ausgezeichnet, trugen jeder in seinen beiden Händen zwei Schüsseln, die eine gefüllt mit Gold, die andere mit Perlen und Edelsteinen, und stellten solche zu Füßen der Placidia nieder. Es war ein Reichthum sonder Gleichen und das Meiste rührte noch von der römischen Beute her. Doch während nun so das schöne Königspaar in seinem Glücke schwamm, wartete bereits der Todesbote auf Ataulph, denn noch nicht ein und ein halbes Jahr später,

im September 415, ermordete ihn in Barcellona, als er eben im Marstall seine herrlichen Pferde besichtigte, ein früherer vertrauter Diener des Sarus, den wahrscheinlich des Sarus Bruder, Sigerich, zu dieser schwarzen Rachethat aufgestachelt hatte.

Eine furchtbare Bestürzung und Verwirrung herrschte zu Barcellona, als man Kunde von diesem Mord erhielt, und in diesem chaotischen Zustande gelang es dem Sigerich, auf einen Augenblick die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Auch benützte er diesen Augenblick, um der Wittwe Ataulphs, der schönen Placidia, alle nur erdenkliche Schmach anzuthun, und zugleich dem Kaiser Honorius die bisher bestandene Freundschaft zu künden. Allein nach sieben Tagen schon ward er in einem Aufstand des wüthend gewordenen Volkes erschlagen und nun bestieg Wallia, Ataulphs nächster Verwandter und zugleich der Tapfersten Einer, durch einstimmige Wahl den Thron. Dieser erneuerte alsbald das Bündniß mit dem Kaiser Honorius und sandte auf dessen Verlangen die Wittwe Placidia nach Rom zurück, nicht aber ohne eine kleine Entschädigung von 600,000 Maß Getreide und einige ähnliche andere Präsente. Draufhin brach er mit großer Macht nach Spanien auf, um dort gegen die Sueven, Alanen und Vandalen den Krieg fortzusetzen und richtig gelang es ihm nach Kurzem schon, die Alanen total zu besiegen. Diesen Sieg aber benützte er nicht, um ihren Stamm auszurotten, sondern, um sie mit seinen Gothen zu verschmelzen, und daher erhielt nun auch die Provinz, in der sie zusammen wohnten, den Namen „Goth-Alanen,“ das ist „Catalonien.“ Nicht minder mußten auch die Sueven in Gallizien sich größtentheils unterwerfen und nur die Vandalen in Andalusien hielten kräftig Stand. Glücklicher noch war Wallia in Gallien, über dessen südliche Provinzen er ganz Herr wurde, und aus Dankbarkeit für solche Eroberungen belohnte ihn der Kaiser Honorius mit allem Lande, welches zwischen den Pyrenäen und der Garonne liegt. Dieses Land nun aber, von den Römern Aquitania secunda — Aquitania prima umfaßte das Land zwischen Garonne und Loire — geheißen, bildete die Grundlage eines neuen westgothischen Reiches und zur Hauptstadt dieses Reiches erhob Wallia die Stadt Toulouse, weßhalb auch jenes Reich eine geraume Zeit lang das tolosanische hieß. Doch allzu lange durfte

Wallia seiner neuen Herrlichkeit nicht genießen, sondern er starb vielmehr anno 419 eines plötzlichen Todes, nur eine einzige Tochter hinterlassend, welche Mutter des hochberühmten Ricimer — auf den wir später zurückkommen — wurde.

Nach Wallias Tode wählten die Ostgothen den tapferen Theodorich — als König Theodorich I. geheißen — zu ihrem Oberhaupte und unter diesem schon nahm das seitherige bundesfreundliche Verhältniß zu dem Kaiser des Westreichs ein Ende. Nachdem nemlich Kaiser Honorius anno 423 verstorben, entstanden über dessen Nachfolge die größten Wirrnisse und während so kein eigentlicher anerkannter Kaiser existirte, wurden natürlich den Westgothen in Gallien keine Soldgelder ausbezahlt. Auch halfen alle Mahnungen nichts und so blieb dem König Theodorich endlich nichts übrig, als den eigenen Herrn zu spielen. Das that er denn auch, ohne sich mehr etwas um die Machthaber in Italien zu kümmern, und alle späteren Versuche dieser Machthaber, die Westgothen, sei's mit Gewalt, sei's mit Güte, wieder in das frühere Verhältniß zurückzuzwängen (diese Versuche wurden aber nach der großen Hunnenschlacht bei Chalons, von der wir später sprechen werden, für immer aufgegeben), erwiesen sich als vergeblich. Im Gegentheil sowohl er, als noch mehr seine Söhne Thorismund, Theodorich II. und Eurich wußten das neu gegründete tolosanische Reich durch glücklich geführte Kriege in Gallien und in Spanien so zu erweitern, daß es bis zum Jahr 470 nicht nur den bei weitem größten Theil der pyrenäischen Halbinsel, sondern auch beinahe die Hälfte von Gallien, nämlich ganz Aquitanien — also Aquitania prima und secunda — sowie überhaupt alles Land zwischen der Rhone, der Loire und dem Ocean umfaßte.

Drei neue selbstständige germanische Reiche sahen wir nun schon aus dem in Stücken zerfallenden Römerreiche horvorgehen, das Alemannenreich in Süddeutschland, das Frankenreich in Nordgallien und das Westgothenreich in Südfrankreich und Spanien. Eines vierten haben wir ebenfalls schon mit einigen Worten Erwähnung gethan, des Burgunderreichs nemlich, links und rechts vom Jura, im östlichen Gallien, und deßwegen dürfte es Pflicht sein, zur Aufklärung noch einiges hinzuzusetzen. Wir haben schon oben gesehen, wie und

warum die Burgunder ins Gallische hineingedrängt wurden, und nicht minder wissen wir, daß sie, statt mit den Vandalen, Sueven und Alanen weiter gen Westen zu ziehen, sich südlich wandten und am Jura sich Wohnsitze eroberten. Etwas später, ums Jahr 409, schlugen sie sich auf die Seite des Usurpators Jovin und waren sogar eine Zeit lang dessen Hauptstütze gegen alle seine Feinde. Als nun aber König Ataulph gegen den Jovin zu Felde zog, entschloß sich der Kaiser Honorius, um dem Ataulph seinen Kampf zu erleichtern, den Burgundern um den Preis, daß sie von Jovin abfielen, das ganze Land zwischen Aar und Rhone abzutreten, so wie überdem noch den Theil von Germania prima (Obergermanien), welchen die Alemannen noch nicht an sich gerissen hatten. Ein großes Opfer brachte Honorius damit nicht, denn die Burgunder hatten das genannte Land zum größten Theil schon in Besitz genommen und was die Provinz Obergermanien betrifft, so kamen sie, als sie sich des Elsasses bemächtigen wollten, darob in blutige Kämpfe mit den Alemannen, die erst dann ein Ende nahmen, als die Burgunder das Elsaß wieder fahren ließen. Nach Beendigung dieses Krieges dehnten sich die Letztern immer mehr gegen Süden aus und geboten bald über vier Hauptstädte, über Lyon, Genf, Besançon und Vienne. Gegen die heranziehenden Hunnen dagegen konnten sie sich nicht halten, sondern ihrer 10,000 mit sammt ihrem König Gundichar mußten das Leben lassen und ihr Stamm erhohlte sich erst wieder, als die Hunnen anno 451 in den Catalaunischen Feldern die große Entscheidungsschlacht verloren hatten. Nunmehr aber behielten sie lange Zeit Frieden und in diesem Frieden verstanden sie es, den Verfall des römischen Abendreiches so gut zu benützen, daß sie ihre Herrschaft vom Jura und dem westlichen Abhang der Alpen in kurzer Zeit über das ganze Rhoneland bis zum mittelländischen Meere und den Savennen ausbreiteten. Also auch sie besassen ihr eigenes unabhängiges Reich und wenn es auch nicht zu den größten gehörte, so zeichnete es sich doch durch die Besonderheit seiner Sitten, Gebräuche und Gesetze aus und Schade nur, das seine Existenz, wie wir später sehen werden, allzubald aufhörte, als daß es Gelegenheit erhalten hätte, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

Fünftes Kapitel.

Die Vandalen in Afrika.

(427 bis 477 nach Christus.)

Daß der germanische Stamm der Vandalen zu Anfang des 5. Jahrhunderts die große und schöne Provinz Andulasien in Spanien mit der Hauptstadt Sevilla inne hatte, wurde von mir bereits erzählt. Auch wußte sich dort jene tapfere Völkerschaft gegen alle Angriffe der Westgothen zu halten und brachte diesen sogar anno 422 unter ihrem König Gunderich bei Tarracona eine schwere Niederlage bei. Nicht lange hernach wurde Gunderich von seinem Bruder Geiserich — andere nennen ihn Genserich — ermordet und er, dieser Geiserich — ein Sturz vom Pferde hatte ihn hinkend gemacht, aber doch übertraf ihn kein anderer Held der Völkerwanderung im Denken und Handeln an Schnelligkeit — war es nun, der anno 427 die Vandalen über die Säulen des Herkules hinüber nach Nordafrica führte, um dort ein eigenes größeres germanisches Reich zu gründen. Warum und wie aber dieß so kam, solches hängt mit der römischen Geschichte zusammen und auf diese müssen wir daher in kurzem zurückkommen.

Nachdem Placidia, die Wittwe des Königs Ataulphs, von Wallia in ehrenvoller Weise an den Hof von Ravenna zurückgesandt worden war, zwang sie ihr Bruder, der Kaiser Honorius, seinem neuesten Günstling und Anverwandten Constantius die Hand zu reichen und aus dieser Ehe gieng ein Sohn mit Namen Valentinian, sowie eine Tochter Honoria hervor. Hierüber wurde Honorius vollständig entzückt, weil er selbst keine Nachkommen hatte, und er ernannte sofort seinen Liebling Constantius zum Augustus und Mitregenten. Da starb kurze Zeit nachher der Liebling und dieser Schlag traf den Kaiser so schwer, daß er von jetzt an einen bittern Haß auf seine Schwester Placidia warf, weil er ihr Schuld gab, daß Constantius so früh

habe sterben müssen. Es war ein ganz toller Vorwurf, allein da Honorius auf denselben beharrte, so sah sich Placidia endlich genöthigt, mit ihren Kindern die Flucht nach Constantinopel zu ergreifen, wo sie vom oströmischen Kaiser Theodosius II. äußerst freundlich aufgenommen wurde. Nicht lange darauf anno 423 starb Honorius und nun fragte es sich, wer den Thron des Westreichs zu besteigen habe. Placidia machte für ihr fünfjähriges Söhnlein, den nachherigen Valentinian III. darauf Anspruch und Kaiser Theodosius II. versprach ihr seine vollste Unterstützung. Die drei hervorragensten Männer, in Ravenna dagegen, welche nach des Constantius Tode bei Honorius Alles gegolten hatten, nemlich der erste Palastbeamte Johannes, der Gouverneur von Ravenna Castinus und der eben erst zum Oberbefehlshaber aller römischen Armeen — die übrigens meist nur auf dem Papier bestanden — ernannte Aëtius, befürchteten ihren Einfluß und ihre Stellen zu verlieren, wenn Placidia für ihr Söhnlein die Zügel der Regierung führe, und so kamen Castinus und Aëtius überein, den Johannes auf den Thron zu erheben. Der Act wurde ohne ein Hinderniß vollzogen und unmittelbar nachher gieng Aëtius mit großen Geldsummen versehen nach der mittleren Donaugegend ab, um unter den dort ansässigen Germanenstämmen — den Ostgothen und Anderen, welche damals unter der Oberherrschaft der Hunnen standen — ein tüchtiges Heer anzuwerben. Selbstverständlich, denn womit sollte der Thron des Johannes vertheidigt werden, wenn er etwa von Constantinopel her angegriffen würde? Inzwischen nun der Aëtius von Ravenna abwesend und zwar sehr lange abwesend war, weil die Bildung des anzuwerbenden Heeres ihn mehr Zeit kostete, als er Anfangs für nöthig erachtet hatte, kams dort, ich meine in Ravenna, zu einer überaus schnellen Entscheidung. Kaiser Theodosius II. in Constantinopel nemlich schickte, gleich nachdem er seinen Entschluß gefaßt hatte, den jungen Valentinian auf den abendländischen Thron zu setzen, seine beiden besten Krieger, den Partherbesieger Ardabur und dessen tapfern Sohn Aspar — sie waren Germanen, wie schon der Name besagt — mit einem gewaltigen Heere nach Italien, und diesen beiden Feldherrn gelang es, durch besondere Glücksumstände unterstützt sich der Stadt

Ravenna in unglaublich kurzer Zeit zu bemächtigen. Dabei wurde auch der Usurpator Johannes gefangen und sofort auf die grausamste Weise hingerichtet. Den Thron aber bestieg nunmehr der Knabe Valentinian III., für welchen, wie man längst vorausgesehen hatte, die Mutter Placidia das Regiment führte. So weit war nun Alles gut, denn in Italien regte sich keine Hand für den ermordeten Johannes und der Statthalter von Nordafrica, der einzigen Provinz, über welche der abendländische Kaiser noch frei verfügen konnte, mit Namen Bonifacius, ein alter treuer Freund von Placidia, war ohnehin gleich vom Anfang an auf die Seite Valentinians getreten. Nun aber, wie sich alles dieß vollzogen hatte, nahte Aëtius und zwar kam er nicht allein, sondern mit einem gewaltigen Heere, das er unter den Germanen angeworben. Was nun thun? Sollte man vielleicht den Kampf mit ihm aufnehmen und so Alles wieder auf eine einzige Karte setzen? Placidia fand es für klüger, sich in Frieden mit dem hervorragenden Manne — wir werden später ausführlicher auf denselben zurückkommen — abzufinden und trug ihm an, ihn zu ihrem Höchstkommandirenden und zugleich ersten Minister zu ernennen. Dieß fand Aëtius ganz nach seinem Sinn, denn er wurde jetzt für Placidia und ihr unmündiges Söhnlein Valentinian das, was Stilicho in dem ersten Decennium für Honorius gewesen war, oder mit andern Worten, er trat an die Spitze der Reichsverwaltung und das Heer stand ohnehin unter seinem Oberbefehl. So wurde von 425 an Ordnung in die abendländisch-römische Regierung gebracht, dieweil Aëtius ein Staatsmann und zugleich General war, wie wenige. Allein plötzlich im Anfang des Jahres 429 beschlich ihn der Argwohn, daß Bonifacius, der oben schon genannte Statthalter von Nordafrica, darnach trachte, ihn auf seinen hohen Posten zu ersetzen, so wie auch, daß die Regentin Placentia ganz und gar nicht abgeneigt sei, hierauf einzugehen. Voll Ingrimm dachte er also an nichts Anders mehr, als an das Verderben des Bonifacius, und ein feiner Hofmann, mit Namen Felix, erbot sich, ihm hiebei mit einer Intrique behülflich zu sein. So schrieb denn Felix, der äußerlich den Freund des Bonifacius spielte, heimlich an diesen, daß die Regentin Placentia höchst erbost über ihn sei, weil sie glaube,

daß er sich zum unabhängigen Regenten machen wolle, und wenn er also schnell von seinem Statthalterposten abberufen würde, so solle er ja nicht gehorchen, denn sonst werde ihm in Ravenna der Proceß als einem Hochverräther gemacht. Umgekehrt aber, legte Aëtius der Placidia angeblich ächte Beweisstücke vor, daß Bonifacius damit umgehe, die Provinz Nordafrica von der römischen Herrschaft loszureißen, und brachte es dadurch bei ihr so weit, daß der Statthalter sofort ein sehr dictatorisches Abberufungsschreiben erhielt. Nun glaubte Bonifacius natürlich nicht anders, als man wolle ihm in Ravenna an Leib und Leben gehen und verweigerte den Gehorsam. Noch mehr, von Egoismus getrieben und das Vaterland als Nebensache betrachtend, traf er Vertheidigungsanstalten, um sich der Gewalt, die man wahrscheinlicherweise gegen ihn aufbieten würde, zu erwehren, und schickte überdem, von seiner Gemahlin — er hatte erst vor Kurzem eine vornehme Vandalin geheirathet — dazu angetrieben, eine Gesandtschaft über die Straße von Gibraltar nach Andalusien hinüber, um den König der Vandalen zu seinem Beistand aufzufordern. Natürlich übrigens nicht für nichts und wieder nichts verlangte er diesen Beistand, sondern er versprach dafür hohen Sold, so wie vortheilhafte und bleibende Niederlassungen.

Das war der äußere Grund, warum Geiserich, der Sohn des Königs Godegisel, welcher sich nach Ermordung seines Bruders Gunderich auf den Thron geschwungen hatte, sich im Sommer 429 rüstete, mit seinem ganzen Volke nach Nordafrica überzuschiffen; der innere Grund lag vielleicht wo anders. In Spanien besaßen die Vandalen allerdings eine eben so große als schöne Provinz, das herrliche Andalusien, allein sie waren dort der ewigen Angriffe der Sueven und Westgothen ausgesetzt, und kein Jahr vergieng, ohne daß sie nicht um ihre Existenz hätten kämpfen müssen. In Nordafrica, einem Lande, das vielleicht noch herrlicher, fruchtbarer und reicher genannt werden konnte, als selbst der schönste Theil von Spanien, gabs keinen Feind, der ihnen ebenbürtig entgegen treten konnte, und überdem fanden sie da Gelegenheit, sich ungeheure Distrikte zu unterwerfen, ja endlich vielleicht Italien selbst zu erobern. Wie hätte also ihr wunderbar kluger König, der aber nicht minder ehrgeizig,

als klug, und nicht minder herrschsüchtig als ehrgeizig war, auch nur einen Augenblick lang zaudern können, der Einladung Folge zu leisten? In dem kritischen Momente jedoch, wo sich Geiserich mit seinen Mannen allen — es mochten etwa 50,000 sein, während die Zahl der Weiber und Kinder sich auf nicht viel mehr als das Doppelte belaufen haben soll, — auf den in unzähliger Masse angesammelten Fahrzeugen, von denen übrigens die meisten Bonifacius geliefert hatte, nach Africa hinüber einschiffen wollte, ward ihm die Nachricht, daß die Ländereien, die er so eben verlassen hatte, hinter seinem Rücken von den Sueven unter ihrem König Hermanarich aufs grausamste verwüstet würden, und nun kehrte er mit einem Theil seiner Leute augenblicklich um, um an den Räubern Rache zu nehmen. Auch ruhte er nicht, als bis er einen großartigen Sieg über sie errungen und den größten Theil von ihnen mit sammt ihrem Könige in die Guadiana gejagt hatte; dann aber bestieg er schnellstens seine Schiffe und nach wenigen Tagen stand er auf afrikanischem Boden.

Das Land zu erobern, schien, wie ich oben schon sagte, keine besondere Schwierigkeiten zu haben, denn einmal war es ja der römische Statthalter selbst, der die Vandalen gerufen hatte, und dann zeichneten sich die Einwohner, die seit unendlich langer Zeit in Frieden gelebt hatten, keineswegs durch solche Tugenden aus, welche an Muth und Tapferkeit erinnerten. Im Gegentheil waren sie meist feige geringe Naturen, angesteckt von der römischen Fäulniß und besonders in den Städten nach dem Muster des nahen Italiens in eine Liederlichkeit versunken, die an Gemeinheit auch das Gemeinste übertraf. Allein sie bekannten sich sammt und sonders zum exklusivst orthodoxen Katholicismus, während die erobernden Vandalen arianische Ketzer waren (was dieser religiöse Gegensatz zu bedeuten hatte und woher er kam, darüber wird der Leser im letzten Kapitel dieses Buches das Nähere erfahren) und daraus gieng ein Haß hervor, der den Eroberern vielfach äußerst gefährlich wurde. Wenn es nemlich die feigen Eingeborenen auch nicht wagten, den letzteren mit ehrlichen Waffen entgegen zu treten, so thaten sie es dagegen um so öfter in heimlicher hinterlistiger Weise und tagtäglich mußten die Chiliarchen — so nannte man die achtzig Commandanten, die Geiserich über das

eroberte Land gesetzt hatte — ihrer Hunderte von Gift- und Meuchelmorden und abermals ihrer Hunderte von oft noch schändlicheren Verbrechen ihrem Oberbefehlshaber melden. Was Wunder also, wenn Geiserich in Folge dessen anordnete solche Malificanten mit der allergrößten Strenge zu verfolgen! Was Wunder, wenn die Vandalen, ebenfalls wüthend, diese Befehle in wahrhaft barbarischer Weise ausführten! Was Wunder, wenn nur zu oft weder Alter noch Geschlecht noch Hütte noch Palast geschont wurde und man also später mit dem Namen Vandalismus sich angewöhnte diejenige Handlungsweise zu bezeichnen, welche den Mord, die Zerstörung und die Brutalität in sich vereinigt! Nicht aber blos die feige Niedertracht und Hinterlist der Eingebornen hatte Geiserich zu besiegen, sondern auch die Kriegsmacht der Römer selbst, denn es stand nicht lange an, so wurde Bonifacius vollkommen über die Intrigue, die man mit ihm gespielt hatte, aufgeklärt und nun machte er die größten Anstrengungen, um die Vandalen wieder aus dem Lande zu bringen. Zuerst, wie man sich wohl denken kann, mit Worten und Versprechungen; dann wie die an der harten Brust des Geiserich wie vom Granit abprallten, mit Gewalt. Zu diesem Behufe sammelte er schnellstens alle Truppen, die früher unter ihm gedient hatten, und suchte noch überdem deren von Italien herüberzuziehen, so viel er nur konnte. Nicht minder wandte er sich an den Hof von Constantinopel und ruhte nicht, als bis ihm dieser den tapferen Aspar mit einem kleinen Heere zu Hülfe sandte. Allein was halfs? der tapfere Geiserich mit seinem angebornen Feldherrngenie vernichtete alle diese Heere und fast schon nach Jahresfrist stand ihn im offenen Felde kein nennenswerther Feind mehr gegenüber. Um so länger hielten sich die festen Städte, deren das große Gebiet eine ziemliche Anzahl besaß, denn in der Erstürmung von Mauern und Thürmen hatten die Vandalen keine Kenntnisse und selbst ihr geniereicher König mußte diese Kunst erst nach und nach, so zu sagen durch Praxis erlernen. Daßwegen nahm nur allein die Eroberung von Hippo-Regius — des jetzigen Bona — vierzehn Monate — während der Belagerung anno 430, starb dorten der heilige Augustin, der Bischof der Stadt, im 76. Jahre — in Anspruch und im Ganzen, bis auch

die Hauptstadt Karthago fiel, giengen zwölf volle Jahre vorüber. Dafür besaß Geiserich nunmehr aber auch ein Land, das sich mit dem größten Königreiche messen konnte, denn es reichte von der atlantischen See bis an die Grenzen von Cyrene (das jetzige Barka), also bis an den Anfang Egyptens und umfaßte demnach das jetzige Tripolis, Tunis und Algier nebst dem ganzen Kaiserthum Marocco.

Eines übrigens däuchte ihm bei dieser Eroberung äußerst fatal, die ungeheuere Sittenlosigkeit, Verderbtheit und Liederlichkeit, die überall, besonders in den Städten, herrschte, denn er befürchtete nicht ohne Grund, daß seine Stammesgenossen von diesem Lasterleben angesteckt werden und dadurch dann all' ihre Mannhaftigkeit verlieren würden. Aus diesem Grunde entleerte er ganze Gaue von ihren früheren Einwohnern und übergab darauf das Land den Seinigen, dadurch bezweckend, die letzteren von aller näheren Berührung mit den ersteren abzuhalten. Aus demselben Grunde erließ er auch jene berühmten Sittengesetze, welche selbst von gut katholischen Schriftstellern jener Zeit, die sonst an den arianischen also ketzerischen Vandalen kein gutes Haar ließen, für etwas Außerordentliches erklärt wurden. So ließ er alle liederlichen Häuser — und deren war in Karthago, Hippo-Regius u. s. w. Legion — schließen und zwang die öffentlichen Dirnen zum Heirathen. So setzte er auf Ehebruch die Todesstrafe und verbot die Partheikämpfe bei den öffentlichen Spielen mit fast nicht minder schwerer Pön. So — — doch wozu soll ich dieß in seinen Einzelheiten weiter ausführen? Genug, in wenigen Jahren brachte er es so weit, daß man allgemein sagte: „Bei den Gothen sind nur noch die Römer unkeusch, bei den Vandalen aber haben selbst die Römer aufgehört, liederlich zu sein.“

Nachdem nun übrigens der König Geiserich so weit gekommen war, sah er ringsum und fand, daß alle die Gestade am mittelländischen Meere, die in Kleinasien wie die in Griechenland und Sicilien von tief-elend-heruntergekommenen Völkerschaften bewohnt wurden, die auf nichts bedacht waren, als Reichthümer zu Reichthümern zu häufen. Im römischen Reiche und seinen weitläuftigen Provinzen war ja Alles zerrüttet und der Fäulniß preisgegeben; wie hätte es also in Sicilien und Kleinasien anders sein sollen? Umgekehrt aber fand Geiserich

in den vielen Häfen seines langgedehnten Küstenlandes eine Menge von Schiffen vor und noch weit bedeutender war das Schiffsmaterial, das da aufgehäuft lag. An Menschen aber, die Schiffe zu lenken, fehlte es ebenfalls nicht, denn die sämmtlichen Küstenbewohner, fast lauter Schiffer, waren so zu sagen geborene Seeleute. Da kam ihn plötzlich der Gedanke, sich eine große Kriegsflotte zu schaffen und seine tapfern Vandalen in Seehelden, oder wenn man so lieber will, in legalisirte Piraten umzuwandeln; diesen Gedanken aber führte er in fast unglaublich kurzer Zeit aus, und vom Jahre 440 an begannen die großen Raubzüge zu See. Wie sie nun erzitterten, die großen und kleinen Städte an den Küsten rings um das mittelländische Meer! Sie wußten nicht, wann und ob die Vandalen über sie herfallen würden; aber dies wußten sie, daß sie verloren seien, so bald es jenen kühnen Mannen einfalle es zu thun. Wer nemlich sollte sie schützen? Mein Gott, sie selbst besaßen weder die Kraft noch den Muth dazu, ihre Regierungen aber, die zu Rom und Ravenna, wie die zu Constantinopel, hatten viel zu viel mit ihrer Selbsterhaltung zu thun, als daß sie an die Sicherung ihrer Provinzialstädte ihre Kraft hätten verschleudern können. Ohne Widerstand also, wenigstens ohne erheblichen, konnte der Vandalenkönig (den man von nun an nur noch den „Meerkönig" zu nennen pflegte, gerade wie auch das mittelländische Meer den Namen „Vindilsee" erhielt) alle die Städte in Kleinasien und Griechenland, so weit sie nicht schon früher von den Gothen oder andern Germanen heimgesucht worden waren, brandschatzen oder ausplündern und wenn er sie hätte seiner Botmäßigkeit ganz unterwerfen wollen, so wäre ihm auch nichts im Wege gestanden. Allein davon hielt ihn die Klugheit ab, denn Eroberungen, die allzu entlegen sind, als daß man sie zu übersehen vermöchte, haben noch nie gut gethan. Dagegen behielt er die balearischen Inseln, nebst Corsica und Sardinien, und selbst Sicilien unterwarf er sich fast gänzlich.

Endlich im Jahre 455 unternahm er gar, von gewichtiger Seite dazu aufgefordert, einen Zug gegen Rom, um demselben alle die Grausamkeiten heimzugeben, mit denen es früher gegen Karthago verfahren war. In Ravenna war im Jahre 450 Placidia gestorben

und weil nun ihr Sohn der inzwischen zweiunddreißig Jahre alt gewordene Kaiser Valentinian III., dadurch der mütterlichen Oberaufsicht überhoben wurde, so überließ er sich von nun an ganz ungescheut allen Ausschweifungen. Auch hinderte ihn hieran sein Generalissimus und erster Minister, der schon früher von uns genannte Aëtius nicht im Geringsten, denn je liederlicher der Kaiser seine Zeit zubrachte, um so unumschränkter konnte er, Aëtius, schalten und walten. Unter den vielen Frauen und Jungfrauen nun, auf welche Valentinian sein lüsternes Auge warf, gefiel ihm fast am besten die Gemahlin des Senators Patronius Maximus und ihretwegen blieb er oft Monate lang von seiner Residenz Ravenna weg, um dafür seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen. Weil ihm aber die Verführung der eben so tugendhaften als schönen Frau nicht gelingen wollte, so ließ er sie durch eine List in den Palast locken und machte sie sich mit Hülfe des verschnittenen Heraclian, seines Günstlings, durch Nothzucht zu eigen. Nach Hause zurückgekehrt gestand die Frau ihrem Manne Alles und dieser beschloß sofort sich zu rächen. Natürlich jedoch mußte er vorsichtig zu Werke gehen, weil Valentinian auf dem Kaiserthron saß und so sann er in der That etwas recht Raffinirtes aus. Vor allem schloß er sich der Parthei am Hofe an, welche den Aëtius, weil ihr dessen gewaltthätiges herrschsüchtiges Wesen längst ein Stein des Anstosses war, gerne gestürzt hätte, und unaufhörlich suchte er in Valentinian, gegen den er den tiefunterthänigsten Diener spielte, den Verdacht zu wecken, Aëtius strebe für seinen Sohn Gaudentius nach dem Diadem. Es gelang, und der Kaiser, nachdem er mit seinem Vertrauten, dem verschnittenen Heraclian, Rücksprache genommen, beschloß sofort, den Aëtius im Palaste meuchelmorden zu lassen. Auch waren die Meuchelmörder bald gefunden und unter ihren Streichen endeten richtig auf einen Wink Valentinians der hochberühmte Aëtius. Draufhin wurden auch dessen nächste Angehörige ermordet, so wie dessen hervorragendste Freunde, und erst nach diesem Mord im Großen glaubte sich der Kaiser des lästigen Zwanges für immer entledigt zu haben. Gut also, Aëtius war für immer beseitigt und nunmehr — der Kaiser hatte sich mit ihm die rechte Hand selbst abgehauen — gabs Niemanden mehr, der das

Reich und das Oberhaupt desselben zu schützen vermocht hätte. Dessen freute sich Maximus über die Maassen, aber doch war er damit noch lange nicht zufrieden, sondern er mischte sich vielmehr von jetzt an unter das Heer, das, von Aëtius allein angeworben und ihm allein zu gehorchen gewohnt, natürlich über dessen Ermordung vor Zorn glühte. Mit leichter Mühe wurden einige Hauptleute so aufgestachelt, daß sie beschlossen, an dem Mörder, das ist an dem Kaiser und seinem Verschnittenen, Blutrache zu nehmen, und eben so wenig fiels schwer, noch verschiedene Andere zur Beihülfe zu gewinnen. Nunmehr warteten die Verschworenen nur auf eine günstige Gelegenheit und so wie Valentinian mit seinem Heraclian im Frühjahre 455 von Ravenna nach Rom kam, fielen sie am hellen Tage auf dem Marsfelde über die Beiden her, sie mit unzähligen Streichen niederstreckend. Daraufhin aber riefen sie denjenigen, der zu dem Morde getrieben, zum Kaiser aus und Senat und Volk, sich vom Augenblicke hinreissend lassen, stimmten ihnen bei. Somit bestieg Maximus den Kaiserthron und jetzt hätte man glauben sollen werde seine Rache vollkommen gesättigt gewesen sein. Nicht so jedoch, sondern er zwang vielmehr unmittelbar darauf die Wittwe des Ermordeten, die edle Eudoxia, die Tochter des constantinopolitanischen Kaisers Theodosius II. ihm — seine erste Gemahlin war gleich nach der Nothzucht gestorben — die Hand zu reichen, um damit auch in geschlechtlicher Beziehung Wiedervergeltung zu üben. Gewiß also eine Rache, die man sich raffinirter nicht denken kann; allein in dieser Uebertriebenheit lag das Verderben für Maximus, Der Eudoxia nemlich verursachte die ihr angethane Schmach eine solch' entsetzliche Pein, daß sie, um aus den Armen des Gräßlichen erlöst zu werden, einen ihr durchaus ergebenen Palastoffizier, einen Burgunder, über die See hinüber nach Karthago zu dem "Meerkönig" sandte und ihn aufforderte, durch Eroberung Roms der Herrschaft des Usurpators ein Ende zu machen.

Das war der äußere und Scheingrund, welcher den Geiserich zu seinem Zuge gegen Rom veranlaßte; innerlich mochte er aber wohl schon lange dazu entschlossen gewesen sein und nur den Tod des Aëtius abgewartet haben, als des einzigen Mannes, der sich seiner

Macht hätte mit Erfolg entgegensetzen können. Im Juni 455 erschien er mit seiner gewaltigen Flotte an der Mündung der Tiber und alsbald begann er mit der Landung seiner Mannen. In Rom aber gerieth Alles ob dieser Nachricht in einem solch' furchtbaren Schrecken, daß nicht blos die Weiber, sondern auch die Männer den Kopf förmlich verloren. Niemand dachte an die Verschließung der Thore, Niemand an die Besetzung der Mauern, Niemand an die Bewaffnung des Volkes, Niemand überhaupt an Vertheidigung; kaum Jemand inder Betäubung an die Rettung seiner selbst oder an die seiner Habe. Am besonnensten, aber zugleich erbärmlichsten benahm sich noch der kaiserliche Usurpator Maximus, denn er, dem doch an seiner Hauptstadt Alles hätte gelegen sein sollen, — er residirte seit seiner Thronbesteigung in Rom, nicht mehr in Ravenna — er wandte ihr furchterfüllt sofort den Rücken und suchte mit schnellen Rossen nach den Umbrischen Apennin zu entkommen. Doch siehe da, es gab welche unter seiner Leibwache, welche seine Absicht erriethen und wie in Lauffeuer schrie es Einer dem Andern zu, bis endlich ganz Rom Kenntniß davon bekam. „Sich will er retten und uns preisgeben," schrie nun die Menge und in dem darob entstehenden Aufruhr ward Maximus unter einem Steinregen begraben. Drauf zog ihn Einer der burgundischen Söldner wieder hervor und hieb ihm den Kopf ab; mit diesem Kopfe aber trieb dann der Pöbel seinen Spott und nicht minder mit dem verstümmelten Körper. Während nun übrigens die Römer sich in solch würdiger Weise beschäftigten, rückte Geiserich mit seinen Mannen von Ostia her gegen Rom vor und am dritten Tage nach seiner Landung hatte er es erreicht. Wie erstaunte er aber nicht, als er die Thore offen fand und Niemanden auf den Mauern, nur um wenigstens einen Versuch der Gegenwehr zn machen? Bei Gott, es gab keine Römer mehr, wie zu Hannibals Zeiten, sondern dieselben waren Weiber geworden oder gar Verschnittene mit Hundeseelen! Doch halt, was bedeutete dieß? Nun der Bischof von Rom — damals gabs noch keine Päpste, sondern diesen Namen legten sich die römischen Bischöfe erst viel später bei — Leo geheissen (ebenfalls erst viel später machte man einen „Sanct Leo den Großen" aus ihm) zog mit allen seinen Priestern, Diaconen, Officianten und

Mönchen in großer Procession dem König Geiserich entgegen und drohte ihm mit dem Zorne Gottes, wenn er nicht sofort unverrichteter Dinge wieder umkehre. Weil er aber sah, daß Geiserich solch' priesterlicher Vermessenheit spottete, stimmte er den hochfahrenden Ton herab und begann sofort demüthigst um Schonung und Erbarmen zu flehen. Auch soll ihm Geiserich, von seinen Bitten gerührt, in der That eine Zusage gemacht haben, nemlich die, allen Wehrlosen das Leben zu schenken und die Stadt nicht durch Brand zu vernichten; die Plünderung dagegen schenkte er der Stadt nicht, und zwar war es keine Alarich'sche, wobei man die Kirchen mit ihren Schätzen und sonst noch Verschiedenes schonte, sondern eine recht gründlich vandalische. Vierzehn Tage lang währte sie ohne Unterlaß und in dieser Zeit gabs keinen Winkel, viel weniger ein Haus, einen Palast oder gar einen Tempel, der nicht von oben bis unten durchsucht worden wäre. Was aber irgend einen Werth hatte, selbst das Heiligste — darunter auch der goldene siebenarmige Leuchter mit dem goldenen Tische, welchen einst Titus aus dem jüdischen Tempel in Jerusalem nach Rom gebracht hatte — wurde fortgeschleppt und auf die Schiffe gebracht, so daß diese am Ende die Last kaum mehr zu tragen vermochten. Unwahr dagegen und von den Italienern später erfunden ist die Mähr, daß die Vandalen dasjenige, was sie nicht fortzubringen vermochten, namentlich die Prachtmonumente der vergangenen Jahrhunderte mit ihren Säulen und Götterbildern, zerstört und dem Erdboden gleich gemacht hätten, denn was lag ihnen an den steinernen Denkmälern. Vielmehr blieb Rom als Stadt stehen und hatte also immerhin noch ein besseres Geschick, als dereinstens Karthago, welches die Römer nach ihrem letzten Sieg in einen Trümmerhaufen zusammenwarfen, ohne seinen Wiederaufbau früher als nach zwei Jahrhunderten zu gestatten.

Nach drei Wochen zog Geiserich wieder von Rom ab, um seine Schätze zugleich mit den vielen vornehmen Gefangenen — die Kaiserin Eudoxia mit ihren beiden Töchtern Pulcheria und Eudoxia scheint ihm freiwillig gefolgt zu sein, da er eine dieser Töchter, die Eudoxia, mit seinem Sohne Hunnerich vermählte — nach Karthago hinüberzubringen, denn Rom zu behalten und sich in Italien niederzulassen, dazu hatte er nicht die geringste Lust. Dagegen fuhr er fort, bald dahin, bald

dorthin die kühnsten Raubzüge auszuführen und nicht einen einzigen Monat im Jahr — die strengste Winterzeit vielleicht ausgenommen — durften die Schiffe mit ihren Mannschaften ruhig im Hafen liegen bleiben. Ueberall aber, wo er oder seine Unterbefehlshaber landeten, sei's in Kleinasien, sei's in Griechenland, sei's in Spanien, wurden nicht blos die Reichthümer, sondern auch die Einwohner fortgeschleppt, um sie als Sklaven zu verkaufen, und überdem zerstörte man die meisten der im Fluge eroberten Städte von Grund aus. Da, empört aber diese ewig sich wiederholenden furchtbaren Raubzüge, verbündeten sich im Jahr 461 die Westgothen in Spanien mit der Regierung des römischen Westreichs und stellten in aller Heimlichkeit eine große Flotte her, auf der sie mit großer Mannschaft gegen Karthago segeln wollten. Durch seine Kundschafter erfuhr jedoch Geiserich zu rechter Zeit das ganze Vorhaben, sammelte sofort seine ganze Seemacht, segelte im Herbst genannten Jahres nach Neu-Karthago in Spanien, wo jene Flotte gesammelt wurde, und verbrannte oder versenkte den größten Theil der Schiffe, den Rest mit sich fortschleppend. Von den Gothen und Römern hatte also Geiserich auf viele Jahre hinein, vielleicht auf immer nichts mehr zu befürchten; allein wie er nun in den nächst darauffolgenden Jahren den ganzen Peleponnes ausraubte, da sah doch endlich auch der oströmische oder konstantinopolitanische Kaiser Leo ein, daß es Zeit sei, diesem Vandalenwüthen ein Ziel zu setzen, und er rüstete nun im Jahr 467 eine Flotte aus, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Sie bestand nemlich aus nicht weniger als 1100 theils größeren, theils kleineren Schiffen und die Zahl der Matrosen und Seesoldaten belief sich auf mehr als 100,000 Mann. Zum Oberbefehlshaber dieser immensen Streitmacht aber ernannte der Kaiser seinen eigenen Schwager Basiliskus, dem er die ausgezeichnetsten Kapitäne als Unteranführer mitgab, und so zweifelte kein Mensch daran, daß Geiserich dießmal unterliegen müsse. In der That sah auch letzterer ein, daß er einem solchen Feinde auf offener See nicht gewachsen sei, und zog deßhalb alle seine Schiffe in den sichern Hafen von Karthago. Wie nun aber Basiliskus mit seiner Unzahl von Fahrzeugen gegen diesen Hafen heransegelte und denselben von allen Seiten so dicht umschloß, daß, wie er sich rühmte, auch keine

Maus mehr heraus könne, da wartete der erfahrene Geiserich nur einen günstigen Wind ab, um sofort in der Stille der Nacht seine Brander gegen die dem Anschein nach sicher vor Anker liegenden feindlichen Schiffe loszulassen. Die Brander, sich anhängend, zündeten, ehe die schlaftrunkenen Matrosen des Basiliskus es hindern konnten, und bald schlugen die Flammen aus hundert Schiffen zumal empor. So entstand eine furchtbare Verwirrung und diese Verwirrung wurde noch dadurch vermehrt, daß die nicht brennenden Fahrzeuge sich, ihre Anker kappend, schnellstens der gefährlichen Küste zu entziehen suchten. Nun aber mitten durch das Brausen des Windes und das Prasseln der Flammen hindurch hörte man plötzlich auch noch das Schlachtgeschrei der Vandalen, welche, auf ihren Schaluppen heranstürmend, die feindlichen Schiffe enterten, und dadurch war der Untergang der Oströmer oder Griechen besiegelt. Zu Tausenden wurden sie niedergeschlagen, zu Tausenden im Wasser ertränkt, und nicht minder viele Tausende ergaben sich als Gefangene. Von den Schiffen aber ging mehr als die Hälfte elendiglich zu Grunde, während der Rest in eiligster Flucht sich bald dahin, bald dorthin zu retten suchte. Mit einem Worte also, die Niederlage des Basiliskus war eine kolossale, und da man eine solche in Konstantinopel nicht begreifen konnte, so beschuldigte man ihn nachher, obwohl total fälschlicher Weise, des Verraths.

Nach diesem beispiellosen Siege stand der Beherrscher der Vandalen größer da, als je, und es gab von nun an, so lange Geiserich lebte, keine Macht auf Erden mehr, die ihm mit Aussicht auf Erfolg hätte entgegentreten können. Deßhalb schloß auch der Kaiser Zeno, Leos Nachfolger, unter schweren Opfern Frieden mit ihm und wie der alte Held endlich nach fünfzigjähriger Regierung anno 477 starb, konnte er sich rühmen, ein ebenso großes als überall gefürchtetes Germanenreich in Afrika geschaffen zu haben.

Sechstes Kapitel.

Etzel, der Hunnenkönig.

(440 bis 454 nach Christus.)

Wir haben die Hunnen schon seit längerer Zeit aus den Augen verloren, von der Zeit an, da sie am Ende des fünften Jahrhunderts sich in Pannonien (Ungarn) festsetzten und dazuhin alles Land, das jetzt zu Rußland gehört, eroberten. Beinahe fünfzig Jahre lang von da an verschwinden sie fast ganz aus dem Vordergrund der Geschichte und wir erfahren weiter nichts von ihnen, als daß der Kaiser Theodosius II. ihrem König Rua, um nicht von ihnen belästigt zu werden, einen starken Jahrgehalt zahlte. Dieser Rua aber war offenbar nicht ihr Gesammtkönig, sondern nur Einer ihrer Häuptlinge, vielleicht der Mächtigste derselben, und eben daher, daß ihre Macht sich so zersplitterte, kam es wohl auch, daß sie in jener Zeit nichts Gewaltigeres unternahmen. Im Jahr 434 dagegen (Andere nennen das Jahr 426) bemächtigten sich die beiden Brüder Attila oder Etzel — den ersteren Namen geben ihm die Römer, den letzteren die Deutschen; wie er bei den Hunnen hieß, wissen wir nicht; er selbst nannte sich „die Geißel Gottes" — und Bleda — sie waren Beide Söhne des Mandras, eines Bruders von Rua oder Roas, wie er auch hie und da heißt — der Gewalt und dehnten diese, durch Beseitigung aller übrigen Häuptlinge, in kurzem über alle Hunnenstämme aus. Ja nicht bios über diese, sondern selbstverständlich auch über die vielen und zahlreichen germanischen Völkerschaften, welche, wie wir wissen, von den Hunnen bis jetzt besiegt und gezwungen worden waren, sich ihrem Zuge anzuschließen, und so war ihre Macht eine wahrhaft kolossale. Dieser sich bewußt, forderten sie nun auch alsbald von dem morgenländischen Kaiser die Verdopplung des bisher bezahlten Tributs oder Jahrgehalts — statt 350 sollte er 700 Pfund Gold zahlen — sowie die Verpflichtung, jeden oströmischen Gefangenen mit acht Goldstücken auslösen zu wollen, während umge-

kehrt alle hunnischen Flüchtlinge — also auch geflüchtete Ostgothen, Alanen, Gepiden u. s. w. — sofort gratis auszuliefern seien. Theodosius II. weigerte sich, diese schmähliche Forderung zu erfüllen. Allein wie nun die beiden Brüder mit Uebermacht ins Oströmische einfielen und nach einander die Städte Viminiacum, Sirmium, Singidunum, Ratiaria, Marcianopolis, Naissus, Sardica und andere eroberten und zerstörten, da gab er schnell nach und verwilligte denselben im Friedensvertrage von Margus Alles, was sie verlangten. Doch damit erkaufte er sich keineswegs für immer Ruhe, sondern seine schlimme Zeit sollte erst beginnen, als Etzel anno 444 (vielleicht auch erst 445) durch Ermordung seines Bruders die Alleinherrschaft an sich riß und nun seinen Riesenplan, auf den Trümmern des Römerreichs eine hunnische Universalmonarchie zu gründen, in Ausführung zu bringen begann.

Etzel oder Attila, die Geißel Gottes, war ein Mann von mittlerer Größe, breiten Schultern und gedrungenem Gliederbau; allein seine gelbschwarze Gesichtsfarbe, sein grober, dicker Kopf, seine kleinen tiefliegenden Augen, seine platte Nase, seine krummen Beine und seine dünnen Kopf- und Barthaare ließen ihn äußerst unschön erscheinen. Aber deßwegen wohnte doch ein Geist in ihm, der mit einem einzigen Blick die Welt überschaute, und im Blick und Gang lag etwas, das den gebornen Herrscher ankündigte. Die Seinen hingen ihm so an, daß auf seinen Wink sich Hunderttausende in den Tod stürzten; seine Feinde aber erzitterten vor ihm, wie vor dem Racheengel Gottes, und die ganze Menschheit lebte des Glaubens, daß ihm die Herrschaft über den Erdkreis zufallen müsse. Ein solch' Gewaltiger war Etzel, die Geißel Gottes, und um nun, wie schon gesagt, seinen Plan einer hunnischen Universalmonarchie sobald als möglich zu verwirklichen; zugleich auch um die Anhänger seines ermordeten Bruders durch Aussicht auf reiche Beute von allen Empörungsversuchen fern zu halten, fiel er gleich im Jahr 446 mit einem unermeßlichen Heere im oströmischen Illyrien ein. In wenigen Wochen kannte man das Land nicht mehr, denn die Hunnen hausten mit furchtbarer Zerstörungswuth und was ihnen irgend von Werth schien, nahmen sie mit, die Einwohner vor allem nicht zu vergessen. Von da an wälzte sich der immense Zug weiter nach dem jetzigen Croatien, Slavonien

und Bosnien, welche Länder auf dieselbe Weise heimgesucht wurden, und — — — doch wozu all' diese Einzelnheiten? Man kann's kurz sagen, alles oströmische Land von der Donau bis zum Hellespont, den Thermopylen und dem jonischen Meer wurde erbarmungslos mit Feuer und Schwert verheert und in drei blutigen Schlachten unterlagen die Heere des Kaisers Theodosius. Da blieb dem Letzteren nichts übrig, als um jeden Preis Frieden zu schließen, und es ging daher anno 448 eine Gesandtschaft (die Schicksale dieser Gesandtschaft und zugleich das Hoflager Etzels mit seinen hundert Gemahlinnen hat uns der griechische Schriftsteller Priscus, der bei der Gesandtschaft war, des Weitläuftigen beschrieben, allein für uns hat es kein Interesse, spezieller davon zu reden) von Konstantinopel aus an Attila ab, welche ihn endlich, obwohl unter schweren Bedingungen, dazu brachte, das Schwert gegen das römische Ostreich aus der Hand zu legen. Was nemlich ertrotzte Etzel? Einmal, daß ihm alles Land rechts von der Donau von Singidunum (Belgrad) an bis nach Novä in Thracien in einer Breite von fünf Tagreisen abgetreten werden mußte. Zweitens daß ihm jeder Gefangene — und deren besaß er eine Legion — um 12 Pfund das Stück abzukaufen sei. Drittens, daß der jährliche Tribut von 700 auf 2100 Pfund Goldes erhöht werde. Endlich viertens, daß man ihm für die Gnade, Constantinopel auf Bitten der klugen Pulcheria, der Schwester des Kaisers Theodosius, verschont zu haben (in Wahrheit verschonte er jene Stadt nur deßhalb, weil sie ungeheuer befestigt war und er, der Hunnenkönig, von der Belagerungskunst wenig verstand), augenblicklich 6000 Pfd. Goldes ausbezahle. Nun erst, nachdem alles dieß geleistet war, stellte Etzel die Feindseligkeiten gegen das Konstantinopolitanische oder Ostreich ein.

Doch kaum war dieser Frieden hergestellt, so begann Etzel einen andern Heereszug und zwar einen noch viel gewaltigern und zugleich auch gefährlicheren. Den Heereszug nämlich gegen das Abendland, um auch dieses seinem Scepter tributpflichtig zu machen, gerade wie es so eben mit dem Morgenlande geschehen war. Nicht minder auch um dem ewigen Durst seiner wilden Horden nach Krieg und Beute ein Genüge zu thun, dieweil er sie im Frieden nicht hätte be-

meistern können. Das waren ohne Zweifel seine Beweggründe, die römischen Schriftsteller aber unterstellen ihm andere, welche wir nicht unterlassen dürfen, wenigstens anzuführen. Die Einen nämlich behaupten, der Vandalenkönig Geiserich habe ihn zu dem Zuge aufgefordert, um seinen Feinden den Westgothen einen Uebermächtigen über den Hals zu senden, und dieser Aufforderung sei von Attila aus Respekt vor Geiserich sogleich entsprochen worden. Andere sind der Ansicht, Honoria, die Schwester Valentinians III. (die Tochter der Placidia, welche König Ataulphs Gemahlin gewesen war) eine etwas anrüchige Prinzessin, die, weil sie in ihrer frühen Jugend von einem Kämmerer ein Kind bekommen hatte, am Hofe äußerst streng gehalten wurde, hätte dem Etzel unter der Hand durch einen geheimen Boten Herz und Hand angeboten, wenn er sie aus ihrer Halb-Gefangenschaft erlöse; darauf sei auch Etzel trotz seiner Unzahl von Frauen sogleich eingegangen und habe nun von Valentinian die Hand Honorias so wie als Mitgift die Hälfte seines Reichs verlangt; dieß sei aber wie natürlich verweigert und in Folge dessen der Zug gegen das Abendreich angeordnet worden. Wieder Andere schreiben diesen Zug Attilas der Schlauheit der obenberührten Pulcheria zu, denn diese habe dem Attila eine prächtige Beschreibung des Reichthums des Occidents zukommen lassen und ihn dadurch innerlich aufgestachelt, dem Rhein zuzueilen. Endlich sind noch Einige des Glaubens, in dem Kaiser Marcian, dem Nachfolger des anno 450 verstorbenen Theodosius III. liege der verborgene Beweggrund hiezu. Kaum nämlich sei Marcian auf dem Throne gesessen, so habe Attila von demselben die Entrichtung des Tributs von 2100 Pfund Gold von ihm verlangt; darauf aber hätte Marcian die stolze Antwort gegeben: „für seine Freunde habe er Gold, für seine Feinde blos Eisen", und durch diese Antwort sei Attila so eingeschüchtert worden, daß er augenblicklich beschloß, sich so weit als möglich aus der Nähe Marcians fort zu machen. Also berichten römische Schriftsteller und ich überlasse es getrost dem Leser, sich sein eigenes Urtheil über diese Berichte zu bilden. Etwas eigenthümlich will mir aber doch die Zumuthung vorkommen, daß wir glauben sollen, ein Attila sei schnellstens von den Gränzen des Ostreichs aufgebrochen, weil er sich vor einem Marcian, also vor dem Beherrscher des damals so ganz unmächtigen Ostreichs, fürchtete!

Sei dem nun übrigens, wie ihm wolle, im Jahre 450 nach Christus brach Attila mit einer vorher nie gesehenen und wohl auch nie gehörten Heeresmacht von mindestens 500,000, wie Einige behaupten gar 700,000 Streitern aus den Ebenen Ungarns auf und diese ungeheure Macht wälzte sich gleich einem breiten Strome dem Rheine zu. Zu seinem Heere gehörten außer den eigentlichen Hunnen die früher von ihm unterworfenen Ostgothen, Gepiden, Alanen und wie sie sonst hießen; nicht minder aber auch die deutschen Völkerschaften, durch deren Gebiet er jetzt kam und welche er zwang sich ihm anzuschließen. So namentlich die Thüringer, die Rugier, die Markomannen und die Longobarden, denn sie wären sonst von ihm ausgerottet worden. Der Zug ging längs der Donau bis Regensburg, von da etwas nordwestlich bis zum Main, dann den Main abwärts bis in die Gegenden des Odenwalds und endlich an den Rhein, da wo der Neckar sich mit ihm verbindet. Welch' Gräuliches aber dieser Theil Deutschlands von dem Zug Attilas zu erdulden hatte, dieß zu beschreiben ist mir nicht möglich, weil alle genauen historischen Nachrichten aus der genannten Zeit fehlen. Dagegen leben immer noch alte Volkssagen und Legenden, welche an jene furchtbaren Tage erinnern, und namentlich soll die Stadt Wimpfen am Neckar ihren Namen von Wibpin, das ist Weiber-Pein, weil Attila alle Weiber dorten ermorden ließ, erhalten haben. Auch Straßburgs Namen und Wappen soll daher stammen, denn das Wappen, ein rother Strich im weißen Felde, bezeichne die blutige Straße, welche Attila damals nach Gallien zog. Ob aber die vielen „Hunnenberge" und „Hunnengräber" in Süddeutschland auf Attilas Hunnen zurückzuführen sind, lasse ich dahingestellt, denn man nannte später auch die Ungarn, als sie in Deutschland einfielen, Hunnen. An den Rhein also wälzte sich das furchtbare Hunnenheer und was sich ihm widersetzte fand seinen blutigen Untergang. So namentlich auch der Burgunderkönig Guntichar, der mit 10,000 seiner Mannen erschlagen wurde. Das Traurigste aber dabei war, daß von dem Volksstamm, welcher zu allererst dazu berufen schien, sich den Hunnen zu widersetzen, ich meine den Stamm der Franken, welche ganz Nordgallien besaßen, der eine Theil unter ihrem Könige Chlodobald sich auf die Seite Attilas schlug, um mit

seiner Hülfe den andern Theil unter Merovich zu besiegen. Die letzte Stunde des weströmischen Reichs schien also geschlagen zu haben und man glaubte mit Gewißheit voraussetzen zu können, daß die nächste Schlacht ganz Gallien unter die Botmäßigkeit Attilas bringen müsse. War aber Gallien besiegt, dann fielen ihm Spanien, Italien und die übrigen abendländischen Provinzen von selbst zu. Trotzdem kam's nicht so, denn Ein Mann rettete das Abendland.

Dieser Mann nun war jener außerordentliche Staatsmann und Krieger Aëtius, auf den ich den Leser weiter oben schon bei Gelegenheit des Vandalenzugs nach Nordafrika aufmerksam zu machen Gelegenheit fand. Zum Vater hatte er den in römischen Diensten stehenden General Gaudentius, einen Scythen von Geburt, seine Mutter aber war eine vornehme gebildete Römerin und so erhielt der Knabe eine vortreffliche Erziehung; auch zeigte derselbe schon frühe eine solch merkwürdige Begabtheit, verbunden mit einer solch außerordentlichen Körperkraft und Kühnheit, daß man nicht umhin konnte, ihm eine großartige Lebenslaufbahn vorauszusagen. Nur leider waren diese ungewöhnlichen Vorzüge zu gleicher Zeit verbunden mit einer ziemlichen Hinneigung zur Treulosigkeit und Hinterlist, und dieß warf dann wieder einen nicht geringen Mackel auf den sonst so ausgezeichneten Jüngling. Doch wir wollen kurz sein, Aëtius trat noch in ganz unbärtigem Alter in die kaiserliche Leibwache ein; machte aber, was man sagt, eine sehr schnelle Carrière und kam deßhalb auch in der Alarich'schen Periode mit verschiedenen anderen hervorragenden Persönlichkeiten auf eine Zeitlang als Geisel an das Hoflager des Gothenkönigs. Nicht minder wurde er später aktives Mitglied einer Gesandtschaft, welche von Honorius an den Hunnenkönig Rua nach Pannonien entsandt längere Zeit bei diesem Volke zu verweilen hatte, und natürlich trugen derlei Missionen nicht wenig zur Erweiterung seiner außerordentlichen Kenntnisse bei. Welche Rolle er nun bei dem Tode des Kaisers Honorius spielte, haben wir weiter oben schon gesehen, und nicht minder wissen wir, aus welchem Grunde und auf welche Weise er den Statthalter Bonifacius zu verderben suchte. Letzteres gelang ihm aber nicht, sondern gerade umgekehrt verstand es Bonifacius, der nach dem Verluste Nord-Afrikas mit kühner Stirne

an den Hof in Ravenna zurückkehrte, die Regentin Placidia, die Mutter des unfähigen Kaisers Valentinian, davon zu überzeugen, daß Aëtius ein hinterlistiges, frevelhaftes Spiel gespielt habe, und Placidia enthob also den Letzteren, der bisher so mächtig gewesen war, aller seiner Funktionen. Nun hätte man glauben sollen, mit der Rolle des Aëtius sei es aus gewesen; doch nein, so wohlfeil gab es derselbe nicht. Vielmehr sammelte er sofort eine ihm ergebene Truppe und ging gegen den Bonifacius, der über die kaiserliche Leibwache zu verfügen hatte, mit Gewalt vor. Es kam zur Schlacht und da Bonifacius siegte, so blieb dem Aëtius nichts übrig als ins Ausland zu entfliehen. Als Zufluchtsort wählte er den Hof des Hunnenkönigs Rua und dieser erlaubte ihm, nach seinen Kräften ein Kriegsheer unter den Germanen, welche den Hunnen tributpflichtig waren und mit ihnen zogen, anzuwerben. Sobald er aber dieß zu Stande gebracht hatte, brach er anno 432 wieder gen Italien auf' fest entschlossen, an Bonifacius und seiner Partei Wiedervergeltung zu üben. Trotzdem kam's zu keinem Kampfe mehr, denn Bonifacius, der in dem ersten Treffen eine schwere Wunde erhalten hatte, war inzwischen derselben erlegen und von seiner Partei stand keiner so hoch, um sich dem Aëtius als Nebenbuhler gegenüberstellen zu können. Ohne Widerstand zu finden rückte also Letzterer immer vor und endlich stand er nur noch wenige Tagereisen von Ravenna. Was blieb nun der Regentin Placidia anders übrig, als mit ihm in Unterhandlungen zu treten? Sie mußte ja noch unendlich zufrieden sein, wenn er sie und ihren Sohn nicht geradezu entthronte, sondern sich damit zufrieden gab, wieder wie früher als erster Minister und Generalissimus an die Spitze der Regierung zu treten. Damit übrigens gab sich Aëtius in der That zufrieden, nur ließ er sich noch dazu den Titel und Rang eines „Patricius" geben (was so viel bedeutete als den höchsten Rang im Staate, weßhalb auch später alle diejenigen, welche die Kaiserliche Gewalt in Italien ausübten, ohne das Kaiserdiadem in Anspruch zu nehmen, nie anders denn „Patricius" genannt wurden) und als solcher regierte er nun Italien und was sonst noch zum weströmischen Reiche gehörte, in fast unbeschränkter Weise.

Dieser Mann also war es, der von der Vorsehung dazu be-

stimmt war, das Abendland davor zu bewahren, daß es nicht in die Hände eines asiatischen Barbaren falle und am Ende Jahrhunderte lang die Folge dieses Fluchs zu tragen habe. Rein blos von diesem Gedanken erfaßt nämlich sammelte Aëtius, wie er das Vorrücken des Attila gegen den Rhein vernahm, alle Kräfte, über welche das so sehr zusammengeschmolzene weströmische Reich nur irgend noch verfügen konnte, und zog damit im Frühjahr 451 über die Alpen nach Gallien. Von dort schickte er eiligst Gesandte zu den Burgundern, den Franken, den Westgothen und selbst den Sachsen in Niederdeutschland, um sie aufs dringendste aufzufordern, sich ihm gegen den gemeinsamen Feind anzuschließen, und mit Freuden sagten sofort die Burgunder, die Sachsen und die Franken zu. Von letzteren freilich nur ein Theil, nur derjenige, welcher zu Merovich hielt, denn der andere Theil unter Chlodobald stand, wie wir wissen, trauriger Weise zu den Hunnen; allein dafür boten die Merovich'schen Franken auch alle ihre Mannen auf. Eine abschlägige Antwort dagegen gab der König der Westgothen, der inzwischen alt und grau gewordene Theodorich I., Wallias Nachfolger, erklärend, daß er mit den Römern, diesen Treulosesten unter den Treulosen, nichts zu thun haben wolle und sich deßhalb entschlossen habe, die Hunnen in seinem eigenen Gebiete zu erwarten. Er mochte wohl Recht haben, der greise Held Theodorich, eine solche Antwort zu geben, allein wenn die Westgothen sich dem Bund gegen Etzel nicht anschlossen, so hatte derselbe keinen Werth, weil sie für sich allein mehr Macht besaßen, als Burgunder, Sachsen, Franken und Römer zusammen. Deßwegen sandte sofort Aëtius den Senator Avitus, den beredtesten Mann der damaligen Zeit, an Theodosius, um ihn von seinem Eigensinn abzubringen, und dieser wußte den alten westgothischen Helden einmal durch Schi derung der Greuel, welche die Hunnen schon verübt, und sodann durch den Beweis, daß dieselben nur durch vereinigte Kräfte zu besiegen seien, fast im Augenblick zu gewinnen. So kam denn also im Jahr 451 der große Bund gegen die Hunnen zu Stande und derselbe stellte gegen 300,000 Mann ins Feld.

Inzwischen waren die Hunnen, wie schon gesagt, bis an den Rhein vorgerückt und die eine Hälfte von ihm überschritt ihn sofor bei

Mainz, um über Metti oder Metz ins Innere von Frankreich einzudringen. Die andere Hälfte wurde von Attila selbst rheinabwärts bis Köln geführt und marschirte über Lüttich und Belgien nach Gallien hinein. Ueberall aber, in allen Städten, durch die sie kamen, besonders in Metz und Lüttich, hausten sie wie wilde Bestien und erschlugen alles Lebende, selbst Priester, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Da entschlossen sich erstmals die Bürger von Orleans, vor welcher großen Stadt — sie hieß bei den Römern Aureliana civitas — Etzel seine beiden Heereshälften wieder vereinigte, um den Loireübergang zu erzwingen, zum entschlossensten Widerstande, denn, sagten sie, wenn wir uns ergeben, so werden wir elendiglich massacrirt, wenn wir uns aber vertheidigen und zwar bis aufs Blut vertheidigen, so ist es eine Möglichkeit, daß uns unser greiser König Theodorich entsetzt. So vertheidigten sie sich denn, angefeuert von ihrem Bischof Anianus, der alle Gefahr und alle Entbehrungen mit ihnen theilte, in Wahrheit bis aufs Blut, und selbst als die Noth auf's höchste gestiegen war — ja selbst als bereits die Vorstädte von den Hunnen erstürmt waren, ergaben sie sich immer noch nicht. Da endlich, endlich zeigten sich Staubwolken in der Ferne und, ha des unendlichen Glücks, es erschien das geeinigte Heer des von Aëtius in's Leben gerufenen Bundes. Ja wohl, dieses mächtige Heer nahte in Eilmärschen und das Feldherrngenie des Aëtius führte es in einer Weise, daß Attila, wenn er seine Rückzugslinie nicht bedroht oder gar abgeschnitten sehen wollte, augenblicklich unter schwerem Verluste die Belagerung aufgeben mußte. Dieß that der Hunnenfürst auch sogleich, allein die innere Wuth hierüber verzehrte ihn fast, denn mit dem erzwungenen Rückzug ward ihm der Glorienschein der Unbesiegbarkeit entrissen.

Attila wandte sich jetzt mit seinem ungeheuren Heere nach den weiten Ebenen der Champagne und hiezu bestimmten ihn zwei Gründe. Einmal wollte er, um ganz sicher zu gehen, keinen Feind mehr hinter sich haben und zum andern wo konnte er seine überlegene Reiterei — seine Infanterie bestand nur aus den zu Bundesgenossen gepreßten Germanen, während seine Hunnen ohne Ausnahme zu Pferde fochten — besser entfalten, als auf den von Alters her berühmten catalaunischen

Feldern (campi catalaunici), das ist auf dem fernhin sich ausdehnenden Felde um Chalons herum? Man darf sich die Sache nun übrigens nicht so denken, als ob der Hunnenfürst seine kolossale Macht ganz unbelästigt habe von Orleans bis nach Chalons über die Seine habe zurückführen können. Im Gegentheil folgten ihm die vereinigten Westgothen, Franken, Burgunder, Sachsen und Römer, oder um kürzer zu sein, die Alliirten auf dem Fuße und ihr Vortrab hatte mit seinem Nachtrab beständige Gefechte. Ja Gefechte von zum Theil so ernster Art, daß man sie gar wohl Schlachten nennen konnte, denn einmal wenigstens blieben nicht weniger als 15,000 Todte auf dem Platze. Entscheidend jedoch war keiner dieser Kämpfe, sondern die Entscheidungsschlacht sollte erst auf den catalaunischen Feldern — man meint bei dem Städtchen Mury — geschlagen worden. Es war im Herbst des Jahres 451 und die ganze Macht des Morgenlandes und des Abendlandes stand sich gegenüber. Die Ueberzahl an Streitern hatte Etzel und bei seinem eminenten Feldherrngenie durfte man voraussetzen, daß er diesen Vortheil gehörig ausnützen würde; allein es beseelte ihn dießmal nicht der sonstige freudige Muth, denn, wie man wissen will, sollen ihm seine Priester und Zeichendeuter aus den Eingeweiden der Opferthiere Unheil prophezeiht haben. Eine außerordentliche Begeisterung herrschte dagegen bei den Verbündeten. Sie kämpften für Freiheit und Heimath, für die höchsten Güter des Lebens. Die Schlachtordnung der beiden furchtbaren Heere wird nun folgendermaßen geschildert. Die Hunnen, als seine Kerntruppen, stellte Attila ins Mitteltreffen; seinen rechten Flügel bildeten die Rugier, Heruler, Thüringer und Franken (die dem Chlodobald gehorchenden), seinen linken die Ostgothen und Gepiden. Auf der gegnerischen Seite standen auf dem linken Flügel die Römer unter Aëtius, auf dem rechten die Westgothen unter dem greisen Theodorich, den seine beiden Söhne Thorismund und Theodorich im Commando unterstützten, im Centrum die Burgunder, die Sachsen und Franken (die Merovich'schen). Traurig genug also standen wieder Germanen gegen Germanen, wie so oft schon früher und noch viel öfter später. Um drei Uhr Mittags begann die Schlacht und man wollte wissen, daß Attila, trotz dem Andrängen seiner Hunnen, absichtlich so lange gezögert habe, um,

wenn sie ungünstig für ihn ausfalle, beim Rückzug vom Dunkel der Nacht geschützt zu werden. Ueber den Verlauf des Kampfes selbst übrigens sind uns nur spärliche Nachrichten überliefert worden; doch nennt ihn Jornandes grimmig, vielgestaltig, hartnäckig und schließlich so entsetzlich, daß das Blut buchstäblich in Strömen floß und die Verwundeten ihren brennenden Durst daraus stillten. Ja ein solches Würgen und Morden soll, so lange die Welt steht, früher und später nie gewesen sein, und es hat dieß auch viele Wahrscheinlichkeit für sich, da die Völker Mann an Mann standen und Keiner von seinem Gegner abließ, als bis er ihn niedergestoßen hatte. Bis gegen Abend hin war noch keinerlei Entscheidung da, allein nunmehr fiel der greise Theodorich, sei's nun, daß ihn ein Pfeil des Ostgothen Antages (dessen rühmte sich dieser) getödtet, oder daß er von einem Wurfspieß verwundet vom Pferde sank und zertreten wurde, und nunmehr neigte sich die Siegesschale zu Gunsten der Hunnen. Mit Allgewalt durchbrach nemlich jetzt Attila das Centrum der Alliirten und warf sich dann mit den Ostgothen vereint in solcher Stärke auf die Westgothen, daß diese nur mit Mühe noch Stand hielten und jeden Augenblick geworfen werden konnten. Da zeigte sich das Feldherrngenie des Aëtius in seiner ganzen Größe. Er hatte nemlich gleich zu Anfang der Schlacht den Thorismund, des greisen Theodorichs ältesten Sohn, beordert, eine ganz nahe seitwärts gelegene Hügelkette mit einer starken Reiterschaar zu besetzen, um möglicherweise dem Feind in den Rücken fallen zu können, und siehe da jetzt war der Augenblick gekommen. Schnell benachrichtigt, stürmten also sofort die Reiter Thorismunds, ihren kühnen Führer voran, auf die Hunnen ein und man kann sich denken, welches Blutbad sie anrichteten. Sie hatten ja den Tod ihres alten Königs zu rächen und beim Himmel sie nahmen eine Rache, die grausiger nicht hätte sein können. Zu Tausenden fielen die Hunnen und Ostgothen, denn diese waren längst vom Kämpfen müde geworden, während jene Schaaren an der früheren Schlacht gar keinen Antheil genommen hatten. So sah sich denn Attila mit dem Einbruch der Nacht genöthigt, den Rückzug anzutreten, und ein Glück war es für ihn, daß die Dunkelheit seine Verfolgung nicht erlaubte. Der beste Beweis aber, daß er sich selbst für besiegt ansah, liegt darin, daß er



sofort in seinem Lager aus Pferdesätteln einen großen Scheiterhaufen errichten ließ, fest entschlossen sich, wenn seine Verschanzungen erstürmt würden, selbst in die Flammen zu stürzen und so jedenfalls der Gefangenschaft zu entgehen.

Als die Verbündeten am andern Morgen die Wahlstatt besichtigten, bot sie einen grauenhaften Anblick, denn sie war von nicht weniger als 160,000, nach einigen Nachrichten sogar von 300,000 Todten bedeckt. Doch wird letztere Zahl wohl jedenfalls übertrieben sein, da doch die Schlacht zu kurz dauerte, als daß eine solch' haarsträubende Metzelei möglich gewesen wäre. Des alten Theodorichs Leichnam fand man unter einem Hügel von Gefallenen und natürlich wurde er alsbald feierlichst beerdigt. Nach dieser Feierlichkeit aber erhoben die Westgothen sofort den Thorismund auf den von Feindesblut gerötheten Schild und diese Thronbesteigung hatte zur Folge, daß Thorismund fast unmittelbar nachher an die Heimkehr zu denken anfing. Er überlegte nemlich in seinem Innern, ob nicht seine Brüder ihm die so eben übertragene Macht streitig machen könnten, und so wartete er kaum die Theilung der Beute — als sein schönstes Beutestück galt eine große fünf Centner schwere und mit einer Masse von Edelsteinen verzierte Schüssel von massivem Golde, die ehemals dem Könige Salomo in Jerusalem gehört haben sollte — ab, um mit allen seinen Mannen in sein Reich zurückzukehren. Ganz eben so wie die Westgothen thaten auch die Sachsen, die Burgunder und die Franken, denn die Macht der Hunnen war ja gebrochen und somit der Zweck, weßhalb man sich verbündet, erreicht. Ueberdem hatte es Merovich, der Frankenkönig, um so mehr eilig, als nunmehr sein Nebenbuhler Chlodobald geschlagen war und ihm somit das Regiment im Frankenlande alleinig gehörte. So hinderte den Attila nichts, seinen Rückzug an den Rhein in aller Ordnung zu bewerkstelligen, denn Aëtius mit seinem verhältnißmäßig kleinen Heere fühlte sich zu schwach, ihn nochmals anzugreifen und folgte ihm also nur von ferne, bis er die germanischen Gränzen erreicht hatte.

In welchem Theile Germaniens Etzel seine Winterquartiere aufschlug, darüber fehlen uns alle Nachrichten; ebenso auch darüber, wie er damals wieder in Deutschland gehaust haben mag. Jedenfalls

benützte er die Zeit dazu, um aus dem Hauptsitze der Hunnen, aus Pannonien, Verstärkungen an sich zu ziehen und so sein stark gelichtetes Heer wieder zu ergänzen. Daran aber dachte er nicht, nochmals in Gallien einzufallen, denn er hatte den Arm der Westgothen, Burgunder und Franken allzusehr fühlen gelernt, als daß er sich nochmals einer Niederlage hätte aussetzen mögen, und somit kam ihm nunmehr der Gedanke, in Italien einzufallen. Solchen Gedanken führte er auch gleich im Frühjahr 452 aus, nachdem er vorher, um einen Vorwand zum Kriege zu haben, Botschaft an den Kaiser Valentinian gesandt hatte, er solle ihm seine Schwester Honoria, die sich ihm zur Gemahlin angeboten, ausliefern und mit der Schwester die Hälfte seines Reichs. Die julischen Alpen überstieg er glücklich, aber jenseits derselben setzte ihm die mächtige Festung Aquileja, welche Aëtius zuvor vortrefflich versehen hatte, einen furchtbaren Widerstand entgegen und volle drei Monate lang brachten ihn weder Gewalt, noch List, noch Kunst, noch Menschenopfer um einen Schritt weiter. Schon wollte er abziehen, da bemerkte er, die Stadt nochmals umreitend, ein Storchenpaar, welches mit seinen Jungen das Nest, das es auf einem der Mauerthürme hatte, eiligst verließ, um sich ganz entfernt davon häuslich niederzulassen, und nun beschloß er den Sturm auf diesen Theil der Stadtbefestigung. Der Sturm gelang und Aquileja ward erobert. Wie nun aber Attila mit dieser eroberten Stadt umging, die ihm so lange getrotzt hatte! Nun ich sage blos, das Loos der Einwohner, soweit sie sich nicht durch die Flucht retten konnten, war ein entsetzliches und die Stadt selbst wurde so gründlich verwüstet, daß nach hundert Jahren die Stätte wo sie einstens gestanden, nicht mehr zu finden war. Fast alle übrigen Städte Oberitaliens, über welche sein Zug ging, wie besonders Padua, Vicenza, Verona und Bergamo, theilten dieß Loos und die wenigen Bewohner, welche auf die Sumpfinseln oder Lagunen des oberen adriatischen Meeres entkamen, legten dort den Grund zu dem nachher so mächtig gewordenen Venedig. Da machte Attila plötzlich mit seiner Hauptmacht in der Niederung, welche durch den Einfluß des Mincio in den Po gebildet wird, Halt, obwohl er vorher geschworen hatte, nicht eher zu ruhen, als bis er Rom erobert habe. Was war nun der Grund dieser fast

mehr als auffallenden Zurückhaltung? Gewisse dem römischen Priesterstande angehörige Schriftsteller erzählen uns hierüber eine gar wundersame Geschichte, welche ich dem Leser nicht vorenthalten will, obwohl sie den Stempel der Erfindung an der Stirne trägt. „Es sei plötzlich," so lautet jene Mähr, „während Etzel sein Hauptquartier in Mantua hatte, der römische Bischof Leo (Sanct Leo der Große, von dem wir dem Leser früher schon gesprochen haben) mit einer solennen Senatoren-Gesandtschaft in Mantua erschienen, um die schreckliche Geißel Gottes mit unendlich vielen Bitten und Thränen zu beschwören, den Zug nach Rom zu unterlassen. Wie nun aber Etzel, hierauf nichts gebend, den Bischof mit Hohn und Verachtung abgewiesen habe, seien hinter dem Bischof die Gestalten der beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus in riesiger Größe emporgestiegen und hätten dem Hunnenkönige ein so furchtbar drohendes Antlitz gezeigt, daß dieser vom Schrecken übermannt alsbald den Befehl zum Rückmarsch ertheilt haben soll." So behaupten jene romfreundlichen Schriftsteller, denen es offenbar um nichts anderes zu thun ist, als den Bischof — oder wie sie sich auszudrücken belieben „Papst" — Leo zu verherrlichen, und wer nun ein Freund der Wunder ist, der mag der Erzählung immerhin Glauben schenken. Wem aber die Wahrheit mehr gilt, als eine priesterliche Erfindung, der wird sogleich einsehen, daß ein solch' weltbeherrschender und dazuhin eiserner Charakter wie Etzel vor der Erscheinung eines christlichen Priesters unmöglich so verblüfft werden konnte, daß er ohne Weiteres auf eine Eroberung wie Rom Verzicht leistete. Ueberdem war denn Etzel nicht ein Heide, der von dem Gott der Christen gar nichts wissen wollte und auf den also eines Leo christ-bischöfliche Drohungen unmöglich irgend einen Eindruck machen konnten? Sicherlich also, Etzel verzichtete auf die Eroberung Roms und Italiens nicht aus Gründen eines Schwächlings, sondern weil ihn das eiserne Gebot der Nothwendigkeit dazu zwang. Längst nemlich war Aëtius, der Held der catalaunischen Felder, zur Bekämpfung des Hunnenkönigs aus Gallien herbeigeeilt, und selbstverständlich war er nicht ohne sein starkes Heer gekommen, das er noch extra mit germanischen Söldlingen vervollständigt hatte. Mit diesen seinen Truppen nun besetzte Aëtius alle Päße des Apennin und ein-

zelne Abtheilungen, welche Etzel zum Recognosciren vorsandte, wurden sofort von ihm abgeschnitten und vernichtet. Wie konnte es nun aber der Hunnenkönig unter solchen Umständen wagen, mit der Hauptmacht durch den Apennin zu dringen, ohne sich ebenfalls einer Niederlage auszusetzen? Gewiß, Etzel sah ein, daß für seine Hunnen und für seine Art der Kriegführung nur die weiten Steppen-Ebenen des östlichen Europa und westlichen Asiens paßten, weil er nur auf diesen Ebenen seine Reiterei verwenden konnte, daß er dagegen in jedem Gebirgskriege nothwendig den Kürzern ziehen müsse. Wenn er aber dieß einsah, rief ihm dann nicht gleichsam das Schicksal in Person am Poflusse ein gebieterisches Halt zu? Außerdem aber gab es noch einen zweiten eben so gebieterischen Grund für ihn, sofort den Rückweg anzutreten, und dieser Grund lag in dem Gesundheitszustand seiner Armee. Die Sonnengluth Italiens nemlich so wie fast noch mehr die Unmäßigkeit seiner Hunnen in dem ungewohnten Genuß des Weins hatten Seuchen hervorgerufen, durch welche seine Schaaren gräßlich decimirt wurden, und um dieser schrecklichen Sterblichkeit Einhalt zu thun, gab es lediglich kein anderes Mittel, als die Zurückführung der Armee in ein gemäßigteres Klima. Dieß waren die beiden entscheidenden Gründe, warum er der Stadt Rom keinen Besuch abstattete, sondern nach wahrhaft entsetzlichem Wüthen gegen Oberitalien das ganze Italienische wieder räumte. Nicht übrigens ohne die Drohung, im nächsten Jahre wiederzukommen, eine Drohung, die er auch wahrscheinlich ausgeführt hätte, wenn nicht der Tod ganz unerwarteter Weise dazwischen getreten wäre.

Zu Anfang des Jahrs 453 nemlich gesellte Etzel den Hunderten seiner Frauen noch eine neue zu, Ildico oder Ildegund mit Namen, welche er ihrem Vater raubte, diesen bei dem Kampfe tödtend. Wie nun aber am Morgen nach der Hochzeitnacht die Vornehmsten des hunnischen Hoflagers, ungeduldig darüber, daß ihr Herr so lange nicht erschien, in das Königszelt eintraten, fanden sie die Ildico tief verschleiert neben dem Hochzeitsbette sitzen und auf dem Bette selbst lag König Etzel todt ausgestreckt. Ein Blutsturz habe ihn während der Brautnacht getödtet, behauptete Ildico und vielleicht sprach sie die Wahrheit. Andere Nachrichten aber besagen, daß sie ihn, während

er schlief, getödtet habe, um den an ihrem Vater begangenen Mord, sowie ihren eigenen gewaltsamen Raub zu rächen. Sei dem nun übrigens wie ihm wolle, die Hunnen waren sämmtlich vom tiefsten Schmerz ergriffen, als sie vernahmen, daß der gewaltige Held gestorben sei, und sie bereiteten ihm eine Todtenfeier, wie noch keinem ihrer Fürsten zuvor. Als gehörte er noch den Lebenden an, im Königsschmuck und mit dem Hermelinmantel angethan, setzten sie ihn, den Todten, im Freien auf den Thron, und dann ritten sie alle, schaarenweise geordnet, in feierlicher Huldigung an ihm vorbei. Nach dieser letzten Heerschau legten sie den Leichnam in drei Särge, den ersten von Gold, den zweiten von Silber, den dritten von Eisen und versenkten den dreifachen Sarg tief hinunter in die Erde. Nicht aber ohne mit ihm zugleich einen Theil der Beute, den kostbarsten, zu begraben. Zum Schlusse wurden alle diejenigen, welche am Grabe gearbeitet und dasselbe verschlossen — es waren natürlich Gefangene, — niedergehauen, denn Niemand auf Erden sollte es weiter erzählen, wo der große Held Etzel, die Geißel Gottes, begraben liege.

Nach Etzels Tode zerfiel alsbald sein großes Reich, denn er besaß der Söhne, der rechtmäßigen und der unrechtmäßigen, eine fast übergroße Anzahl, und jeder derselben wußte sich seine Anhänger zu sichern; keiner derselben wollte dem andern gehorchen. Diese innere Zwietracht der Herrscherfamilie benützten natürlich die verschiedenen germanischen Volksstämme, die früher von Etzel oder seinen Vorfahren unterjocht worden waren, um sich frei zu machen, und mit gutem Beispiele gingen hierin die Gepiden unter ihrem Könige Ardarich den andern voran. Dann folgten die Ostgothen, unter ihren drei Königen aus dem Geschlechte der Amaler, den Brüdern Walamir, Theodomir und Widomir; weiter die Heruler, die Rugier, die Thüringer und wie die Stämme sonst hießen; endlich auch noch die sarmatischen Stämme unter ihren Königen Bruga und Babai. Noch im Jahr 454 kams am Flusse Netad in Pannonien zur Entscheidungsschlacht und die Hunnen wurden dabei von Ellack, dem ältesten Sohne Etzels, geführt. Den Sieg errangen die Germanen und nicht weniger als 30,000 Hunnen mit Ellack selbst bedeckten das Schlachtfeld. Mühsam behauptete sich nun noch eine Zeitlang der zweitälteste Sohn Etzels,

der Sultan Dengisisch, mit einem Theil der Hunnen an den Ufern der Donau, allein anno 469 fiel auch er im Kampfe gegen die obengenannten Völkerschaften und nun sahen sich die Hunnen gezwungen, wieder in die Steppen Asiens zurückzuweichen, um von nun an auf viele Jahrhunderte lang — erst unter dem veränderten Namen der Avaren und nachher der Mongolen lernen wir sie wieder kennen — ganz aus der Weltgeschichte zu verschwinden. Nach der Niederlage der Hunnen theilten sich die freigewordenen germanischen Stämme in die herrenlos gewordenen Provinzen und es besetzten die Gepiden die früheren Dacischen Distrikte, also Siebenbürgen nebst der Moldau und Wallachei und einem Theil von Oberungarn. Die Ostgothen aber nahmen alle Landschaften auf dem rechten Donauufer von Belgrad aufwärts bis Wien ein, während die Heruler, Rugier und Scyrren die Nordseite der Donau occupirten. Doch in Frieden kamen diese verschiedenen Volksstämme nicht lange mit einander aus, sondern es versuchte es nach und nach jeder über den andern Herr zu werden und nach der Schlacht von Ipoly im Jahr 471 gelang es auch wirklich den Ostgothen, sich die Rugier und Heruler, soweit diese nicht auswanderten, zu unterwerfen. Von da an kamen sie dann in vielfache Berührung, zum Theil auch in Zwistigkeiten mit den oströmischen oder konstantinopolitanischen Kaisern, bis sie zuletzt nach Italien zogen; allein all' dieß gehört schon in die nächstfolgende Periode und wir schließen daher hiemit dieses Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Die Angelsachsen in England.

(450 bis 480 nach Christus.)

Daß die Sachsen ihren Namen ohne Zweifel von ihrer Nationalwaffe, dem breiten Schlachtschwert Sahs, hatten, darauf

habe ich weiter oben schon aufmerksam gemacht. Sie wohnten ursprünglich auf dem „Nacken der kimbrischen Halbinsel," wie Ptolomäus sagt, also im jetzigen Holstein, dehnten sich aber nach und nach, als sie die Cherusker, Cheuken, Friesen, Angeln und andere zwischen Ems und Elbe, so wie an der Nordsee wohnende Völkerschaften in ihren Bund aufnahmen, immer mehr aus und behaupteten im 4. Jahrhundert alles Land zwischen dem Unterrhein und der Oder. Genannt werden sie übrigens schon gegen das Ende des 3. Jahrhunderts, und zwar erstmals anno 286, als sie die Nordküsten Galliens plünderten. Später nannte man römischerseits die Nordküste Galliens und die Südküste Englands nur noch Litus saxonicum, weil fast jedes Jahr die Sachsen da landeten und sengend und plündernd oft bis tief ins Innere drangen. Sie waren nehmlich äußerst kühne Seefahrer und hielten in ihren flachbordigen aus leichtem Holz gezimmerten Schiffen nicht blos selbst beim ärgsten Sturme die See, sondern waren auch im Stande auf den Flüssen sehr weit landeinwärts zu fahren, da ihre Schiffe gar wenig tief im Wasser gingen. Sich übrigens im fremden Lande, sei's da oder dort, bleibend festzusetzen, daran dachten sie lange Zeit nicht, bis sich endlich in der Mitte des 5. Jahrhunderts nach Christi Geburt die Gelegenheit allzugünstig erwies, um sie nicht sofort zu benützen.

Schon unter Julius Cäsar waren, wie wir aus dem Früheren wissen, die Römer bis nach Brittannien vorgedrungen, das damals fast durchaus von Britten, im Norden dagegen von Kaledoniern, auch Picten und Scoten genannt (ohne Zweifel waren dieß lauter keltische Stämme) bewohnt wurde, allein zur wirklichen Eroberung des Landes bis zu den nördlichen Gebirgen, also bis zum jetzigen Schottland hin kams erst unter den Kaisern Vespasian und Domitian, deren berühmter Feldherr Julius Agricola die ganze Macht der Britten zu brechen wußte. Auch behaupteten sich die Römer nunmehr im Besitz dieses Theiles von Brittannien — den nördlichen Theil eroberten sie nie, sondern sie errichteten vielmehr gegen denselben einen großen Grenzwall, um sich vor den ewigen Einfällen der Kaledonier zu sichern — verschiedene Jahrhunderte lang, und gründeten allda nicht blos berühmte Colonien und Städte, sondern sie romanisirten auch die Britten

durch Vermischung mit ihnen so sehr, daß dieselben in Sprache, Kleidung und Sitten von den Eroberern nicht mehr unterschieden werden konnten. Da kams aber endlich durch die Völkerstürme (wie wir aus den früheren Kapiteln ersehen haben) so weit, daß die Römer ihre Herrschaft in Germanien, Gallien und Spanien nicht mehr behaupten konnten, und nun natürlich gieng auch der Besitz Brittanniens für sie verloren. Nicht übrigens, daß die Britten revoltirt und das römische Joch abgeschüttelt hätten, Gott bewahre, dazu waren sie viel zu gebildet oder vielmehr, wie ich schon sagte, romanisirt und den Waffen entwöhnt. Nein, Brittannien gieng nur deßwegen für Rom verloren, weil seit den Zeiten des Kaisers Honorius kein Imperator mehr über so viel Truppen gebot, um das Land gegen die Einfälle der Kaledonier schützen zu können und also dasselbe sich selbst überlassen mußte. So bildeten sich denn verschiedene kleinere Gemeinschaften, auch Königreiche genannt, in welcher dieser oder jener Vornehme die Herrschaft an sich riß, immer trachtend, das Nachbarkönigreichlein ebenfalls seiner Oberherrlichkeit zu unterwerfen; davon aber waren sie allesammt weit entfernt, einen festen Bund unter einander gegen die Einfälle der Kaledonier oder Schotten zu schließen und so bekamen sie gegenüber von diesen einen äußerst harten Stand. Da landeten im Jahre 449 verbündete Angeln und Sachsen — daher von jetzt an der Name Angelsachsen — die eben auf einem ihrer gewöhnlichen Seeräuberzuge begriffen waren, unter ihren Häuptlingen Hengist und Horsa an der brittischen Küste — ohne Zweifel bei dem jetzigen Hull — und wurden sofort von dem Könige Vortigern, einem jener unmächtigen brittischen Gewalthaber, in Sold genommen, ihm gegen die Kaledonier, mit denen er eben im Kampfe lag, beizustehen. Sofort schlugen die Angelsachsen die Kaledonier aufs Haupt und in seiner Herzensfreude darüber schenkte ihnen Vortigern die kleine Insel Tanet, damit sie sich da — er wollte sich ihrer auch für die Zukunft gegen seine Feinde bedienen — häuslich niederließen. Nicht minder veranstaltete Vortigern auch ein großes Siegesfestmahl und bei diesem Mahle kniete Rowena, Hengists schöne Tochter, vor dem Könige nieder, ihm mit den Worten: „Liewer Kyning, was Heal" (euer Wohl oder Heil, lieber



König) einen Becher Wein kredenzend. Darüber aber wurde Vortigern so entzükt, daß er die junge Schönheit küßte und sofort seine brittische Gemahlin verstieß, um Rowena heirathen zu können. Das war eine bitterböse That, welche sich auch sogleich rächte, denn die Britten, sich der Verstossenen annehmend warfen sich über die germanischen Fremdlinge her, erschlugen ihrer viele, darunter auch den Horsa und zwangen die Ueberlebenden, eiligst auf ihren Schiffen zu entfliehen.

So endete der erste Act dieses kriegerischen Schauspiels, einen ganz andern Schluß aber nahm der zweite. Hengist nemlich sammelte, nachdem er sein Stammland erreicht hatte, eine große Anzahl von Mannen um sich und segelte damit zum zweiten Male nach Brittannien hinüber, um die erlittene Schmach zu rächen. Draufhin entspann sich ein erbitterter Kampf, in welchem es anfangs den Anschein hatte, als ob die Britten durch ihre große Mehrzahl die Oberhand behalten würden, denn sie schlugen nicht nur den mit den Angelsachsen verbundenen Vortigern aufs Haupt, sondern verbrannten ihn sogar mit vielen der Seinigen in seiner Burg und wählten darauf einen Römer, mit Namen Ambrosius zum Kaiser, welchem sich alle die kleineren brittischen Königreiche alsbald unterordneten. Diese Wendung zum Glück schlug aber schon nach kurzem in das Gegentheil um, als nun, um ihren Brüdern beizustehen, die verschiedenen Stämme der Sachsen, besonders die Angeln uud Friesen, in ganzen Schaaren nach England herüberschifften und mit ihren kurzen Schwertern gräßlich unter den Britten aufräumten. In wenigen Jahren, anno 455 schon, glückte es dem tapfern Hengist, sich auf der schmalen Südostkante Englands, von da an Kent geheißen, ein eigenes kleines Reich zu gründen, und ebenso thaten gleich darauf Ella in Sussex (Südsachsen), Erkenwin in Essex (Ostsachsen) und Kordik in Wessex (Westsachsen). Etwas später setzten sich die Friesen beim jetzigen Edinburg fest, weßwegen der dortige Meerbusen lange Zeit den Namen des friesischen Meeres führte, die Angeln aber unter ihren Führern Uffa, Ida, Aella und Krida schufen die kleinen Königreiche Ostangeln, Bernicien, Deira, und Mercia, von welchen Deira und Bernicia sich kurze Zeit nachher in Northumberland verschmolzen. Kurz

die Britten unterlagen überall — selbst der sagenhafte König Artur oder Artus mit seinen tapfern Rittern konnte nichts gegen die Angelsachsen ausrichten — und Viele von ihnen entflohen daher über den Kanal hinüber nach Armorica in Gallien, dessen Namen daher sich in Brittenland oder Bretagne umwandelte, während diejenigen, welche in England blieben, auf die Provinz Wales an der brittischen Westküste zurückgedrängt wurden. Hier aber, in diesen beiden Ländchen, wußten sie sich zu halten und daher kommt es denn auch, daß selbst in unsern Tagen noch in der Bretagne wie in Wales die Sprache sowohl als die Sitten vielfach an das Altkeltische erinnern.

So kam auch der größte Theil von England in den Besitz und unter die Herrschaft der Germanen.

Achtes Kapitel.

Ottoaker, der Rugier oder der Untergang des weströmischen Reichs.

(454 bis 476 nach Christus.)

Wie der höchsterbärmliche Kaiser Valentinian III. den Aëtius, den einzigen Mann, der die Trümmer des weströmischen Reichs noch zusammenzuhalten verstanden hatte, anno 454 elendlich ermorden ließ und dann auf die Anstiftung des Usurpators Maximus selbst wieder niedergemacht wurde, haben wir oben gesehen. Nicht minder wissen wir, daß sich Maximus ebenfalls nicht lange halten konnte, sondern in einem Volksaufstand unmittelbar vor der Eroberung Roms durch Geiserich seinen Tod fand. Während des furchtbaren Wirrwarrs nun, der in Folge der Plünderung Roms durch Geiserich entstand und natürlich auch längere Zeit anhielt, gabs Monate lang gar keinen Kaiser, da Niemand so viel Kraft und Lust in sich spürte, um die Regierung eines in Trümmern liegenden Reiches zu übernehmen. Dagegen aber schwang sich eben jetzt ein Mann an die

Spitze des durch Aëtius gebildeten Heeres, welcher nicht weniger als sechzehn Jahre hiedurch die erste Rolle in Italien spielen sollte, nemlich der Sueve Ricimer, dessen Mutter eine Tochter des westgothischen Königs Wallia gewesen war. Schon Aëtius hatte ihn an sich gezogen. Besser gesagt, Ricimer hatte dem Aëtius, als er nach des Honorius Tod unter den Germanen ein Heer warb, eine starke Truppenschaar zugeführt und war von diesem von Stufe zu Stufe gehoben worden. Auch hatte er sich längst, besonders in der Hunnenschlacht, als einen ausgezeichneten Heerführer bewährt und was Wunder also, wenn das römische Heer, das ja wie wir wissen aus lauter angeworbenen Germanen bestand, in der kaiserlosen Zeit sich an Niemanden hielt, als an ihn, welcher unter all' den Staatsmänner und Generalen bei weitem am meisten hervorragte? So gelang es ihm, sich eine Stellung zu sichern, welche derjenigen des Stilicho und Aëtius vollkommen entsprach, oder mit andern Worten, er als der oberste Befehlshaber hatte alle Macht in Händen und ohne seinen Willen konnte also Keiner den Kaiserthron einnehmen. Dennoch wurde es versucht. Avitus nemlich, ein Mann von vornehmer Geburt und römischer Senator, war von dem obgenannten Kaiser Maximus nach Gallien gesandt worden, um mit den Westgothen zu verhandeln, daß sie ihre Herrschaft nicht noch weiter ausdehnten, und befand sich deßhalb gerade in Toulouse, als die Nachricht von des Maximus Ermordung und die Plünderung Roms durch Geiserich nach Gallien gelangte. Nun überedete König Theodorich II. (dieser hatte seinen Bruder Thorismund, den Helden der catalaunischen Ebene, vom Throne gestossen und ermordet, um selbst König zu werden) den Avitus, sich zum Kaiser aufzuwerfen, und versprach ihm seine militärische Beihülfe, wenn etwa ein Bürgerkrieg darüber ausbrechen sollte. Natürlich aber ohne Gegenleistung versprach er dieß nicht und darum wurde Avitus, der sich nun in der That in dem noch römisch gebliebenen Theile Galliens zum Imperator ausrufen ließ, von den Römern in Italien gleich von Anfang an mit scheelen Augen angesehen. Man betrachtete ihn einfach als ein Werkzeug der Westgothen und somit fand er, wie er im Jahre 456 nach Italien aufbrach, um seinen Sitz in Ravenna aufzuschlagen,

überall nur Haß und Verachtung. Um so mehr dagegen jauchzte man dem Römer Majorian zu, welchen nunmehr Ricimer zum Kaiser ausrufen ließ, und augenblicklich sah jetzt Avitus, der nur wenige Truppen bei sich hatte, ein, daß er sich unmöglich werde halten können. Somit schloß er, um sein Leben zu retten, mit Majorian oder vielmehr mit Ricimer einen Vergleich, kraft dessen er die kaiserliche Würde niederlegte, statt dessen aber zum Bischof von Placentia ernannt wurde, und er reiste sofort nach Placentia ab. Unterwegs jedoch ward er wieder anderer Meinung und floh nun eiligst Gallien zu, um mit Hülfe der Westgothen den verlorenen Thron wieder zu erobern. Dieß wurde übrigens sogleich entdeckt und Ricimer, viel schneller als er, holte ihn ein, ehe er an die Alpen kam. Auch machte er ihm augenblicklich den Prozeß und ließ ihn öffentlich als einen Hochverräther hinrichten. Majorian war also jetzt anerkannter Kaiser, das heißt, Ricimer regierte unter dem bescheidenen Titel eines Patricius, welchen wie wir wissen auch Aëtius geführt hatte. Weil aber der nominelle Kaiser, von Ehrgeitz aufgestachelt, den Versuch wagte, die Macht Ricimers in etwas engere Schranken einzuschließen, nahm ihn dieser anno 461 bei einer Truppenmusterung bei Tortona gefangen und ließ ihn sofort hinrichten. Statt seiner erhob er einen andern Vornehmen, den Läbirus Severus, auf den Thron und dieser Schattenkaiser führte sich so gut auf, daß ihn Ricimer ruhig absterben ließ, was anno 465 der Fall war. Nun ernannte der Patricius zum dritten Mal einen Schattenkaiser und zwar dießmal, um dem oströmischen Kaiser einen Gefallen zu erweisen, in der Person des Griechen Anthemius. Die Freundschaft nahm aber, trotzdem Ricimer — er that es, obwohl er schon stark bei Jahren war — die Tochter des Anthemius heirathete, bald ein Ende, weil letzterer, um sich von seinem Schwiegersohn zu emancipiren, von Mailand, wo damals residirt wurde, nach Rom entfloh und da anfing den Unabhängigen zu spielen. Das war nun ganz und gar nicht nach dem Geschmack des Patricius und nachdem der Bischof Epiphanius in Rom im Herbst 471 es vergeblich versucht hatte, zu vermitteln, zog Ricimer zu Anfang des Jahres 472 mit seinem Heere gegen Rom. Anthemius aber hatte die Römer für sich zu gewinnen ver-

standen und so beschloß die Stadt, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ein unseliger Beschluß wahrhaftig, denn der Kriegskunst eines Ricimer waren die Römer nicht gewachsen und arum konnte die Einnahme der Stadt am Ende nicht ausbleiben. Wie nun aber die Truppen des Ricimer in dem erstürmten Rom hausten! Die Westgothen und noch mehr die Vandalen hatten es arg gemacht, aber jene Leiden wollten nichts bedeuten, gegen die jetzigen. Im Uebrigen wurde Anthemius während des Sturmes gefangen genommen und, wie sich in damaliger Zeit von selbst verstand, alsobald hingerichtet. Wiederum hatte sich also Ricimer eines seiner Scheinkaiser, die er nacheinander auf den Thron setzte, entledigt; doch nicht ohne schon zuvor für einen neuen gesorgt zu haben. Dieser hieß Olybrius und zeichnete sich dadurch aus, daß er, als aus einem höchst angesehenen römischen Hause gebürtig, die jüngste Tochter des ermordeten Kaisers Valentinian III., mit Namen Placidia, geheirathet hatte. Er also stieg jetzt auf den Thron, aber voraussichtlich nicht auf lange, denn die Pest, welche in Rom während der langen Belagerung ausgebrochen war und täglich Tausende hinwegraffte, ergriff auch den Ricimer, den langjährigen Kaisermacher, und er starb vierzig Tage nach der Eroberung Roms im September des Jahres 472. Olybrius hatte also jetzt keinen Beschützer mehr und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, von diesem oder jenem militärischen Führer gestürzt zu werden. Doch siehe da, ehe es so weit kam, noch im Oktober 472, also nur wenige Wochen nach Ricimer, raffte auch ihn die Pest hinweg und nun war wieder Niemand da, der auch nur einen Funken von Recht auf die Regierung des römischen Westreichs gehabt hätte.

Doch nein, auf diese Regierung machte der Burgunder Gundobald, ein Neffe Ricimers, Anspruch, denn sterbend hatte ihm der letztere das Heer übergeben und sofort ernannte also Gundobald, in der Person des Glycerius, eines höchst unbedeutenden, aber vornehmen Römers, einen neuen Kaiser. Wie nun übrigens Gundobald nicht lange hernach, häuslicher Verhältnisse wegen (sein Vater Gundioch, Fürst der Burgunder, war inzwischen gestorben und er hatte sich nun mit seinen drei Brüdern in die Regierung zu theilen) nach Burgund

zurückgerufen wurde, munterte der constantinopolitanische Kaiser Leo seinen Verwandten Julius Nepos, den Ricimer früher zum Statthalter von Dalmatien (dieses kleine Stück von Illyrien gehörte noch immer zum römischen Westreich, der andere weit größere Theil aber war, wie wir weiter oben schon gesehen, längst verloren) ernannt hatte, auf, den Glycerius zu stürzen und sich selbst zum Kaiser zu machen. Julius Nepos folgte der Einladung und ließ sich, auf die Hülfe Leo's sich stützend, mit seinen wenigen Truppen über das adriatische Meer nach Italien übersetzen. Dort aber erklärten sich augenblicklich die Römer für ihn und ebenso auch das aus deutschen Söldlingen bestehende Heer, das nach dem Abgang des Gundobald unter dem Feldherrn Orestes stand. Somit blieb dem Glycerius nichts übrig, als sich mit Julius Nepos auseinanderzusetzen, und dieß geschah in der Weise, daß er sofort dem Purpur entsagte, um dafür Bischof von Salona zu werden. Julius Nepos war also jetzt Kaiser und zum Lohn ernannte er sofort den Orestes zu seinem Patricius, oder mit andern Worten, er übertrug ihm die factische Regierung. Mehr als ein Jahr lang lebten sie drauf in Eintracht mit einander, der Kaiser und sein Patricius, allein im Jahr 474 versuchte es der erstere, dem letzteren, der damals bei Mailand stand, gleich einem Unterthanen, einen strengen Befehl zuzuschicken, und dieß brachte diesen letzteren so in Harnisch, daß er augenblicklich mit dem Heere nach Ravenna aufbrach, um den Julius Nepos zu stürzen. Wie nun der arme Nominal-Kaiser erschrack! Doch schnell besonnen bestieg er mit seinen Getreuen ein Schiff und fuhr damit nach Dalmatien, wo er so lange Statthalter gewesen war. Dort wußte er, daß man ihn mit Freuden aufnehmen würde, und so geschah es auch in der That, weßhalb er von nun an diese Provinz, die treu zu ihm hielt, nicht mehr verließ.

Der Patricius Orestes befand sich also jetzt im unbestrittenen Besitz von Italien und um nun wieder einen Kaiser zu haben, ernannte er seinen eigenen Sohn Romulus, einen kaum zum Jüngling herangewachsenen Knaben, dem die Römer deshalb auch spottweise den Zunamen „Augustulus“ gaben, zum Imperator und ließ ihm — am 31. Oktober 475 — von den Truppen huldigen. Es war dieß offen-

bar ein Hohn auf das Kaiserdiadem und Orestes glaubte sich diesen Hohn ungestraft erlauben zu dürfen; allein er sollte es bald genug schwer bereuen, denn die Soldaten, lauter germanische Söldlinge, wurden höchst erbost darüber, daß sie einem Halbjüngling kaiserliche Ehren erweisen sollten, und schon damals regte sich der Geist des Aufruhrs in ihnen, welcher bald bei dem Heranzug Ottoaker's in helle Flammen ausbrechen sollte. Ottoaker, der Sohn eines rugischen Edlen, mit Namen Aedico oder Edekon, verlebte seine früheste Jugend am Hofe des Hunnenkönigs Attila; nachdem aber dieser gestorben und die Rugier sich freigemacht, entschloß er sich, wie schon Hunderte vor ihm, sein Glück in Italien zu suchen, während sein Bruder Onulf sich Konstantinopel zu wandte. Warum nun übrigens die Brüder nicht den gleichen Weg wandelten, wird dem Einfluß des heiligen Severin, der damals bei Passau das Evangelium predigte, zugeschrieben, denn dieser habe den Ottoaker, damals einen hochgewachsenen urkräftigen Jüngling, als derselbe in seine bescheidene Hütte eintrat, um sich seinen Rath zu erbitten, ausdrücklich auf Italien hingewiesen und ihm da große Herrscherzukunft prophezeiht. Sei dem nun übrigens, wie ihm wolle, Ottoaker trat in das römische Söldnerheer ein und stieg von Stufe zu Stufe, bis ihm endlich Ricimer nur wenige Jahre vor seinem Tode unter dem Titel eines Magister militum die Statthalterwürde im Noricum, der einzigen Donauprovinz, die noch zuut römischen Westreich gerechnet werden konnte, übertrug. Dort begünstigte er den Uebertritt der von den Ostgothen hart bedrängten Rugier, Heruler und Scyrren auf römisches Gebiet, denn sie waren ja seine Landsleute und konnten ihm überdem der Söldlinge eine Menge stellen. Brauchte er doch als Statthalter und Magister militum ein beträchtliches Heer, um die vielen Reichsfeinde ringsum, besonders die Alemannen und Ostgothen, von den Grenzen abzuhalten! Zugleich auch um in diesen stürmischen Zeiten auf alle Fälle gefaßt zu sein!

Ottoaker erfuhr erst nach einigen Monaten, daß der Kaiser Julius Nepos gestürzt und statt seiner ein unmündiger Knabe auf den Thron erhoben worden sei, ohne daß man ihn, den mächtigen Statthalter im Noricum, auch nur um seine Einwilligung gefragt habe. Schon dieß erbitterte ihn ungemein und er weigerte sich also, den

Romulus Augustulus anzuerkennen. Wie er aber vollends erfuhr, daß die deutschen Soldtruppen des Orestes in ihrer Treue gegen denselben schwierig zu werden begännen, beschloß er nach Italien zu ziehen und dem Gaukelspiel von einem römischen Kaiserreich ein für allemal ein Ende zu machen. Ja wohl dem Gaukelspiel, denn was waren seit Jahrzehnten die römischen Kaiser? Nur Drahtpuppen in den Händen ihrer deutschen Obergenerale, durch welche sie nach Willkür ein- und abgesetzt wurden. Was war aber das Kaiserthum selbst? Ein Titel, sonst nichts, denn die ganze Herrschaft beschränkte sich seit langer Zeit schon nur noch auf Italien, sowie auf einige wenige Ueberbleibsel altrömischer Provinzen theils an der Donau, theils in Gallien theils auf der andern Seite des adriatischen Meeres. Sein Plan stand also fest, statt des thörichten römischen Scheinkaiserthums ein Königreich Italien herzustellen und zwar ein von deutschen Königen beherrschtes, in welchem das Deutschthum künftig maßgebend sei. Demgemäß versammelte er seine Truppen um sich und erklärte ihnen, daß es nur auf sie ankomme, um aus bezahlten heimathlosen Miethtruppen ansässige und angesehene Bürger Italiens zu werden, denn wenn sie dieß wollten, so werde er mit ihnen nach dem besagten Lande ziehen und dort es durchsetzen, daß ihnen der dritte Theil des Grund und Bodens von ganz Italien auf immer überlassen bleibe. Das war aus dem Herzen der Truppen gesprochen und in endlosen Jubel ausbrechend rief sofort das ganze Heer den Ottoaker zu seinem Könige aus. Jetzt ward schnell der Zug nach Italien angetreten und zugleich entsandte Ottoaker Boten an das Heer des Orestes mit der Aufforderung, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Die meisten dieser Miethtruppen gingen alsbald zu ihm über und Orestes, sich hievon überzeugend, entfloh mit den wenigen ihm getreu gebliebenen nach Pavia, wohin er auch seinen Sohn, das Kaiserlein, mitnahm. Er glaubte sich dort sicher, allein am 27. August 476 erstürmte Ottoaker die Festung und Orestes wie das Kaiserlein fielen in seine Hände. Ersterer wurde sofort hingerichtet, des unbärtigen Romulus Augustulus aber, der sich flehentlich bittend zu seinen Füßen krümmte, schonte er und wies ihm nebst einem Jahrgehalt von 6000 römischen Goldthalern eine Villa Lucułls in Cam-

panien zum Wohnsitze an. Dort brachte er auch richtig den Rest seines Lebens in Ruhe und Frieden hin und die Welt erlebte also das merkwürdige Schauspiel, daß der letzte aller römischen Kaiser von der Gnade eines der früher so tief verachteten deutschen Barbaren sein Leben fristen mußte.

„Des Letzten aller römischen Kaiser," sagte ich und dem ist auch so, denn Ottoaker duldete nicht, daß noch einmal ein solcher ernannt werde. Doch starb mit der Abdankung des Romulus Augustulus der hochtönende Titel noch nicht aus, indem ja in Dalmatien immer noch jener Julius Nepos, der vor Orestes dahin geflüchtet war, lebte, und zwar unter dem Titel eines römischen Kaisers. Man gab ihm nämlich diesen Titel aus Höflichkeit, weil er doch einmal die besagte Würde eine Zeit lang inne gehabt hatte. Von der Macht eines Kaisers aber besaß er auch nicht die Spur mehr, denn nicht einmal die Provinz Dalmatien leistete ihm stricten Gehorsam. Im Uebrigen wurde er am 4. Mai 480 in seiner Residenz Salona in Dalmatien von einigen seiner eigenen Beamten ermordet und nun hatte es auch mit dem letzten Titularkaiser ein Ende. Doch wenn nun kein Kaiser mehr ernannt wurde, unter welchem Titel regierte denn Ottoaker das von ihm eroberte Land? Unter einem gedoppelten; für die Römer und Italiener unter dem eines Patricius, welche Benennung er sich durch Julius Nepos ertheilen ließ, für die deutschen Krieger aber unter dem eines Königs der deutschen Völker in Italien. Und ein deutscher König war er im vollsten Sinne des Wortes, denn er vertheilte in der That den dritten Theil des Landes an seine Krieger, theils um sie für ihre Treue zu belohnen, theils um sie von nun an an die Scholle zu binden. Sie sollten keine heimathlose Söldlinge mehr sein, sondern angesessene Italiener, und so das Land nach und nach durch ihren Germanismus auffrischen. Im Uebrigen darf man nicht glauben, daß durch diese Ländervertheilung die eingebornen Italiener schwer gedrückt worden seien. Nein, im Gegentheil, denn in Folge der langen Kriegsstürme waren Tausende von Gutsbesitzern hinweggerafft worden, so daß Ottoaker über eine Menge von herrelosen Gütern verfügen konnte. Auch hatten die Italiener von jetzt an den Vortheil, nicht nur keine Kriegsdienste mehr leisten,

sondern auch weder für Sold noch Proviant der Truppen mehr aufkommen zu müssen. So gereichte Ottoakers Regierung auch ihnen zum Segen und das nun schon seit mehr als fünfzig Jahren so schrecklich verwüstete Italien begann sich langsam wieder zu erholen.

Nunmehr mit der Eroberung Italiens durch die Germanen geboten diese überall, wie früher Rom geboten hatte. Nordafrika gehörte den Vandalen; Spanien zum kleinsten Theil den Sueven, zum größten den Westgothen; Brittannien den Angelsachsen und im Norden den Kaledoniern; Frankreich im Süden und Westen den Westgothen, im Norden und Nordosten den Franken und im Osten und Südosten den Burgundern; die Provinzen Germania superior und inferior hatten längst die Deutschen wieder in Besitz genommen, nemlich Niederdeutschland die Sachsen und Friesen, und Oberdeutschland die Alemannen; die Donauländer aber waren, wie wir wissen, von den Ostgothen nebst den Gepiden occupirt, so daß in Wahrheit all die vielen Provinzen des einst so übermächtigen römischen Reichs von den Germanen regiert wurden. Nur zwei kleinere Provinzen machten noch eine Ausnahme, in Frankreich gerade mitten inne ein Stück Land mit der Hauptstadt Soissons, in welcher Provinz ein römischer Statthalter das Regiment führte (die Provence wurde, wie ich mir hier zu bemerken erlaube, schon seit Jahrhunderten als Provincia romana zu Italien gerechnet), und an der Donau das Noricum; aber zur Occupirung des noch römisch gebliebenen Galliens rüsteten sich bereits die Franken und im Noricum fiengen die dahin übergesiedelten Heruler, Rugier und Scyrren nebst den Markomannenresten an, sich zu einer einzigen Nationalität, zu der der Bojuvaren oder Baiern, zu verschmelzen. Mit der römischen Herrschaft hatte es also anno 476 ein totales Ende genommen, nachdem seit der Erbauung Roms nicht weniger als 1229 Jahre vorübergegangen waren.

Zehntes Kapitel.

Das Christenthum unter den Germanen.

Fast überall in der Welt sprach man jetzt deutsch; in den Straßen von Constantinopel so gut, als in denen von Rom und Ravenna, in den Städten von Kleinasien so gut als in Karthago und an den Grenzen der Wüste; ja selbst jenseits der Pyrenäen und ohnehin über dem Rhein drüben. Es ist nun aber selbstverständlich, daß die Germanen, die in solcher Weise ihren Fuß auf den Nacken der andern Völker setzten, nicht mehr dieselben bleiben konnten, die sie ursprünglich waren, denn wie hätten die Sitten und Gebräuche dieser Völker nicht auch auf die Eroberer und oft in sehr schlimmer Weise einwirken sollen? Ueberdem bedenke man den Einfluß des veränderten Clima's und noch mehr den der veränderten Lebensweise, da man ja in den eroberten Ländern, besonders den südlichen, weit feinere Genüsse fand, als das rauhe Germanien bot. Kurz also, die Germanen, welche das Römerreich zertrümmerten und unterjochten, mußten sich nothwendig in Vielem von dem Altgermanischen abwenden, gerade wie auch umgekehrt der germanische Geist, das ist der Geist germanischer Zucht und Treue, seinen ungeheuren Einfluß auf die unterdrückten Völker ausübte, besonders auf die entnervten, zu eitel Lüstlingen und Feiglingen herabgesunkenen Römer. Die außerordentlichste Umwandlung der germanischen Welt aber geschah durch das Christenthum, denn dieses griff in das innerste Geistesleben der Deutschen, in ihre ganze bisherige Denkweise und alle ihre von den Vätern überkommenen Auffassungen zersetzend ein.

Die Jünger Jesu zerstreuten sich, wie bekannt, nach seinem Tode in alle Welt, um die Lehre ihres Meisters zu verkündigen, und bald bildeten sich, soweit das Römerreich sich erstreckte, allüberall kleinere christliche Gemeinden, aus welchen im Verlauf der ersten drei Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung durch begeisterte Glaubensboten immer wieder andere hervorgingen. Freilich nicht sowohl die Reichen

und Vornehmen waren es, die zum Christenthum übergingen, als vielmehr die Mühseligen und Beladenen, wie Christus sich ausdrückte, das heißt, die unteren und untersten Klassen der Gesellschaft, denen sich bald auch noch die sogenannten Mittelklassen, wo es nemlich welche gab (denn im Römerreich unter dem Kaiserthum fand man meist nur noch Reiche und Arme, wie überall wo der Despotismus Jahrhunderte hindurch das Regiment führt), anschlossen. Wie hätte dieß aber auch anders sein können? Unter den römischen Kaisern verschlimmerten sich die Zustände des Reichs und zwar die inneren, wie die äußeren ins Kolossale. Ueberall nichts als Bedrückung von oben herab und in Folge der Bedrückung nichts als Elend. Die Steuern so gesteigert, daß sie kaum mehr zu erschwingen waren. Dazuhin allüberall Betrug der Beamten und nirgends Schutz durch das Gesetz, weil die Rechtspflege längst im ganzen römischen Reich eine feile Metze geworden war. Weiter stets drei vier Kaiser auf einmal, die sich untereinander bekriegten, um zur Alleinherrschaft zu gelangen, und demgemäß Verwüstung des Landes im Großen. Endlich von Außen her an allen Grenzen eindringende Feinde, die aber nur zu oft bis in das Innerste hinein vorrückten und in barbarischer Weise raubten, sengten und mordeten, ohne für irgend eine Person, für irgend ein Eigenthum Schonung zu haben. So sah es im römischen Kaiserreiche aus und die Zahl der Unglücklichen und Elenden nahm also tagtäglich in erschreckender Weise zu. Wo hätten nun aber alle diese Millionen Trost suchen sollen? Etwa bei den alten Göttern, die sie bislang anbeteten? Man bedenke doch, alles Bitten und Flehen zu ihnen um Abwendung der täglichen Leiden und Drangsale war diese ganze Zeit her ein vergebliches gewesen und ihre Macht hatte sich also als eine Null erwiesen. Der Christengott dagegen — ja er gewährte Trost, denn da gab es ein Jenseits, wo die ewige Gerechtigkeit Alles ausglich. Nicht aber blos auf das Jenseits wurde man im Christenthum verwiesen, sondern der große Nazarener stellte auch ganz eigene Grundsätze auf, welche mit dem bisherigen Heidenthum ganz schroff kontrastirten, die Grundsätze der Liebe und Brüderlichkeit nemlich, sowie die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit. Kurz also, die neue Lehre des Christenthums, so wie sie in der ersten Zeit gepredigt

wurde, war ganz dazu angethan, die Menschheit der damaligen Welt an sich zu ziehen und daher die massenhaften Uebertritte aus dem Heidenthum. Wohl sträubten sich die höheren Schichten der römischen Gesellschaft längere Zeit, mit dieser neuen Religion etwas gemein haben zu wollen, denn es verletzte ihren Stolz, ihren Gott mit dem Gott des Pöbels zu theilen; wohl verhängten mehrere der römischen Kaiser, aus Furcht vor den demokratischen Grundsätzen der Lehre Jesu, blutige Verfolgungen gegen die Christusbekenner; der Strom der Zeit ließ sich nicht rückwärts leiten und so sah sich Kaiser Konstantin, den man später den Großen nannte, durch die Zeitumstände (er würde sonst schwerlich über die verschiedenen Kronmitbewerber, die sich ihm entgegenstellten, Herr geworden sein) gezwungen, anno 325 selbst das Christenthum, zu dem sich schon neun Zehntheile der Römerwelt bekannten, anzunehmen. Noch mehr, er erhob dasselbe zur Staatsreligion und von nun an hatte es, trotz der gegentheiligen Bestrebungen eines seiner Nachfolger, des Kaisers Julian, Apostata das ist der Abtrünnige genannt — er regierte nur zwei Jahre von 361 bis 363 — im ganzen römischen Reiche mit dem Heidenthum für immer ein Ende.

Doch wie stands nun mit dem Christenthum unter den Germanen, die ja, wie wir wissen, nach und nach, und zwar schon von ganz frühe an, das ganze Römerreich occupirten? Kirchliche Schriftsteller erzählen uns sehr viel von äußerst frühzeitigen Bekehrungen unter den Germanen, allein alle diese Geschichten gehören mehr oder weniger in das Reich der Sage, wenn nicht gar der Fabel und man sieht ihnen meist auf den ersten Blick an, daß sie nur erfunden wurden, um dieser oder jener christlichen Metropole ein recht hohes Alter zu vindiciren. So sollen drei Schüler und Genossen des heiligen Petrus, mit Namen Eucharius, Valerius und Maternus, von ihm gesandt die Bischofssitze von Trier, Köln und Tongern, und so Crescens, der Schüler des Apostel Paulus, den von Mainz begründet haben; natürlich aber nur dadurch, daß sie alle Germanen ringsum und weit ins Land hinein zum Christenthum bekehrten. Für Metz, Toul und Verdun spielen drei andere Schüler des Petrus, der heilige Clemens, Mansuetus und Sentinus, ganz dieselbe Rolle und zum

Ueberfluß soll bei Metz auch noch ein Schüler des Johannes, mit Namen Patiens nachgeholfen haben. So gründete nach der Legende der heilige Dyonisius, den der Bischof Narcissus von Gerundium in Spanien auf seiner Flucht nach Wien bekehrte, den Bischofssitz von Augsburg und seine Nichte Affra, früher eine eifrige Dienerin der cyprischen Venus, das heißt wohl eine öffentliche Dirne, erlitt dort den Märtyrertod. So wiederholt sich die ganz gleiche Geschichte auch bei den Bischofssitzen von Constanz, Basel (Augst), Arbon, Chur, Bregenz, Kempten, Passau, Salzburg, Lorch und andern Städten, und an solchen, die da oder dort wegen ihres Bekehrungseifers den Märtyrertod fanden, fehlt es ohnehin nicht. Ich erinnere dabei nur an das Kloster St. Moritz in Wallis, das seinen Namen vom heiligen Mauritius, dem Befehlshaber der Legio fulminatrix, herleitet, sowie an St. Luciensteig in Graubündten, wo der heilige Lucius mit sei-seiner Schwester Emerita hingerichtet wurde. Weiter warf man den heiligen Florian in Lorch in die Enns hinab und den heiligen Quirinius ertränkte man gar in Stein am Anger mit einem Mühlstein um den Hals in der Günz. Endlich — — doch wozu soll ich den Leser mit all' diesen Geschichten ermüden? Steht ja doch die Thatsache fest, daß wenn man den Legendenschreibern glauben dürfte, ganz oder doch halb Deutschland schon im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus bekehrt gewesen wäre, während die wirkliche Geschichte weiß, daß hieran auch kein wahres Wort ist. Freilich, einzelne Bekehrungen mögen immerhin vorgekommen sein, sei's nun durch römische Kriegsgefangene, welche in das Innere Deutschlands geschleppt wurden, sei's durch römische Händler, welche sich ebenfalls oft bis weit über die Grenzen des Rheins und der Donau vorwagten, um germanische Rohprodukte einzukaufen. Auch werden wohl von den vielen Tausenden von Germanen, die des Soldes wegen oder aus andern Gründen in römische Kriegsdienste traten, immerhin einige Hunderte während ihrer Dienstzeit für das Christenthum gewonnen worden sein, und es ist sogar anzunehmen, daß diejenigen unter ihnen, welche wieder in das Vaterland zurückkehrten, die neue Lehre dort auch weiter verbreiteten. Allein davon, daß in den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt das Christenthum in Deutschland sich ansehnlich verbreitet hätte

oder auch nur unter einem einzelnen germanischen Volksstamme eingebürgert worden wäre — davon ist gar keine Rede, sondern die Germanen blieben vielmehr ihrer alten Religion getreu, ohne irgend an der christlichen einen Gefallen zu finden.

Es lag dieß auch in der Natur der Sache, denn die Germanen mußten das Christenthum schon deßwegen hassen, weil es die verhaßten Römer waren, die es ihnen brachten. Was? Die Römer wollten ihnen Freiheit und Selbstständigkeit rauben; die Römer wollten sie zinspflichtig machen und von ihnen sollte etwas Gutes kommen? Nein, schon der Umstand, daß die Sendboten, welche sich mit der Verbreitung des Christenthums befaßten, die lateinische Sprache redeten, machte es ihnen unmöglich, etwas bei den Germanen auszurichten, und dabei blieb es, so lange die Römer am Rhein und an der Donau die Oberhand hatten. Ueberdem was konnte eine Religion, die nichts als Demuth und Entsagung predigte, für sie, die stolzen Freiheitsmannen, die jedes Unrecht mit Blut vergalten, für einen Werth haben? Wie konnten sie, die Anbeter des im Sturme zum Kampf dahinrasenden Odin, zur Ehrfurcht gegen den Christengott, der in Armuth wandelte und elend am Kreuze starb, einen Impuls fühlen? Kurz der Gegensätze zwischen Christenthum und Germanenthum waren allzuviele, als daß die Deutschen vom ersteren hätten etwas wissen wollen, so lange die Kämpfe um die Unabhängigkeit an den Grenzen Germaniens fortdauerten; ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse, als die Germanen anfingen, siegreich in das römische Reich einzudringen und sich bald da, bald dort, bald auf kürzere, bald auf längere Zeit bleibend festsetzten. Jetzt nemlich lagen ihnen die Götter der Heimath ferne, deren Verehrung sich an diesen oder jenen heiligen Hain knüpfte; jetzt lebten sie unter einem anderen Himmel, über den ein anderer Gott regierte; jetzt kamen sie in die nächsten Beziehungen zu solchen, welche, bei weitem die Mehrzahl bildend, nur allein in den christlichen Kirchen ihre Andacht verrichteten. Was aber die Hauptsache, jetzt war kein Grund mehr zum früheren Hasse vorhanden und selbstverständlich erschien ihnen nun manche christliche Satzung als etwas durchaus nicht Fremdes, sondern vielmehr als etwas nahe Verwandtes. So dachten sie sich die christliche Unsterblichkeitslehre als keine andere,

denn als ihre Wallhallalehre, und nicht minder war ihnen die christliche Hölle etwas ganz Identisches mit ihrem Niflheim, welches später das Reich der „Hel“ hieß. Insbesondere aber wurden sie von Ehrfurcht für die christliche Moral erfüllt, denn Zucht und Ehrbarkeit, überhaupt reine unbefleckte Sitten, wie sie das Christenthum predigte, galten auch ihnen als das Höchste, und christliche Sendboten, welche hievon sprachen, durften einer guten Aufnahme stets gewärtig sein.

Der erste germanische Stamm nun, welcher in seiner großen Mehrzahl schon am Ende des 3. Jahrhunderts zum Christenthum übertrat, war der gothische und dieß konnte der Natur der Sache nach auch gar nicht anders sein. Durch außerordentliche Kriegszüge nemlich kam er schon sehr früh bis tief ins Römische hinein und so nahm er durch Vermengung vielfach römische Sitten an. Auch wurden fast regelmäßig, besonders in der Mitte des 3. Jahrhunderts, bei den Raubzügen nach Galatien und Kappadocien eine Menge von Gefangenen gemacht, welche mitgeschleppt wurden, und unter diesen Gefangenen befanden sich viele Geistliche, sowie überhaupt gebildete Männer, deren würdige Erscheinung und reiner Lebenswandel, verbunden mit einer wahrhaft aufopfernden Wirksamkeit während der Dauer einer heftigen Seuche, den tiefsten Eindruck auf die Germanen machte. So ließen sich schon damals viele Gothen taufen; aber deren Anzahl verdoppelte und verdreifachte sich, als ihnen anno 270 der Kaiser Aurelian die eben so schöne als reiche, große und bevölkerte Provinz Dacien überließ. Natürlich, denn die Einwohner, die sie da trafen und mit denen sie das Land von nun an theilten, waren sämmtlich längst zum Christenthum bekehrt und ihr Einfluß, oder besser gesagt, die Vermengung der Gothen mit ihnen brachte es nach kurzem soweit, daß die Eroberer sich zum Glauben der Besiegten bekehrten. Ueberdem machte es der Kaiser Aurelian damals, als er den Gothen Dacien überließ, zur Bedingung, daß er das Recht haben solle, seine Heere aus den Reihen der Gothen zu ergänzen, und es traten also viele Tausende von gothischen Söldlingen in die römische Armee ein. Diese Tausende aber — nun natürlich sie wollten sich von ihren Kameraden in Nichts unterscheiden und wurden also, was sie schon längst waren, Christen. Kurz in dem ersten Viertel des 4. Jahrhunderts war der

große germanische Stamm der Gothen — Ostgothen wie Westgothen — schon größtentheils zum Christenthum bekehrt und daher kam es auch, daß auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, welche unter der Regierung Constantins I. im Jahre 325 abgehalten wurde, bereits ein Bischof der Gothen, mit Namen Theophilus, mittagte. Auch werden gleich darauf mehrere gothische Bischöfe genannt, wie insbesondere Sunnia, Frrtela, Unita, Nicetas und Theotimus; allein die ganze gothische Nation war deßwegen doch noch lange nicht bekehrt, wie wir aus der Geschichte der Gothen längst ersehen haben, sondern es herrschte sogar — der Leser erinnere sich an die Fürsten Athanarich, Friedigern und Olaf — der Religion wegen großer Zwiespalt unter ihnen, und erst im Anfang des 5. Jahrhunderts verschwand das Heidenthum vollends gänzlich.

Wie die Gothen, so traten gegen das Ende des 4. Jahrhunderts auch die Vandalen zum Christenthum über und gleich nach ihnen die Sueven in Spanien, so wie die Burgunder in Frankreich. Dasselbe wird auch von den Herulern, Rugiern und Scyrren berichtet, ohne daß wir übrigens etwas Näheres über das Wann und das Warum erfahren. Nur die Thatsache stand fest, daß zu den Zeiten des Odoaker der Uebertritt derselben ein bereits vollendeter war. Nur allein die Alemannen und Franken hielten großentheils noch zum Heidenthum, das heißt, zu der Religion ihrer Väter, und ebenso selbstverständlich auch die Sachsen oder wenn man lieber will Angelsachsen, so wie die andern Stämme, welche im Innern Germaniens selbst wohnten. Die letzteren kamen ja mit der Außenwelt wenig in Berührung und die Gründe, welche die von der Völkerwanderung fortgerissenen Germanen zum Uebertritt bestimmten, fielen also bei ihnen ganz weg. In den Städten am Rhein dagegen und nicht minder auch in den Städten an der Donau entfaltete durch den römischen Einfluß das Christenthum schon seit dem Ende des 3. Jahrhunderts eine reiche Blüthe, denn die Bevölkerung jener Städte, ich meine besonders Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln, Xanten, so wie andrerseits Augsburg, Regensburg, Linz und Wien (es waren also dieselben Städte, in welcher der Sage und Legende nach schon im ersten Jahrhundert nach Christus die Lehre

Jesu einheimisch gewesen sein sollte) war ja längst romanisirt und mit der Romanisirung kam nothwendigerweise wegen der Christianisirung des römischen Reichs auch die christliche Cultur.

Also Christen waren, die Germanen, so weit sie sich an der Völkerwanderung betheiligten, zum bei weiten größten Theile geworden, und unwillkührlich stellt sich uns jetzt die Frage entgegen, welche Wirkungen brachte diese neue Religion hervor. Zu allererst erzeugte sie einen furchtbaren Haß der heidnisch gebliebenen Germanen gegen ihre übergetretenen Brüder oder vielmehr gegen Alles, was Christ hieß. Sie sahen ein, daß die Strömung gegen sie war; sie sahen ein oder fühlten wenigstens instinktiv, daß auch an sie bald die Reihe kommen würde, den altgermanischen Göttern zu entsagen, weil alle Welt um sie herum diesen Glauben verlassen hatte und sie für sich allein zu schwach waren, ihn gegen diese Welt aufrecht zu erhalten. Eben aber, weil ihr Instinkt ihnen dieß sagte, regte sich ihr Zorn um so furchtbarer und sie wütheten nun gegen das Christenthum ganz in der Weise, wie (wir entlehnen diesen Vergleich einem früheren bewährten Schriftsteller) ein in die Falle gerathenes Raubthier gegen die es fesselnden Stricke wüthet. Ja man könnte sagen, sie wollten vorher noch austoben, ehe sie selbst die Fesseln anlegten, und man hat also dieses Toben als eine Art von Verzweiflungskampf zu betrachten. Deßwegen rotteten auch die Alemannen, als sie das Zehntland nebst der Schweiz und dem Elsaß wegnahmen, mit besonderem Haß Alles, was an das Christenthum erinnerte, aus und stürzten sich zu allererst auf die Kirchen und ihre Priester. Deßwegen kündigte sich der verwegene Radagais, als er mit seinen Schaaren in Italien einbrach, geradezu als einen Rächer der alten Götter an und schwur mit einem heiligen Eid, daß er nicht eher ruhen werde, als bis er das sämmtliche Christenthum von der Erde vertilgt habe. Deßwegen erweisen sich auch die Burgunder, Vandalen, Sueven und Alanen auf ihrem Zug durch Gallien als die grausamsten Christenverfolger, obwohl sie, nachdem sie sich theils in Frankreich selbst, theils in Spanien seßhaft gemacht hatten, sofort zum Christenthum übergiengen. Etwas Nachhaltiges hatte also dieser Haß nicht, sondern mehr nur etwas Vorübergehendes, und da er demnach keine

bleibende Wirkung ausübte, können wir füglich ohne weitere Worte über ihn hinweggehen.

Doch fragen wir nun nach den Wirkungen, welche das Christenthum auf die Christgewordenen selbst ausübte, so werden diese oder jene Leser der Ansicht sein, die Germanen müssen durch dasselbe unendlich gehoben worden sein oder deutlicher gesagt, das Christenthum müsse sie sofort in andere, weit edlere Menschen verwandelt und alle Barbarei aus ihnen weggefegt haben. Allein eine solche Ansicht beruht so ziemlich auf einer Chimäre. Man sehe sich einmal nach den Neubekehrten um, welche unsere Missionäre der Jetztzeit in Africa, Asien, Australien und America dem Christenthum zuwenden, sind das wirkliche Christen, das heißt, Christen der Gesinnung und dem Lebenswandel nach? Mein Gott getauft sind sie, und ein christliches Gewand haben sie angezogen, aber ein Verständniß vom Christenthum haben sie nicht und noch weniger kommt bei ihnen die christliche Liebe, von den andern Christentugenden gar nicht zu sprechen, zum Durchbruch. Gerade so verhielt es sich auch mit den neubekehrten Germanen, besonders mit denen, welche hauptsächlich nur durch äußere Vortheile oder durch das Machtgebot der Regierenden oder durch das verlockende Beispiel Anderer für die neue Religion gewonnen worden waren. Sie blieben innerlich, wenn nicht ganz, doch beinahe dieselben, so daß das Christenthum gleichsam nur wie ein Mantel um sie herumhing, und davon war gar keine Rede, daß sie nun mit einem Male all' ihrem früheren Heidenthum entsagt hätten. Nein, solch' intensive Wirkungen hatte das bischen Taufwasser nicht, und wir erleben daher von den bekehrten Germanen auch noch im 4. und 5. Jahrhundet Thaten solch' arger Rohheit, Grausamkeit und Entsittlichung, besonders in den höheren Ständen, daß man ordentlich davor zurückschaudert. Dennoch kann nicht abgeläugnet werden, daß trotz allem dem das Christenthum seinen läuternden Einfluß ausübte, obwohl allerdings nur langsam und für den Mitlebenden fast unbemerklich, denn man muß bedenken, daß die Erziehung eines ganzen Volkes nicht wie die eines einzelnen Menschen in kurzen Zeitspannen, sondern vielmehr erst im Verlauf von Jahrhunderten vollendet wird. Dieser läuternde Einfluß aber machte sich

hauptsächlich dadurch bemerklich, daß von nun an Arme und Gefangene, vor allem Untergebene, Knechte und Sklaven weit milder behandelt wurden, als früher, und daß man sogar Strafen darauf setzte, wenn ein Vornehmer und Mächtiger sich allzuviel herausnahm. Natürlich, denn das Christenthum lehrte ja, daß alle Menschen Brüder seien, und man mußte also doch wenigstens in einigem Wenigem sich accomodiren.

Doch — fragt nun ohne Zweifel der Leser — wenn es auch wenig genug war, was das Christenthum an den Germanen in der Zeitperiode, von der wir reden, moralisch veredelte, so wird es doch wenigstens die Folge gehabt haben, daß es dieselben mit den Römern und Urbewohnern, welche in den eroberten Ländern natürlich die große Mehrzahl bildeten, verschmolz und mit dieser Verschmelzung allüberall hin Ruhe, Glück und Zufriedenheit verbreitete. Ja wohl, so sollte man meinen und es wäre vielleicht auch so gekommen, wenn nur ein Umstand nicht gewesen wäre. Der Umstand nemlich, daß dasjenige Christenthum, welches die germanischen Stämme annahmen, keineswegs dasselbe Christenthum war, zu welchem sich die römischen Bewohner der eroberten Länder bekannten, sondern vielmehr ein ganz anderes, dem römischen Christenthum entgegengesetztes und mit diesem in Zwiespalt stehendes. Daher kam es denn auch, daß die Christianisirung der Germanen, statt ein Kitt der Versöhnung zwischen ihnen und den unterjochten Römern zu werden, das gerade Gegentheil bewirkte, nemlich eine Kluft, die gar nie zu überbrücken war, weil Religionshaß selten früher endet, als bis ein Theil den andern vollständig zu nichte gemacht hat. Doch wie heißen nun diese beiden verschiedenen Christenthümer? Nun die Römer — so will ich die Einwohner in den von den Germanen eroberten Ländern kurzweg nennen — bekannten sich zum römisch-katholischen, die Germanen aber zum arianischen Christenthum.

Zu Anfang des 4. Jahrhunderts kam die christliche Lehre von der Dreieinigkeit zur Geltung, das heißt, man trennte die ewige Gottheit in drei Personen, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, stellte diese drei Personen einander völlig gleich und sagte, daß der Sohn, der eine Zeitlang aus der Gottheit auf die Erde herausge-

treten sei, sich durch den heiligen Geist wieder mit der Gottheit geeinigt habe. Diese Lehre kam vielen ganz unbegreiflich vor und weil sie auch im Neuen Testamente keine Beweisstücke für dieselben fanden, läugneten sie, den Alexandrinischen Presbyter Arius an der Spitze, nicht blos die Gottheit Christi, sondern wollten überhaupt von der Dreieinigkeit nichts wissen. Darüber kams nun zu den heftigsten Streitigkeiten und die christliche Welt, insbesondere aber die Priester und Bischöfe, theilten sich in zwei feindliche Lager, von denen jedes das andere verfluchte, Kaiser Constantin wollte dem Kriege ein Ende machen und berief deßwegen anno 325 ein Bischofs-Concil nach Nicäa, damit allda das Orthodox-Richtige festgestellt werde. Hier aber hatten die Römisch katholischen die Ueberzahl und somit sprachen sie über die Arianer alsbald den Bannfluch aus. Ja nicht blos dieß, sondern sie drangen auch bei den Kaiser Constantin darauf, daß die Arianer mit Feuer und Schwert verfolgt würden, denn sie waren, wie alle Glaubenszeloten, von der gemeinsten Lieblosigkeit so wie von dem grimmigsten Rachedurst gegen alle Andersdenkenden beseelt. Darauf jedoch gieng der Kaiser nicht ein, denn wie hätte er so verrückt sein können, eines Glaubensartikels wegen, von dem noch nicht einmal Jemand mit Gewißheit sagen konnte, ob er falsch sei oder nicht, vielleicht den dritten Theil seiner Unterthanen elend zu machen oder gar zu vernichten, und die Arianer fuhren also fort zu existiren. Noch mehr, der Nachfolger Constantins, sein Sohn Constantius, gehörte selbst dieser Glaubenspartei an und ließ ihr also seinen allerhöchsten Schutz angedeihen. Eben so thaten auch noch verschiedene andere Kaiser bis fast in den Anfang des fünften Jahrhunderts hienein, und dadurch kam der Arianismus auf eine Zeit lang so empor, daß er fast den auf dem Concil von Nicäa accreditirten Römischen Katholicismus (man würde ihn besser die „Religion von Nicäa" nennen) verdrängt hätte. Allein endlich siegte doch der letztere und zwar einestheils deßwegen, weil es dem Geist der damaligen Christen zusagte, wenn der Sohn dem Vater gleichgestellt war, (oder um mich vulgär auszudrücken, wenn der Religionsstifter Christus unter die Götter versetzt wurde); anderntheils deßwegen weil unter den streitbaren Theologen des Römischen Katholicismus das Talent

und das Wissen gegenüber von den arianischen Theologen unverkennbar vorherrschte; schließlich vielleicht auch noch deßwegen, weil vom 5. Jahrhundert an kein Kaiser mehr sich auf Seiten der Arianer stellte, sondern diese Letzteren entschieden von Oben herab als Ketzer angesehen und sogar verfolgt wurden. Für orthodox, das heißt für rechtgläubig galt also seit jener Zeit nur noch der Bekenner des Nicäischen Glaubensbekenntnisses und alle Römer (wen ich unter diesem Worte verstehe, habe ich weiter oben gesagt) gehörten fast ohne eine Ausnahme dieser Orthodoxie an. Ja sie haßten und verachteten jeden Andersdenkenden, weil ihre Priester ihnen sagten, daß derselbe für Zeit und Ewigkeit verloren sei.

Nun aber entsteht die Frage, warum sich die Germanen, welche das Christenthum annahmen, samt und sonders den Arianismus zuwandten, und Viele werden meinen, daß dieß als eine sehr auffallende Erscheinung zu betrachten sei. Allein es machte sich dieß ganz einfach. Der erste Germanenstamm nemlich, welcher sich christianisirte, war der gothische, und von diesem gingen dann die Bekehrungen der Vandalen, Alanen, Sueven, Heruler, Rugier und wie sie sonst hießen aus. Die Gothen aber konnten gar nichts anders werden als Arianer und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal nemlich war die arianische Lehre von der Gottheit Christi weit faßlicher, als die orthodox-katholische, und sagte dem einfachen Vorstande der Gothen mehr zu. Sodann zeichnete sich der Presbyter Arius, so wie all' die Priester, welche es mit ihm hielten, durch eine große Reinheit der Sitten aus, während die Geistlichen der katholischen Kirche, besonders die höherstehenden, meist in einer sittlichen Fäulniß dahinlebten und folglich dem unverdorbenen Volk der Gothen ein Gräuel sein mußten. Weiter bekannte sich schon der erste Bischof der Gothen, jener Theophilus, der in Nicäa mittagte, zum Arianismus und seinem Einfluß konnten sie sich natürlich nicht entziehen. Endlich aber, und dieser Grund war entscheidend, erstand unter ihnen ein Mann, der ihnen das wurde, was den Juden Moses gewesen war, und nun konnte der Arianismus unter ihnen unmöglich mehr ausgerottet werden. Dieser Mann nun hieß Ulphilas und wegen seiner Außerordentlichkeit müssen wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen. Herstammend von einem bei den Gothen in der Kriegsgefangenschaft leben-

den Elternpaar und ums Jahr 311 geboren, wurde er so erzogen, daß er es, bei seinen ungewöhnlichen Geistesgaben, auch bald zu einem ungewöhnlichen Wissen brachte; allein dennoch bekleidete er noch in seinem dreißigsten Jahre die niedere Stelle eines Lectors, das ist eines Vorlesers und Vorsängers in der Kirche. Da im Jahr 341 wurde es plötzlich anders, denn wie man in Constantinopel beim Kaiser Constantius, dem Arianerfreund, davon hörte, daß er, der durch seine große Gelehrsamkeit alle anderen Priester überragte, auch ein eifriger Arianer sei und ein ausgezeichnetes Talent zur Weiterverbreitung dieser Lehre besitze — wie man dem Kaiser Constantius dafür den Beweis lieferte, wurde Ulphilas urplötzlich zum Bischof der Gothen befördert und bekam damit einen äußerst großartigen Wirkungskreis, um den Arianismus unter dem gothischen Volke weiter zu verbreiten .Das war aber noch das Geringste. Die Hauptthat des Ulphilas, mit welcher er die Gothen und mit ihnen die übrigen oben genannten Germanen an den von ihm gepredigten Arianismus fesselte, bestand vielmehr darin, daß er denselben das göttliche Wort Christi in der deutschen Muttersprache zugänglich machte, oder, mit andern Worten, daß er ihnen die Bibel ins Gothisch-Deutsche übersetzte und bei dieser Uebersetzung natürlich seinen arianischen Standpunkt nicht verläugnete. Nunmehr war es den Gothen fernerhin rein unmöglich, einer anderen Form des Christenglaubens sich zuzuwenden, als der von Ulphilas verkündeten, denn nur in dieser erschloß sich ihnen der Quell des Glaubens in den trauten Lauten der Muttersprache. Es war aber ein gewaltiges Werk, diese Bibelübersetzung, denn einmal mußte Ulphilas nothwendig vorher, ehe er an die Uebersetzung auch nur denken konnte, ein gothisches Alphabet und damit eine gothische Schriftsprache herstellen, und sodann übersetzte er nicht etwa blos einzelne Theile der Bibel, sondern vielmehr die sämmtlichen Bücher derselben, sowohl alten als neuen Bundes, was gewiß an sich schon als eine Riesenarbeit bezeichnet werden muß. Ueberdem übersetzte er in einer Weise, daß ihn selbst der Ungebildetste verstehen konnte, und eben wegen der Popularität seiner Sprache, sowie wegen des arianisch-einfachen Geistes, der aus seinen Evangelien wehte, gewann seine Bibelübersetzung — ein günstiges Geschick hat

sie uns fast ganz erhalten — eine solche Verbreitung, daß sie bald in allen germanischen Stämmen, in welchen man an Christum glaubte, also nicht blos bei den Gothen (von diesen Stämmen sprachen z. B. die Vandalen, Heruler, Rugier und Burgunder auch gothisch, und die Sueven und andere verstanden es wenigstens) vollkommen einheimisch wurde. Sie war ein rein germanisch-volksthümliches Werk und ihre Wirkung konnte demnach in damaliger Zeit keine andere sein, als verschiedene Jahrhunderte später die des großen Reformators Martin Luther.

Nunmehr wird es dem Leser klar geworden sein, warum die christianisirten Germanen sich ohne Ausnahme dem Arianismus zuwandten, allein nicht minder wird er darüber keinen Zweifel hegen, daß in allen den von den Germanen am Schlusse des 5. Jahrhunderts occupirten Ländern zwischen der einheimischen und ursprünglichen — wenn man so will: römischen — Bevölkerung und den Eroberern eine furchtbare Kluft bestehen mußte. Ueber Alles konnten sich die Sieger und Besiegten am Ende einigen, über Recht und Gericht, über Besitz und Eigenthum, sogar über Sitten und Sprache; die Verschiedenheit der Religion dagegen, oder besser gesagt die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses erzeugte gegenseitig einen solchen Haß, daß sie sich nie mit einander vertragen lernten. Im Gegentheil durch Aufstachlung der Priester, und zwar der arianischen so gut wie der katholischen, wuchs mit den Jahren der Haß so sehr, daß jeder Theil am Ende auf nichts anderes mehr sann, nach nichts anderem mehr trachtete, als nach dem völligen Untergang, nach der völligen Vernichtung des Gegners. So wirkte die Annahme des Christenthums durch die Germanen in keiner Weise segensreich für die Länder und Königreiche, welche sie occupirt und neu gegründet hatten.

Drittes Buch.

Das Frankenreich und die andern aus dem Untergange Roms hervorgewachsenen Königthümer.

(476 bis 752 nach Christus.)

Erstes Kapitel.

Die Franken unter Chlodwig.

(481 bis 511 nach Christus.)

Von den Franken und ihrer Zweitheilung in Salier und Ripuarier haben wir weiter oben schon gesprochen. Nicht minder wissen wir, daß es dem Merovàus oder Merovig, einem Nachkommen des sagenhaften Pharamund, gelang, nach der großen Siegesschlacht gegen Attila von den salischen Franken als König ausgerufen zu werden. Ja selbst die ripuarischen Franken scheinen sich seiner Herrschaft freiwillig unterworfen zu haben — Genaueres ist darüber nichts bekannt — und so wurde er der Gründer eines neuen Königsgeschlechts, das nach ihm das „Merovingische" genannt wurde. Auch die „Langhaarigen" nannte man diese Könige, denn schon Pharamund oder doch sein Sohn Chlodio pflegte sein Haar so lang zu tragen, als es wachsen mochte, gemäß der Sitte der alten Deutschen, in langen Locken — den Sklaven wurden die Haare geschoren — einherzustolziren.

Auf Merovig, der anno 456 starb, folgte sein Sohn Childerich I., ein damals zwanzigjähriger Jüngling (er wurde im Jahr 435 oder 436 in Amiens geboren) oder besser gesagt, der Stamm der Salier erwählte ihn zum Staatsoberhaupt, um so die Verdienste des Vaters noch nach dessen Tode zu lohnen; allein weil er seinen Begierden die Zügel schießen ließ und vielen fränkischen Frauen Gewalt anthat,

verjagten ihn die Franken schon nach wenigen Jahren und übertrugen dagegen einem Römer Aegidius, dem Statthalter über den Theil Galliens, der noch zum abendländischen Kaiserthum gehörte, die Königliche Regierung. Aegidius scheint kein schlechter Regent gewesen zu sein; doch mißfiel es dem fränkischen Volke von Anfang an im höchsten Grade, daß er sie ganz nach Römer Art als Unterthanen behandelte und ihnen sogar Steuern auflegte, von denen sie bislang gar nichts gewußt hatten. Insbesondere gekränkt fühlten sich hiedurch die ripuarischen Franken, die schon wegen ihrer an Deutschland gränzenden Wohnsitze bei weitem ächtere Germanen waren, als die salischen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich der Herrschaft des Aegidius entzogen, um wieder zu der alt germanischen Gauverfassung zurückzukehren. Jeder Gau wählte sich dann einen eigenen Fürsten, meist aus dem Geschlechte Pharamunds, so zum Beispiel die Kölner den Sigismir, Claudobalds Sohn, und die in Cambray, in Boulogne und anderswo wieder einen Andern. Kurz also, die Erhebung des Aegidius auf den Königsthron hatte die Folge, daß sich das kaum gegründete Frankenreich in verschiedene Theilfürstenthümer zersplitterte, deren jedes auf Selbstständigkeit Anspruch machte, und daß dem Aegidius also nur eine geringe Macht verblieb. Wie nun da helfen? Nun Aegidius fühlte wohl, daß ihn sein Römerthum bei den Franken verhaßt mache, und somit ernannte er, um diesen Mißstand auszugleichen, einen edlen Franken, mit Namen Wiomad, zu seinem Stellvertreter in der Regierung. Allein auch dieß half ihn nichts, sondern trug im Gegentheil das Meiste dazu bei, daß er in kürzester Frist der fränkischen Krone für immer verlustig ging. Wiomad nemlich war insgeheim ein intimer Freund des vertriebenen Childerich und um diesem den Weg zur Rückkehr zu bahnen, verleitete er den Aegidius zu verschiedenen Handlungen, welche denselben bei den Franken noch weit verhaßter machen mußten, als er es vorher schon war. Hiedurch aber brachte er es nach wenigen Jahren dahin, daß nicht Wenige meinten, das Regiment Childerichs sei doch ein noch weit erträglicheres gewesen, und sich ordentlich darnach sehnten, ihn wieder zu ihrem König zu bekommen. So bildete sich eine Childerich'sche Partei, deren geheimes Haupt Wiomad war, und so wie es Letzterem

an der Zeit schien, sandte er einen vertrauten Diener an Childerich mit der Aufforderung zurückzukehren. Natürlich übrigens nicht allein, sondern begleitet von einem Heere, damit er im Stande sei, dem Aegidius und seinen Anhängern die Spitze zu bieten.

Sehen wir uns nun nach Childerich um, so erfahren wir, daß er bei seiner Vertreibung zu einem weitläuftigen Verwandten, zum Thüringerfürsten Basinus nach Nordgermanien entfloh und von diesem äußerst freundlich aufgenommen wurde. Noch freundlicher kam ihm nach kurzem des Basinus Gattin, die schöne und junge Basina, entgegen, und daraus entstand dann ein äußerst intimes Verhältniß, von dem aber der Gatte nichts gewahr wurde. Vier Jahre lang brachte Childerich so zu, ohne Hoffnung zur Wiedererwerbung seines verlorenen Thrones zu haben; da bekam er anno 463 die Botschaft Wiomads, von der ich so eben gesprochen, und nun machte er sich eiligst daran, ein tüchtiges Heer auf die Beine zu stellen. Auch wurde ihm dieß nicht schwer, denn unter den Thüringern sowohl, als den nahen ripuarischen Franken gab es eine Menge von jungen Männern, die sich mit Freudigkeit anwerben ließen, und sein fürstlicher Vetter, sowie noch mehr dessen Gemahlin, unterstützten ihn dabei durch Anlehen mit der größten Aufopferung. So wie nun das Heer schlagfertig war, brach er mit demselben auf; nicht minder aber eilte ihm Aegidius, der von seinen Bewegungen noch zu rechter Zeit Kenntniß erhielt, mit einer ebenfalls starken Truppe entgegen und schon an der Grenze bei Köln kam es zur Schlacht. Aegidius unterlag, wahrscheinlich weil Wiomad während des Treffens zu Childerich überging, und rettete fast nichts als das nackte Leben. Auf den Frankenthron aber machte er von nun an keine Ansprüche mehr, sondern war zufrieden, die Statthalterschaft über den kleinen noch römisch gebliebenen Theil Galliens unbeanstandet fortführen zu dürfen. Dem Childerich stand also nichts mehr im Weg, den Thron, von dem er vor einigen Jahren hatte herabsteigen müssen, wieder einzunehmen und von nun an behauptete er sich auf demselben bis an sein Lebensende, welches erst anno 481 erfolgte.

Nicht übrigens ohne schwere Kämpfe und zwar theils mit den Burgandern. Alemannen und Westgothen, theils und insbesondere mit

den Römern, denen er mehrere Städte, darunter auch Paris (Lutetia Parisiorum), die nachherige Hauptstadt von Frankreich und damals schon ein keineswegs unbedeutendes, obwohl allerdings sehr schmutziges Anwesen, abnahm. Den allerschwersten Kampf übrigens hatte er mit den Thüringern unter ihrem Fürsten Basinus zu bestehen und wenn er diesem total unterlegen wäre, so hätte man es nur eine gerechte Strafe nennen können. Kaum nämlich saß er wieder auf seinem Throne, so kam Basina, die Thüringerin, flüchtig bei ihm an, ihm erklärend, daß sie ohne ihn nicht leben könne, und er, hoch erfreut seine schöne frühere Buhlin wieder umarmen zu können, machte sie sofort zu seiner Königin. Basinus aber, dem nun endlich die Augen aufgingen, wurde über diese Schändlichkeit so ergrimmt, daß er sofort mit all' seinen streitbaren Mannen ins Frankenreich einfiel und da eine ganz entsetzliche Verwüstung anrichtete. Eine Menge von Jungfrauen wurden dem gräßlichsten Tode geweiht und nicht minder viele Jünglinge mußten auf ähnliche Weise sterben, um Rache für die Buhlschaft Basina's mit Childerich zu nehmen. Endlich aber gelang es dem Frankenkönige doch, die Thüringer wieder über den Rhein hinüber zu treiben, und von dort an hielten sie für lange Zeit Frieden. Von dort an übrigens hörte man auch nichts mehr von geschlechtlichen Ausschweifungen Childerichs, sondern er lebte mit seiner Gattin in treuem Einvernehmen und diese gebar ihm einen Sohn, welcher dazu bestimmt war, das Frankenreich mit dem höchsten Glanze und Ruhm zu umgeben. Ja es so zu sagen ganz neu zu gründen und zu einer weltgebietenden Macht umzuschaffen! Dieser Sohn hieß Chlodwig (in richtigerer Schreibart „Chlodowech;" aber ich gebrauche die erstere, weil sie die gebräuchlichere ist) und zählte anno 481, als sein Vater starb, nicht mehr denn fünfzehn Jahre.

Gewiß, Chlodwig zählte erst fünfzehn Jahre, als er seinem Vater unter dem Zuruf der Franken auf dem Throne folgte, allein man sah's ihm auf den ersten Blick an, daß er eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit sei. Stark und hoch gebaut, besaß er einen Blick, der Alles beherrschte, und damit verband er dann noch eine Kühnheit, die vor Nichts zurückschreckte. In den Waffen geübt, wie Keiner, übertraf er zugleich alle seine Mitlebenden durch seine Klugheit und

Geistesgegenwart; allein damit ging Hand in Hand eine Falschheit und Verschlagenheit, welche zeitweise wahrhaftes Entsetzen einflößte, und ebenso wenig schreckte er vor irgend einem Mittel, selbst nicht dem schrecklichsten, dem Meuchelmorde, zurück, wenn es ihn nur zum Ziele führte. Von einem solchen Manne nun mußte man natürlich etwas Ungewöhnliches erwarten und er rechtfertigte diese Erwartungen auch vollständig.

Vor allem war er darauf bedacht, seine Königsmacht zu verstärken, denn dieselbe stand noch unter seinem Vater — sonst hätte man ihn nicht verjagen können — auf sehr schwachen Füßen. Deßwegen verlegte er sofort seine Residenz nach der Stadt Paris, dieweil diese fast durchaus nur von Römern bewohnt war, von denen er eines knechtischen Gehorsams gewiß sein durfte. Nicht minder umgab er sich mit einem prächtigen Hofstaat und auch hiebei wurde gar manche römische Sitte mit in Rechnung gebracht. Da gab es nemlich einen Referendarius, das ist einen Geheimschreiber, der die Königlichen Erlasse auszufertigen und das Siegel zu bewahren hatte, also eine Art von Großsiegelbewahrer. Da gab es ferner einen Thesaurarius oder Cubicularius, das ist einen Obersteuereinnehmer und Finanzminister, dem die Verwaltung alles Vermögens und Einkommens des Königs übertragen war. Da gab es weiter einen Comes stabuli, auch Marescalchus genannt, also einen Oberhofmarschall, einen Buticularius oder Oberschenk (Oberkellermeister), einen Comes Palatii oder Pfalzgraf (Oberhofrichter) einen Mansionarius oder Reisemarschall und wie diese Aemter alle hießen. Da gab es endlich einen Major domus (regiae), das ist einen „Aeltesten des Königlichen Hauses,“ und dieser Titel bedeutete nichts Anderes, als was wir jetzt unter einem Haus- und Premierminister verstehen. Selbstverständlich übrigens fügte sich an diese Hauptbeamtungen noch eine ganze Unzahl von Unterbeamtungen, und diese Beamtungen zusammen bildeten eine wahrhafte Macht im Staate, mit deren Hülfe der König Alles durchsetzen konnte. Auch drängten sich die Adelichen und Freien unter den Franken in großer Ueberzahl herbei, um die eine oder die andere Stelle zu bekommen, denn der König war sehr freigebig und vergaß es nie, einen treuen Diener mit Verleihung eines kleineren oder größeren

Grundstückes zu belohnen. Dafür gingen aber auch seine Hofleute buchstäblich gesagt durchs Feuer für ihn, und ebenso auch diejenigen, die er zu Militärbefehlshabern oder zu Gouverneuren in den Provinzen ernannte.

Nachdem nun übrigens Chlodwig seine Königsmacht auf besagte Weise bedeutend gestärkt hatte, gieng er daran, sein kleines Reich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern und zu diesem Behufe gewann er sich die kleinen fränkischen Gau- oder Theilfürsten zu Bundesgenossen. Insbesondere gelang ihm dieß mit Ragnachar, der in Cambray, und mit Siegebert, dem Sohn Sigismirs, der in Köln Hof hielt, und beide Fürsten oder vielmehr Könige — denn so nannten sie sich trotz ihrer kleinen Gebiete, — stießen, sowie er anno 486 in die Kriegstrompete blies, mit all ihrer Macht zu ihm. Wem galt nun aber der erste Kriegszug Chlodwigs? Ei natürlich jenem kleinen Reste römischer Herrschaft, welcher sich noch im Innern Frankreichs mit der Hauptstadt Soissons erhalten hatte, denn mit einem solch schwachen Gegner durfte er hoffen, am ehesten fertig zu werden. Denjenigen, der zur Zeit von Chlodwigs Vater Statthalter dieser Provinz war, den Aegidius, haben wir bereits kennen gelernt und schon von ihm hätte man sagen können, daß er weniger ein römischer Statthalter, als vielmehr ein unabhängiger Regent gewesen sei. Was konnte ihm nemlich der römische Imperator für Gesetze vorschreiben, da dieser selbst in Italien keine Macht mehr besaß, und noch viel weniger im Stande war, mit seinem gelähmten Arm nach Gallien hinüberzulangen! Wie daher Aegidius anno 464 starb, folgte ihm sein Sohn Syagrius in der Regierung, gerade wie in einem Erbfürstenthume, und der Schattenkaiser Lybius Severus, der damals nominell das Scepter führte, nahm gar keine Notiz davon. Nicht lange hernach mit Romulus Augustulus, oder wenn man lieber will, mit Julius Nepos, hörte das römische Kaiserthum ganz auf und dadurch wurde Syagrius vollends ein selbstständiger Fürst. Ein mächtiger aber warhaftig nicht, denn erstens besaß er, wie schon gesagt, nur ein kleines Gebiet und zweitens bestand seine Armee nur aus angeworbenen Germanen, da die römisch-keltischen Bewohner seines Reichleins längst viel zu sehr verweichlicht waren, um noch Kriegsdienste leisten zu können. Ihm also

dem Syagrius, sandte Chlodwig im Jahr 486 eine Herausforderung und gleich darauf begann der Kampf. Er dauerte aber nicht lange, indem Siagrius gleich in der ersten Schlacht bei Soissons eine solch' furchtbare Niederlage erlitt, daß es ihm kaum noch gelang, nur von von Wenigen begleitet nach Toulouse zu entweichen. Dort suchte er bei Alarich dem König der Westgothen Schutz und Hülfe; allein wie nun Chlodwig unter schweren Drohungen die Auslieferung des Flüchtlings verlangte, wagte Alarich keinen Widerstand, und so mußte Syagrius in ein fränkisches Gefängniß wandern, in welchem er nach wenigen Wochen seinen — ohne Zweifel gewaltsamen — Tod fand. Nachdem so der letzte Rest der römischen Herrschaft von Chlodwig vernichtet war, vereinigte er sofort das eroberte Gebiet mit dem seinigen und hiedurch schwoll seine Macht bedeutend an. Allerdings nicht sowohl in quantitativer oder räumlicher Beziehung, weil es nur ein kleines Gebiet war, als vielmehr in qualitativer, indem dieses Gebiet so zu sagen das Herz Frankreichs bildete und an hoher Kultur, Reichthum und Bevölkerung — auch die festesten und hervorragendsten Städte befanden sich hier — alle anderen Provinzen weit überragte.

Eine noch weit größere Wichtigkeit hatte das eroberte Gebiet dadurch, daß seine Bewohner sich sämmtlich schon seit mehr als einem Jahrhundert zum römisch-katholischen Christenthum bekannten, denn natürlich drang nun die katholische Geistlichkeit mit aller Macht in den Eroberer, sich ebenfalls dem Katholicismus in die Arme zu werfen. Mein Gott, er war ja noch ein Heide, er mit allen seinen Franken, und einen solchen Gräuel durfte man doch in dem sonst gut katholischen Frankreich — gut katholischen nemlich, soweit es nicht den arianisch-ketzerischen Westgothen und Burgundern, sondern dem Chlodwig gehorchte und römisch-keltische Einwohner hatte — unter keinen Umständen länger dulden! Allein merkwürdig, so heftig auch die katholischen Bischöfe und Priester auf den Frankenkönig einstürmten und so furchtbar heiß sie ihm die Hölle machten — von der Seligkeit des versprochenen Himmels gar nicht zu reden — so wollte doch bei Chlodwig gar nichts verfangen und er blieb nach wie vor ein Heide. Sollte sich nun da kein Auskunftsmittel finden lassen? Ge-

wiß es gab eines, denn Chlodwig war eine junge, kräftige, von Gesundheit strotzende und überdem leidenschaftliche Natur und da er also, allem menschlischen Ermessen nach, den süßen Worten einer schönen Frau unmöglich widerstehen konnte, so handelte es sich blos darum, ihm eine solche zu geben. „Eine solche“ sage ich; darunter ist aber natürlich eine Prinzessin und zwar nicht blos eine schöne und zugleich kluge, sondern auch eine gut katholische zu verstehen, die bereit war, mit dem größten Eifer für den Katholicismus zu wirken. Doch wo gab es eine katholische Prinzessin? Römische existirten seit dem Sturze des Römerreichs nicht mehr und die germanischen rings herum bekannten sich zum ketzerischen Arianismus. Doch halt, das Schicksal hatte gnädigst gesorgt. In das Burgunderreich theilten sich seit dem Jahr 480 vier Brüder, Gundobald, Godegisel, Godomar und Chilperich und von diesen Vieren hatte der erste seinen Sitz in Lyon, der zweite in Besançon, der dritte in Vienne und der vierte in Genf. Nun gingen die zwei Letzteren auf Zureden katholischer Priester zum Katholicismus über, und zwar Godomar, weil er unbeweibt war, für sich allein, Chilperich aber mit Frau und Kindern, und dieß erregte ihnen bei den Burgundern eine große Feindschaft. Hierauf stützte sich Gundobald, den der furchtbarste Ehrgeiz stachelte, und nach kurzem Kampfe gelang es ihm, seine beiden katholisch gewordenen Brüder vom Throne zu stürzen. Nicht aber blos durch Waffengewalt gelang es ihm, sondern hauptsächlich auch deßwegen, weil er den Burgundern vorspiegelte, dieselben seien nicht mehr des Thrones werth, da sie sich von dem Glauben aller Burgunder, dem arianischen nemlich, abgewendet hätten. Selbstverständlich übrigens begnügte er sich mit ihrer bloßen Entthronung nicht, sondern er tödtete sie auch, weil sie ja sonst leicht die rechte Zeit abpassen konnten, um wieder zur Gewalt zu kommen. Sie mußten also sterben, Godomar wie Chilperich und mit dem letzteren auch seine ganze Familie. Das heißt die Frau des Chilperich und seine beiden Söhne — er ließ sie mit einem Stein um den Hals in die Rhone stürzen — die zwei kleinen Töchter, Chrona und Chlotilde, aber machte er dadurch unschädlich, daß er sie in ein katholisches Kloster in Genf steckte. Da wuchsen sie nun heran, dem Anscheine nach der Welt vollständig entrückt; aber die katholische Geist-

lichkeit wachte über ihnen und bald fand es sich, daß die Chlotilde in wunderbarer Schönheit und Geistesfrische aufblühe. Auch sorgte die Geistlichkeit dafür, daß sie für den wahren Glauben — so nennen ja alle Priester der Welt „ihren“ Glauben — förmlich begeistert wurde, und nicht minder stachelten sie dieselbe an, daß sie dem Mörder ihrer Eltern und Brüder eine unversöhnliche Rache schwor. Sieht man nun nicht, daß es eine Prinzessin gab, die alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche auf den jungen König Chlodwig einwirken konnten? Tagtäglich also rühmten die katholischen Bischöfe und Priester, die als demüthige Bittsteller den Hof Chlodwigs in Paris frequentirten, die wunderbare Schönheit der jungen, zur Nonne bestimmten Chlotilde; tagtäglich auch ihre ganz außerordentliche geistige Begabung. Noch mehr, auch davon sprachen sie tagtäglich, daß derjenige, welcher die Prinzessin eheliche, das Recht habe, an Gundobald wegen der Ermordung des Chilperich und seiner Familie Blutrache zu üben und so einen Theil des Burgunderreichs an sich zu reißen. Kurz, sie wußten auf den jungen Chlodwig so einzuwirken, daß in ihm fast nothgedrungen die Begierde aufstieg, die schöne Chlotilde als seine Gemahlin heimzuführen. Doch ehe er als Freier auftrat, wollte er sich vorher noch überzeugen, ob die Erzählungen der katholischen Priester auch wirklich Wahrheit seien, und somit sandte er einen seiner Getreuesten nach Genf, sich dort des Näheren zu erkunden. Als Bettler verkleidet traf dieser dort ein und als Bettler besuchte er auch das Nonnenkloster, in welchem Clotilde erzogen wurde. Beim Anblick derselben aber fand er, daß die Geistlichen noch viel zu wenig gesagt hatten, und nach Paris zurückgekehrt, referirte er ganz genau über Alles, was er gesehen und gehört. Nunmehr stand der Entschluß Chlodwigs fest, keine andere als die Chlotilde zu ehelichen, und alsbald — man schrieb jetzt 493 — ordnete er eine Gesandtschaft an den Burgunderkönig Gundobald ab, um dessen Nichte zur Gemahlin zu begehren. Es mochte diesem schwer fallen, sein Jawort zu geben, wenn er daran dachte, wie schlimm er sich an den Eltern Chlotildens vergangen, allein wenn er Nein sagte, war das dann nicht eine tiefe Beleidigung des mächtigen Frankenkönigs und mußte solche nicht nothwendig zum Kriege führen? Somit sagte er

Ja und mit großem Pompe ward Chlotilde nach Paris übergeführt. So wie sie aber den Boden des Frankenreichs betrat, kniete sie vor ihrer ganzen Begleitung nieder und schwur hoch und theuer, daß sie nicht ruhen werde, als bis ihr Gemahl die Ihrigen gerächt habe.

Chlodwig hatte also jetzt eine katholische Gemahlin und diese, ein feuriges Weib wie Eines, bot Allem auf, um ihren Herrn und König zu ihrem Glauben herüberzuziehen. Dennoch aber zögerte er und nur mit größter Mühe konnte sie ihn so weit bringen, daß er den erstgebornen Sohn, den sie ihm gebar, von katholischen Priestern taufen ließ. Das Knäblein starb jedoch und selbst ein zweiter Sohn, der ebenfalls getauft wurde, konnte kaum am Leben erhalten werden. Dieß machte den Chlodwig noch widerwilliger, seine alten Götter aufzugeben, denn er sagte sich, wenn das Taufwasser nicht über die Kinder gekommen wäre, so würden sie von den Göttern geschützt worden sein. Außerdem stiegen noch andere Bedenken in ihm auf. Seine Gemahlin, in Verbindung mit den römisch-keltischen Bischöfen, drang in ihn, den katholischen Glauben anzunehmen, also denjenigen Glauben, zu dem sich der bei weitem größte Theil seiner Unterthanen — die Franken waren als Eroberer zwar die Herrscher, aber sie bildeten, wie schon weiter oben gesagt, nur eine geringe Minderzahl — bekannte; allein wie würden wohl, so mußte er sich sagen, seine Franken einen solchen Schritt aufnehmen? Zu Aufgabe des Heidenthums mochten sie sich vielleicht noch bequemen, weil sie sahen, daß alle Welt ringsum in fast ganz Europa schon seit lange dasselbe abgeschworen hatte; aber zu „welchem" Christenthum bekannten sich ihre Brüder, die Ostgothen, die Westgothen, die Vandalen, die Sueven, die Burgunder und Andere? Nun sammt und sonders nicht zum Christenthum der besiegten Römer und Kelten oder wie die Völkerschaften sonst hießen, sondern zum Arianismus, der somit das germanische Christenthum repräsentirte. Mußte es also unter seinen Franken nicht unendlich böses Blut machen, wenn er ausnahmsweise die Religion der Besiegten, den Katholicismus, annahm? Umgekehrt aber, wenn er das arianische Christenthum annahm, wären damit seine Frau und die katholischen Priester, die ihn drängten — wären damit seine Hunderttausende von keltisch-römischen Unterthanen zu-

frieden gewesen? Man sieht, König Chlodwig hatte gegründete Ursache, sich zwei oder drei Male zu besinnen, ehe er die katholische Religion annahm, und daher rührte ohne Zweifel sein langes Zögern. Allein endlich ward er doch und zwar in eigenthümlicher Weise zur Entscheidung gedrängt. Im Südwesten Deutschlands, im ehemaligen römischen Zehntland, saßen, wie wir längst wissen, die Alemannen (deren Namen sich später in den der Schwaben umwandelte) und diese hatten ihre Herrschaft nach und nach immer weiter ausgedehnt, im Osten bis über den Lech hinaus (Westbaiern), im Süden bis an die Alpen (Schweiz), im Westen bis an die Vogesen (Elsaß oder vielmehr ursprünglich Alisaz, das ist Fremdensitz oder Niederlassung der Alemannen in fremdem Lande), und im Norden links und rechts vom Rhein bis an die beiden Flüsse Mosel und Lahn. Hier nun stießen sie mit dem Gebiet der ripuarischen Franken zusammen oder vielmehr sie waren längst mit ihnen zusammengestoßen und hatten ihnen das Land um die Niederungen des Neckars, des Mains und der Nahe bis zur Mosel und Lahn abgenommen. Ja sie drangen vom Jahr 490 an unaufhörlich weiter vor und bedrohten im Jahr 496 sogar das herrliche Köln, die Hauptstadt des ripuarischen Fürsten oder Königs Siegebert, dessen wir bereits Erwähnung gethan haben. In seiner Noth wandte sich nun Siegebert, weil er alleingelassen nothwendig hätte unterliegen müssen, an seinen Verwandten, den ebenso tapferen als mächtigen Chlodwig, und versprach ihm goldene Berge, wenn es mit seiner Hilfe gelinge, die Alemannen gründlich zu demüthigen. Namentlich machte Siegebert auf das etwa zur Eroberung kommende Land keinen Anspruch, sondern überließ dieses zum voraus seinem Kriegsverbündeten. Wie hätte nun Chlodwig einem solch verlockenden Rufe widerstehen können? Er sammelte also seine Krieger und zog dem Siegebert zu Hülfe. Kaum aber war er in der Nähe Kölns angekommen, so entbrannte bei Tolpiacum, zu deutsch Zülpich im jetzigen Kreise Euskirchen, die Schlacht und was für eine Schlacht war dieß! Zwei gleich tapfere und gleich starke Völkerstämme Germaniens rangen mit einander um die Oberherrschaft und keiner wollte nachgeben, jeder lieber sich dem Tode weihen. So hartnäckig und zugleich so blutig war schon lange nicht mehr gestritten worden und

fast bis zum Abend schwankte der Sieg. Nun aber wie dieser endlich sich den Alemannen zuneigte, stürzte Chlodwig auf seine Kniee und wandte sich flehend an den Gott der Christen. „Vergeblich,“ rief er, „habe ich meine alten Götter um Sieg gebeten. Sie lassen mich im Stiche und stehen meinen Feinden bei. Jetzt wende ich mich an Dich, Jesus Christus, von dem Chlotilde und ihre Priester rühmen, du seiest der Sohn des Allmächtigen und selbst allmächtig. Zeige es, daß du es bist; hilf mir die Alemannen niederwerfen und von der Stunde an, daß du mir den Sieg verleihst, werde ich mich, das schwöre ich dir, nur noch an dich halten, nicht mehr an meine früheren Götter.“ Also flehte der König Chlodwig und von neuem Muth beseelt, stürzte er sich wieder in die Schlacht. Merkwürdig aber, von diesem Augenblicke an war es, als ob die Alemannen erlahmten und mit dem Einbruch der Nacht hatten die Franken einen vollständigen Sieg erfochten. Ja einen so vollständigen, daß die Alemannen sich von dieser Niederlage nie mehr erholten und von nun an aus der Reihe der herrschenden Germanenstämme gestrichen werden mußten. Zu vielen Tausenden bedeckten ihre Todten die Wahlstatt und eine noch weit größere Anzahl wurde auf der Flucht getödtet. Die aber entrannen, schickten eiligst Boten an Theodorich den Großen, den König der Ostgothen — wir werden gleich nachher auf ihn zu sprechen kommen — und flehten ihn an, sie gnädigst in seinen Schutz zu nehmen. Solches that er denn auch und seine gewichtige Einrede verhinderte, daß Chlodwig alles allemannische Land an sich riß. Vielmehr mußte er sich mit dem Elsaß und dem andern großen Bezirk, der sich rechts und links des Rheinflusses vom Rems- und Kocherthale an bis zu dem Einflusse der Mosel und der Lahn erstreckte (also das jetzige badische und württembergische Unterland, Nordwestbaiern und Rheinbaiern, Frankfurt — eine Hirschkuh zeigte den verfolgenden siegreichen Franken eine Furth über den Rhein und daher erhielt Frankfurt den Namen — Nassau, Darmstadt und noch ein Theil von Hessenkassel), begnügen, während das übrige Alemannien (das badische und württembergische Oberland, die Bodenseegegend bis zum Lech und die Schweiz) unter ostgothischer Oberherrschaft für jetzt noch so ziemlich seine alte Freiheit behielt. Wie ergieng es nun aber dem von

Chlodwig eroberten Land?, Nun vor allem schöpfte er ihm den Namen „Rheinfranken," um damit anzudeuten, daß er es für immer und ewig mit dem eigentlichen Frankenreiche verbunden erachte, und sodann nahm er das Grundeigenthum der Vornehmsten unter den Alemannen für sich in Besitz, theils um es an seine Getreuesten zu verlehnen, theils um das Einkommen der Krone zu vermehren. Im Uebrigen aber behandelte er die Unterjochten nicht wie Sklaven, wie früher bei germanischen Eroberungen üblich, sondern er ließ ihnen vielmehr ihre bisherigen Gesetze und hielt sie nur zum Kriegsdienst unter fränkischer Führung, sowie zum Zahlen eines starken Tributes an. Warum aber diese Milde? Nun er wollte festen Fuß in Deutschland fassen, wohl einsehend, daß ein starkes Frankenreich ohne germanische Theilnahme unmöglich gedeihen und wachsen könne. Die Klugheit also gab ihm diese Milde ein, nicht seine Herzensstimmung, und die Folge war, daß auch diejenigen Alemannen, die aus dem von ihm eroberten Gebiete in das andere von ihm nicht eroberte geflohen waren, nach kurzer Zeit in die alte Heimath zurückkehrten und seine Herrschaft freudig anerkannten.

In der Schlacht bei Zülpich hatte Chlodwig geschworen, ein katholischer Christ zu werden, und diesen Schwur hielt er getreulich. Noch im selbigen Jahre 496, am Christfest, wurde der Taufact in der Kathedrale von Rheims unter großem Pomp an ihm vollzogen und der ihn vollzog, war der (nachher heilig gesprochene) Bischof Remigius von Rheims, welcher schon früher, Hand in Hand mit seiner Gemahlin, aufs eifrigste an seiner Bekehrung gearbeitet hatte. Unmittelbar darauf salbte ihn der Bischof nach alttestamentlicher Weise mit dem heiligen Oele und das Oelfläschchen soll nach der Sage durch einen Engel unmittelbar vom Himmel gebracht worden sein. Mit dem König zugleich ließen sich auch dreitausend seiner Franken taufen, wahrscheinlich sein unmittelbares Kriegsgefolge (die Dreitausend erklärten, sie wollten von nun an dem Gotte dienen, der ihnen bei Zülpich den Sieg gegeben habe, denn er sei ein gewaltig-starker Gott) und diesen ersten Dreitausenden folgten bald noch viele andere Tausende, denn der Hof pflegt meist die Richtschnur für die Unterthanen zu sein.

Auf sehr viele Franken jedoch muß offenbar dieser Königliche Act keinen guten Eindruck gemacht haben, indem selbst kirchliche Schriftsteller jener Zeit berichten, daß nicht wenige Edelinge sich daraufhin von Chlodwig losgesagt hätten und zu dem Frankenfüsten Regnachar, der, wie wir wohl wissen, zu Cambray residirte, übertraten. Trotzdem erwiesen sich die Folgen des Religionswechsels als außerordentlich vortheilhaft für den König Chlodwig und die Thatsache steht fest, daß er durch denselben an Machtzufluß mehr gewann, als er durch hundert siegreiche Schlachten hätte gewinnen können. Wie ganz anders gestaltete sich nämlich jetzt sein Verhältniß zu den unter seiner Herrschaft stehenden Römern und Kelten! Bisher hatten sie ihn nur als den Eroberer und Zwingherrn betrachtet und die Furcht war es, welcher er ihre Treue und ihren Gehorsam verdankte. Jetzt erschien er ihnen als Einer der Ihrigen, als ihr legitimes, weil von einem Bischof gesalbtes Oberhaupt, und an die Stelle der Furcht trat die Anhänglichkeit und Liebe. Auch wurde ihnen nun in der That eine weit mildere Behandlung zu Theil und viele reiche und hochgebildete Römer aus alten angesehenen Familien boten sofort dem Könige ihre Dienste an. Mit andern Worten die Verschmelzung des Frankenthums mit dem Römerthum vollzog sich nun erst in richtiger Weise und damit verschwanden die bisher in Frankreich bestehenden Gegensätze. Welch' kolossale Wirkung aber hatte der Uebertritt Chlodwigs nicht erst auf die übrigen Bewohner Galliens, die nicht unter fränkischer, sondern unter westgothischer, ostgothischer und burgundischer Oberherschaft standen! Ich habe schon weiter oben angeführt, daß die sämmtlichen zum Christenthum übergetretenen Germanenstämme sich zum Arianismus bekannt hatten und daß eben deßwegen eine tödtliche Feindschaft zwischen ihnen und den eroberten Römerländern geherrscht habe. Von dieser Feindschaft waren nun natürlich auch die keltisch-römischen Gallier im Burgundischen, in der Provence, in Aquitanien und in Septimanien (Languedoc, Gascogne, Poitou u. s. w.) beseelt, denn sie gehörten sämmtlich der orthodox-römischen Kirche an und mußten also ihre Beherrscher, weil Arianer, als Ketzer ansehen. Noch mehr, sie fühlten sich in ihrem orthodoxen Glauben bedrückt und besonders schmerzlich empfanden diesen Druck ihre Bischöfe. Was

Wunder, wenn sie alle, die Laien wie die Bischöfe, über die Taufe Chlodwigs laut aufjubelten, in der Hoffnung, daß der Frankenkönig von nun an ihr Beschützer sein werde! Was Wunder, wenn Chlodwig sofort von vielen Priestern und Bischöfen — darunter war besonders auch der hochmächtige Bischof Avitus von Vienne im Burgunderlande, — ja wenn er selbst vom Papste — damals Anastasius II. — die begeistertsten Glückwünschungsschreiben erhielt, als wäre in ihm ein weltlicher Messias entstanden! Was Wunder, wenn von den katholischen Predigern von allen Kanzeln herab die Franken als das auserwählte Volk Gottes geschildert wurden, dem man aus allen Kräften beistehen müsse! Was Wunder endlich, wenn sich in allen gallischen Provinzen, die noch von arianischen Oberherren beherrscht wurden, eine starke fränkisch-gesinnte Partei bildete, die nichts sehnlicher wünschte, als daß Chlodwig die Provinz erobern möge, und die natürlich auch bereit war, ihm bei einem solchen Eroberungsversuch in aller Weise Vorschub zu leisten! Eine solch' ungeheure Tragweite hatte der Uebertritt Chlodwigs zum Katholicismus und es wurde ihm daher damals schon von dem Metropoliten von Vienne — dem obgenannten Avitus — prophezeiht, daß ihm in kürzester Frist die Herrschaft von ganz Frankreich zufallen müsse.

Diese Prophezeihung wahr zu machen, dazu war der tapfere Chlodwig ganz der Mann, und immerwährend stachelte ihn sein Ehrgeiz an, ein Stück Galliens nach dem andern seinem Reiche hinzuzufügen. Vor allem wandte er sich gegen Burgund, denn seine Gemahlin ließ nicht ab, ihn zur Blutrache für ihren ermordeten Vater aufzufordern, und die übrigen Verhältnisse waren ebenfalls dazu angethan, ihn zu einem solchen Feldzug zu treiben. Nachdem nemlich der Burgunderkönig Gundobald, wie wir gesehen, seine beiden Brüder Godamar und Chilperich entthront und ermordet hatte, gelüstete ihn auch noch nach dem Landestheile, den der vierte Bruder Godegisel in Besitz hatte, und letzterer, der jeden Augenblick nicht wußte, wenn er würde angegriffen werden, wandte sich heimlich um Hülfe an Chlodwig, diesen auffordernd, seinen raubgierigen Bruder mit Krieg zu überziehen. Solches geschah im Jahr 500 und mit Freuden ergriff Chlodwig die Gelegenheit, ins Burgundische einzufallen. Vorher aber machte er

mit Godegisel ab, daß dieser zum Schein, als ob er den Chlodwig bekämpfen wollte, seine Truppen mit denen seines Bruders Gundobald vereinigen, dagegen in der ersten Schlacht von demselben abfallen solle, um so dessen Niederlage um so gewisser zu machen. So kams denn auch. Bei Dijon im Herbst 500 stießen die beiden Heere auf einander und Godegisel hatte richtig seine Mannen mit denen Gundobalds vereinigt. Wie aber die Schlacht begann, gab Godegisel den Seinen ein Zeichen und trat mit ihnen auf die Seite des Frankenkönigs über. So errang letzterer einen entscheidenden Sieg und wie der Tag sich neigte, entfloh Gundobald in wilder Hast nach Avignon, wo er sich mit wenigen Getreuen einschloß. Dorthin zog ihm Chlodwig nach und schloß die Stadt so ein, daß von einem langen Widerstande keine Rede sein konnte. Wie nun aber Gundobald sich hievon überzeugte, entschloß er sich zu bedeutenden Concessionen und so kam bald ein Friedensvertrag zu Stande, dessen Hauptstipulationen folgende waren: Erstens Abtretung des Theils des Burgunderreichs, welcher an Lothringen und das Elsaß gränzte, an das Frankenreich; zweitens Theilung des Uebrigbleibenden zwischen Gundobald und Godegisel; drittens Verpflichtung beider, Gundobalds wie Godegisels, dem Frankenkönig die Heerfolge zu leisten und ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen. Nachdem Chlodwig so viel erreicht, zog er wieder nach Paris ab; allein kaum war er fort, so überfiel der wortbrüchige Gundobald seinen Bruder Godegisel mit Uebermacht, so daß sich dieser eilends in seine nunmehrige Hauptstadt Vienne werfen mußte. Hier hielt er sich eine Zeit lang aufs tapferste; doch nachher gelang es dem Gundobald, die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen und in der Hitze des Kampfes wurde Godegisel mit vielen der Seinigen in einer Kirche, in welche er sich geflüchtet, niedergestochen. So bemächtigte sich Gundobald wieder des gesammten Burgunderlandes mit Ausnahme desjenigen, welches an Chlodwig abgetreten worden war, denn dieses wieder erobern zu wollen, fiel ihm nicht ein. Vielmehr suchte er den Frankenkönig durch das unterwürfigste Benehmen davon abzuhalten, für die Ermordung Godegisels einen Rachezug gegen Burgund zu unternehmen, und er zahlte nicht nur den Tribut fort, sondern verpflichtete sich auch von neuem zur Leistung der Heerfolge. Ueberdem verstand

er sich dazu den römisch-katholischen Glauben anzunehmen und ließ von nun an seine Söhne in diesem Glauben auferziehen. Kurz er that Alles, um sowohl seine römisch-katholischen Unterthanen — besonders deren Bischöfe — zu befriedigen, als auch dem Könige Chlodwig jeden Vorwand zu einem neuen Kriege zu nehmen, und da er nun auch den König der Ostgothen, Theodorich den Großen in sein Interesse zu ziehen verstand — diesem war, wie wir später sehen werden, alles daran gelegen, den König Chlodwig nicht allzumächtig werden zu lassen und deßwegen nahm er den König Gundobald in seinen Schutz — so gelang es ihm wirklich, das Burgundereich, so weit er es nicht an Chlodwig abgetreten hatte, für jetzt noch zusammenzuhalten.

Doch wenn nun auch der Frankenkönig aus diesen und andern Gründen von der Eroberung alles burgundischen Landes, die ihm gewiß sehr am Herzen lag, abstehen mußte, so gab es dagegen einen anderen Theil Galliens, dessen Besitz noch viel mehr Reize für ihn hatte, ich meine jene wunderbar herrlich gelegenen Länderstriche, welche sich zwischen den Pyrenäen, den Sevennen und dem Loireflusse ausdehnen und fast die Hälfte von ganz Frankreich ausmachen. Diese Länderstriche hatten, wie wir schon früher gesehen haben, die Westgothen in Besitz genommen und damit den größten Theil von Spanien verbunden, so daß ihr Reich, das Tolosanische (nach der Hauptstadt Toulouse) genannt, eine große Macht repräsentirte. So groß nun aber auch diese Macht dem äußeren Umfang nach erschien, so wurmstichig war sie schon nach kurzem im Innern und zwar einfach deßwegen, weil dieses Innere durch einen unheilbaren Zwiespalt auseinandergerissen wurde. Wie die Burgunder, so bekannten sich auch die Westgothen, die Eroberer von Südwestfrankreich, zum Arianismus; die Besiegten aber, eine Mischung von Römern und Kelten, gehörten dem Katholicismus an und haßten ihre Besieger so recht von Grund des Herzens. Nun gab aber ein böser Geist dem König Eurich, der als Nachfolger Theodorichs II. die Westgothen von 466 bis 484 regierte, den unköniglichen Gedanken ein, die Fahne der Unduldsamkeit aufzupflanzeu und seine katholischen Unterthanen zwingen zu wollen, den arianischen Glauben anzunehmen. Ja wohl, die sämmtlichen römisch-keltischen Bewohner des weitgestreckten Landes zwischen Loire,

Rhone, Sevennen und Pyrenäen, ihrer viele Millionen, sollten den Glauben der Sieger annehmen, welche selbst nur nach Hunderttausenden zählten, und damit sie dieß thäten, vergewaltigte er die Millionen auf ganz barbarische Weise. Insbesondere schwer aber lag sein Arm auf den katholischen Bischöfen, und viele wurden entsetzt, verbannt, in Ketten geschmiedet. Welche Folgen hatte nun aber ein solches Vorgehen? Man kann sich's denken. Seine ganze katholische Unterthanenschaft sehnte sich darnach, ihn, den König Eurich, loszubekommen, und die Vornehmen und Einflußreichen darunter, vor allem die Bischöfe gingen noch etwas weiter, zum großen Theil sogar so weit, daß sie sich vornahmen, bei der ersten Gelegenheit, die sich darbiete, das verhaßte Joch dieses arianischen Tyrannen abzuschütteln und zwar, wenn nothwendig, mit Gewalt abzuschütteln. Auf den König Eurich folgte nun anno 484 allerdings ein viel milderer Herrscher, sein Sohn Alarich II., ein Tochtermann Theodorichs des Großen (des Königs der Ostgothen, wie bereits bekannt) und dieser suchte auf Anrathen seines Schwiegervaters durch Toleranz wieder gut zu machen, was sein Vater durch seinen grausamen Fanatismus verbrochen hatte. Er setzte also die vertriebenen Bischöfe wieder ein und ließ die Katholiken seines Reiches vollkommen unangefochten. Allein lag darin eine Bürgschaft für die Zukunft? Konnte nicht der nächste Nachfolger Alarichs wieder in die Fußstapfen Eurichs treten und noch grausamere Verfolgungen über die Katholiken verhängen? Nein der orthodoxe Glauben hatte nur dann Sicherheit der Existenz zu hoffen, wenn das arianische Königthum der Westgothen überhaupt aufhörte und ein christ-katholischer König die Herrschaft über das Land zwischen der Loire, der Rhone und den Pyrenäen erhielt. Demgemäß setzten sich die katholischen Bischöfe jenes Landes mit Chlodwig, sobald er die katholische Taufe erhalten hatte, insgeheim in Verbindung und munterten ihn auf, sein Schwert gegen Alarich II. zu kehren. Solche Aufmunterungen scheinen im Anfang nur von Einzelnen ausgegangen zu sein, allein im September 506 versammelten sich die sämmtlichen katholischen Bischöfe des besagten Territoriums in Agde und faßten da den Beschluß, den König Chlodwig mit all' ihrer Macht zu unterstützen, wenn er sich bestimmen lasse, dem König Alarich den Krieg

zu erklären. Freilich in offener Sitzung faßten sie diesen Beschluß nicht, sondern ihre offenen Sitzungen waren nur kirchlichen Angelegenheiten gewidmet, um der Regierung in Toulouse nicht allzufrühe die Augen zu öffnen; die letztere jedoch faßte offenbar Verdacht, denn Alarich II. lud jetzt — auf Anrathen seines Schwiegervaters Theodorich — den König Chlodwig zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, um einen Freundschaftsbund mit ihm zu schließen. Die Zusammenkunft fand auch wirklich auf einer kleinen Insel der Loire in der Nähe von Amboise statt, und beim fröhlichen Gastmahl wurde der Freundschaftsbund geschlossen. Diesen Bund zu halten aber war Chlodwig nimmermehr entschlossen, sobald die Bischöfe ihr Wort hielten, und dieß that er ihnen sofort durch Geheimboten zu wissen. Da erhob der Bischof von Bearn, an der Gränze der Pyrenäen, Galactorius mit Namen, um den Collegen ein Beispiel zu geben, mit all den Bewohnern seiner Diöcese, soweit sie nicht Westgothen waren, die Fahne des offenen Aufruhrs und forderte die sämmtlichen Katholiken des westgothischen Reichs auf, sich an dem Kampf zu betheiligen. Daraufhin aber blieb dem König Alarich nichts übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und nach kurzem Kampfe wurden die Banden des Galactorius versprengt, er selbst an ihrer Spitze getödtet. Nicht allein übrigens dieß, sondern König Alarich, einsehend, daß es ihm unmöglich sein werde, seine katholischen Unterthanen je mit dem arianischen Königthum zu versöhnen, griff zu der alten Strenge zurück und verbannte die Bischöfe Volusianus von Tours, Quintianus von Rhodez und Cäsarius von Arles als Haupträdelsführer. Ja noch strengere Maßregeln waren von ihm zu erwarten und so beschworen denn die bedrohten übrigen Bischöfe den König Chlodwig, sie nicht dem Verderben preiszugeben. Nun mußte schnell gehandelt werden, denn wenn Chlodwig die Bischöfe im Stiche ließ, verlor er das Vertrauen der sämmtichen Katholiken, die unter Alarichs Herrschaft standen, und konnte dann auf deren Beihülfe bei einem Kriege gegen Alarich nie mehr zählen. Schnellstens also bot er im Frühjahr 507 alle seine Streitkräfte auf und auch Siegebert von Köln, sein Vetter und Kampfgenosse von früher, zog ihm zu Hülfe. Nicht minder mußte Gundobald von Burgund ihm ein starkes Heergeleite stellen und so

rückte er mit starker Macht über Orleans gegen Tours vor. Dennoch aber war das Heer, welches Alarich II. gegen ihn aufstellte, ihm bei weitem überlegen und wenn die Zahl der Streiter zu entscheiden gehabt hätte, so mußte er nothwendig unterliegen. Ueberdem welch' glorreiche Vergangenheit stand nicht den Westgothen zur Seite! Ihnen, die Rom erobert und Attila die Geißel Gottes besiegt hatten! Aber Zweierlei war gegen sie. Einmal das, daß ihr König Alarich II. wohl Tapferkeit, aber kein Feldherrntalent besaß, und dann das, daß die ganze katholische Bevölkerung ihres Landes, also eine Masse von Millionen mit den mächtigen Bischöfen an der Spitze, weil ihnen feindlich, dem Angreifer allen Vorschub leistete. Vorwärts also rückte König Chlodwig und alle Städte und Dörfer, durch die er kam, besonders Blois, Tours und Poitiers nahmen ihn mit Begeisterung auf. Bei Vouglee an der Vienne, zwei Meilen südöstlich von Poitiers, kam's zur Entscheidungsschlacht und die Westgothen fochten ihres glorreichen Namens würdig. Dennoch unterlagen sie und bald wurde ihre Flucht allgemein. Da suchte Alarich den Chlodwig auf, um durch einen Zweikampf der Schlacht eine andere Wendung zu geben. Auch dieser Kampf jedoch endete unglücklich für ihn, denn er fiel nach wenigen Gängen von Chlodwigs Schwerte durchbohrt. Jetzt warfen sich zwei riesige Gothen auf den Frankenkönig, den Tod ihres Fürsten zu rächen. Allein auch ihrer erwehrte sich der tapfere Chlodwig und schließlich erfocht er einen Sieg, wie er bisher noch keinen erfochten. Nunmehr stand ihm das ganze Land der Westgothen bis an die spanische Grenze offen, und nur einzelne gut befestigte Städte hielten noch Stand. Im Laufe des Jahres bemächtigte er sich jedoch der meisten und selbst Toulouse, wo er die Schätze Alarichs erbeutete, sowie das mächtige Bordeaux mußten ihm die Thore öffnen. In letzterer Stadt brachte er den Winter zu und im Frühjahr 508 traf er Anstalt, um auch vollends das Languedoc, das allein noch Widerstand leistete, zu erobern. Ja es stand sogar für die Westgothen in Aussicht, daß er über die Pyrenäen hinüberücken und deren spanische Provinzen angreifen würde, allein nun trat wieder, wie beim Kriege gegen Burgund, Theodorich der Große dazwischen, und zwar dießmal noch weit energischer, als damals. Einmal nämlich wurde ihm vor der

wachsenden Macht des Frankenkönigs bange, denn auch er besaß noch ein Stück von Frankreich, die Provence nemlich, die schon seit Jahrhunderten zu Italien gehörte, und wenn er den Chlodwig gewähren ließ, so fiels diesem gewiß ein, zuletzt sich dieses Landstrichs ebenfalls zu bemächtigen oder gar über die Alpen bis nach Oberitalien vorzudringen. Zum andern war der getödtete Alarich sein Tochtermann gewesen und hatte ein fünfjähriges Söhnlein, Amalarich, hinterlassen, das er, als Großvater, doch unmöglich des ganzen Erbes berauben lassen konnte. Somit schickte er im Frühjahr 508 den Westgothen unter seinem bewährten Feldherrn Ibbas ein starkes Heer zu Hülfe nnd dieser zwang sofort den König Chlodwig zur Aufhebung der Belagerung von Arles und Carcassone, welche er eben erst begonnen hatte. Noch mehr, in der darauf folgenden Schlacht sollen — die Nachricht ist wohl mehr Sage als Wahrheit — gegen 30,000 Franken und Burgunder gefallen sein und in Folge dessen habe Chlodwig um Frieden bitten müssen. So erfahren wir aus etwas verdächtiger Quelle. Allein sei dem nun, wie ihm wolle, die Thatsache steht fest, daß Chlodwig und Theodorich sich dahin einigten, es solle ersterer die große Provinz Aquitanien, das ist alles Land zwischen Garonne, den Sevennen, der Loire und dem Meere, behalten, dagegen aber sei der schmale Küstenstrich von der Rhone bis zu den Pyrenäen, Septimanien (die 7. römische Legion, Septimani, stand früher dort, daher der Name) genannt, also das jetzige Languedoc, Roussillon, Gascogne und Bearn an der westgothischen Thronerben Amalarich zurückzugeben. Auf diese Ubereinkunft hin, hörte aller Kampf zwischen Franken, Westgothen und Ostgothen auf, und das Endresultat des ganzen Kampfes war also, daß das Frankenreich sich wieder um eine sehr bedeutende Provinz, das ist um Aquitanien vermehrt hatte. Diese Provinz aber behandelte Chlodwig, nachdem die Westgothen aus derselben abgezogen waren, keineswegs als erobertes, den Kriegsgesetzen verfallenes Land, sondern er ließ ihr ihre Abgränzung und eigene Verwaltung, wie sie sie schon unter den Römerr gehabt hatte, und nur die Güter, welche die Westgothen besaßen, riß er als Kroneigenthum an sich.

Bislang haben wir den König Chlodwig fast nur von der vor-

theilhaftesten Seite kennen gelernt, nur als großen Krieger und Eroberer, der mit der außerordentlichsten Kühnheit die bewundernswürdigste Kaltblütigkeit verband und in keiner Weise vielleicht Tadel verdiente, seine unbezähmbare Ländergier allein ausgenommen; allein nunmehr gegen das Ende seines Lebens zeigte er sich auch von einer andern Seite und zwar von einer solchen, die uns wahrhaftes Entsetzen einflößt. Kaum nemlich sah er, daß er sein Reich weder gegen die burgundische noch gegen die westgothische Seite hin weiter ausdehnen könne, ohne mit Theodorich dem Großen in einen schweren Krieg verwickelt zu werden, richtete er sein Augenmerk auf das nördliche Gallien, auf die Länder meine ich, welche im Besitz derjenigen Franken waren, die noch eigenen Fürsten gehorchten, und sofort stand sein Entschluß fest, alle Aeste des fränkischen Stammes unter seinem Scepter zu einem einzigen Reiche zu vereinigen. In welcher Weise aber führte er diesen Entschluß aus? Nun der Leser höre und schaudere. Siegebert, der König der ripuarischen Franken, welcher in Köln residirte, war ihm von Anfang an ein treuer Bundesgenosse gewesen und hatte dieß sowohl in dem Alemannenkrieg, als auch eben jetzt in dem Kampfe mit den Westgothen bewiesen. Das Heergeleite übrigens, das er dem Chlodwig zu Hülfe sandte, befehligte er dießmal nicht selbst, weil er von einer Wunde, die er in der Schlacht von Zülpich davongetragen, etwas leidend war, sondern er betraute damit seinen Sohn, Chloderich, einen unendlich ehrgeizigen und herrschgierigen Jüngling. Solche schwache Seite hatte Chlodwig im Augenblick herausgefunden und benützte sie sofort dazu, den Jüngling in geschickter Weise immer mehr aufzustacheln. „Dein Vater ist alt und schwach," ließ er oft und viel unter vier Augen fallen, „und paßt nicht mehr recht zur Regierung. Dir würde sie viel besser anstehen, und ich würde dich mit Freuden als König der Ripuarier bewillkommnen." Es war also nichts Geringeres, als Vatermord, wozu Chlodwig den Chloderich antrieb, und der unnatürliche Sohn ließ sich in Wahrheit dazu verleiten. Siegebert wurde also, als er sich auf die Jagd in die Wälder an der Werra begeben hatte, von hinten erschlagen und dann schickte Chloderich eiligst Boten an Chlodwig, damit dieser ihn sofort öffentlich als König anerkenne. Chlodwig aber ordnete eine

große Gefolgschaft nach Köln ab, ließ den Chloderich in öffentlicher Audienz als Vatermörder (ich weiß, es giebt noch andere Lesarten über die Art und Weise, wie Chloderich ermordet wurde, allein als die wahrscheinlichere erscheint mir diese) niederstoßen und verlangte dann von den Ripuariern, sie sollten von nun an ihn, den langjährigen, treuen Alliirten des ermordeten Siegeberts, als Regenten anerkennen. Um diesem seinem Verlangen Nachdruck zu geben, reiste er selbst nach Köln, bemächtigte sich der Schätze des von ihm Hingeschlachteten und wußte mit diesen so geschickt zu experimentiren, daß die Meisten der Großen und Vornehmen unter den Ripuariern alsobald zu ihm übergingen. Andere allerdings ließen sich nicht kirre machen und verbunden mit einem nicht geringen Theile der gewöhnlichen Freien suchten sie dem Frankenkönig mit gewappneter Hand Widerstand zu leisten. Allein Letzterer trat ihnen mit Uebermacht entgegen und so blieb denselben am Ende nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nachdem nun diese ziemlich schwierige Operation mit so leichter Mühe vor sich gegangen war, wandte sich sofort Chlodwig gegen einen andern der fränkischen Theilfürsten, mit Namen Chararich, der über Boulogne und Calais und über all' das Land ringsum bis zur Schelde hin dominirte, denn auf diesen, der ihm in seinem ersten Kampfe gegen den Römer Syagrius nicht beigestanden war, hatte er einen besondern Haß. Es gelang ihm, sich seiner und seines Sohnes durch List zu bemächtigen, und sofort ließ er beiden das Haupthaar scheeren, um sie in ein Kloster zu stecken. Da weinte und klagte der alte Chararich über die Maaßen, der Sohn aber tröstete ihn mit den Worten: „Unsere Haare sind wie Zweige, die am grünen Stamme abgeschnitten sind; bald werden sie wieder ausschlagen und wachsen.“ Kaum aber hatte man dem Chlodwig diese Worte hinterbracht, so ließ er Beide, Vater und Sohn, niedermachen, um ihnen so alle und jede Hoffnung, je wieder aufzukommen, für immer abzuschneiden. Jetzt waren außer einigen kleineren unabhängigen Häuptlingen nur noch drei Theilfürsten übrig, die drei Brüder Ragnachar, Richard und Rignomer, welche zu Cambray, Douay und Mons residirten, und natürlich richtete nun ihnen Chlodwig sein Augenmerk zu. Vor allem hatte er es auf Ragnachar

— es ist von diesem schon früher die Rede gewesen — als dem mächtigsten unter ihnen, abgesehen und da derselbe sich durch seine zügellose Wollust und Schwelgerei bei den Seinigen verhaßt gemacht hatte, so wurde es dem Frankenkönige leicht, einige vornehme Edelinge durch heimliche Uebersendung von goldenen Armspangen und Wehrgehängen für sich zu gewinnen. Die Gewonnenen erregten sofort einen Aufruhr und riefen den Chlodwig ins Land, damit er sie von dem verhaßten Joche Ragnachars befreie. Chlodwig folgte sofort dem Rufe, aber Ragnachar, unterstützt von seinem Bruder Richard, warf sich ihm entgegen und kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung. Vergeblich übrigens. Von Chlodwig vollständig geschlagen, wurde er auf der Flucht von jenen obgenannten verrätherischen Edelingen gefangen genommen, in Fesseln geworfen und in diesem Zustand mit seinem Bruder dem Frankenkönige vorgeführt. „Was?" schrie nun der Letztere. „So sehr konntest du dich erniedrigen, daß du, statt bis zum Tod zu kämpfen, dich binden und fesseln ließest? Pfui über dich Elenden!" Und so sprechend erhob er die Streitaxt und spaltete dem Gefangenen das Haupt. Unmittelbar darauf, während die Anwesenden vor Bestürzung außer sich wie gelähmt dastanden, wandte er sich gegen Richard, den Bruder des Erschlagenen, und laut schreiend: „Feigling, warum bist du deinem Bruder nicht beigestanden, daß man ihn nicht in Bande werfen konnte?" hieb er auch ihn mit der Streitaxt nieder. So war er jetzt der beiden kleinen Regentlein in Cambray und Douay los und bemächtigte sich darauf mit Leichtigkeit (allerdings beklagten sich die mit goldenen Armspangen und Wehrgehängen beschenkten Edelinge aufs bitterste bei ihm, denn es stellte sich später heraus, daß die Armspangen und Wehrgehänge nicht von Gold, sondern von vergoldetem Erz waren, allein Chlodwig fertigte sie kurz mit den Worten ab, daß diejenigen, welche ihren Herrn durch Verrath geflissentlich ins Elend gebracht, nichts besseres werth seien, und draufhin mußten sie schamerfüllt stillschweigen) ihrer Herrschaften. Gegen den dritten Bruder Rignomer aber sandte er einen seiner Kriegsobersten und ließ ihn in Mons, trotzdem sich derselbe freiwillig unterwarf, ebenfalls umbringen. So wurde er, um seine Herrschaft über alle Franken ohne Unterschied auszudehnen, ein siebenfacher,

oder um die Wahrheit zu sagen, ein mehr als dutzendfacher Mörder, denn auch die kleinen Häuptlinge, von denen ich oben gesprochen, ließ er, sobald sie als Verwandte von ihm auf Unabhängigkeit und fürstliche Herrschaft Anspruch machten, ohne weiteres abschlachten; das Schändlichste dabei aber war, daß er heuchelnd erklärte, im Namen Gottes zu handeln, denn die Ermordeten seien ja sämmtlich Heiden gewesen. Ja wohl, im Namen Gottes handelte er und deßhalb spendete ihm auch der heilige Gregor von Tours, der beste Chronist der Franken, bei der Erzählung dieser Gräuelthaten das höchste Lob — das Lob eines Frommen, der beständig vor dem Herrn wandle! Natürlich, denn, wie schon gesagt, die Ermordeten waren ja Heiden und man konnte nun nach ihrem Tode die Ausbreitung des Christenthums unter den ihrigen um so schwunghafter betreiben! So gar schnell übrigens ging es mit dieser Christianisirung doch nicht, sondern der Heidenglaube erhielt sich unter den nördlichen Franken, besonders bei denen im Belgischen, die an die friesischen Gaue gränzten, noch bis ins siebte Jahrhundert hinein.

Alle fränkischen Stämme oder vielmehr alle Aeste des fränkischen Stammes waren nun bis zum Jahr 510 unter der Herrschaft Chlodwigs vereinigt, und daraufhin fiel ihm auch noch die Bretagne — jenes Land, welches die vor den Sachsen in England geflohenen Britten in Besitz genommen hatten — gleichsam von selbst zu. Wie hätte sich denn diese kleine Provinz, die links und rechts so wie nach Osten an seine Territorien, nach Westen aber an den atlantischen Ocean gränzte, unabhängig erhalten können? Die Bretagner boten ihm also ihre Unterwerfung von selbst an, unter der Bedingung, daß sie ihre bisherigen Einrichtungen behalten dürften, und da sie schon längst — von England her — dem Christenthum angehörten, so konnte er ihnen dieß leicht bewilligen. Nicht lange hernach am 27. November (dieser Tag wird wenigstens gewöhnlich angenommen) 511 starb er, erst 45 Jahre alt, in seiner Hauptstadt Paris und um seine Leiche standen Viele trauernd umher. Nicht minder Viele aber athmeten froh und tief auf, als ob ihnen eine schwere Last abgenommen sei, denn nicht leicht hatte ein König mehr Fluchwürdiges begangen. Dagegen muß unbedingt zugegeben werden, daß das Groß=

artige seiner Thaten alles Andere bei weitem überwiegt, indem nur er allein es war, der die Grundlage schuf zu jenem großen Reiche, das unter Karl dem Großen selbst noch das Römerreich überragte. Unmittelbar übrigens vor seinem Tode führte er noch ein Schauspiel auf, das von seiner Heuchelei und Verstellungskunst allzusehr Zeugniß giebt, als daß ich es ganz übergehen dürfte. Um nemlich mit Gewißheit zu erfahren, ob er auch wirklich alle die kleinen Gaufürsten und Häuptlinge, die es im nördlichen Frankenlande gegeben, vom Leben zum Tode gebracht habe, versammelte er einstmals seine Großen um sich und stellte ihnen jammernd sein Elend vor. „Einsam," rief er mit Thränen in den Augen, „einsam stehe ich jetzt auf Erden, denn außer meinen Söhnen hat mir der Himmel alle meine Blutsverwandten genommen und Niemand ist da, mir Beistand zu leisten, wenn die Tage des Unglücks über mich kommen sollten." Weil sich nun aber trotz seines auf Mitleid berechneten Jammers kein Mensch meldete, um auf seine Verwandtschaft Anspruch zu machen, jubelte er in seinem Inneren laut auf, denn nun war er fest überzeugt, daß von seiner ganzen Sippe Niemand mehr übrig geblieben sei, um ihm oder seinen Söhnen die Herrschaft streitig zu machen.

Zweites Kapitel.

Theodorich der Große oder die Ostgothen in Italien.

(488 bis 526 nach Christus.)

Von Frankreich wenden wir uns nach Italien. Dort herrschte seit 476 nach Christi Geburt der Rugier Ottoaker in zwar ganz unumschränkter Weise, aber zugleich mit solcher Milde und Weisheit, daß das ganze Land sich merklich zu erholen anfing. Da sollte ein abermaliger Sturm, der über die schöne Halbinsel hereinbrach, von neuem Verderben bringen und zugleich der Herrschaft des Ottoaker ein Ende

machen. Dieser Sturm aber kam von den Ostgothen und zwar auf Anstiften des Kaisers in Constantinopel, das heißt des Kaisers, welcher das oströmische Reich beherrschte.

Als die Ostgothen, wie wir weiter oben gesehen, nach der Niederwerfung des hunnischen Reichs alles rechts von den Donau gelegene Land von Wien bis Belgrad in Besitz nahmen, standen sie unter den drei Königen Walamir, Theodomir und Widimir, drei Brüdern aus dem berühmten Geschlechte der Amaler, welche ganz einträchtiglich mit einander auskamen. Um so unfreundlicher gestaltete sich ihr Verhältniß zu den oströmischen oder wie man sie auch nannte, griechischen Kaisern in Constantinopel, deren Territorium an das ihrige stieß, und mehrere Jahre lang hinter einander setzte es beiderseitig blutige Köpfe, wobei aber, wie man sich wohl denken kann, stets die Byzantiner oder Constantinopolitaner den Kürzern zogen. Endlich, im Jahr 462, verstand sich Kaiser Leo I., Macella oder der Metzger genannt, dazu, den Ostgothen einen jährlichen Tribut von dreihundert Pfund Goldes zu bezahlen, wenn sie sein Reich von nun an in Ruhe ließen; dagegen aber müßten sie ihm zu seiner Sicherheit, daß der Vertrag gehalten würde, einen Fürstensohn als Geissel übergeben, nemlich den achtjährigen Theodorich, den Sohn des Theodomir, welchen dieser mit einem Kebsweib erzeugt hatte. So lautete der Vertrag, und man wird sich billig fragen, warum Kaiser Leo I. gerade diesen Theodorich als Unterpfand verlangte. Allein ein anderer Fürstensohn konnte nicht gegeben werden, weil Theodomir nur diesen hatte und seine beiden Brüder Walamir und Widimir ganz ohne Kinder waren. Doch lassen wir dieß und bleiben wir einfach bei der Thatsache, daß Theodorich mit acht Jahren nach Constantinopel kam, um dort nicht weniger als zehn Jahre lang am Kaiserlichen Hofe zu verweilen. Ja wohl, zehn ganze Jahre lang, und man wird sich wohl denken können, daß diese Zeit an dem mit ungewöhnlichem Verstand begabten Jüngling nicht unbenützt vorüberging. Im Gegentheil lernte er alle Verhältnisse sowohl des Hofes als auch des Reiches genau kennen und selbst die auswärtigen Angelegenheiten entgingen ihm nicht, obwohl er sich aus germanischem Stolze nie dazu hergab, sich

griechische Schulbildung — er lernte nicht einmal schreiben — eintrichtern zu lassen.

Nach zehn Jahren, anno 472, durfte Theodorich zu seinem Vater zurückkehren, denn es war kein Grund mehr vorhanden, ihn noch länger als Geissel zu behalten, weil die Ostgothen diese ganze Zeit über das byzantinische Reich ganz unbelästigt gelassen hatten. Er traf da Manches verändert, die Hauptveränderung aber bestand darin, daß seinem Vater Theodomir inzwischen das Allein-Königthum unter den Ostgothen zufiel, weil dessen beide Brüder Widimir und Walamir vor kurzem ohne Erben, der Eine auf einem Zuge gegen die Alemannen, der Andere bei einer andern Gelegenheit das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen gezwungen worden waren. Unmittelbar nach der Rückkehr Theodorichs kams zu einem Feldzug gegen die Sarmaten, einen räuberischen Slavenstamm, der das jetzige Gallizien und Nordungarn occupirt hatte, und in diesem Kampfe zeichnete sich Theodorich so sehr aus, daß die Ostgothen förmlich für ihn begeistert wurden. Um so weniger fand es Anstand, daß er, als sein Vater gleich darauf, anno 474, starb, das Erbe desselben antrat, sondern man übertrug ihm vielmehr durch einstimmiges Zurufen die Königswürde — ihm, der damals noch nicht viel über zwanzig Jahre zählte. In demselben Jahre, da Theodorich König der Ostgothen wurde, gabs in Byzanz oder Constantinopel auch eine Thronveränderung, indem Leo der Metzger anno 474 starb und dafür Zeno, sein Tochtermann, sich der Krone bemächtigte. Ansprüche hatte er sonst keine, als daß die Tochter des verstorbenen Kaisers sein Weib war, und überdem zeichnete er sich durch Nichts aus, als durch List und Verschlagenheit, welche beiden Eigenschaften sich aber mit ziemlich viel Feigheit paarten. Hierauf sich stützend, empörten sich gegen ihn ein Jahr darauf Basiliskus, der Bruder der Wittwe Leo's mit Namen Verina — jener selbe Basiliskus, der in dem Kriege gegen den Vandalenkönig Geiserich, wie wir gesehen, eine so traurige Rolle gespielt hatte — und in Folge dieser Empörung entfloh Zeno in den nördlichen Theil seiner Staaten, um sein kostbares Leben zu retten. Basiliskus wurde also jetzt Kaiser, aber die Constantinopolitaner hatten seine in dem Kriege gegen Geiserich bewiesene Unfähigkeit nicht vergessen und benahmen sich in

einer Weise gegen ihn, daß Zeno, der überall seine Spione hatte, Hoffnung schöpfte, den Thron wieder zu gewinnen, sobald er mit einem ansehnlichen Heere anrücke. Somit wandte er sich im Jahre 477 an Theodorich, den jungen König der Ostgothen, den er von dessen Aufenthalt in Constantinopel her genau kannte, und bat ihn um seine Unterstützung. Natürlich aber für Nichts und wieder Nichts verlangte er dieselbe nicht, sondern er machte ihm vielmehr weitgehende Versprechungen, welchen Theodorich nicht widerstehen konnte. Von einem starken Ostgothenheer begleitet, rückte also Zeno gegen Constantinopel heran und nach kurzem Widerstande wurde die Stadt erobert, Basiliskus mit seiner ganzen Familie gefangen. Nun zeigte Zeno seine ganze Niederträchtigkeit, denn er tödtete den Basiliskus mit den Seinigen langsam durch Hunger und Kälte, gegen den Theodorich aber benahm er sich mit fast kriechender Aufmerksamkeit. Nicht nur nemlich zahlte er ihm tausend Pfund Gold und viermal so viel in Silber; nicht nur ernannte er denselben zum Gouverneur der Stadt Constantinopel mit dem Rang eines Patricius und Consuls, und übertrug ihm zugleich den Oberbefehl über die Palasttruppen, sondern er errichtete ihm auch eine Statue zu Pferd und ließ in allen Kirchen Danklieder für ihn anstimmen. Kurz Theodorich wurde der erste Mann im ganzen byzantinischen Reiche und was er wollte, geschah. Nach kurzem jedoch, sowie sich Zeno sicher fühlte, verstummte das Dankbarkeitsgefühl in ihm und er wäre den Theodorich gerne wieder losgeworden. Allein wie das anfangen? Mit Gewalt ging es nicht, denn dazu fehlten die Mittel; folglich mußte man zur Intrigue und Hinterlist seine Zuflucht nehmen. Nun gabs damals im byzantinischen Reiche noch einen andern Gothenführer, Theodorich mit dem Beinamen Strabo, weil er schielte, einen Mann von ebenfalls fürstlichem Geschlechte, doch nicht aus dem der hochberühmten Amaler, und diesen, der schon seit vielen Jahren ein angeworbenes Gothenheer in Thracien commandirte, wollte er benützen, um den jungen Theodorich zu stürzen. Er setzte sich also mit dem Genannten, dem schielenden Theodorich nehmlich, durch geheime Boten in Verbindung und forderte ihn auf, gleichsam auf eigene Faust gegen die Ostgothen

in ihrer jetzigen Heimath Pannonien zu Felde zu ziehen. Dadurch hoffte er den jungen Theodorich aus Constantinopel fortzubringen, denn derselbe mußte sich doch an die Spitze seines Volkes stellen, wenn dasselbe von Thracien aus angegriffen würde. Der ungemein listig angelegte Plan gelang, wenigstens zum Theil, denn der furchtbar ehrgeizige Schielende ging auf Alles ein und zog mit seinem Söldnerheer ins Feld. Ja er errang sogar, als geübter Kriegsführer, einige Vortheile über die pannonischen Ostgothen und nach einem zweijährigen Kampfe schien es, als ob Theodorich der jüngere den Kürzeren ziehen könnte. Allein plötzlich, anno 481, raffte der Tod den Schielenden hinweg und sofort traten seine Söldnerschaaren zu dem rechtmäßigen König der Ostgothen, Theodorich dem Jüngern, über. Nun war letzterer mächtiger als je und in Constantinopel, wohin er augenblicklich zurückkehrte, galt nur noch sein Willen.

Man kann sich denken, wie unter solchen Umständen dem Kaiser Zeno zu Muthe war. Zwar allerdings das läugnete er ab, daß er den schielenden Theordorich in den Krieg gehetzt habe, allein den Verdacht, daß es doch so sei, konnte er dem König der Ostgothen damit nicht nehmen und so wurde das Verhältniß zwischen ihm und dem Kaiser ein immer gespannteres. Ja endlich ein so unleidliches, daß wenn es nicht zu offenem Kampfe kommen sollte (einmal kam es wirklich dazu, denn als Theodorich eines Tages ungewöhnlich lange im Kaiserpalast verweilte, fielen seine Gothen, weil sie glaubten, er sei gemeuchelmordet worden, mit furchtbarer Wuth über das Hoflager her und konnten blos durch sein persönliches Erscheinen zum Rückzug gebracht werden), nothwendigerweise der Eine oder der Andere vom Schauplatz in Constantinopel abtreten mußte! Lange besann sich der listige Zeno, der sonst um kein Mittel verlegen war, aber immer vergeblich. Trotzdem fand sich endlich ein Ausweg, natürlich auf Kosten eines Dritten. In Italien herrschte damals, wie wir wissen, Ottoaker. Er war ein Fremder, ein Nicht-Römer, ein Eindringling, der keinerlei Recht auf dieses herrliche Land hatte. Im Gegentheil gehörte dieses um sein — so urtheilte wenigstens Zeno — rechtlich dem oströmischen aber die als dem gesetzlichen Erben des letzten weströmischen Imperators, Geiserich beind — wie nun, wenn er, Zeno, dieses sein Erbe dem

Theodorich schenkte? Freilich konnte er nicht über dasselbe verfügen, nein, nicht einmal über ein Stückchen Erde von Italien, so groß wie eine Ackerslänge; allein nur um so besser, denn um es zu erobern, mußte Theodorich mit seinen Gothen aus Constantinopel und Pannonien abziehen. Zog er aber ab und dem Ottoaker entgegen, so gab es denkbar nur zwei Fälle. Entweder besiegte er den Ottoaker, oder wurde er von ihm besiegt. Geschah Letzteres, vortrefflich. Dann war Zeno den Verhaßten für immer los. Geschah Ersteres, auch gut. Dann wurde Theodorich König von Italien und Italien lag weit weg von Constantinopel. Ueberdem wie sehr mußte ihn nicht der Kampf mit dem Ottoaker, von dem man voraussetzen konnte, daß er sich jedenfalls männlich zur Wehre setzen werde, schwächen! Gewiß also, es war Alles gewonnen, wenn Zeno es soweit brachte, daß Theodorich das ihm zugedachte Präsent annahm, und sofort machte sich der Kaiser daran, mit dem Gothenfürsten von den Wundern Italiens zu sprechen. Theodorich wurde bezaubert und dazu kam dann noch sein Ehrgeiz. Bald dachte er an nichts mehr, als an die Schönheit und den Reichthum des Wunderlandes und selbst Nachts erschaute er im Geiste die ewige Roma, über die er als unabhängiger König herrschen sollte. Nicht aber blos das, sondern er sehnte sich auch aus andern Beweggründen nach einem Kampfe mit Ottoaker; darum nämlich, weil er sich von diesem persönlich beleidigt glaubte. Ottoaker hatte vor kurzem den Fürsten der Rugier (seiner eigenen Landsleute), mit Namen Feba oder Fava, im jetzigen bairischen Grenzgebiete gegen Oesterreich hin bekriegt und ihn, nachdem er ihn besiegt, sammt seinem bösen Weibe Gisa als Gefangenen nach Italien geschleppt. Draufhin war Friederich, der Sohn Favas, zu Theodorich geeilt, um ihn, den Verwandten seiner Familie, anzuflehen, daß er den Ottoaker bewege, seinen Vater wieder als Fürsten einzusetzen, und Theodorich beeilte sich sofort, dieser Bitte zu entsprechen. Ottoaker aber ließ sich nicht nur nicht rühren, sondern antwortete noch dazuhin höhnisch und sperrte den Fava in eine noch härteres Gefängniß. Mußte nun eine solche Handlungsweise den Theodorich nicht aufs tiefste beleidigen und in ihm die Sehnsucht erregen, den Ottoaker dafür so empfindlich als möglich zu bestrafen? So wirkte Alles zusammen, um den Ost-

gothenkönig zu bestimmen, daß er nach dem hinterlistigen Geschenk des Kaisers Zeno, mit welchem letzterer nichts bezweckte, als den Fortzug desselben aus Constantinopel, mit beiden Händen griff.

Im Sommer 488 brach Theodorich mit allen Gothen, die unter ihm dienten, von Constantinopel nach Pannonien auf und dort angekommen berief er alle seine Mannen, d. i. die sämmtlichen Edelinge und Freien zu einer großen Versammlung, indem er ihnen sofort die Frage vorlegte, ob sie gesonnen seien, mit ihm nach Italien zu ziehen. Nicht aber blos, um dessen König mit Krieg zu überziehen und dann nach gethaner Arbeit wieder heimzukehren, sondern um vielmehr das ganze Land zu erobern und sich bleibend dort niederzulassen. Freudig stimmten alle mit Ja, denn sie alle hatten ebenfalls schon Wunderdinge von Italien gehört und nun gings schnellstens an die nöthigen Anordnungen. Bald war man mit denselben fertig und noch im Herbste desselben Jahres begann der große Auswanderungszug. Es mochten etwa 300,000 Köpfe sein, Weiber und Kinder mitgerechnet, also im Ganzen höchstens 60,000 waffenfähige Männer, und mit diesen Wenigen sollte ein Reich erobert werden, über welches ein so gewaltiger Herr und Kriegsfürst wie Ottoaker herrschte — ein Reich, das nicht blos die ganze große appenninische Halbinsel umfaßte, sondern das auch bis über die Alpen hinüber bis zur Rhône reichte. Den ersten Widerstand fand der Zug am Plattensee im jetzigen südwestlichen Ungarn, denn hier stellten sich ihm die Gepiden unter ihrem König Trapstila entgegen, um ihm den Durchgang zu wehren. Theodorich jedoch, der ein ausgesprochenes Feldherrntalent besaß, trieb die Gepiden mit solcher Wucht auseinander, daß sie von jetzt an dem Weitermarsch kein Hinderniß mehr in den Weg legten. Noch schlimmer erging es den Sarmaten und andern slavischen Völkerschaften, welche sich den Ostgothen von Norden her in den Weg stellten, und ohne besonders viele Verluste erreichten diese das Land der Rugier und Heruler, also das jetzige südöstliche Baiern verbunden mit dem Salzburgischen und Oestreichischen. Hier wurden sie mit Freuden aufgenommen und hier brachten sie auch die schlimmste Winterzeit zu. Sobald aber die Päs[s]e durch die Alpen, welche Italien von Deutschland und Südweströstreich trennen, im Frühjahr 489 nur halbwegs

gangbar wurden, brachen sie wieder auf und mit ihnen ein großer Theil der Rugier und Heruler, im ganzen etwa 50,000 Köpfe. Diese zwei kleinen Volksstämme nämlich, vornämlich die Rugier, wollten an Ottoaker Rache nehmen und überdem versprachen sie sich von dem Leben in Italien goldene Berge. Während nun übrigens Theodorich mit seinen Hunderttausenden die Alpenpässe überstieg, wozu er natürlich verschiedene Monate brauchte, wurde dem Ottoaker die Gefahr, die ihm drohte, vollkommen klar und er suchte sofort sein Heer durch germanische Söldlinge aller Art — Alemannen, Franken, Burgunder und Thüringer — zu verstärken. Dann stellte er sich am Flusse Isonzo in der Nähe der Ruinen von Aquileja im nachherigen Venetianischen auf, den Feind, der von den Carnischen Alpen herabkam, zu erwarten. Auch ließ dieser nicht lange auf sich warten und am 28. August 489 kams zur Schlacht. Sie war furchtbar blutig, aber nach langem Hin- und Herschwanken unterlag Ottoaker und zog sich nun in Gewaltmärschen unter die Mauern von Verona zurück. Ihm folgte langsam Theodorich, alles Land links und rechts occupirend, und so ereilte er seinen Gegner erst wieder am Morgen des 30. September. Alsbald erfolgte nun der Angriff und es wurde noch viel hartnäckiger und blutiger gekämpft, als das erste Mal am Isonzo. Wiederum jedoch war das Glück nicht mit Ottoaker, sondern er wurde zum zweiten Male und dießmal wo möglich noch gründlicher geschlagen. So blieb ihm nichts übrig als die Flucht nach dem überaus festen Ravenna und hier verschanzte er sich so, daß ihm der Gegner unmöglich viel anhaben konnte. Dieser aber ließ ihn für jetzt ganz unbeläſtigt und zog sich nach Mailand, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Während dieser Zeit übrigens blieben beide Könige nicht unthätig, sondern ihm Gegentheil machten sie, jeder für sich, die größten Anstrengungen, um ihre stark mitgenommenen Heere zu ergänzen und zugleich um Bundesgenossen zu bekommen. Auch gelang es dem Ottoaker in der That, die Burgunder auf seine Seite zu ziehen und es mit deren Hülfe möglich zu machen, daß er wieder das Feld behaupten konnte. Umgekehrt aber erhielt Theodorich ebenfalls einen bedeutenden Zuzug, nämlich von Seiten der Westgothen in Frankreich und Spanien, denn diese hatten ihre gemeinsame Ab-

stammung noch immer nicht vergessen. Nach verschiedenen Märschen und Plänkeleien kams nun am 11. August 490 an der Adda zu einer dritten Schlacht und diese war noch die allerblutigste. Allein sie endigte, wie die beiden früheren, mit einer Niederlage Ottoakers zwar dießmal mit einer so vollständigen, daß ihm keine Hoffnung blieb, je wieder gegen den Sieger aufkommen zu können. Dennoch verlor er den Muth nicht, sondern schloß sich sofort in Ravenna ein, wohin er alle ihm noch übrigen Streitkräfte zog. Dießmal folgte ihm Theodorich und die Stadt von allen Seiten umstellend begann er augenblicklich die Belagerung. Allein eine kurze war es nicht, sondern Ottoaker wehrte sich dritthalb Jahre lang mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuth und erst als die entsetzlichste Hungersnoth jeden weiteren Widerstand unmöglich machte, entschloß er sich zur Capitulation. Der Bischof von Ravenna vermittelte dieselbe (27. Febr. 493) und Ottoaker erhielt, wie man wissen will, sehr günstige Bedingungen. Worin übrigens dieselben bestanden (die Nachricht, daß von Theodorich dem Ottoaker die Mitherrschaft über Italien verwilligt worden sei, ist jedenfalls ein Unding, denn Theodorich wußte wohl, daß sich Ravenna kaum noch einige Wochen halten könne, und würde also die Belagerung lieber fortgesetzt, als so außerordentlich Günstiges bewilligt haben) kann mit Bestimmtheit jetzt nicht mehr angegeben werden und es ist dieß auch höchst gleichgültig, da sie ja alle zusammen nicht gehalten wurden. Dem Theodorich nämlich wurde — so behauptete er später wenigstens selbst — hinterbracht, daß Ottoaker in aller Heimlichkeit Anschläge entworfen habe, um sich seiner — des Theodorich — zu bemächtigen, respective um ihn zu ermorden, und somit beschloß der Ostgothenkönig, dem arglistigen Rugier zuvorzukommen. Er lud ihn also sammt seinem Sohne Thelanes und verschiedenen Anderen aus seiner nächsten Umgebung am 5. März zu einem großen Gastmahl ein und sie aßen und tranken dem Anschein nach in aller Fröhlichkeit zusammen. Dann aber stand Theodorich plötzlich auf, warf dem Ottoaker sein beabsichtigtes Verbrechen vor und gab sofort den schon vorher bestellten Trabanten Befehl, über denselben herzufallen. Unter ihren Streichen endete ruhmlos der tapfere Ottoaker und mit ihm mußten auch noch seine Getreuen

und vor allem sein Sohn sterben. Offenbar aus keinem andern Grunde, als damit Theodorich der Furcht, die Besiegten möchten ihm später noch einmal furchtbar werden, für immer und ewig entledigt sei, denn nur so läßt sich die abscheuliche Grausamkeit des Ostgothenkönigs mit seinem sonst so edlen und sogar milden Charakter in Uebereinstimmung bringen.

Nachdem Ottoaker besiegt und todt, stand der Herrschaft Theodorichs über ganz Italien nichts mehr im Wege und alle Städte und Festungen ergaben sich ihm freiwillig, ohne daß er nöthig gehabt hätte, die Waffen zu brauchen. Ja selbst die Insel Sicilien machte hievon keine Ausnahme und die Vandalen, die sie früher erobert hatten, wagten nicht hiegegen zu remonstriren. Nunmehr, wie der Ostgothen-König so weit war, suchte er vor allem die Nordgrenzen seines neuen Reichs zu sichern und er warf daher eine starke Besatzung in das Gebiet am Ausflusse der Rhône (ich meine die Provence), welches ihm ebenfalls gehörte. Diese Besatzung galt den Burgundern, welche dem Ottoaker beigestanden gewesen waren, und sie hüteten sich daher von jetzt an sehr, den König Theodorich irgendwie zu reizen. Nicht minder setzte sich der Letztere auch jenseits der Alpen, nämlich in Rhätien (Schweiz, Graubündten, Tyrol, Vorarlberg), im Noricum (Baiern, Oestreich, Steiermark), in Dalmatien, in Illyrien, in Dacien und in Syrmien fest und gab jedem dieser Länder in einem seiner besten Krieger einen eigenen Herzog, damit er es gegen auswärts vertheidige. Weiter wurden die Gepiden, die sich wieder regten, nochmals geschlagen und den Bulgaren, welche Italien wie Griechenland bedrohten, auf lange Zeit das Handwerk gelegt. Endlich wissen wir auch aus dem früher Erzählten, wie Theodorich nicht duldete, daß der Franke Chlodwig die Alemannen und Burgunder total demüthigte, und wie er gleicher Weise den Westgothen beisprang, als derselbe Chlodwig sie gänzlich aus Gallien vertreiben wollte. Kurz Theodorich trat überall mit entscheidender Gewalt auf und wenn er ein Wort sprach, so wagte Niemand das Gegentheil zu behaupten. Kein Wunder aber auch, denn seine Oberhoheit reichte von Sicilien bis an die Donau, sowie von Sirmium bis an den atlantischen Ocean, so daß er von Wien bis an die Ems herauf die Longobarden, von da bis nach

Donauwörth die Thüringer, vom Lech bis zum Bodensee die Alemannen, längs des Alpenjochs bis an die Quellen der Durance die Burgunder und endlich längs der Rhone von der Mündung der Durance bis zum Meere die Westgothen zu Grenznachbarn hatte.

Ein großmächtiger König war also Theodorich und schon deßwegen verdiente er den Beinamen des Großen. Schon deßwegen verdiente er, daß das alte Heldenlied seinen Namen — er heißt dort „Dietrich von Bern" das ist von Verona — mit einem Glorienschein umgab, wie fast keinen andern König und Fürsten, und daß es ihn selbst nach seinem Tode im Feuer des Berges Aetna noch fortleben ließ. Noch mehr aber verdiente er deßwegen unter die Unsterblichen versetzt zu werden, weil die Weisheit seines Regiments von Freund und Feind (sogar die Esthen und Liefländer, die am fernen Gestade der Ostsee wohnten, brachten ihm Geschenke, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen) gleichmüthig anerkannt werden mußte, so etwa wie das Regiment Friedrichs II. von Preußen, den man aus diesem Grunde auch „den Einzigen" nennt. Vornämlich verfolgte er zwei Endzwecke. Einmal den, zwischen den verschiedenen germanischen Staaten einen unlösbaren Freundschafts- und Verwandtschaftsbund zu errichten, auf daß sie sich nie mebr brudermörderisch zerfleischen könnten, und sodann den, in seinem eigenen Reiche die Scheidewand zwischen Gothen und Italienern zu beseitigen, damit endlich die deutschen und römischen Elemente zu einem dauernden Staatsganzen zusammengelöthet würden. Den ersteren Zweck erreichte er beinahe vollständig, denn wo ein Krieg unter Germanenstämmen entstand und ein Mächtigerer einen Schwächeren zu unterdrücken suchte, schritt er sofort zu Gunsten des Schwächeren ein und gebot den Waffen des Mächtigeren (man erinnere sich an die Burgunder und Westgothen) Halt. Ueberdem schlang er nicht um fast alle germanischen Königsfamilien durch eine Menge von Heirathen unter einander eine so enge Kette von Familienblutkugeln, daß sie fast nur noch eine einzige Familie bildeten? So verheirathete er mit Sigismund, dem Sohn des Burgunderkönigs Gundobald, seine Tochter Ostrogotha, so mit Alarich, dem Westgothenkönige, seine zweite Tochter Theodikusa, so mit dem Vandalenkönige Thrasimund seine Schwester Amalfreda, und deren Tochter erster Ehe, Amalberga, mit

Hermanfried, dem Thüringerkönige. So nahm er selbst die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, mit Namen Audifleda zum Weibe und so stiftete er noch verschiedene andere fürstliche Ehen. Um die Ehen einzig und allein aber war es ihm nicht zu thun, sondern er machte auch, daß die nun unter einander verschwägert und verwandt Gewordenen öfters zusammenkamen, um sich gegenseitig schätzen und lieben zu lernen, und so wurden in der That durch seine Bemühungen die Kriege unter den Germanen immer seltener.

Was nun seinen andern Zweck, die Verschmelzung der Gothen und Italiener, anbelangt, so wirkte er für denselben ebenfalls mit einem Eifer, der nicht eine Minute lang nachließ, und dieser sein Eifer hätte wohl verdient, daß das Ziel erreicht worden wäre. Für Italiener und Gothen nehmlich galt nur ein und dasselbe Recht, und um dessen Verständniß zu erleichtern wurde ein Auszug aus demselben in hundertvierundfünfzig kurzen Sätzen öffentlich bekannt gemacht. Ein Drittheil der Ländereien des Reichs erhielten die Gothen, zwei Drittheile blieben den Italienern; beide Theile aber hatten an dem, was sie besaßen, übergenug, denn es war nach so langen verheerenden Kriegen mehr Land da als Volk. Waffen durften nur die Gothen tragen und sie allein bildeten das Heer; allein dieß konnten die Italiener als keine Schädigung ihrer Interessen ansehen, sondern sie erblickten darin vielmehr eine Wohlthat, da sie nun sicher waren im Kampfe nicht getödtet zu werden. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen bei seinem Regierungsantritt total darnieder; in dem dreißigjährigen Frieden aber, den er seinem Reiche gab, blühten sie alle drei wieder mächtig empor, denn der weise Theodorich schützte und hegte sie fast mit der Sorgfalt einer Mutter. Eine Menge von Städten, die durch die früheren Kriege gar tief herabgekommen waren, gab er ihren früheren Glanz zurück, und was Feuer oder Schwert zerstört hatte, das baute er wieder auf. So in Ravenna die Wasserleitung, die vom Kaiser Trajan herrührte; so in Verona die warmen Bäder, den Palast und den Säulengang bis zur Burg; so in Pavia das Amphitheater und die Stadtmauern; so bei Pisa die sogenannten Pisanischen Bäder, welche von sechsunddreißig Quellen gespeist werden, und so noch verschiedenes Anderes. Wo er aber nicht in Person

einschritt, da gab er die nöthigen Unterstützungen in Geld und so verschwanden nach und nach alle Ruinen, die von den letzten Zerstörungen herrührten. Insbesondere sorgte er auch für die öffentliche Sicherheit in einer Weise, wie seitdem nicht mehr erhört worden ist, und brachte es so weit, daß ein Reisender, mochte er auch noch so viel Geld mit sich führen, auf der Landstraße vollkommen unbehelligt blieb. Ja so weit, daß man in den Städten das Schließen der Thore zur Abendzeit gänzlich aufhob und die wenigsten Hausbesitzer ihre Hausthüren noch verriegelten. Im siebenten Jahre seiner Regierung anno 500, besuchte er Rom, wobei ihm fast alles Volk, den Senat und den römischen Bischof an der Spitze, entgegenströmte, und verweilte dort über sieben Monate. Weil er nun aber allda die Hülfsbedürftigen mit großartiger Freigebigkeit unterstützte, und noch mehr, weil er das vergnügungssüchtige Volk mit circensischen Spielen, die man nun schon so viele Jahre lang nicht mehr gesehen, zu ergötzen sich beeilte, schien er äußerst populär werden zu wollen, so weit man dieß nach dem äußeren Anschein beurtheilen konnte. Ganz dasselbe war auch in Verona der Fall, wo er für gewöhnlich (daher der Name Dietrich von Bern) residirte, so wie in Ravenna, wohin er wenigstens sehr oft kam, um ebenfalls mit der größten Freigebigkeit aufzutreten.

Doch erreichte er nun wirklich durch all' dieß zusammen seinen Zweck, die Italiener so für sich zu gewinnen, daß sie anfingen sich mit den Gothen zu verschmelzen, oder daß wenigstens die Scheidewand zwischen den beiden Völkern verschwand? Ich bin leider genöthigt, diese Frage mit Nein zu beantworten, und auch den Grund für dieses Nein will ich dem Leser nicht vorenthalten. Theodorich war ein Ausländer, ein Germane, ein Barbar, und schon dieß fiel schwer in die Wagschale. Nicht übrigens so, daß man es ihm nicht am Ende wegen seiner sonstigen großen Regententugenden verziehen hätte; allein ein anderer schwerer Vorwurf lastete auf ihm, der daß er, mit all' seinen Gothen sich zum Arianismus, also zum Ketzerthum bekannte, und dieser Vorwurf, nein dieses Verbrechen war in den Augen der Italiener oder wenigstens des italienischen Clerus des Todes würdig. Zwar ist richtig, der Ostgothenkönig dachte nie daran, die katholische

Kirche und noch weniger die katholische Religion zu verfolgen. Er dachte nie daran, den Einflüsterungen der arianischen Priester, welche gerne große Bekehrungen gemacht hätten, irgend wie Gehör zu geben, sondern im Gegentheil verlangte er von ihnen dieselbe Toleranz, die er selbst ausübte. Noch mehr, er beschützte die katholische Kirche, wo sie irgend des Schutzes bedurfte, und beschenkte sie sogar reichlich. Ja er stellte die beiden Confessionen, die katholische und arianische einander vollkommen gleich und glaubte damit Alles gethan zu haben, was seine katholischen Unterthanen nur irgend von ihm verlangen konnten. Allein gaben sich in der That dieselben damit zufrieden? Nun der gewöhnliche Mann, ich meine den Laien, hätte sich sicherlich ruhig gefügt und wäre auch mit dem neben ihm wohnenden Gothen gut genug ausgekommen; allein — der Clerus, das ist die Herren Priester! Wenn der Leser sich die Mühe gibt, seinen Blick auf irgend ein paritätisches Land, also auf ein Land, wo Katholiken und Protestanten neben einander wohnen, zu werfen, und wenn er dann findet, daß die Regierung jenes Landes jeder der beiden Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, ganz die gleichen Rechte verwilligt, so daß keine sich rühmen kann, vor der andern auch nur in einem Jota bevorzugt zu sein — — wenn er sich von allem dem genau überzeugt hat, so wird ihm fast regelmäßig Eines auffallen, das nämlich, daß der katholische Clerus sich laut mit Zetergeschrei beklagen wird, er werde gemaßregelt und sei unterdrückt. Ja wohl, dieses Geschrei wird das katholische Priesterthum erheben und fest darauf beharren, obwohl es offenkundig die Unwahrheit sagt. Warum nun aber dieß? Einfach deßwegen, weil das herrschsüchtige Pfaffenthum sich nie zufrieden gibt, so lange es nicht die Obergewalt und das vollständige Dominium erlangt hat. In solcher Weise tritt das Priesterthum in unsern Tagen gewöhnlich auf und genau so handelte es auch zu den Zeiten Theodorichs des Großen. Ein innerer Groll lebte fort und fort in ihm und um jeden Preis wäre es gerne des Ketzerkönigs losgewesen. Allein wie dieß möglich machen? Vielleicht durch Chlodwig den Frankenkönig? Nein, das ging nicht, denn Chlodwig hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, daß er durchaus nicht gewillt sei, sich mit Theodorich ernsthaft zu über-

werfen oder gar ihm feindlich gegenüberzutreten. Oder etwa durch den griechischen Kaiser in Constantinopel? Mein Gott, diese Kaiser neigten sich von Theodosius II. an bis auf Anastasius I., den Nachfolger Zenos alle mehr oder minder dem Arianismus zu und mit ihnen wäre also nichts gewonnen gewesen. Somit mußte man sich wohl oder übel in Geduld fügen und der katholische Clerus fügte sich auch in tiefster Unterthänigkeit, indem er sich stellte, als ob er sich unter dem Regimente Theodorichs höchst glücklich fühle. Doch siehe da, plötzlich wurde dieß anders, als anno 518 Justin I. und mit ihm sein Neffe Justinian den Thron von Byzanz bestieg. Diese Beiden nämlich gehörten der durchaus orthodoxen Kirche an und bethätigten dieß gleich dadurch, daß sie in ihrem ganzen, also dem oströmischen Reiche strenge Verfolgungen gegen die arianischen Ketzer anordneten. Mit Feuer und Schwert sollten sie ausgerottet werden, wenn sie es nicht vorzogen, sich zum wahren Katholicismus zu bekehren, und dagegen half keine Reclamation, nicht einmal die des großen Theodorich, der sich seiner Glaubensbrüder in einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser von Byzanz annahm. Im Gegentheil mehrten sich nun die Verfolgungen und offenbar war es dabei darauf abgesehen, in den verschiedenen Germanenreichen, besonders in den ostgothischen, die katholische Bevölkerung ebenfalls zu Ketzerhatzen, respective zur Empörung gegen ihre arianischen Herrscher aufzureizen. Sicherlich darauf war es, in Italien wenigstens, abgesehen, denn Justinian hatte es sich vom ersten Tag seiner Regierung an vorgenommen, dieses herrliche Land, als dessen rechtlichen Erben er sich ansah, seinem Reich wieder einzuverleiben und das Mittel dazu sollten die eingebornen orthodoxen Italiener sein. Deßwegen wurden auch sofort von Constantinopel aus in aller Heimlichkeit Verbindungen mit vornehmen Römern und Italienern, insbesondere auch mit den Bischöfen des Landes, den Metropolitan von Rom (Papst war er damals noch immer nicht), als den einflußreichsten, natürlich voran, angeknüpft und unter unschuldigen Titeln gingen Dutzende von Boten zwischen Byzanz und Rom hin und her. Von diesem schlimmen Treiben mochte Theodorich doch endlich, wenn auch nicht Gewißheit, o doch wenigstens eine Ahnung bekommen haben und sofort citirte

er anno 523 den römischen Bischof Johannes (eigentlich St. Johann I., der nach dem Tode des Bischofs Hormisdas den Metropolitanstuhl errungen hatte) nach Ravenna. Der Bischof aber, nach langer Unterredung mit dem König, verstand sich dazu, eine Mission nach Constantinopel anzunehmen, welche dahin ging, den dortigen Kaiser durch die Drohung, es werden sonst in Italien Repressalien gegen die Katholiken ergriffen, dahin zu bringen, daß er die Arianerverfolgungen in seinem Reiche aufgebe, und reiste alsbald, begleitet von fünf andern Bischöfen und vier Senatoren, dahin ab. Es war also eine rein katholische Gesandtschaft und eine um so nachhaltigere Wirkung versprach sich der Ostgothenkönig von ihr. Allein die Gesandtschaft, obwohl mit der größten Zuvorkommenheit, ja mit Auszeichnung aufgenommen, bewirkte Nichts, und zwar, wie sich nicht verkennen ließ, rein blos deßwegen, weil sie sich keine Mühe gab, etwas zu erreichen. Weil sie im Gegentheil ganz andere Dinge mit dem Kaiser besprach, nemlich sicherlich den Punkt, wie auch in Italien dem Arianismus und mit ihm der gothischen Herrschaft ein Ende gemacht werden könne. Auch hievon erfuhr Theodorich durch seine Spione, wenn auch vielleicht Manches etwas ungenau; allein schon das Wenige, was man zu seiner Kenntniß brachte, reichte hin, um ihn mit dem tiefsten Zorn zu erfüllen. Dazu kam dann noch zu Anfang des Jahrs 524 eine andere Entdeckung. Plötzlich nemlich klagte der Oberhofrichter Cyprian, also ein Römer, aber einer der treuesten Anhänger des Königs, den Senator Albinus an, in hochverrätherischem Briefwechsel mit dem byzantinischen Kaiser zu stehen, und diese Anklage wurde gleich darauf auf die weiteren Senatoren Boëthius und Symmachus — letzterer war der Schwiegervater des Boëthius — ausgedehnt. Nun war aber der genannte Boëthius, ein als Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller gleich sehr hervorragender Mann, von Theodorich nicht nur zu den höchsten Staatsämter befördert, sondern auch von denselben schon seit Jahren, wie ein inniger Freund behandelt worden, und dieser kolossale Undank mußte natürlich den König mit dem größten Schmerz, nicht minder auch mit Verachtung und Wuth zugleich erfüllen. Zwar wird allerdings behauptet, die Anklage sei nicht erwiesen gewesen, allein diese Behauptung ist eben einfach eine Behauptung und

kann nicht gegen die Beweise aufkommen, welche der Oberhofrichter dem Kaiser vorlegte. Vielmehr ging aus diesen Beweisen hervor, daß nicht blos die drei genannten Senatoren, sondern noch ein großer weiterer Theil der italienischen oder römischen Aristocratie in die angebahnte Verschwörung verwickelt war, und jedenfalls stand fest, daß selbige hochgeborne Herren, welche Theodorich stets mit so viel Schonung behandelt, ja zum Theil mit Wohlthaten überhäuft hatte, nichts sehnlicher anstrebten, als den „Barbaren" loszuwerden, um dafür den oströmischen Kaiser zum Herrscher zu bekommen. Kein Wunder also, wenn der „Barbar" in seinem Grimm das vom römischen Senat in feiler Weise über die drei Angeklagten gefällte Todesurtheil — der Senat, um sich bei dem erzürnten König zu insinuiren, war sogar so feil, daß er die Angeklagten nicht einmal verhörte — auf grausame Weise vollstrecken und den römischen Metropolitan Johannes, der eben jetzt unverrichteter Dinge von Constantinopel zurückkehrte, in ein hartes Gefängniß werfen ließ! Was Wunder aber auch, wenn die Italiener, eben weil sie Italiener und zugleich gute Katholiken waren, über diese Gewaltmaßregeln in die höchste Aufregung geriethen und den, der ihnen allen durch seine weise Regierung ein Wohlthäter gewesen war, in ihrem Innern in die tiefste Hölle verfluchten!

Den Zweck also, die Italiener und Gothen so miteinander zu verschmelzen, daß am Ende eine neue Nationalität daraus entstünde, erreichte Theodorich der Große nicht, sondern gerade umgekehrt war die Kluft zwischen den beiden Völkerschaften am Schlusse seines langen Lebens eine viel klaffendere geworden, als ursprünglich der Fall gewesen, und noch mehr erweiterte sich diese Kluft durch seinen Tod. Im Mai 526 nemlich starb der Bischof Johannes in seinem Gefängniß und nun riefen alle Katholiken Italiens die Rache des Himmels auf seinen „Mörder," — so nannte man jetzt den König — herab. Weil er aber selbst nur drei Monate darauf zu Ende des Monats August, 72 Jahre alt, plötzlich hinweggerafft wurde, erklärten sie dieß für ein göttliches Strafgericht und bekreuzigten sich fortan bei Nennung seines Namens. Ja die plumpe Fabel, ein frommer Einsiedler habe in einem wunderbaren Gesicht die Seele Theodo-

richs geschaut, wie sie vom Satan zur ewigen Verdammniß in einen Flammenpfuhl gestürzt worden sei, fand allgemeinen Glauben und es wurde so das Andenken eines der größten Regenten, welchen die alte Welt gesehen, in jeglicher Weise verlästert. Im Uebrigen erbte sein ausgedehntes Reich sein neunjähriger Enkel Athalarich und für ihn führte dessen Mutter Amalasuntha — wir werden später hierauf zurückkommen — die Regierung. Den Verstorbenen dagegen beerdigte man in höchst solenner Weise zu Ravenna in dem Grabmal, das er sich allda noch bei seinen Lebzeiten auf einem Punkte, von dem aus man die Stadt, den Hafen und die benachbarte Küste übersah, errichtet hatte, und das Grabmal bestand aus einer mit einem einzigen Granitblock bedeckten Kapelle, deren Mitte vier Säulen zierten, welche umgeben von den ehernen Statuen der zwölf Apostel in einer porphyrnen Urne die Ueberreste des großen Königs trugen. Auch ein Denkmal errichtete man ihm zu Ravenna, ein Reiterstandbild von Erz, dem links und rechts die Statuen von Rom und Ravenna huldigten, und dieses Standbild ließ später Karl der Große nach Aachen bringen.

Drittes Kapitel.

Das Wachsen des Frankenreichs unter Chlodwigs Söhnen.

(511 bis 561 nach Christus.)

Der Frankenkönig Chlodwig hatte ein großes geschlossenes Reich hinterlassen; anno 511 jedoch, unmittelbar nach seinem Tode, schien es auseinander fallen zu wollen und zwar gemäß den testamentarischen Anordnungen des Verstorbenen selbst. Er besaß nemlich vier Söhne, den ältesten, Theodorich I. von einer heidnischen Gattin (oder noch wahrscheinlicher: Beischläferin), die drei Andern, Childebert I., Chlodomir und Chlotar I., von seiner nachherigen christ-katholi-

schen Gemahlin Chlotilde, der Burgunderin, und sein Testament ging dahin, daß sein Reich unter diese vier Söhne getheilt werden solle, denn er fürchtete, daß andern Falles die Brüder sich wegen des Erbes unter einander bekriegen würden. Allein trotz der Theilung war es doch wieder keine Theilung, wenigstens keine der Souveränetät (die Theilung betraf Allem nach mehr die Domainen als das Reich selbst), sondern die vier Brüder sollten die Regierung gemeinsam führen und zwar unter Oberleitung des ältesten (er war beim Tod seines Vaters bereits schon zum Manne herangereift und hatte auch im letzten westgothischen Kriege eine Heeresabtheilung befehligt; die drei andern aber zählten erst von 12—16 Jahren und mußten also als minderjährig betrachtet werden), des Theodorich, dem deßhalb auch die Hauptlande zugetheilt wurden. Er erhielt nämlich mit der Hauptstadt Metz die sämmtlichen fränkischen Stammlande im jetzigen Belgischen und am Rheine und überdem die den Alemannen abgenommenen Territorien nebst der größeren Hälfte Aquitaniens (Auvergne, Bourbonnais, Marche und Limousin); mit einem Worte also, den ganzen östlichen Theil des Frankenreichs, deßhalb auch von jetzt an Austrien oder Austrasien genannt. Das übrige Frankenreich aber, das Westreich oder Neustrien genannt, also alles Land, das unter Chlodwig den Römern, Westgothen und Burgundern abgenommen worden war (die beiden Hälften unterschieden sich auch dadurch, daß in Austrien das germanische Element nebst dem germanischen Sprachidiom vorherrschte, während in Neustrien oder Neustrasien fast die ganze Einwohnerschaft romanisirt war und also auch die romanische Sprache redete), fiel den drei jüngern Brüdern anheim, und zwar so, daß man dem Childebert das Territorium zwischen der Loire, der Seine und dem atlantischen Meere mit der Hauptstadt Paris, dem Chlodomir den nordwestlichen Theil von Aquitanien (das Land zwischen Garonne und Loire) mit der Residenz Orleans, und endlich dem Chlothar die Liegenschaften zwischen Maas und Seine mit der Hauptstadt Soissons zutheilte. Das Erbe der drei jüngeren Brüder hatte also zusammengenommen nicht die Größe dessen, was der Aelteste für sich allein bekam, und überdem waren die Einwohner von Neustrien, als Romanen, weil weniger kriegsgeübt, viel mehr verweichlicht, als

die Germanenabkömmlinge Austrasiens. Beweis genug, daß Chlodwig seinem Erstgebornen die Hauptmacht hinterließ und ihn damit auch zum Haupte der vierköpfigen Regierung ernannte!

Wenn also auch das Frankenreich dem äußeren Anschein nach zerrissen war, so bestand innerlich doch die Einheit fort und namentlich befolgten die vier Brüder ganz dieselbe auswärtige Politik, welche ihr Vater befolgt hatte. Mit andern Worten sie suchten das Frankenreich durch glücklich geführte Kriege soviel als nur immer möglich zu vergrößern und ergriffen daher jede Gelegenheit, um sich in die Angelegenheiten ihrer Nachbarn zu mischen. Zuerst kamen die Thüringer an die Reihe. Sie, die Nachkommen der alten Hermunduren, hatten sich nach der Auflösung des suevischen Reichs im Innern Deutschlands festgesetzt, in dem Lande, das jetzt noch Thüringen heißt (zwischen Werra, Saale und dem Harz); nur erstreckte sich ihr Reich viel weiter als das eigentliche Thüringen, nemlich nördlich bis nach dem späteren Hannover und Brandenburg, westlich bis an das ripuarische Frankenland und südlich bis zur Donau, das ist bis nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg und Regensburg hin. Ueber sie herrschte zur Zeit des Frankenkönigs Childerich I., von dem wir bereits das Nöthige erzählt, der König Basinus und nach dessen Tode ward das Reich unter seine drei Söhne, Hermanfried, Berthar und Baderich getheilt. Ersterer, der Aelteste, vermählte sich mit Amalaberga, einer Nichte des großen Theodorich, des Ostgothenkönigs, und er that es buchstäblich, um an diesem mächtigen Monarchen eine Stütze gegen den eroberungssüchtigen Chlodwig zu bekommen. In dieser Hinsicht nun war seine Wahl eine äußerst glückliche; um so schlimmer aber fiel sie in einer andern Beziehung aus, ich meine darin, wie sich nun sein Verhältniß zu seinen beiden Brüdern gestaltete. Die Amalaberga nemlich wurde von dem unbändigsten Ehrgeiz verzehrt und höhnte und hetzte und stachelte tagtäglich an ihrem Gemahl, daß er ein Tropf sei, wenn er sich nicht seiner Brüder entledige und so das ganze thüringensche Reich an sich bringe. Lange widerstand Hermanfried den Verlockungen des Weibes; allein endlich ließ er sich doch kirren und die Folge war, daß Berthar anno 517 durch Meuchel-

mord fiel. Dasselbe Loos sollte zu gleicher Zeit auch den dritten Bruder Bardrich treffen, aber dieser wußte den Mördern zu entgehen und ergriff nun solche Vorsichtsmaßregeln, daß man ihm unmöglich mehr beikommen konnte. Nun blieb nach mancherlei Versuchen nichts übrig, als die Gewalt, und sofort versprach Hermanfried, der sich für sich allein zu schwach fühlte, den Bruder zu besiegen, dem Frankenkönige Theodorich I. die Hälfte der brüderlichen Lande, wenn er ihm gegen denselben beistehe. Hiezu erklärte sich Theodorich sogleich bereit und indem er nun (anno 521) seine Streitkräfte mit denen Hermanfrieds vereinigte, gings sofort dem Baderich zu Leibe. Eine scharfe Schlacht wurde geschlagen und in derselben verlor Baderich sein Leben. Demgemäß fiel es dem Hermanfried nunmehr nicht schwer, sich der Lande des Getödteten zu bemächtigen; aber nachdem er sie in Besitz genommen, weigerte er sich, seinem Verbündeten Theodorich die versprochene Hälfte abzutreten und er glaubte dieß ungestraft thun zu können, weil der mächtige Ostgothenkönig, Theodorich der Große, sein nächster Verwandter war. Auch lag eine Wahrheit darin, denn so furchtbar zornig Theodorich I., der Austrasierkönig, über solchen Treubruch wurde, so zögerte er doch, augenblicklich Rache zu nehmen, um nicht in einen Krieg mit Theodorich dem Großen verwickelt zu werden. War ja doch dieser von seinem nahen Verwandten, dem Hermanfried, über das, was vorgegangen, in einer Weise berichtet worden, daß er glaubte, letzterer sei vollkommen in seinem Rechte, und hatte daher auch demselben bereitwilligst seinen Beistand zugesagt! Es gibt jedoch ein altes Sprüchwort: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben,“ und dieses alte Sprüchwort bewährte sich auch dießmal wieder. Noch nicht lange nemlich war der große Theodorich aus der Welt geschieden, so zog der austrasische Theodorich, nachdem er die Streitkräfte seines Bruders Chlotar, seines Nachbars in Soissons, an sich gezogen, gegen den Thüringer König und lieferte ihm anno 527 bei Runiberg (jetzt Ronneberg) unweit von Hannover eine dreitägige Schlacht, welche mit einer schweren Niederlage der Thüringer endigte. Trotzdem blieb Hermanfried noch immer so mächtig, um auch jetzt noch das Feld behaupten zu können, und selbst als das Jahr darauf (528) die Niederlage sich

in der Schlacht bei Scheidungen an der Unstrut wiederholte (in dieser Schlacht sollen so viele Thüringer gefallen sein, daß deren Leichname den Fluß gesperrt und es den Franken so ermöglicht hätten, zu Fuß wie auf einer Brücke nach dem jenseitigen Ufer zu gelangen), konnte er keineswegs als gänzlich besiegt gelten. Dessen wurde sich auch Theodorich mit seinen Franken gar wohl bewußt und er rief also jetzt seine Nachbarn, die Sachsen (wir werden später noch viel von ihnen reden) herbei, damit sie ihm hülfen, die mächtige Festung Scheidungen zu bezwingen. Sie kamen auch in der That, 90000 Mann stark und lauter auserlesene Leute, aber nur unter der Bedingung, daß nach dem Sieg mit ihnen getheilt würde, und nachdem nun Scheidungen gefallen war, bat Hermanfried demüthig um Frieden. Theodorich beschied ihn nach Zülpich und versprach ihm freies Geleite. Hermanfried stellte sich also in Zülpich und wie er nun im Zwiegespräche mit Theodorich auf der hohen Festungsmauer promenirte, ward er plötzlich von einigen Mannen Theodorichs, die ihn im Rücken packten, über die Brustwehr hinabgestürzt. Es war dies ein brutaler Meuchelmord, von Theodorich anbefohlen und durch nichts entschuldbar; allein aus derlei Verbrechen machte sich das Königsgeschlecht der Merovinger nicht im geringsten Gewissensbisse und wir werden bald noch Aergeres von diesen Sprossen Pharamunds zu erzählen haben. Nach dem Tode Hermanfrieds gabs nur noch zwei Sprossen des Thüringenschen Königshauses, einen jungen Sohn des Ermordeten, mit Namen Amalafried, und eine Tochter des durch Bruderhand gefallenen Berthar, die wunderschöne Radegunde. Was nun die Sache Hermanfrieds anbelangt, so floh seine Mutter Amalaberga über Hals und Kopf mit ihm nach Italien zu den Ostgothen, um mit deren Hülfe wieder siegreich in Thüringen einzuziehen. Allein Amalasuntha, die damalige Regentin der Ostgothen, wurde durch Wirren im eigenen Reiche so in Anspruch genommen, daß sie diese Hülfe unmöglich gewähren konnte, und so mußte Amalafried am Ende noch froh sein, bei den Ostgothen nur überhaupt ein Asyl (er wird später als tüchtiger Feldherr genannt) gefunden zu haben. Keineswegs besser erging es der schönen Radegunde, die nach dem Tode Hermanfrieds kaum acht Jahre zählte. Chlotar nemlich, der Regent

von Soissons, führte sie als Gefangene weg und ließ sie an seiner Hofhaltung erziehen. So wie sie aber das siebzehnte Jahr erreicht hatte, zwang er sie zur Heirath mit ihm, denn ihre außerordentlichen Reize hatten einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn gemacht. Lange übrigens hielt sie es bei ihm nicht aus, da ihr seine Rohheit einen unüberwindlichen Widerwillen einflößte, und so entfloh sie eines Tages in ein benachbartes Nonnenkloster, von dem sie Chlotar vergeblich zurückforderte. Später, nachdem sie den Schleier genommen, gründete sie in Poitiers selbst ein Nonnenkloster, dessen Aebtissin sie wurde, und da lebte sie nun siebenunddreißig Jahre lang bis anno 587, als vielbewunderte und hochverehrte Heilige, welche selbst das Laster nicht anzutasten wage. Doch um nun wieder auf Theodorich I. zurückzukommen, so ward nach der Ermordung das Land der Thüringer zwischen dem sächsischen Herzog Hadegast und dem genannten Frankenkönige getheilt und zwar derart, daß die Sachsen alles nördlich von der Unstrut gelegene Land (Nordthüringen), die Franken aber das, was südlich der Unstrut lag (Südthüringen) erhielten. Von einem längeren Widerstande der Thüringer nemlich war keine Rede mehr, denn die meisten der Edelinge und Freien waren entweder in dem langen Kampfe gefallen oder bald dahin, bald dorthin entflohen, und die Uebrigen mußten sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Die Gnade war aber nicht groß, sondern man behandelte das Land als ein erobertes und die Güter der Edelinge zog Theodorich als Krongut ein. Daher auch die große Anzahl von Krondomainen, welche die merovingischen Könige in dem neu eroberten Lande — gerade wie von Chlodwigs Zeiten her in Alemannien — besaßen; lauter Domänen, die später wie Arnstadt, Forchheim, Geismar, Hammelburg, Karlsstadt, Nürnberg, Regensburg und Salzungen an die deutschen Könige übergingen. Im Uebrigen will ich nicht unterlassen, jetzt schon zu bemerken, daß das fränkische Thüringen wegen der Wirren, die im Frankenreiche entstanden, nach wenigen Decennien durch die Rückkehr der entflohen gewesenen Edelinge und Freien wieder zu größerer Kraft gelangte und sogar wieder eine eigene Verwaltung mit eigenen Herzogen, jedoch natürlich unter fränkischer Oberhoheit, sowie gegen Zinsentrichtung erhielt.

Kurze Zeit, nachdem Südthüringen mit dem Frankenreich vereinigt worden war, erlitt auch Burgund dasselbe Schicksal. Dieses Königreich, soweit es nicht von Chlodwig veringert worden war, hinterließ König Gundobald anno 516 seinem Erstgebornen Siegmund, den Zweitgebornen Godomar mit einigen wenigen Domainen abspeisend, und Siegmund trat die Regierung mit um so größerer Zuversicht an, als er eine Tochter Theodorichs des Großen zur Gemahlin hatte. Natürlich, denn er durfte ja des Schutzes dieses seines mächtigen Schwiegervaters gewiß sein, und überdem trat er jetzt auch zum Katholicismus über, um dadurch seine römisch-katholischen Unterthanen, welche die große Mehrzahl bildeten, für sich zu gewinnen. Trotzdem sollte alles ganz anders kommen, als Menschenaugen voraus sahen. Nachdem nemlich seine Gemahliu, die eben erwähnte ostgothische Prinzessin schnell gestorben, nahm er, von Sinnenwitz getrieben, deren erste Magd — jetzt würde man sagen Hofdame — zur Gattin, und wie nun diese in ihrer Aufgeblasenheit in den weißen Kleidern der Verstorbenen einherstolzirte, ohne das Geschick zu haben, einen königlichen Gang annehmen zu können, lachte Siegmunds einziges Söhnlein, Siegerich, welches ihm die Ostgothin gegeben hatte, über der Stiefmutter ärmliches Gebahren. Letztere aber, dieses Lachen gewahrend, wurde darüber so erbost, daß sie von nun an auch den Gatten gegen seinen Erstgebornen aufzureizen versuchte und später, nachdem sie selbst zwei Knaben geboren hatte, Tag und Nacht in ihn drang, sich den Siegerich durch einen heimlichen Mord vom Halse zu schaffen. Lange widerstand der Vater, aber weil sie ihm beständig zurief: „er trachtet dir jetzt schon nach Thron und Leben und wird dir in einigen Jahren beides nehmen," ließ er sich endlich bethören und den Erstgebornen (anno 522) im Schlaf erdrosseln. Die That, obwohl man einen natürlichen Tod vorgab, wurde bald ruchbar, und in seinem Grimme, daß ihm der Enkel ermordet worden sei, rüstete sofort Theodorich der Große ein Heer aus, den Burgunderkönig zu strafen. Kaum aber erfuhr dieß Chlotilde, Chlodwigs Wittwe, in welcher immer noch der tödtlichste Haß gegen Gundobald und dessen ganze Nachkommenschaft lebte, so stachelte sie an ihren drei Söhnen so lange, bis diese sich den Ostgothen zu Verbündeten antrugen, um so den Burgunderkönig

Siegmund um so gewisser zu veriuchten. Der Krieg begann also anno 523 und obwohl die Burgunder tapferen Widerstand leisteten, so konnte man doch bald über das Ende nicht zweifelhaft sein. Endlich im Winter auf 524 entfloh Siegmund, wie er sah, daß er sich nicht mehr halten könne, in das von ihm gestiftete Kloster St. Maurice im Wallis (wo man noch eine mit Silber eingefaßte hölzerne Schüssel zeigt, aus der er seine Suppe zu essen pflegte) und ließ auch sein Weib und seine Kinder dahin nachkommen; allein Chlodomir, der Theilfrankenkönig von Orleans, entdeckte seinen Aufenthalt, riß ihn aus den Mauern heraus, und brachte ihn mit Weib und Kindern nach Orleans in Gewahrsam. Das ganze Burgund schien nun verloren; doch für jetzt war es noch nicht so weit. Kaum nemlich überzeugte sich Godomar, der zweite Sohn Gundobalds, von der totalen Niederlage seines Bruders Siegmund, so stellte er sich im Frühjahr 524 an die Spitze der geschlagenen Burgunder und operirte nun so geschickt gegen die beiden Brüder Childebert und Chlotar, die Könige von Paris und Soissons, daß sie genöthigt waren, sich zurückzuziehen. Dann wandte er sich gegen die Ostgothen, aber nicht mit den Waffen, sondern er wußte vielmehr den König derselben mit der Abtretung eines beträchtlichen Landstrichs zwischen den Alpen und der Rhone zu besänftigen, und so traten diese vom Kriegsschauplatze ab. Natürlich konnte dieß Alles dem Chlodomir, der mit seinen wichtigen Gefangenen nach Orleans geeilt war, nicht lange verborgen bleiben und in der Wuth darüber ließ er den Siegmund mit Weib und Kindern sofort in einen tiefen Brunnen bei Coulmier (der Brunnen heißt noch der „Siegmundsbrunnen") unweit Orleans stürzen. Dann zog er dem Godomar entgegen, in der Hoffnung, ihn mit Leichtigkeit zu besiegen; allein, gerade umgekehrt, wurde sein Heer bei Besançon von den Burgundern total geschlagen und er selbst verlor in der Schlacht sein Leben. Jubelnd hieben ihm darauf die Burgunder das Haupt ab und trugen es auf einer Lanzenspitze im Lager umher; noch größerer Jubel aber entstand, als es sich bald nachher herausstellte, daß Childebert von Paris und Chlotar von Soissons auf Weiterführung des Krieges (wahrscheinlich auf Befehl ihres älteren Bruders Theodorich, dem der Krieg mit den Thüringern am Herzen lag) verzichteten und

so in das Burgunderreich wieder Ruhe und Frieden einkehrte. Bald zeigte sichs übrigens, daß die Ruhe und der Frieden so zu sagen nur eine Galgenfrist waren, nicht länger gewährt, als bis Theodorich der Austrasier, welcher über die Hauptmacht der Franken gebot, mit den Thüringern fertig geworden sei, denn ohne ihn, den Familienältesten, das sahen die beiden noch übrigen Söhne Chlotildens gar wohl ein, wäre es allzu gewagt gewesen sich mit dem tapferen Godomar in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Man wartete also ruhig, bis nach der Niederwerfung Thüringens alle fränkischen Streitkräfte verfügbar waren, aber dann, anno 534, wurde dem Godomar von neuem der Krieg erklärt und unter Theodeberts, des neuen Königs von Austrasien Führung (Theodebert war der älteste Sohn Theodorichs I. und als dieser zu Anfang des Jahres 534 starb, erbte er nach des Vaters Bestimmung das ganze Reich) nahm er noch in demselben Jahr ein für die Franken ebenso ruhmreiches als siegreiches Ende. Die Burgunder nämlich erlitten eine totale Niederlage, von der sie sich nicht mehr erholen konnten; ihr König Godomar aber kam von diesem Schlachttage an nicht mehr zum Vorschein. Möglicherweise rettete er sich durch die Flucht, um sich von nun an in einem Kloster zu verbergen; doch viel wahrscheinlicher ist, daß er sein Leben im Kampfe verlor oder daß man ihn gefangen nahm und dann sofort in der Gefangenschaft tödtete. Doch gleichviel, die Thatsache steht fest, daß sofort ganz Burgund den Franken zufiel und von den drei Brüdern getheilt wurde. Etwas ungleich übrigens, indem Theodebert den Hauptheil in Anspruch nahm und alsbald seinem Reiche einverleibte. Zum Ruhme muß man es ihm übrigens nachsagen, daß er die Burgunder keineswegs hart drückte, sondern daß er ihnen vielmehr ihr altes Recht und ihre alte Verfassung ließ, nichts von ihnen verlangend, als, wie sich von selbst versteht, den Kriegsdienst und einige nicht übermäßige Steuern.

Abermals also hatte das Frankenreich eine großmächtige Vergrößerung erlitten, allein auch dieß genügte den furchtbar herrschsüchtigen Söhnen Chlodwigs noch nicht, sondern sie hatten es vielmehr auf das gesammte Gallien so wie auch nicht minder auf ganz Obergermanien — also auf all' die Länder und Provinzen, welche einestheils die

Westgothen jenseits der Pyrenäen und anderntheils die Ostgothen jenseits der Alpen besaßen — abgesehen. Auch wurde ihnen solches nicht allzuschwer, besonders was die west- und südgallischen Provinzen der Westgothen anbelangte. Ueber diese herrschte wie wir wissen nach dem Tode Alarichs II. dessen Sohn Amalarich, ein Schützling Theodorichs des Großen, der auch in der That bis an seinen Tod sorgfältig über ihm wachte. Wie nun übrigens Amalarich nach des Großvaters Hingang anno 526 selbstständig wurde, zeigte sichs bald, daß er kein Mann im wahren Sinne des Wortes sei, sondern eher ein Schwächling, der sich ganz den Einflüsterungen seiner arianischen Priester hingab, und eben diese seine Schwachheit sollte ihm zum Untergange gereichen. Um nämlich die Franken zu guten Nachbarn zu bekommen, hatten ihm seine weltlichen Minister gerathen — und der Rath war kein schlechter gewesen — eine Schwester der vier Brüder, welche damals über die Franken herrschten, eine Tochter Chlodwigs und Chlotildens, wie diese ebenfalls Chlotilde geheißen, zu heirathen und diese Heirath war unter großen Festlichkeiten vollzogen worden. Kaum aber hatte er sie zu sich nach Toulouse heimgeführt, so fing er, von seinem Beichtvater aufgestachelt, an, in sie zu dringen, vom Katholicismus, zu dem sie sich bekannte, abzulassen und den Arianismus, den Glauben seiner Väter und den seinigen, anzunehmen. Sie weigerte sich dessen, allein nun wurde der bigotte Fürst nur um so heftiger und überhäufte die Gattin mit Mißhandlungen der gemeinsten Art. Endlich hielt es die arme Chlotilde nicht mehr aus und es gelang ihr anno 531 durch einen treuen Diener ihrem Bruder Childebert I. in Paris geheime Kunde von ihrem traurigen Loose zukommen zu lassen. Sogleich traf dieser Anstalt, die Schwester aus solch' schmählicher Gefangenschaft (denn etwas Anderes war ihre Ehe nicht) zu erlösen und unterstützt von den andern Brüdern sammelte er ein starkes Heer, mit dem er sofort über die Sevennen ins Westgothische einrückte. Unter den Mauern von Narbonne kams dann zur Schlacht und in dieser erlitt Amalarich eine totale Niederlage. Ja noch mehr, auf der Flucht verlor er sogar sein Leben, indem er entweder von einigen verfolgenden Franken, oder was wahrscheinlicher von seinen eigenen meuterischen Soldaten ermordet wurde. Nun suchten aller-

dings die Westgothen, trotz des Verlustes ihres Königs, den Widerstand fortzusetzen und zwar unter der Führung des Theudes, eines sehr vornehmen und sehr tapferen Ostgothen, welcher auf Theodorichs des Großen Befehl seinerzeit die Erziehung des ermordeten Amalarich geleitet hatte. Allein wenn auch Theudes that, was in eines Mannes Kraft lag, so konnte er vom ganzen Gebiet nicht mehr erretten, als einen kleinen Landstrich an der Gränze der Pyrenäen und alles Uebrige behielten vertragsmäßig (der Vertrag wurde anno 533 abgeschlossen) die Franken. In demselben Jahre 533 fiel Theodorich I. in die Provence ein, welche wie wir wissen zum Ostgothenreiche gehörte, indem er hoffte, diese ebenso herrliche als große Provinz wegen der unter den Ostgothen eingetretenen Schwäche (darüber werden wir im nächsten Kapitel Näheres erfahren) durch einen Handstreich wegnehmen zu können. Das heimtückische Unternehmen jedoch schlug gänzlich fehl, denn der ostgothische König — damals noch Athalarich oder vielmehr seine Vormünderin und Mutter Amalasuntha — sandte schnellstens ein Heer über die Alpen, vor welchem Theodorich es gerathen fand sich unverrichteter Dinge zurückzuziehen. Die nächsten drei Jahre nun blieben die Ostgothen in ihren Besitzungen jenseits der Alpen ganz unbeläſtigt, allein nunmehr, mit dem Jahr 536, trat plötzlich eine für sie sehr ungünstige Aenderung der Dinge ein. Der byzantinische Kaiser Justinian nämlich bekriegte damals (wir werden dieß im nächsten Kapitel ausführlicher zu schildern Gelegenheit haben) Italien, um es sich wieder zu unterwerfen, und bot den Franken durch eine eigene Gesandtschaft an den König Theodebert, den Nachfolger Theodorichs I., sehr günstige Bedingungen, wenn sie zu ihm halten wollten. Kaum aber erfuhren hievon die Ostgothen, so wurde ihnen klar, welche Gefahr sie liefen, und sie suchten sofort den griechischen Monarchen zu überbieten. Mit andern Worten, Vitigis, der anno 536 den Königlichen Scepter der Ostgothen übernahm, sah ein, daß er nothwendigerweise erdrückt werden würde, falls das Bündniß zwischen dem Frankenkönige Theodebert und dem Kaiser Justinian zu Stande komme, und entschloß sich daher zu den größten Opfern, um den Theodebert auf seine Seite zu ziehen. Und worin bestanden nun diese Opfer? Nun einmal in der Bezahlung

von 2000 Pfund Goldes, was für damalige Zeiten eine ungeheure Summe war. Sodann in der Abtretung der Provence und überhaupt alles ostgothischen Besitzes in Gallien. Endlich in der Ueberlassung Alemanniens, so weit es nach der Schlacht von Zülpich an Theodorich den Großen gefallen war, und des ganzen Rhätiens, also Graubündens, Tyrols, Vorarlbergs, Oberbaierns und alles angrenzenden Alpenlandes bis zu den oberen Seen Italiens hinab. Das waren Anerbietungen von so außerordentlicher Art, daß Theodebert sie unmöglich von der Hand weisen konnte, und somit wurde alsobald das Bündniß mit Vitigis eingegangen. Auch hielt Letzterer sein Wort getreulich und überlieferte dem Frankenkönige all' die herrlichen theils gallischen, theils germanischen Provinzen; Theodebert aber schickte dem Vitigis die 10,000 Mann Hülfstruppen, die er ihm versprochen, nur nach langem Zaudern und machte später sogar den Versuch, mit selbigen Truppen, statt den Ostgothen beizustehen, ein Stück von Italien für sich selbst zu erobern. Ja er würde diese Eroberung durch ein anno 539 nach Italien gesandtes weiteres Heer auch durchgesetzt haben, wenn nicht unter seinen Kriegern eine ruhrartige Seuche ausgebrochen wäre, welche den dritten Theil derselben hinwegraffte und die Uebrigen wegen ihrer Entkräftung nöthigte, in ihre Heimath zurückzukehren. Die Ostgothen gewannen also bei diesem Handel nichts und sogar weniger als nichts; die Franken aber trugen Alles davon, was sie nur irgend zu erreichen hoffen konnten, und zwar ohne nöthig gehabt zu haben, in blutigem Ringen darum zu kämpfen.

Man sieht daß die Söhne Chlodwigs es verstanden, das Frankenreich in kolossalem Maßstabe zu mehren und zu vergrößern; allein wenn nun daraus Irgendwer den Schluß ziehen wollte, die vier Brüder und ihre Nachkommen hätten in wahrhaft brüderlicher Eintracht und Liebe miteinander gelebt und alle die oben erzählten Thaten als treue Blutsfreunde vollbracht, der würde sich gar bitter täuschen. Mein Gott, gerade das Gegentheil war der Fall und aus Herrschsucht und Neid gegen einander begingen sie in der eigenen Familie Verbrechen, welche uns mit Schauder und Entsetzen erfüllen. Schon anno 528 während des Kriegs gegen die Thüringer machte Theodorich I. einen Versuch, seinen Bruder Chlotar, der noch dazu

damals sein Verbündeter war, zu ermorden, aber der Versuch mißlang vollständig und so stellte sich Theodorich, als ob er nie etwas Böses im Schilde geführt hätte. Ein Jahr später anno 529 verbreitete sich die Nachricht, Theodorich sei im Kampfe gefallen, und nun wußte der Bruder Childebert nichts Eiligeres zu thun, als in die Auvergne (einen Theil Aquitaniens, wie wir oben gesehen) einzubrechen, um sie dem Erben Theodorichs, dem nachherigen König Theodebert zu entreißen. Doch Theodorich lebte und wußte sich die Auvergne zu wahren. Wiederum ein paar Jahre später, anno 532, faßten die beiden Brüder Childebert und Chlotar den Plan, das Reich ihres Bruders Chlodomir, der bekanntlich schon anno 524 in einer Schlacht gegen die Burgunder gefallen war, unter sich zu theilen; aber um dieß möglich zu machen, mußten sie vorher die rechtlichen Erben des Bruders beseitigen und dieß hatte seine Schwierigkeiten. Chlodomir hatte nämlich drei ganz kleine Knaben hinterlassen und diese hielt die Großmutter Chlotilde, Chlodwigs Wittwe, unter ihrer getreuen Obhut, denn die Mutter war bei der Geburt des jüngsten Knaben gestorben. Da schickten die Beiden, Childebert und Chlotar, von Paris aus Botschaft an die Großmutter, daß sie allda zusammengekommen seien, um den Söhnen Chlodomirs ihr Erbe Orleans zu übergeben, und baten deßhalb die hohe Dame, ihnen dieselben zu senden. Hocherfreut über solch uneigennützige Gesinnung ihrer beiden Söhne, lieferte ihnen Chlotilde die beiden ältesten Knaben Chlodomirs aus, während sie den Jüngsten seiner großen Jugend wegen bei sich behielt; so wie nun aber die Brüder Childebert und Chlotar die beiden Knaben in Händen hatten, ergriff Chlotar den ältesten derselben, der damals zehn Jahre zählte, und stach ihn kaltblütig nieder. Der andere, neun Jahre alt, floh zu Childebert und umfaßte in seinen Todesängsten dessen Kniee, worüber dieser so gerührt wurde, daß er den Chlotar bat, desselben zu schonen. Doch Chlotar, mit gezücktem Dolche auf ihn losstürzend schrie: „Entweder Er oder Du", und erschreckte ihn dadurch so, daß er den Knaben von sich stieß. Draufhin ward auch der zweite Sohn Chlodomirs niedergestoßen und es lebte also nur noch dessen dritter Knabe mit Namen Chlodoald. Auch blieb dieser am Leben, aber nur dadurch,

daß ihm die Großmutter sofort das Haar abschor und ihn zum Priester weihte. Aelter geworden stiftete er dann das Kloster St. Cloud, das von ihm den Namen hat, und starb daselbst im Jahr 560. Nachdem nun so die drei Söhne Chlodomirs beseitigt waren, theilten sich die beiden Brüder Childebert und Chlotar in das Erbe, das heißt in das Land zwischen Garonne und Loire mit der Hauptstadt Orleans, und Theodorich I., der König von Austrasien, ließ es ruhig geschehen, weil er damals Hoffnung hatte, sich durch die Eroberung der Provence entschädigen zu können. Nicht lange darnach starb der genannte Theodorich, des großen Chlodwig ältester Sohn, und alsobald beschlossen nun dessen zwei Brüder Childebert und Chlotar, die Mörder von Chlodwigs Knaben, auch den Theodebert, Theodorichs Sohn und Erben, aus dem Wege zu räumen, um dessen Erbe ebenfalls unter sich zu theilen. Allein Theodebert, der hievon eine Ahnung haben mochte, wußte sich zu schützen und überdem hielten seine Getreuen so sorgsam Wacht über ihm, daß kein Verdächtiger sich ihm nahen konnte. Da beschloß Childebert die Rolle zu wechseln und schlug dem Theodebert vor, er, der kinderlos sei, wolle ihn an Kindesstatt annehmen, mit andern Worten ihm all' sein Land und Vermögen hinterlassen, wenn er ihm behülflich sei, den Chlotar seines Reiches zu berauben. Auch meinte er, eine solche Beraubung liege im Interesse des Frankenreiches selbst, denn Chlotar besitze sieben Söhne, und man müsse der Fatalität zuvorkommen, daß sein Reich dereinst nach seinem Tode unter diese Sieben vertheilt werde. So ging denn Theodebert auf den Vorschlag ein und überzog, nachdem er im Jahr 537 seine Streitkrafte mit denen Childeberts vereint hatte, den Oheim Chlotar mit Krieg. Vergebens warf sich die ehrwürdige Königinwittwe Chlotilde, die Mutter Childeberts und Chlotars und die Großmutter Theodeberts, mit Vorstellungen und Bitten zwischen die beiden Parteien; die beiderseitigen Heere zogen aus um sich zu bekämpfen, und standen einander schließlich so gegenüber, daß den andern Tag die Entscheidungsschlacht unvermeidlich schien. Da rief Chlotilde — so erzählt wenigstens Gregor von Tours — die ganze Nacht den heiligen Martin von Tours an, daß er mit seiner überirdischen Gewalt einschreiten möge, und der Heilige, solche

Bitte erhörend, sandte gegen Morgen ein entsetzliches Unwetter, welches im Lager der Angreifer die größten Verheerungen anrichtete, während das Lager des Chlotar von dem Sturme und Blitz und Hagel und Donner ganz unbehelligt blieb. War das nun nicht ein Gottesurtheil? In damaliger Zeit sah man es wenigstens dafür an und die beiden Verbündeten, Theodebert und Childebert, ließen sich dadurch bestimmen mit Chlotar, ohne daß er ein Stück Land verloren hätte, Frieden zu machen.

Nicht Liebe und Treue herrschte also unter den Söhnen Chlodwigs, sondern vielmehr eine Zwietracht und Leidenschaftlichkeit, welche sich nicht selten bis zum Morden steigerte. Nachdem jedoch zwischen Chlotar einer- und Childebert-Theodobert andererseits die Eintracht wiederhergestellt war, ließen sich die drei Könige eine geraume Zeitlang ungeschoren und dieß kam wohl hauptsächlich daher, daß sie, weil jetzt eben ein Existenzkampf zwischen den Ostgothen und Byzantinern ausgebrochen war (hievon wird im nächsten Kapitel ein Mehreres die Rede sein), einig sein mußten, um von diesem Kampf so viele Vortheile als möglich zu ziehen. Die Provence, so wie den Rest Alemanniens und das herrliche Rhätien hatte ihnen derselbe, wie wir weiter oben gesehen, bereits eingetragen; allein damit gaben sie sich nicht zufrieden, sondern es gelüstete sie noch weiter gegen Osten vorzudringen und namentlich das ganze Baierland (bis jetzt besaßen sie blos das bairische Gebirgsland, welches zu Rhätien gehörte, nicht aber die übrigen drei Viertheile) zu annexiren. Bajuvarii, Bojoarii, Baiern — wer waren sie und woher kommt ihr Name? Man hat ganze Bände darüber niedergeschrieben, aber ich glaube mich um so kürzer fassen zu können, als ich früher schon darauf hingewiesen habe, daß sie entstanden seien aus der Zusammenschmelzung der Reste jener Völker, welche einstens den Namen der Rugier, Heruler, Skyrren und Markomannen führten. Diese Reste nun ließen sich nach dem Sturze Attilas in den Ländereien zwischen der Enns (Grenzfluß zwischen Ober- und Niederöstreich) und dem Lech nieder und dehnten sich südlich bis an die Alpen, nördlich aber bis weit über die Donau hinüber aus. Baiern nannten sie sich, oder noch besser, Baiern wurden sie von den umliegenden Völkerschaften genannt, weil sie in dem

Lande wohnten, welches in alten Zeiten die Bojer oder Bojen, eine schon längst zu Grunde gegangene keltische Völkerschaft inne gehabt hatten, und da man auch nach ihrer Einwanderung fortfuhr ihr Land mit dem Namen „Bojerland" zu bezeichnen, wie hätten sie umhin können, sich den Namen ihres Landes zu geben? Doch wie stand es mit diesen Baiern zu der Zeit, da der große Existenzkampf zwischen Ostgothen und Byzantinern ausgefochten wurde? Bildeten sie etwa ein eigenes Reich, oder gehörten sie zu einem andern als eine seiner Provinzen? Nun der große Ostgothenkönig Theodorich hatte, als er Italien eroberte, einen Theil von ihnen, die Rugierreste, ganz für sich gewonnen und es läßt sich also denken, daß auch die übrigen Theile sich ihm in Freundschaft anschlossen. Sie waren also nicht sowohl seine Unterthanen, als seine Schutzbefohlene. In diesem Verhältniß blieben sie bis der Krieg zwischen den Ostgothen und Byzantinern ausbrach; nun aber, da die Ersteren nach und nach den Kürzeren zogen und es bald unzweifelhaft wurde, daß dieselben demnächst von den Byzantinern würden vernichtet werden, trat die Frage an die Baiern heran, an welchen Staat sie sich für die Zukunft anschließen sollten, da sie für sich selbst zu schwach waren, um ein unabhängiges Reich zu bilden. Zu wählen hatten sie übrigens nur unter zwei Staaten, unter dem fränkischen und byzantinischen, denn ein drittes nahegelegenes großes Reich gab es nicht, und von diesen beiden war wieder das byzantinische oder oströmische das entferntere oder unsichere. Sie entschieden sich also nach kurzem Besinnen für den Anschluß an das fränkische Reich, an das sie auf drei Seiten hin — Thüringen, Alemannien und Rhätien — anstießen, und wenn nun auch die Frankenkönige auf diesen ihren Entschluß einige Pression ausgeübt haben mögen, so steht dagegen doch nicht minder fest, daß die Baiern für ihren Anschluß ihre Bedingungen machten. Die nämlich, daß sie zwar Kriegsdienst zu leisten und auch zu den Staatsausgaben ihren Beitrag einzusenden hätten, daß sie dagegen aber ihre eigenen Gesetze und Einrichtungen, ja selbst ihre eigene Staatsregierung behalten dürften, nämlich ihre Herzoge aus dem Vornehmsten ihrer edlen Geschlechter, aus dem der Agilolfinger. Wir finden daher auch eben jetzt einen Baiernherzog mit Namen genannt, Garibald I., und von

diesem Herzog wird zugleich erzählt, daß ihm anno 554 König Chlotar die junge Wittwe des Königs Theodobald von Austrasien vermählt habe. Damals also gehörte das Baierland bereits zum Frankenreiche und diese großartige Acquisition war wohl so viel werth, daß die Söhne und Enkel Chlodwigs ihre gegenseitigen Mordhändel auf eine Zeit lang einstellen konnten.

Aus besagten Gründen also ließen, als Theodebert von Austrasien anno 547 schnell wegstarb, dessen beide Oheime, die Könige Childebert und Chlotar, seinen noch sehr jungen und unkriegerischen Sohn Theodobald das väterliche Erbe antreten und hatten selbst nichts dagegen, daß für ihn zwei vornehme Alemannen, mit Namen Leutharis und Butilin die Zügel der Herrschaft führten. Als nun aber dieser Theodobald nur wenige Jahre später, anno 555, also um die Zeit, in welcher der ostgothisch-byzantinische Krieg mit dem Untergang der Ostgothen endete, aus dem Leben schied, bemächtigte sich Chlotar, der sich längst im Geheimen darauf vorbereitet hatte, im Momente seines ganzen Nachlasses, das ist des ganzen Königreichs Austrasien und wie Childebert theilen wollte, drohte er ihm mit überlegenen Streitkräften. Childebert, der nicht gerüstet war, mußte anfangs nachgeben, aber Durst nach Rache kochte ihm im Herzen und er wartete nur auf Zeit und Gelegenheit. Und siehe da, beides zeigte sich ihm schon nach wenigen Monden und zwar in der Person des Chrammnus, des jüngsten Sohnes Chlotars. Den Chrammnus nämlich hatte sein Vater zum Statthalter einiger südfranzösischen Grafschaften gemacht und ihm den Auftrag gegeben, die Gränzen des Reichs gegen die Westgothen zu hüten. Diese wenige Macht aber genügte dem ehrgeizigen jungen Mann nicht und er hätte am liebsten den Vater vom Thron gestoßen, um sich selbst darauf zu setzen. Solches erfuhr nun Childebert und eilte sofort zu ihm, um ihn zur Rebellion aufzureizen. Er hielt nämlich diesen Augenblick für außerordentlich günstig, da eben jetzt Chlotar nach Thüringen abberufen wurde, um einen Einfall der Sachsen abzuweisen, und überdem wußte er, daß mehrere Große unter den Unterthanen Chlotars wie namentlich der Graf Conobert der Bretagne, sich der Empörung anschließen würden. Chrammnus auf solche Weise unterstützt rebellirte also und

zwang dadurch seinen Vater Chlotar mit den Sachsen ein schnelles Abkommen zu treffen, um dafür in seinem eigenen Reiche wieder Ordnung zu schaffen. So leicht ging es aber nicht, denn sowohl Childebert als Chrammnus und nicht minder auch alle mit ihnen verbündeten Großen boten alle ihre Kräfte auf, um aus dem Kampfe siegreich hervorzugehen, und demgemäß kam das Jahr 558 heran, ohne daß Chlotar über die Rebellion Herr geworden wäre. Nun aber gegen das Ende dieses Jahres starb Childebert, ohne Erben zu hinterlassen, und da nun Chlotar der natürliche Erbe des Verstorbenen war, so stand jetzt Chrammnus mit seinen Anhängern vereinzelt da. Dieser Umstand entschied zu Gunsten des Chlotar und nach einer letzten hitzigen Schlacht wurde Chrammnus mit Frau und Tochter gefangen genommen. Der Krieg war also zu Ende und aus demselben ging Chlotar, weil nun alle seine Brüder und deren Nachkommen todt waren, als alleiniger Regent und Beherrscher des Frankenreiches hervor. Allein trotzdem er hierüber mit unendlicher Freude erfüllt war, hinderte ihn diese seine Freude nicht, dem Kriege ein entsetzliches Nachspiel folgen zu lassen. Er befahl nämlich den Chrammnus mit Frau und Kindern in ein einsam stehendes Holzhaus zu sperren und dann das Haus an allen Ecken zumal anzuzünden. Man bedenke, der Vater befahl, den eigenen Sohn mit der Söhnerin und den Enkeln lebendig zu verbrennen, und dieser Befehl wurde buchstäblich ausgeführt!

Solcher Greuelthaten war das Haus der Merovinger fähig, und all' dieß einzig und allein um dem Dämon „Herrschsucht" ein Genüge zu leisten.

Viertes Kapitel.

Die Schicksale der Vandalen, Ostgothen, Longobarden und Westgothen.

(530 bis 710 nach Christus.)

Wie die tapferen Vandalen unter ihrem Heldenkönige Geiserich Nordafrika nebst vielen anderen Territorien erobert und daraus ein großmächtiges Reich gegründet hatten, ist von mir bereits des Näheren erzählt worden. Dieses Reich stützte sich rein auf die Gewalt der Waffen und der Eroberung, denn die Einwohner in ihrer großen Mehrzahl fühlten sich als frühere Unterthanen des Römerreichs durch die neuen Herrscher gedrückt und konnten unmöglich Liebe zu denselben gewinnen. Zwischen ihnen und diesen Herrschern bestand eine tiefe Kluft und solche Kluft erweiterte sich aus einem einzigen Grunde tagtäglich. Aus welchem Grunde nun aber? Nun einfach deßwegen, weil die Eroberer sämmtlich Arianer waren, während die Eroberten, welche gut neun Zehntheile der Gesammteinwohnerschaft ausmachten, sich zum orthodoxen Katholicismus, zu dem sie schon im 3. und 4. Jahrhundert bekehrt worden waren, bekannten und also die Eroberer nicht bloß als Tyrannen, sondern, was noch viel mehr besagen wollte, als Ketzer betrachteten und haßten. Wie konnte da geholfen werden? Es gab drei Wege. Entweder gingen die ketzerischen Vandalen sämmtlich zum Katholicismus über und wurden dadurch Brüder der früheren Einwohner. Oder brachten sie es sei's mit Güte, sei's Gewalt so weit, daß genannte Einwohner in Masse den Arianismus annahmen und so den furchtbaren Gegensatz ausglichen. Oder endlich huldigte man von Seiten der Eroberer dem Grundsatze der Duldsamkeit und versöhnte die Katholiken damit, daß man ihnen die ganz gleichen Rechte, wie den Arianern, ertheilte. Das Letztere, wird jeder Vernünftige sagen, wäre das Rechtlichste wie auch das Klügste gewesen, denn man muß, wie der große König Friedrich II. von Preußen sich ausdrückte, jedem Menschen erlauben, nach seiner Façon selig zu werden. Ueberdem durfte man annehmen,

daß die große Mehrzahl der Katholiken wie auch der Arianer sich damit zufrieden geben würde. Allein Eines stand entgegen, die Geistlichkeit. Ja wohl die Geistlichkeit, denn diese will überall in der Welt den Herrscherstab führen. Sie will nicht blos, daß ihre Kirche bestehe und in aller Freiheit bestehe, sondern sie will, daß dieselbe dominire, um so selbst dominiren zu können. Ich meine damit selbstverständlich nicht die ganze Geistlichkeit und namentlich auch nicht den niedereren Theil derselben. Die Hochgestellten der Kirche aber, die Bischöfe, Erzbischöfe und wie sie sonst heißen, sind sie in ihrer Mehrzahl je anders gewesen? Mein Gott, die Jetztzeit — und wir leben doch in einer sehr vorgeschrittenen Zeit — liefert der Beweise übergenug, wie viel mehr noch die Vergangenheit! Man sehe nur, wie dem großen Ostgothenkönige Theodorich für seine Duldsamkeit gedankt wurde, und vergleiche damit die Thaten des Frankenkönigs Chlodwig, zu welchen die katholische Priesterschaft ihr Hosiannah rief! Genug also, die vandalischen Herrscher sahen ein, daß sie mit der Duldsamkeit nicht weit kommen würden, und da sie nun als gute Arianer nicht gesonnen waren, zum Katholicismus überzugehen, so griffen sie zu dem zweiten der oben angegebenen Mittel, zu dem, ihre gesammte katholische Unterthanenschaft arianisch zu machen. Damit aber bereiteten sie sich, wie wir jetzt gleich sehen werden, ihren eigenen Untergang, so wie auch den Untergang ihres Volkes.

Schon König Geiserich, der Eroberer Nordafrikas, griff zu dem angegebenen Mittel, seine katholischen Unterthanen in Arianer zu verwandeln. Doch wandte er weniger Gewalt, als die sanftern Triebfedern der Ueberredung, Bestechung und Austheilung von Gnaden an. Ganz anders ging sein Sohn und Nachfolger — seit 477 — Hunnerich zu Werke, denn einmal war er von Natur grausam — er ließ seine beiden Brüder Graton und Theodorich nebst deren Weibern und Kindern hinrichten, aus Furcht, sie möchten ihn vom Throne stoßen — und sodann hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß die den Katholiken bewiesene Milde nicht nur gar keinen nennenswerthen Erfolg hatte, sondern daß sie vielmehr den katholischen Bischöfen, weil sie die Milde für Schwäche auslegten, den Muth gab, insgeheim mit Constantinopel Verbindungen zur Vertreibung der Van-

dalen aus Afrika anzuknüpfen. Er beschloß also gegen den Katholicismus Gewalt zu brauchen und welche Gewalt nun brauchte er! Gewiß so grausam wurde noch selten einer religiösen Genossenschaft mitgespielt, als die jetzt über die Katholiken Nordafrikas hereinbrechende Verfolgung war, obwohl allerdings die Scheiterhaufen fehlten, welche später die Dominikaner und Jesuiten für die Ketzer anzündeten. Alle Katholiken wurden ihrer Aemter entsetzt und decretirt, daß künftig nur noch Arianer bei Hofe, in der Armee oder im Staatsdienst angestellt werden dürften. Sämmtliche katholische Kirchen mußten entweder den Arianern eingeräumt oder gänzlich geschlossen werden und ebenso schlimm erging es den katholischen Klöstern. Die katholischen Geistlichen aber, sowie die Mönche und Nonnen, die sich nicht sofort zum Arianismus bekehrten, jagte man, wilden Thieren gleich, über das Gebirge in die Wüste, oder schickte man sie nach der Insel Corsika, wo sie Holz für die Flotte fällen mußten. Endlich erschien gar ein königliches Edict, welches allen Katholiken des Reichs eine Frist von drei Monaten, während der sie zum Arianismus überzugehen hätten, gab und zugleich allen Nichtgehorsamen mit Einziehung ihres Vermögens sowie mit noch härteren Strafen drohte. Kurz Hunnerich wüthete mit der raffinirtesten Grausamkeit gegen alle seine katholischen Unterthanen und verschonte selbst seine Gemahlin Eudoxia — wir haben im Früheren schon von ihr gesprochen — nicht. Nein selbst sie, die Enkelin des byzantinischen Kaisers Theodosius II., wurde furchtbar mißhandelt, so daß ihr nichts übrig blieb, als heimlich zu entfliehen, um in Jerusalem am heiligen Grabe, wo sie bald darauf starb, Schutz zu finden. Was waren nun aber die Folgen dieser wahnwitzigen Grausamkeit? Natürlich nur die Wenigsten der römischen Katholiken ließen sich zum Arianismus bekehren, denn (dieß liegt in der Natur der Sache und hat sich daher noch bei allen Glaubensverfolgungen wiederholt) die Leute wollten lieber Märtyrer ihres Glaubens werden, als Abtrünnige desselben, und selbst jene Wenigen meinten es natürlich nicht ernstlich, sondern waren jeden Augenblick bereit, vom neuen Glauben wieder abzufallen. Die Andern alle aber, ihrer viele Hunderttausende, suchten sich entweder, wenn sie es irgend möglich machen konnten, durch die Flucht zu retten, oder

ließen sie alle Drangsale, die man erfand, in stumpfer Resignation über sich ergehen. Da und dort kam es auch zum gewaltsamen Widerstand, so daß der Vandalenkönig dadurch genöthigt wurde, alle Streitkräfte, über die er verfügen konnte, gegen die Empörer aufzuwenden. Kein Wunder also, wenn die wilden, in den Thälern und Buchten des weiten Atlasgebirges hausenden Mauren- und Kabylenstämme, als sie sahen, welche Wirren im Vandalenreiche herrschten, sich nunmehr über die Ebenen Nordafrika's ergossen und durch ihre Raubzüge das allgemeine Elend noch vermehrten!

Zum ungemeinsten Trost der Katholiken im Vandalenreiche starb König Hunnerich im Jahr 484 und sein Nachfolger wurde nicht dessen junger Sohn Hilderich — Geiserich hatte nämlich, um alle Thronstreitigkeiten und besonders auch alle vormundschaftlichen Regierungen unmöglich zu machen, die testamentarische Anordnung getroffen, daß immer der Aelteste seines Geschlechtes die Krone erben solle — sondern sein Neffe Gundamund, ein Fürst voll Milde und Duldsamkeit. Dieser erließ sofort ein Edict, welches allen Katholiken seines Reichs vollste Religionsfreiheit gewährte, und rief alle Verbannten, besonders auch die verbannten Bischöfe, zurück, ihnen ihre Kirchsprengel wieder öffnend. So athmeten seine katholischen Unterthanen wieder frei auf, allein auf wie lange? Er starb anno 496 und ihm folgte sein Bruder Thrasamund, welcher ganz in die Fußstapfen Hunnerichs trat. Abermals also wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Arianerthum allgemein einzuführen, und abermals kam's, als die friedlichen Mittel nicht ziehen wollten, zu einer großartigen Katholikenverfolgung, wie denn anno 500 über hundert katholische Bischöfe auf einmal nach der Insel Sardinien in die Verbannung gesandt wurden. Auch verehelichte sich Thrasamund, um seine Macht als Arianer zu verstärken, mit Amalfrieda, der Schwester des Ostgothenkönigs, Theodorichs des Großen, und dieser schickte ihm 5000 Gothen zu Hülfe, damit er mit denselben die wilden Völker des Atlasgebirges abwehre. So gewaltige Anstrengungen er nun aber auch machte, seinem Reiche den Frieden nach Außen und Innen zu sichern, so gelangs ihm doch nicht, denn sein rechtlicher Nachfolger Hilderich, Hunnerichs Sohn, neigte zum Katholicismus hin — seine Mutter

Eudoxia hatte diesen Samen in ihn gelegt — und mußte also nothwendig die arianischen Vandalen vor den Kopf stoßen. Wie es deßhalb mit Thrasamund anno 523 zu Ende gehen wollte, ließ er den Hilderich vor sich kommen und nahm ihm einen feierlichen Eid ab, den Katholiken während seiner ganzen Regierung weder ihre Kirchen noch sonstigen Rechte wieder einzuräumen. Doch siehe da, noch war der Leichnam Thrasamunds nicht kalt, so warf der neue König Hilderich die Wittwe seines Vorgängers Amalfrieda in den Kerker, ließ ihre gothische Begleitung niederhauen, öffnete den Katholiken ihre Kirchen, rief die verbannten Bischöfe zurück, setzte bei allen Staatsernennungen, d. h. bei der Besetzung der Aemter am Hofe wie in der Verwaltung, die arianischen Vandalen zurück, und that überhaupt Alles, was die Letzteren gegen ihn mit dem furchtbarsten Zorn erfüllen mußte. Hieran aber war's noch nicht einmal genug, sondern er ließ sich auch von dem katholischen Erzbischof Bonifacius von Karthago bewegen, mit dem byzantinischen Kaiser Justinian, von dem gleich nachher die Rede sein wird, ein Freundschaftsbündniß abzuschließen, als wie wenn er sich hiedurch gegen seine Vandalen hätte schützen wollen. Dieß brach, wie man sich auszudrücken pflegt, dem Faß den Boden ein und in einem allgemeinen Aufstand der Vandalen — anno 530 — ward der kriegsberühmte — von einem Feldzuge gegen die Mauren und Kabylen im Gebirge her — Gelimer, der Vetter Hilderichs, der die nächste Anwartschaft an die Krone hatte, auf den Thron erhoben; Hilderich aber mußte mit Weib und Kindern in ein hartes Gefängniß wandern und von seinen Anhängern wurden Mehrere, weil sie einen Fluchtversuch wagten, sogar geblendet. Um sein, des Hilderichs, Reich also war es geschehen, doch wie ergings nun dem Gelimer, der sofort wieder mit der Katholikenhatze begann?

Damals saß auf dem oströmischen oder wenn man so lieber will dem griechisch-byzantinischen Throne der Kaiser Justinian I., den ich eben genannt habe. Man nannte ihn später „den Großen"; ob er aber den Namen verdiente, möchte sehr zu bezweifeln sein, denn durch seine fortgesetzten Kriege, so wie durch seine wahnsinnigen Prachtbauten und die maßloseste Verschwendung überhaupt, ermöglicht nur durch die furchtbarsten Steuerüberbürdungen, welche eine allge-

meine Verarmung herbeiführten, brachte er es so weit, daß bei seinem Tode das oströmische Reich vollkommen erschöpft dalag und keinem Feinde mehr ernstlichen Widerstand leisten konnte. Dagegen beglückte er die Welt durch eine reiche Gesetzessammlung, welche jetzt noch unter seinem Namen bekannt ist, und nicht minder gebührt ihm der Ruhm, einmal Nordafrika und Italien wenigstens für eine Zeitlang der Herrschaft der „Barbaren" entrissen, und sodann dem Arianerthum den Gnadenstoß versetzt zu haben. Nach diesem gedoppelten Ruhm geizte er hauptsächlich und wie daher die Kunde nach Konstantinopel kam, der König Hilderich, der Gastfreund und Verbündete des Kaisers, sei von dem strengarianischen Gelimer entthront worden, zögerte er nicht einen Augenblick lang, sich in diese Angelegenheit zu mischen. Zu Anfang des Jahres 531 schickte er also eine solenne Gesandtschaft nach Karthago, welche an Gelimer das Ansinnen stellte, den Hilderich wieder auf den Thron zu setzen, die aber natürlich mit Hohn abgewiesen wurde. Nun folgte noch im selben Jahre eine zweite Gesandtschaft, welche mit Krieg drohte, wenn Hilderich mit seinen Mitgefangenen nicht wenigstens sogleich freigelassen würde; allein natürlich fiel die Antwort auch dießmal kurz abfertigend aus und so hätte denn der Krieg augenblicklich beginnen sollen. Er begann übrigens für jetzt noch nicht, denn unter den Vornehmsten und Einflußreichsten am byzantinischen Hofe gab es gar Viele, welche wie z. B. Johannes, der Kappadocier, der kaiserliche Schatzmeister, aufs dringendste vor demselben warnten. Die Kosten würden enorm sein und überdem könne man ein so großes Heer, als zur Besiegung der Vandalen nöthig sei, gar nicht auftreiben. Weiter solle man die unendliche Entfernung Karthagos von Konstantinopel bedenken, welche es gar nicht möglich mache, dem Heere, wenn es in die Noth käme, Verstärkungen zukommen zu lassen, und endlich möge man sich doch der schmählichen Niederlage erinnern, welche die Vandalen dem Basiliskus, dem Feldherrn und Admiral des Kaisers Leo, dereinstens bereitet hätten. So sprachen die Gegner des Kriegs und vor ihnen mußten die Fürsprecher desselben verstummen. Da erschien ein katholischer Bischof aus dem Orient — sein Name wird nicht genannt, aber ohne Zweifel war es Einer der von Gelimer aus Nordafrika

verbannten Oberpriester, der im Auftrag seiner Mitcollegen sprach — vor dem Kaiser und gab der Sache mit einem Male eine andere Wendung. „Gott selbst“, erklärte er, „sende ihn, um dem Kaiser Vorwürfe darüber zu machen, daß er die afrikanischen Katholiken noch nicht von ihren Tyrannen erlöst habe; diese Erlösung aber sei gar leicht, weil die arianischen Ketzer längst dem Sinnentaumel gehuldigt und so ihre frühere Kraft verloren hätten. Ueberdem werde dem Kaiser Gott in Person beistehen und ihn zum Herrn von Afrika machen.“ Also verkündete jener Bischof aus dem Orient und was er verkündete, mußte dem Kaiser und seinen Ministern unbedingt einleuchten. War es ja doch eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Vandalen sich seit den letzten fünfzig Jahren unter Afrikas glühender Sonne an ein üppiges verweichlichendes Genußleben gewöhnt hatten und also unmöglich mehr dieselbe Kriegstüchtigkeit aufweisen konnten, wie früher! Durfte man doch mit Gewißheit darauf rechnen, daß beim Erscheinen des kaiserlichen Kriegsheers auf vandalischem Grund und Boden Tausende und Abertausende von unterdrückten Katholiken sich erheben und dem kaiserlichen Heere allen Vorschub leisten würden! Gewiß das war eine Hülfe von Oben und der Bischof aus dem Orient hatte daher ganz recht, wenn er versicherte, Gott werde dem Kaiser bei seinem Zuge gegen die Arianer in Person beistehen.

So wurde denn nun der heilige Krieg gegen die ketzerischen Vandalen beschlossen und augenblicklich ging man an die Ausrüstung einer tüchtigen Flotte. Nicht minder an die Aufstellung eines tüchtigen Landheeres, das nach Afrika hinübergeschifft werden sollte, und zum Oberbefehlshaber von Flotte und Heer ward der kriegskundige Belisar, ein Thrazier (vielleicht auch Germane) von Geburt, ernannt. Fünfhundert Transport- und zweiundneunzig Kriegsschiffe zählte die Flotte, sowie über zwanzigtausend Matrosen; das Landheer aber belief sich auf 16,000 Mann, welche man da und dort unter den Herulern, Massageten u. s. w. geworben hatte. Zur Sonnenwende des Sommers 533 segelte Belisar mit seinem Heere von Konstantinopel ab und landete nach vielen Kreuzungen auf der Insel Sicilien, um allda frische Vorräthe und Wasser einzunehmen. Diese Insel gehörte damals den Ostgothen und Amalasuntha, deren Regentin,

hätte die Landung Belisars leicht verhindern können; allein sie war keine Freundin des Königs Gelimer und somit unterstützte sie die Byzantiner, statt dem Germanenstamme der Vandalen beizustehen. Von Sicilien segelte die Flotte unmittelbar nach Nordafrika und warf sofort am Vorgebirge Caputveda, fünf Tagreisen von Karthago, Anker. So wie sie aber Anker geworfen hatte, wurden die Soldaten ausgeschifft, damit man sogleich gegen Karthago marschiren könne. Inzwischen war Verschiedenes vorgefallen, was die Unternehmung begünstigte. In Tripolis hatte sich ein vornehmer Eing borner, ein römischer Abkömmling, mit Namen Pudentinus, empört und Gelimer mußte Truppen dorthin senden, um diese Empörung zu dämpfen. Ganz in ähnlicher Weise war Gothas, der vandalische Gouverneur der Insel Sardinien, eine Germane unbekannten Ursprungs, zu Werke gegangen, indem er sich plötzlich zum Herrn der Insel aufwarf und dann dem Kaiser Justinian Botschaft sandte, um mit ihm wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Auch gegen ihn mußten also von Karthago aus Truppen gesandt werden und hiezu verwandte Gelimer seinen Bruder Tzagon mit 5000 der bewährtesten Soldaten. So waren die Kräfte Gelimers zersplittert, als er endlich in Hermione unweit von Karthago zum ersten Male davon hörte, daß ein byzantinisches Heer an seinen Küsten gelandet sei. Schnell besonnen jedoch sammelte er seine Streitkräfte und zog, nachdem er noch vorher den gefangenen Hilderich nebst seinem ganzen Anhang hatte tödten lassen, dem Feinde entgegen. Sein jüngerer Bruder Ammatas führte die Vorhut, er selbst die Nachhut; bei Decimum aber, am fünften Meilenstein von Karthago, kams zur Schlacht und zwar zu einer furchtbar blutigen. Der erste, der fiel, war Ammatas, denn er war zu unvorsichtig vorgedrungen. Gelimer wollte ihn rächen und sein Ungestüm brachte auch richtig die Byzantiner zum Weichen. Allein wie er nun bis zum Leichnam seines Bruders vorgedrungen war, ließ er sich vom Schmerz hinreißen, sich unnöthig lang bei demselben aufzuhalten, und einstweilen sammelte nicht nur Belisar seine fliehenden Truppen wieder, sondern ging auch sofort zu scharfem Angriff über. So erfocht er schließlich einen glänzenden Sieg und nur von Wenigen begleitet floh Gelimer nach der Ebene von Bulla gegen die Numidische Wüste

hin. Den andern Tag rückte Belisar gegen Karthago vor und am am dritten besetzte er die Stadt, ohne daß ein Schwert zu ihrer Vertheidigung gezückt worden wäre. Die vandalischen Bewohner nämlich waren, als sie die Niederlage ihres Königs erfuhren, größtentheils entflohen; die römisch-afrikanisch-katholische Bevölkerung aber — mein Gott, wie jubelte diese nicht auf, als die Byzantiner nahten! Belisar wurde als Befreier begrüßt und ihm zu Ehren die Stadt köstlich beleuchtet; seiner Armee aber lieferte man freiwillig Alles, wessen sie bedurfte, und in der Freude des Herzens sogar noch weit mehr. Natürlich, denn nun war es mit der Herrschaft der arianischen Ketzer vorbei und dafür gab der Katholicismus wieder den Ton an. Inzwischen suchte Gelimer die Trümmer seines Heeres auf der Ebene von Bulla vier Tagereisen von Karthago zu sammeln, und zugleich sandte er einen Eilboten auf schnellsegelndem Boote nach Sardinien, um seinen Bruder Tzagon mit seinen Kerntruppen an sich zu ziehen. Tzagon vereinigte sich auch, so schnell es thunlich war, mit ihm und nun im December 533 rückte Gelimer gegen Karthago vor. Sein Heer war viel zahlreicher als das Belisars; aber den Vandalen fehlte, der erlittenen ersten Niederlage halber, der rechte Muth und überdem hatte sie das lange Genußleben, wie schon gesagt, fast gänzlich entnervt. Bei Trikameron nun, eine Tagreise von Karthago, kams zur zweiten Schlacht und dießmal waren die Byzantiner die Angreifenden. Dreimal stürmten sie und dreimal wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Dem vierten Angriff aber erlag der tapfere Tzagon und nachdem er gefallen war, löste sich das Centrum des Vandalenheeres in wilder Flucht auf. Schon wollten die beiden Flügel dem Centrum folgen, da gelang es dem Könige Gelimer noch die Weichenden in sein befestigtes Lager zurückzuführen, und hier nun hatte er im Sinne, den Angriffen der Byzantiner zu trotzen. Ja wohl, so hatte er im Sinne; aber wie gegen Abend Belisar mit seinem Heer anrückte und die Vorbereitungen zum Sturme traf, da entfiel ihm plötzlich aller Muth und Hals über Kopf warf er sich auf ein Pferd, an nichts denkend, als das nackte Leben zu retten. Es war eine grenzenlos ehrlos feige Handlung und was nun folgte, kann man sich denken. „Der König ist entflohen; rette sich wer kann!“

schrie Alles wie toll durch einander, als man nach kurzer Zeit das Zelt Gelimers leer fand, und wie wahnsinnig, wie von Verzweiflung getrieben stürzten die Krieger davon, sich der Eine dahin, der Andere dorthin wendend. So kams, daß, wie darauf Belisar in der That den Sturm begann, das Lager, jammernde Weiber und Kinder ausgenommen, total leer gefunden wurde. Weil es aber da eine ganz unermeßliche Beute gab und zwar eine Beute nicht blos in Gold, Silber und Kostbarkeiten aller Art, sondern auch in schönen Weibern und Sklavinnen, löste sich die Ordnung in Belisars Heer ebenfalls total auf und jeder seiner Krieger suchte sich nur schnellstens seinen Antheil zu sichern. Ja den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch konnte der byzantinische Feldherr über keine hundert Mann — die Andern suchten alle theils im Lager, theils in dessen Nähe, in angrenzenden Wäldern, Thalschluchten und Höhlen nach Beute — verfügen und wäre Gelimer, sich wieder fassend, nur mit einer ganz kleinen Macht zurückgekehrt, so hätte er das ganze byzantinische Heer vernichten können. Er aber, — mein Gott, er dachte nur an seine Sicherheit und ruhte nicht, als bis ihn sein schnelles Roß in das unzugängliche Gebirge von Pappua im Innern von Numidien getragen hatte.

Mit dem Reiche der Vandalen war es nun zu Ende, denn von denjenigen, welche nicht in den beiden unglücklichen Schlachten gefallen, sondern sich dahin oder dorthin, meist in die Kirchen geflüchtet hatten, wurden die Meisten gefangen, und den Gefangenen ließ man nur die einzige Wahl, ob sie als Sklaven verkauft werden oder in das byzantinische Heer eintreten wollten. Sie thaten natürlich das Letztere und Belisar schickte sie sofort nach Byzanz, wo sie unter die Truppen, die gegen Persien bestimmt waren, eingereiht wurden. Sie verschwinden also fortan aus der Geschichte und ebenso auch Gelimer. Dieser nemlich hatte allerdings bei den wilden Mauren im Pappuagebirge eine sichere Zuflucht gefunden und nach und nach stellten sich einige Hunderte der Seinigen, denen die Flucht ebenfalls gelungen war, bei ihm ein. Allein welches Leben mußte er führen! Ziegenkäse und Ziegenfleisch bildete seine einzige Nahrung und sein Wohnhaus war eine Höhle, wo er auf dem nackten Boden schlief. Solche Noth, Entbehrung und Trübsal lange zu ertragen, fühlte er nicht die Kraft

in sich! Weder er noch die Seinigen, denn von Jugend auf waren sie an den verweichlichsten Luxus gewöhnt gewesen. So fing er denn an mit Pharos, einem Unterbefehlshaber des Belisar, welchen dieser mit einem Corps tapferer Heruler in das Pappuagebirge gesandt hatte, um den königlichen Flüchtling zu fangen, Unterhandlungen anzuknüpfen, und erhielt sofort die günstigsten Bedingungen — einen Platz im byzantinischen Senat, die Patrizierwürde, reiche Güter und eine bedeutende Summe Geldes — wenn er sich ergebe. Daraufhin ließ er sich mit all den Seinigen im Frühjahr 534 gefangen nehmen und lebte nachher noch lange Zeit auf seinen Gütern in Galatien. Die Demüthigung jedoch, bei dem Triumpfzug Belisars, den dieser im Herbst 534 in Constantinopel feierte, mitwirken zu müssen, ersparte man ihm nicht und er hatte dabei als gefangener König in silbernen Fesseln zu erscheinen. Doch lassen wir ihn und kehren nach Nordafrika zurück. Das ganze Land war dort von Belisar für den Kaiser Justinian in Besitz genommen und die arianische Religion vollständig unterdrückt worden. Daraufhin kehrte Belisar, um seinen Triumphzug zu feiern, nach Constantinopel zurück und Statthalter von Nordafrika wurde Salomo, ein Günstling Justinians. Allein siehe da, jetzt zeigte sichs, daß doch noch nicht alle Vandalen ausgerottet waren, sondern daß sich vielmehr immerhin noch einige tausend Mann ins Gebirge gerettet hatten. Diese sammelten sich unter einem tapferen Führer, mit Namen Stotzas und führten nun, in Verbindung mit den Mauern und Kabylen, einen grausamen Räuberkrieg gegen das ganze Land. Vergeblich bot Salomo alle seine Macht gegen Stotzas auf; der Tapfere hielt sich bis zum Jahr 545 und als er endlich im offenen Kampfe getödtet wurde, trat sofort Gontharis, ein anderer ebenso tapferer Hauptmann, an seine Stelle. Jetzt steigerte sich sogar noch die Erbitterung des Kampfes, denn Gontharis ging in seiner Tollkühnheit auf Karthago selbst los und eroberte die Stadt im Sturme. Doch solches war nur der Anfang des Endes. Bei einem großen Gastmahl nemlich, das Gontharis zu Ehren seines Sieges feierte, wurde er nebst all den Seinigen von einigen Treulosen, die Salomo bestochen hatte, mit narkotischem Weine trunken gemacht und in solchem Zustande mit Leichtigkeit niedergestoßen. Damit war dann

Alles zu Ende, und es herrschte fortan Ruhe in Nordafrika. Aber wie sah nun das Land aus? Aller Wohlstand war, wenn nicht auf immer, doch wenigstens auf viele Jahre vernichtet und das einst so blühende Land, die Kornkammer Italiens, erzeugte kaum mehr so viel, als die Einwohner selbst nöthig hatten. Dagegen hatte man Eines gerettet, die Alleinherrschaft des römisch-katholischen Glaubens, und um diesen Preis, meinte die hohe katholische Geistlichkeit, sei der Untergang eines blühenden Reiches keineswegs zu theuer erkauft.

Nach der Eroberung Nordafrikas lenkte der byzantinische Kaiser Justinian den Blick unwillkürlich nach Italien und sein ganzes Sinnen und Trachten ging von da an dahin, sofort auch dieses Land seinem großen Reiche einzuverleiben. Natürlich, denn fürs erste betrachtete er sich, wie alle oströmischen Kaiser vor ihm (worauf ich schon früher hingewiesen habe), als den rechtlichen Erben Italiens. Fürs zweite war die Eroberung Nordafrikas immer eine unsichere, so lange Italien ihm nicht ebenfalls gehörte, weil derjenige, der in diesem Lande herrschte, Nordafrika mit Flotte und Heer in wenigen Tagen erreichen konnte, während man von Constantinopel aus eben so viele Wochen dahin brauchte. Fürs dritte war es eine unumstößliche Thatsache — und diese fiel sehr schwer ins Gewicht — daß die eigentlichen Italiener, also die überwiegend große Mehrzahl der Bevölkerung, weil römisch-katholisch, vom tiefsten Hasse gegen ihre arianischen Beherrscher, die Ostgothen, erfüllt und — ihre Bischöfe und Priester voran — augenblicklich bereit waren, diese Herrschaft abzuschütteln, um dafür dem orthodoxen byzantinischen Kaiser zuzujauchzen. Fürs vierte hatte man in Constantinopel längst erkundet — wofür unterhielt man denn seine Spione? — daß unter den Ostgothen selbst großer Zwiespalt herrsche und dieser Zwiespalt die Macht des dortigen Regimentes ziemlich lahm lege. Wie hätte nun unter solchen Umständen der Kaiser Justinian nicht darauf sinnen sollen, auch dem ostgothischen Reiche den Untergang zu bereiten, nachdem ihm die Zertrümmerung des vandalischen mit so vielem Glücke gelungen war? Sehen wir uns also vor allem nach diesem ostgothischen Reiche um.

Theodorich der Große hatte, wie wir gesehen, aus dem von ihm eroberten Italien und den angränzenden Alpenländern ein mächtiges

Reich gegründet, von dem er nothwendig glauben mußte, daß es Jahrhunderte lang bestehen würde, und wenn ihm vergönnt gewesen wäre, es einem Sohne zu hinterlassen, der mit ihm an Feldherrngröße und Regierungsgenie wetteiferte, so hätte diese Voraussetzung, menschlichem Ermessen nach, gar wohl eintreffen können. Den Sohn aber versagte ihm die Vorsehung und so setzte er den Gatten seiner Tochter Amalasuntha, einen ebenso vornehmen als tapferen Gothen, Namens Eutharich, zu seinem Erben ein. Zu seinem größten Leidwesen jedoch starb dieser Tochtermann noch bei seinen eigenen Lebzeiten, und es blieb also nichts übrig, als das große Reich dem Söhnlein des Tochtermannes, dem neunjährigen Athalarich zu hinterlassen. Weil aber ein unmündiger Knabe nicht fähig ist, zu regieren, mußte Theodorich ihm einen Vormund setzen und zu diesem Vormund erwählte er die Mutter des Knaben, seine obgenannte Tochter Amalasuntha, welche sich durch große Klugheit, wie er wußte, auszeichnete. Nachdem er dieß angeordnet, starb er im August 526 und Amalasuntha, damals achtundzwanzig Jahre alt, trat die vormundschaftliche Regierung an. Anfangs schien Alles gut zu gehen; allein bald bekam Amalasuntha eine mächtige Parthei unter den Gothen gegen sich. Einmal nämlich stand es diesen schon von Anfang an gegen den Sinn, daß sie sich von einem Weibe — ganz im Gegensatz gegen das altgermanische Herkommen — regieren lassen sollten. Noch mehr mißfiel es ihnen, daß die hochgebildete Amalasuntha, die selbst, außer gothisch, auch noch griechisch und lateinisch sprach, ihren Sohn von gelehrten Römern in Künsten und Wissenschaften unterrichten ließ, statt ihn blos dem Waffenhandwerke zu widmen. Nicht minder konnten es die vornehmen Gothen nicht verwinden, daß die Regentin den zwar als Staatsmann und Schriftsteller gleich ausgezeichneten, aber dem vornehmen Römerthum angehörigen Cassiodor zu ihrem ersten Minister ernannte und fast in Allem nur seinen Rathschlägen folgte. Am meisten jedoch indignirte es sie, daß von nun an die römisch-italienische Bevölkerung in jeglicher Weise sei's durch Steuernachlässe, sei's durch Edicte, welche die katholische Religion begünstigten, sei's durch Zurückstellung der confiscirten Güter an die Nachkommen der Hochverräther Boëthius, Symmachus und Anderer, gehätschelt wurde, und zwar mit

offenkundiger Zurücksetzung der Gothen selbst. So traten denn die vornehmsten Gothen zusammen und verlangten kathegorisch von der Regentin, daß solchem Thun und Treiben sofort ein Ende gemacht werde. Auch setzten sie dieses ihr Verlangen durch, wenigstens scheinbar, denn Amalasuntha, wie sie sich so hart bedrängt sah, entfernte nicht nur die bisherigen Erzieher ihres Sohnes, um ihn dafür in gothische Hände zu geben, sondern nahm auch verschiedene früher erlassene gothenfeindliche Edicte zurück. In ihrem Innern war sie jedoch fest entschlossen, von ihrer bisherigen Weise nicht abzugehen, und ließ daher, um sich Luft zu machen, die Haupträdelsführer der gegen sie operirenden Partei bei einer schicklichen Gelegenheit heimlich ermorden. Nicht minder wandte sie sich, auf den Fall, daß sie von den Gothen abgesetzt würde, heimlich an den Kaiser Justinian, damit ihr dieser einen Zufluchtsort sichere, und schickte darauf in noch größerer Heimlichkeit ein Schiff mit 40,000 Pfund Gold nach Dyrrhasium auf Epirus, damit sie davon in Gemächlichkeit leben könne. Alles dieß trug sich in den Jahren 526 bis 533 zu und man kann daraus den Schluß ziehen, warum der byzantinische Oberfeldherr Belisar von Amalasuntha Erlaubniß erhielt, sich bei dem Zug gegen die Vandalen auf der Insel Sicilien mit Vorräthen und sonstigem Nöthigen zu versehen. Nun kam aber das Jahr 534 und mit diesem ein ganz außerordentlicher Zwischenfall. Amalasunthas Sohn, der König Athalarich nämlich, der inzwischen siebzehn Jahre alt geworden war, hatte sich, verführt von seiner nunmehr gothischen Umgebung, so sehr dem Sinnengenuß ergeben, daß er schnell wegstarb, und jetzt war natürlich auch keine Vormünderin mehr nöthig. In ihrer Herrsch- und Ehrsucht wollte aber Amalasuntha deßwegen doch an der Regierung bleiben und vermählte sich also schnell mit ihres Vaters Schwestersohn, das ist dem Sohn Amalfredens, mit Namen Theodahad, dem einzigen noch vorhandenen männlichen Sproß des königlichen Hauses der Amaler. Es war dieß ein schmutzig-geiziger Mann von schon vorgerückteren Jahren und Amalasuntha glaubte deßhalb, weil ihm alle Kraft und Energie zu fehlen schien, die Zügel der Regierung fortführen zu können. Es kam aber ganz anders, denn unmittelbar nach seiner Verbindung mit Amalasuntha schloß sich Theodahad

den mißvergnügten Gothen aufs engste an und von ihnen überredet, ließ er die Regentin, welche er innerlich von jeher gehaßt hatte, als des hochverrätherischen Einverständnisses mit dem Kaiser Justinian verdächtig verhaften. Ja die Verhaftung und das Gefängniß genügten ihm nicht einmal, sondern aus Furcht vor der Zukunft ließ er die Arme auf die kleine Insel Mactana im See von Bolsena abführen und dort im April 534 elendiglich erdrosseln. Jetzt war er Alleinherr im Ostgothenreiche, aber — was für ein Alleinherr!

Die Ermordung Amalasunthas nämlich gab dem Kaiser Justinian den erwünschten Vorwand, das Ostgothenreich zu bekriegen. Sie, die Ermordete hatte sich ja in seinen Schutz begeben gehabt und somit stand ihm das Recht, sogar die Pflicht zu, Genugthuung für ihren Tod zu fordern. Er schickte also einen seiner gewandtesten Staatsmänner, mit Namen Petrus, noch im Herbst 534 an Theodahad ab, um diesen zuerst auf diplomatischem Wege in die Enge zu treiben. Solchem Auftrag kam auch der Gesandte bestens nach und wußte den saft- und kraftlosen Ostgothenkönig mit dem Beispiele Gelimers so zu schrecken, daß derselbe sich zu Allem verstand, was man von ihm forderte. Zuerst willigte er ein, Sicilien an den byzantinischen Kaiser abzutreten; dann erklärte er sich noch dazuhin bereit, einen jährlichen Tribut zu zahlen und 3000 Mann Hülfstruppen zu stellen; endlich ließ er sich gar überreden, gegen ein Jahrgehalt von 12,000 Pfund Goldes anf Italien selbst und Alles was daran hing zu verzichten. Diese Unterhandlungen nahmen natürlich längere Zeit in Anspruch und um sie nun zu beschleunigen, das heißt, um einen Druck auf Theodahad auszuüben, mußte Belisar, der Besieger Nordafrikas, zu Ende des Jahres 535 auf der Insel Sicilien landen. Er fand da wenig Widerstand (denn der Feigling Theodahad setzte ihm keinen entgegen und hatte überdem, weil er vom Waffenhandwerk nichts verstand, die Nachlässigkeit gehabt, sogar in die größeren Städte keine hinreichenden Besatzungen zu legen) und nach kurzem war nicht nur die ganze Insel mit allen ihren wichtigen Plätzen erobert, sondern im Frühjahr 536 konnte Belisar sogar nach dem Festlande Italien übersetzen. Auch hier stellte sich ihm kein Heer entgegen und ebenso wenig leistete von Rhegium (jetzt Reggio) an bis

nach Neapel hinauf irgend eine der dortigen nicht unerheblichen Städte Widerstand. Natürlich, denn diese Städte besaßen ebenfalls keine gothischen Besatzungen und die italienische Bevölkerung, von ihren katholischen Priestern und Bischöfen aufgestachelt, jubelte den Byzantinern ebenso gut zu, als es die Sicilianer gethan hatten. Vor Neapel übrigens wurde der Siegeszug Belisars aufgehalten, indem sich die dort liegenden Gothen aufs männlichste vertheidigten und auch die übrige Bevölkerung mit sich fortrissen. Deßwegen sahen aber die Neapolitaner doch ein, daß sie der ganzen Macht Belisars nicht würden in die Länge Trotz bieten können und sandten daher Boten über Boten an den König Theodahad, ihnen mit einem Heere hülfreich beizuspringen. Was that nun dieser? Nichts, gar Nichts, als daß er in äußerst langsamer Weise bei Regeta unweit von Rom ein Heer ansammelte und von Zeit zu Zeit die Orakel befragte, ob die Gothen oder die Byzantiner siegreich aus dem bevorstehenden Kampfe hervorgehen würden.

Lange ertrugen die Ostgothen dieß eben so feige als landesverrätherische Benehmen Theodahads; allein wie sie nun zweierlei erfuhren, einmal das, daß der Schwiegersohn des Königs, Ebrimuth, mit seiner Gemahlin Theudenantha und all den Seinigen zu Belisar übergieng, und sodann noch das, daß die Stadt Neapel, weil sie der König im Stiche ließ, von den Byzantinern im Sturm genommen und furchtbar mißhandelt wurde; — als sie, sage ich, dieß erfuhren, da geriethen sie in einen fürchterlichen Zorn und im Lager zu Regeta ward sofort in offener Empörung der kriegsberühmte Vitigis (er hatte unter Theodorich dem Großen sich schon Ruhm erworben) auf den Schild erhoben, während man dagegen den ärmlichen Theodahad des Thrones für verlustig erklärte. Solches geschah im December 536 und auf die Nachricht hievon entfloh Theodahad auf der Straße nach Ravenna, um sich nach Constantinopel zu retten. Allein weil es jetzt auch herauskam, welche nichtswürdige Friedensverhandlungen der abgesetzte König mit Justinian I. geführt habe, sandte ihm Vitigis eine Abtheilung Krieger nach, welche den Auftrag hatten, ihn todt oder lebendig einzufangen, und diese Krieger schlachteten ihn wie ein Opferthier ab. Nunmehr endlich begann der

regelrechte Widerstand gegen Belisar, den Oberfeldherrn des byzantinischen Kaisers, allein leider konnte Vitigis denselben im Augenblick nicht so organisiren, wie er es gerne gewünscht hätte, weil unter Theodohad die Vertheidigungskräfte des Landes viel zu sehr vernachlässigt worden waren. Deßwegen suchte er durch bedeutende Landabtretungen (es war dieß die Provence, Rhätien und Alemannien, wie wir weiter oben schon gesehen haben) die Beihülfe der Franken zu gewinnen und nicht minder gab er sich Mühe, die Perser zu einem Kriege gegen den byzantinischen Kaiser aufzureitzen. Allein es half ihn dieß Alles nicht viel und Belisar, auf dessen Seite die Uebermacht war, wurde um so weniger verhindert, zwar langsam aber stetig vorzurücken, als die ganze römisch-italienische Bevölkerung ihm, wie sich das nach dem weiter oben Gesagten nicht anders erwarten ließ, allen Vorschub leistete. Ja wohl, langsam aber stetig rückte Belisar von Unteritalien gegen Oberitalien vor und eine Stadt nach der anderen, selbst Rom, fiel in seine Hände. Es dürfte aber den Leser nur wenig interessiren, alle die Einzelnheiten der vorgefallenen Treffen und Belagerungen zu erfahren, und so constatire ich nur kurz, daß Vitigis nach drei Jahren, anno 539, trotz seiner großen Tapferkeit von Belisar bei Ravenna durch eine verrätherische List gefangen wurde. Nicht aber blos er, sondern mit ihm auch seine Tapfersten und Edelsten und alle zusammen wurden als Siegestrophäen nach Constantinopel gesandt. Jetzt glaubte der Kaiser Justinian, der Krieg sei zu Ende und Italien gehöre sein, allein so weit war's, wie wir gleich sehen werden, damals trotz des siegreichen Vordringens Belisars noch lange nicht gekommen. Nein noch lange nicht, denn bie Ostgothen, ohnehin einer der edelsten germanischen Stämme, hatten sich keineswegs so verweichlicht und verliederlicht, als die Vandalen, und beschlossen, trotzdem ihre Reihen furchtbar gelichtet waren, für ihre Existenz bis auf den letzten Mann zu fechten.

Nachdem der Gothenkönig Vitigis gefangen genommen und aller Widerstand der Gothen für immer gebrochen schien, berief Justinian I den tapferen Belisar, auf dessen Ruhm er längst eifersüchtig war, aus Italien ab, unter dem Vorwande, ihn gegen die Perser nöthig zu haben, und vertraute die Verwaltung des eroberten Landes

dem rechnungs- und steuerkundigen Alexander, einem Griechen von Geburt, an. Dieser übernahm auch sofort das Regiment, allein seine Bedrückungen wurden bald so stark, daß in ganz Italien ein allgemeiner Unwillen entstand und selbst die katholische Bevölkerung sich gehoben fühlte, als nun der Rest der Gothen, sich ermannend, wieder zum Schwerte griff. Es waren ihrer tausend Mann, welche die Besatzung des von den Byzantinern noch nicht genommenen festen Pavia bildeten, und zu ihrem Anführer erwählten sie einen Tapferen, Namens Ildebald. Dieser schlug auch wirklich eine Abtheilung von Byzantinern, die gegen ihn vorrückte, bei Treviso aufs Haupt und eröffnete also den Feldzug auf nicht unwürdige Weise. Allein er wurde schon nach ganz kurzem während eines Gastmahls von einem früheren Freunde, den seine Frau aufhetzte, meuchlings ermordet und nun warf sich ein Anderer, mit Namen Eurarich, zum Anführer des kleinen Heeres auf. Auch er aber fiel kurz darauf durch Meuchelmord und nun übertrugen anno 541 die Ostgothen einem Neffen Ildebalds, dem ebenso kühnen und muthigen als umsichtigen Totilas, der sich zugleich durch eine wahrhaft geniale Staatsklugheit auszeichnete, die Obergewalt. Jetzt nahm der Krieg alsbald eine ganz andere Wendung, denn obwohl Totilas im Anfang, trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht mehr als 5000 Gothen unter seiner Fahne vereinigen konnte, so errang er doch mit diesen Tapferen durch sein Feldherrngenie bei Fanza einen vollständigen Sieg über ein Heer von fast 20,000 Byzantinern. Eine nicht minder siegreiche Schlacht lieferte er den Letzteren in der Ebene von Mucella und nun richtete er seinen Siegeslauf nach Unteritalien, das er in weniger als einem halben Jahre seinem Scepter zu unterwerfen verstand. Im Frühjahre 542 zog er gegen die Stadt Neapel und obwohl eine mächtige byzantinische Flotte zu ihrem Entsatz heransegelte, so gelang es ihm doch, nach Zerstörung dieser Flotte, sich schließlich derselben zu bemächtigen. Endlich, im Anfang des Jahres 544, rückte er gar gegen Rom vor, und schloß diese großartige Metropole so enge ein, daß sie ohne mächtige auswärtige Hülfe nothwendig in seine Hände fallen mußte. Wir sehen also, es stand traurig um die byzantinischen Waffen, seitdem Belisar aus Italien abberufen worden war, und der Kaiser

Justinian wurde also von den römischen Bischöfen und andern Gleichgesinnten bestürmt, doch diesen Feldherrn mit einem tüchtigen Heere wieder auf den Plan zu stellen. Unter solchen Umständen konnte der Kaiser, sosehr ihm auch Belisar, von dem er glaubte, daß er ihn in den Schatten zu stellen anfange, verhaßt worden war, nicht umhin, ihn zu reactiviren oder besser gesagt, ihn von der persischen Grenze zurückzurufen und abermalen zum Oberbefehlshaber in Italien zu ernennen. Allein eben seiner gehässigen Eifersucht wegen stattete er ihn nur mit geringen Mitteln aus und selbst am Allernöthigsten, an Waffen, an Pferden und an Geld ließ er ihn Mangel leiden. Was konnte also Belisar mit derartigen Streitkräften ausrichten? Nichts oder wenigstens soviel wie nichts, denn er war nicht einmal im Stande Rom zu entsetzen, sondern es fiel vielmehr diese große Stadt, nachdem sie eine entsetzliche Belagerungszeit durchgemacht, zu Ende des Jahres 545 in die Hände des tapfern Totilas und wurde nicht blos total ausgeplündert, sondern auch aller ihrer Befestigungswerke beraubt. Schon dieß erfüllte den Kaiser in Konstantinopel mit unendlichem Zorne, denn er wähnte, Belisar hätte für sich allein, blos durch seinen Namen, die Gothen vernichten sollen. Noch wüthender wurde Justinian, als auch später die byzantinischen Waffen nichts ausrichten konnten und so nach und nach bis zum Jahr 548 ganz Italien, die festen Städte Ancona, Ravenna und Krotona allein ausgenommen, in die Hände der Gothen fiel. Er berief also den Belisar im Herbst des genannten Jahres ab (der Sage nach ließ er ihn sogar in Constantinopel blenden, um so seiner kleinlichten Rache ein Genüge zu thun) und entsetzte ihn durch Verus, einen beim Hofe von Constantinopel sehr wohl accreditirten Mann. Doch wem allein brachte dieser neue Wechsel einen Vortheil? Nun selbstverständlich nur den Ostgothen und ihrem Heldenkönige Totilas, denn dieser gewann in den nächstfolgenden Jahren nicht blos auch noch Ravenna, und Krotona (nur Ancona hielt sich noch), sondern er baute auch eine Flotte und eroberte ganz Sicilien, sowie die Inseln Sardinien und Corsika, welche zum früheren Vandalenreiche gehört hatten. Ja selbst nach der griechischen Küste und nach Kleinasien hinüber segelten seine kühnen Seekapitaine und erhoben da, wie z. B. die Corcyre, Corfu,

Nicopolis und Dodona Contributionen, daß den Einwohnern Hören und Sehen verging. Da endlich anno 551, von der Gefahr erschreckt, sah der Kaiser Justinian ein, daß er die Hände nicht länger mehr in den Schooß legen dürfe, wenn nicht außer dem Verluste Italiens auch noch sein eigenes Reich geschädigt werden solle, und nun beschloß er, gegen die Gothen ein großes Heer anwerben zu lassen, zu dessen Oberbefehlshaber er sofort den Eunuchen Narses ernannte. „Ein Eunuche und Oberanführer eines Heeres“ wird der Leser erstaunt fragen und es liegt eine Berechtigung in dieser Frage, da wir die Verschnittenen sonst meist nur als Aufseher über die Frauen der Orientalen kennen. Allein dieser Narses war kein Eunuche gewöhnlicher Art, sondern eine Persönlichkeit voll Kraft und Energie und überdem zum Feldherrn wie geboren. Auch besaß er das Vertrauen des Kaisers Justinian ganz vollständig und als er daher die Uebernahme des Oberbefehles an die Bedingung knüpfte, daß ihm alle Summen, die er verlange, zur Verfügung gestellt werden müßten, weil zum Kriegführen erstens Geld und dann wieder Geld und dann nocheinmal Geld gehöre, so willigte der Kaiser alsobald ein. Er also erhielt (obwohl es den kaiserlichen Schatzmeister die größte Mühe kostete aus den ohnehin schon überbürdeten Unterthanen so viel herauszupressen) Alles im Uebermaaß, was Belisar nicht einmal in geringen Portionen hatte bekommen können, und ging sofort daran, ein recht gewaltiges Heer auf die Beine zu stellen. Nicht aber unter den Griechen und Byzantinern, diesen verweichlichten und verkommenen Unterthanen des Reiches, warb er seine Soldaten, sondern unter den Grenznachbaren des oströmischen Reichs, den Persern, den Hunnen und besonders den Germanen, von welch' letzteren ihm drei Stämme, die baierischen Heruler, die Gepiden und die Longobarden (auf diese werden wir sogleich nachher des Näheren zu sprechen kommen) für sich allein über 15000 Mann stellten. Nachdem er nun aber sein Heer gesammelt, rückte er im Frühjahr 552 hart an der Ostküste des adriatischen Meeres über Dalmatien und Istrien gegen Italien vor und gelangte so nach und nach, ohne bedeutendere Verluste erlitten zu haben, bis in die Gegend von Ravenna. Hier ließ er die Truppen neun Tage lang ausruhen; so wie er aber hörte, daß Totilas ihm entgegenrücke, brach auch er auf, um sich

mit demselben zu messen. Totilas nemlich stand mit seinen Gothen bei Rom, als er vernahm, daß Narses bei Ravenna angekommen sei, und nachdem er nun seinen Unterfeldherrn Tejas, der mit einem andern Corps Verona besetzt hielt, an sich gezogen, brach er mit all' seiner verfügbaren Macht nach Umbrien, dem Narses entgegen, auf und schlug am Fuße des Appenin beim Dorfe Taginä ein Lager. Nicht weit von ihm, bei den sogenannten gallischen Gräbern lagerte sich Narses und nun rüsteten sich beide zur Entscheidungsschlacht. Am achten Tage, nachdem die beiden Lager geschlagen worden waren, fand diese statt, und die Gothen, die sich in der großen Minderzahl (sie besaßen nur die Hälfte der feindlichen Streiter) befanden, wußten wohl, daß nur die außerordentlichste Tapferkeit diesen Abmangel ersetzen könne. Sie kämpften deßwegen auch mit wahrhaft außerordentlicher Kühnheit und Kraftentfaltung, allein nicht minder gewaltig stritten die Mannen des Narses, welche er mit Versprechungen aller Art anfeuerte, und siehe da, am Abend dieses Tages stob das ganze Gothenheer in furchtbarer Unordnung auseinander. Nicht weniger als 12000 Todte bedeckten das Schlachtfeld und zwar von beiden Seiten wohl die gleiche Anzahl. Allein bei den Gothen machte dieß fast die Hälfte der überhaupt noch vorhandenen streitbaren Kräfte aus, während das Heer des Narses nur eben zu einem Viertheile geschwächt wurde. Ueberdem durfte der byzantinische Feldherr von jetzt an auf die freudigste Unterstützung der ganzen katholischen Einwohnerschaft rechnen, während die arianischen Gothen auf ihrer Flucht überall zurückgestossen, wenn nicht gar ermordet wurden.

Schwer verwundet hatte der Held Totilas erst bei Dunkelwerden dem verlorenen Schlachtfeld den Rücken gekehrt und war noch 84 Stadien weit fortgesprengt bis Capra. Dort sank er vom Pferde und war todt. Mit seinem Tode aber war es um das ostgothische Reich geschehen, denn von solcher Niederlage konnte es sich nie mehr erheben, obwohl allerdings die wenigen noch Ueberlebenden dieses herrlichen Germanenstammes den Versuch dazu machten. Nachdem sie sich nehmlich einige Tage später in Pavia wieder gesammelt, erhoben sie den tapfern Tejas auf den Schild und dieser letzte König der Ostgothen schwur in großartiger Weise unterzugehen. Tödten wollte er

von den Byzantinern, Griechen und Römern, so viel er ihrer tödten konnte, um dann, wann er diese Rache genommen, mit freudigem Herzen zu sterben. So zog er denn von Pavia aus mitten durch Italien bis nach Cumä in Unteritalien hinab und alle Feinde, die sich seinem Zuge widersetzen wollten, wurden niedergemacht. Er gab keinen Pardon und verlangte keinen. Wie nun aber im Winter 553 Narses mit großer Uebermacht gegen ihn herandrang, verschanzte er sich auf dem Lactarischen Berg (Milch-Berg) bei Neapel — beim jetzigen Castellamare — und hielt sich da volle zwei Monate lang. Dann, vom Hunger getrieben, zog er in die Ebene herab und von Narses angegriffen, kämpfte er mit seinen paar tausend Mann volle zwei Tage lang gegen ihrer Zwanzigtausend. Endlich fiel er wie ein Held und mit ihm die Meisten der Seinigen. Ihrer tausend aber schlugen sich durch und kamen bis nach Pavia. Dort stießen sie auf zwei große Germanen-Horden, die zusammengesetzt aus Alemannen, Burgundern und Franken, von den beiden Brüdern Leutharis und Butilin, zwei vornehmen Alemannen, geführt wurden, um Beute in Italien zu machen, und schlossen sich ihnen sofort an. Gräulich hausten nun diese Heerden, von denen die eine unter Butilin am tyrrhenischen Meere hinab durch Kampanien bis zur Meerenge von Messina zog, während die andere unter Leutharis dem adriatischen Meere entlang Apulien und Calabrien heimsuchte. Ja wahrhaft gräulich und abscheulich hausten diese Horden, aber die Strafe Gottes ereilte sie nach wenigen Monden. Die Unmäßigkeit nehmlich im Genusse alles dessen, was die reiche Natur Italiens bot, erzeugte furchtbare Seuchen unter ihnen, so daß viele Tausende schnell dahingerafft wurden. Die Andern aber, von der Krankheit geschwächt, wie sie waren, wurden von Narses anno 554 bei Capua in einer äußerst blutigen Schlacht geschlagen, und zwar so sehr aufs Haupt geschlagen, daß ihrer nur wenige entkamen. Eigenthümlich übrigens, unter diesen Wenigen sollen, so will die Sage, auch die tausend Gothen gewesen sein und „dieselben hätten sich, nachdem sie ein hohes Gebirge, so man nachher Gotthartsgebirge nannte, überstiegen, in der Wüste, da jetzt Uri liegt, niedergelassen.“ Solches war das Ende des ostgothischen Volkes und Reiches, und Italien, von den Barbaren erlöst,

genoß jetzt das Glück, eine Provinz des byzantinischen oder oströmischen Reiches zu sein. Noch mehr, es herrschte jetzt kein anderer Glaube mehr im Lande, als der römisch-katholische, und mit dem dreimal verfluchten Arianerthum war vollständig aufgeräumt. Dafür aber lag das ganze Land verheert und verödet, wie nie zuvor, und von seiner Bevölkerung mochte in dem zwanzigjährigen Krieg wohl der dritte Theil elendiglich verkommen sein.

Zugegeben übrigens, es sei ein Glück für Italien gewesen, daß die Ostgothen vernichtet wurden und das ganze Land an das oströmische Kaiserthum fiel, so dauerte dieses Glück jedenfalls nicht lang, wie wir jetzt gleich sehen werden. Unmittelbar nach dem errungenen letzten Sieg über die Barbaren ernannte Justinian I. den Narses unter dem Titel eines „Exarchen" zu seinem Stellvertreter in Italien, und derselbe nahm sofort seine Residenz in Ravenna. Zehn Jahre lang verwaltete er dieß hohe Amt, ohne daß Klagen über ihn erhoben worden wären, und doch war es eine höchst schwierige Zeit, diese Zeit seiner Statthalterschaft. Man bedenke doch, der Krieg hatte dem Lande die tiefsten Wunden geschlagen und diese mußten geheilt oder wenigstens zu heilen versucht werden. Man bedenke, unmittelbar nach beendigten Kriege fing die Pest in Italien zu wüthen an und schlug fast noch tiefere Wunden, als der Krieg geschlagen hatte. Man bedenke, der verschwenderische Hof zu Byzanz brauchte Geld und zwar furchtbar viel Geld und der Exarch Narses durfte also nicht säumen, dem Lande Italien Steuern aufzubürden, die fast über seine Kräfte giengen. Trotzdem wurde der Kaiser Justinian nie mit Klagen über seinen Exarchen behelligt, was gewiß viel besagen will; allein kaum war derselbe im November 565 des Todes verblichen, und kaum hatte für ihn sein Schwestersohn Justin II., ein schwacher, zu Zeiten halb wahnsinniger und in seinem Wahnsinn höchst bösartiger Mensch, den Tron bestiegen, so wurde Narses von Rom aus der ärgsten Tyranney so wie auch der Habsucht und Erpressung beschuldigt. Man wußte nehmlich in Rom gar wohl, daß Justin längst ein Feind des Narses gewesen und nie dessen hohe Verdienste zu würdigen verstanden habe Was that nun der neue Kaiser? Ohne auch nur die geringste Untersuchung anzustellen, ob die Beschuldigung gegründet sei oder nicht, rief er den

Besieger des Totilas und Tejas von seinem hohen Posten ab und gab ihm in seinem Günstling Longinus einen Nachfolger. Schon diese unmotivirte Absetzung war beleidigend genug, aber daran genügte es dem hämischen Schwächling von einem Kaiser nicht, sondern er verhöhnte den tapfern Eunuchen auch noch öffentlich vor dem ganzen Hofe und eben so that auch die Kaiserin, Justins Gemahlin. „Bist," ließ sie dem Narses sagen: „bist doch nur ein halber Mann; drum nimm die Spindel und ich will dich zum Aufseher der Frauen machen, wenn sie am Rocken sitzen." Das war mehr, als der um das Kaiserhaus hochverdiente Mann ertragen konnte, und er ließ der Kaiserin zurücksagen, daß er ihr ein Gespinnst verfertigen werde, das sie Zeitlebens nicht werde entwirren können. Solch' Wort hielt er auch getreulich, denn von Neapel aus, wohin er sich sofort zurückzog, sandte er an Alboin, den König der Longobarden, eine geheime Botschaft, in welcher er demselben die Verhältnisse Italiens genau auseinandersetzte und ihn zugleich aufforderte, dieß Land, das so unendlich viele Vorzüge vor den gegenwärtigen Wohnsitzen der Longobarden habe und welches die Byzantiner gegen ihn nicht behaupten könnten, sofort mit Gewalt in Besitz zu nehmen.

Die Longobarden, das ist „die Männer mit den langen Bärten" (vielleicht kommt der Name auch von „Parta", Streitaxt, her) werden zuerst in dem Kriege zwischen Armin und Marbod genannt und hatten damals ihre Sitze an der untern Elbe, im heutigen Lüneburgischen. Nachher verschwindet ihr Name für lange aus der Geschichte; nach der Zertrümmerung des hunnischen Reichs aber traten sie plötzlich wieder im jetzigen Mähren auf und es entspann sich von der Mitte des 5. Jahrhunderts an ein langer Kampf zwischen ihnen und den Herulern, der sich ums Jahr 493 mit der völligen Besiegung der Heruler abschloß. Nun nahmen sie deren Land von der Wachau bis an den Granfluß, also Ober- und Niederöstreich nebst dem nordwestlichen Theile Ungarns in Besitz, und dehnten ihre Herrschaft, als ein sehr kriegerisches Volk mit noch kriegerischeren Königen, bald auch über das rechte Ufer der Donau (Südwestungarn und Steiermark) aus. Dadurch bekamen sie westlich die Bewohner Baierns, nördlich und östlich die Avaren (es war dieß

ein mongolischer Stamm, der während des Völkergewoges dieser Zeit vom Kaspischen Meer her bis nach den Karpathen vordrang), südlich die Ostgothen (die wie wir wissen unter Theodorich sich außer Italiens auch fast aller Alpenländer bemächtigt hatten) und südöstlich die Gepiden, die Besitzer vom jetzigen Kroatien, Slavonien, Bosnien, Serbien und der Bulgarei, zu Nachbarn, und nicht lange stands an, so entwickelte sich zwischen ihnen und diesen letzteren ein Kampf auf Leben und Tod. Warum dieser Kampf entstand, ob wie wahrscheinlich durch Aufhetzerei der byzantinischen Kaiser, denen die Nachbarschaft der Gepiden sehr lästig war, oder aus anderen Gründen, kann uns wenig interessiren, nicht so aber sein Ausgang. Ueber die Longobarden nemlich herrschte damals, seit 561, Alboin, der Sohn Audoins, welchem der Frankenkönig Chlotar seine Tochter Chlodosinthe oder Chlodswinde zur Gattin gegeben hatte, ein Fürst voll Thatendurst und von einer Hochherzigkeit und Kühnheit, wie sie nur selten einem Sterblichen zu Theil werden, über die Gepiden aber Kunimund, Thurisinds Sohn, welchen der Himmel mit einer wunderbar schönen Tochter, Rosamunde, gesegnet hatte. Wie es nun anno 566 zum Entscheidungs-Kampf kam, suchten sich die beiden Könige in der Schlacht persönlich auf, und Alboin, als der viel jüngere, stärkere und tapferere, besiegte nicht nur den Kunimund, sondern tödtete ihn auch und entschied so für sein Volk den Sieg. Und ein ganz merkwürdiger Sieg war es, denn die Gepiden verschwinden fortan gänzlich aus der Geschichte, weil den wenigen Trümmern, die aus der Schlacht entrannen, nichts anderes übrig blieb, als sich fortan unter das Joch der Longobarden zu schmiegen. In seiner Freude hierüber ließ sich Alboin, nach der Sitte der Longobarden, aus dem Schädel des getödteten Kunimund einen Trinkbecher, bei ihnen Scala genannt, verfertigen und verfehlte nie, sich dessen bei festlichen Gelegenheiten zu bedienen. Noch mehr, gleich darauf starb seine Gemahlin Chlodswinde und nun nahm er die so wunderbar herrlich herangeblühte Rosamunde, Kunimunds Tochter, zum zweiten Weibe. So berichten die alten Geschichtsschreiber und der Leser merke sich beides wohl, den Trinkbecher nemlich und die zweite Gemahlin, denn beides sollte den kühnen Alboin zum tödtlichen Verderben gereichen.

Im Oktober 567 erhielt Alboin die verlockende Einladung des rachsüchtigen Narses, welche dieser durch Uebersendung von Südfrüchten und andern Erzeugnissen Italiens noch verlockender zu machen wußte, und so wie nun die Sache unter den Longobarden lautbar wurde, entstand ein allgemeiner Jubel unter ihnen. Jene sechs oder noch mehr Tausende nemlich, welche vor anderthalb Jahrzehnten von Narses gegen die Ostgothen unter den Longobarden mit Erlaubniß ihres Köuigs Audoin angeworben worden und nach beendigtem Feldzug mit Beute beladen nach der Heimath zurückgekehrt waren, hatten so viel von den Wundern Wälschlands zu erzählen gewußt, daß alle ihre Zuhörer vor Sehnsucht, das herrliche Land zu erschauen, erbebten, und weil nun selbstverständlich die alten Erzählungen auch jetzt noch fortlebten, wie hätten da die Longobarden, als ihnen ihr König in einer großen Versammlung von der ihm gewordenen Einladung sprach, nicht laut aufjubeln sollen? Somit traf Alboin, von Ehrgeiz getrieben und seines Volkes gewiß, sofort noch im Winter von 567 auf 568 seine Vorbereitungen, und zwar nicht blos zu einem gewöhnlichen Heerzug, sondern zu einer völlständigen Auswanderung. Ja wohl, mit all' seinem Volke, also Männern, Weibern und Kindern, so wie mit allem beweglichen Eigenthum wollte er fort über die Alpen nach Italien und deßhalb schloß er einen Vertrag mit den benachbarten Avaren, daß diese das Land, das er verließ, alsobald besetzen dürften, daß sie es ihm jedoch wieder einräumen müßten, so wie er sich genöthigt sehen sollte, über die Alpen zurückzukehren. Nicht minder lud er auch seine Nachbarn, die Baiern und Alemannen, so wie weiter im Norden die seit Jahren befreundeten Sachsen ein, sich in mehr oder minder großer Anzahl seinem Zuge anzuschließen und die überwundenen Gepiden mußten ohnehin mit. Am ersten Tage nach dem Osterfeste 568 brach der ungeheure Zug auf und es wurde derselbe Weg eingeschlagen, den vorher schon Alarich, Attila, Odoacker und Theodorich der Große zu ihrer Heerstraße gemacht hatten. Mit andern Worten es ging über Krain, Istrien und die Julischen Alpen nach dem Venetianischen oder besser gesagt nach dem Theil Oberitaliens, aus dem gleich nachher das Herzogthum Friaul gebildet wurde, und von einem hohen Berg — man hieß diesen Berg noch lange nach-

her den Berg des Königs — der Alpen herab übersah Alboin das weite Land, dem er seinen spätern Titel Lombardei — Land der Longobarden — zu geben bestimmt war. Nicht wenig aber erstaunte er, daß ihm in den Gebirgspässen nirgends ein Widerstand geleistet wurde, sondern daß man ihn ganz ungehindert die Gränzen Italiens betreten ließ.

Woher kam nun dieß? Es läßt sich sehr einfach erklären. Die Italiener selbst, also die Abkömmlinge der früheren Römer, wie sie sich so gerne nannten, waren längst durch die Germanen, die sich nacheinander ihres Vaterlandes bemächtigt hatten, des Waffenhandwerks total entwöhnt worden und dachten um so weniger daran, sich wehren zu wollen, als die Bevölkerungsanzahl durch die letzten langen Kriege und besonders auch durch die Pest bedeutend decimirt worden war. Außerdem welches Entsetzen lag nicht schon im Namen der Longobarden! Mein Gott, sie waren ja arianische Ketzer, wie außer den Franken alle andern Germanen und von ihrer barbarischen Grausamkeit hatten sie schon unter Narses Proben abgelegt! Die Italiener selbst also dachten aus Furcht schon an keine Gegenwehr, die Byzantiner aber, die jetzt nach den Eroberungen des Belisar und des Narses das Land beherrschten, fühlten sich viel zu schwach, um den Longobarden im offenen Feld zu begegnen, und zogen daher ihre Truppen in die festen Städte zurück, um wenigstens diese so gut es gieng zu vertheidigen. So gut es gieng, sagte ich, denn in die Länge konnte auch hier der Widerstand wahrscheinlich nicht andauern, weil aus dem eben damals sehr geschwächten und von Partheiungen zerrissenen Konstantinopel kein Zuzug von Streitkräften zu erwarten war. Ohne viel Mühe nahm also Alboin das Gränzgebiet Italiens gegen die Julischen Alpen hin in Besitz und ernannte seinen Neffen Gisulf zum Herzog über dasselbe mit der Hauptstadt Forum Julii (beim jetzigen Cividale) woraus dann Friaul wurde. Dann eroberte er das Land vom Tagliamento bis zur Etsch, über welches er abermalen einen Herzog setzte, und nun kam die Strecke von der Etsch bis an die Savoyer Alpen an die Reihe. So ging sein Zug weiter und weiter, bis er am Ende sogar die Tiber in Mittelitalien erreichte und aus dem wieder eroberten Lande nicht weniger als sechs und dreißig Herzogthümer ge-

bildet waren; allein im Fluge gings nicht, sondern der Longobardenkönig brauchte volle vier Jahre — von 568 bis 572 — bis er alle diese Eroberungen gemacht hatte, denn die befestigten Städte leisteten ihm einen hartnäckigen, oft Jahre andauernden Widerstand (wie z. B. Pavia, das sich ihm erst im Sommer 572 ergab) und mehrere derselben, die am adriatischen Meere lagen, insbesondere Ravenna, den Sitz des byzantinischen oder griechischen Exarchen (von Rom war ohnehin keine Rede) konnte er gar nicht bezwingen.

Die Haupteroberung hatte er übrigens im Sommer 572 vollendet und nun dachte er vor allem daran, sein neu erobertes Reich zu ordnen, ehe er daran gieng, auch Mittel- und Süditalien zu erobern. So machte er denn das so überaus feste Pavia zu seiner Haupt- und Residenzstadt und errichtete überall am Alpensaum Gränzfestungen, um nördlich und nordwestlich gegen die Alemannen, Burgunder und Franken, nordöstlich aber gegen die Avaren geschützt zu sein. Dann verkündete er den Italienern, daß all' ihr Eigenthum zu Gunsten der Longobarden confiscirt und sie selbst der Sclaverei verfallen seien; dieß that er aber deßwegen, um nicht in den Fehler des großen Theodorich und seiner Nachfolger zu verfallen, die den Eingeborenen in jeglicher Weise zuvorgekommen waren und dafür nichts als Undank und Verrath geerntet hatten. Endlich erklärte er den arianischen Glauben zur herrschenden Staatsreligion und verlangte zwar nicht, daß alle römischen Katholiken sofort zum Arianismus übergiengen, ließ aber den Katholicismus nur „aus Gnaden" und „geduldet" fortbestehen und bedrohte jeden katholischen Bischof, der sich irgend renitent zeige, mit augenblicklichem Tode. In solch' gewaltiger Weise übte König Alboin seine Herrschaft aus und die Italiener, welche es verschmäht hatten, der Ostgothen Brüder zu sein, ließen es sich jetzt ohne Murren gefallen, den Longobarden als Knechte zu dienen.

Mit der Unterdrückung des Italienerthums, oder wenn man so will mit der „Im-Zaume-Haltung der römisch-katholisch-italienischen Bevölkerung" kam König Alboin leicht zu Stande; keineswegs aber in gleicher Weise mit seiner Gewalt über die germannischen Völkerschaften, die er commandirte. Diese Völkerschaften nemlich, Gepiden, Baiern, Alemannen und Sachsen glaubten ganz gleiche Rechte wie die

Longobarden, zu haben; die Longobarden aber geberdeten sich als der herrschende Stamm und so gab es vielfach Streit und Hader. König Alboin richtete also, so wie er sein Reich ein wenig geordnet hatte, sein Hauptaugenmerk darauf, diese gegensätzlichen Elemente mit einander zu versöhnen, denn er wußte gar wohl, daß ihm ohne Einheit im Innern die rechte Kraft zur Eroberung auch der anderen Hälfte von Italien fehle. Allein lange Zeit, ehe er das Ziel, das er sich gesetzt, hätte erreichen können, ward er in meuchelmörderischer Weise vom Leben abberufen. Im Frühjahr 573 nemlich hielt er zu Verona Hof und eines Tags, wie er ein Gastmahl feierte, ließ er zuletzt noch, wie er schon oft gethan, die aus dem Schädel Kunimunds gefertigte Trinkschale unter den Gästen umgehen. Gegen ihre Gewohnheit war auch seine Gemahlin Rosamunde so lange beim Gelage geblieben und so wurde ihr die Trinkschale ebenfalls credenzt. Es schauderte sie, daraus zu trinken, und sie wies die Schale zurück. „Thuh' mir Bescheid", sprach darauf Alboin mit Strenge und diesem Befehle konnte Rosamunde nicht ausweichen. Sie trank also aus dem Schädel ihres Vaters; aber während des Trinkens schwur sie ihrem Gemahl die blutigste Rache. Den Schildträger des Königs, einem Gepiden, mit Namen Helmichis wußte sie schon längst sterblich in sie verliebt. Jetzt gab sie ihm Hoffnung auf Erhörung und nach kurzem waren beide einig. Helmichis aber wandte sich sofort an den Peredeus, einen riesehaften Landsmann, der ihm von früher her durchaus verpflichtet war, und überredete ihn durch reiche Geschenke und noch größere Versprechungen, den König Alboin im Schlafe zu morden. Gleich darauf feierte Alboin wieder ein Gelage und von Weine trunken zog er sich frühzeitig in sein Schlafgemanch zurück. Dahin folgte ihm Rosamunde, um, so bald der König eingeschlafen sei, dessen Waffen zu entfernen. Dann öffnete sie leise dem harrenden Peredeus die Thüre und der Riese fiel alsobald über den König her. Beim ersten Streiche übrigens erwachte dieser und wehrte sich, da er sein Schwert nicht fand, mit einem schnell ergriffenen Fußschemel auf's mannhafteste. Dennoch mußte er schließlich unterliegen und nun riefen die Gepiden den Helmichis zum Könige aus. Sie glaubten die Longobarden durch Ueberraschung zu überrumpeln; allein es gelang nicht und augenblicklich sah Rosa-

munde mit ihrem Buhlen ein, daß ihnen nichts übrig bleibe als die Flucht. Noch in der Nacht bewerkstelligten sie dieselbe und es gelang ihnen nicht nur zu entkommen, sondern auch des Königs Tochter Abswinde und den Königlichen Schatz mitzunehmen. Natürlich aber richteten sie ihre Flucht nirgend anderswohin als zu dem geschworenen Feinde der Longobarden, zu dem byzantinischen Exarchen Longinus in Ravenna, und dieser nahm sie mit der größten Zuvorkommenheit auf. Jetzt sollte die Heirath zwischen Rosamunde und Helmichis vor sich gehen; doch der Exarch Longinus, hingerissen von der Schönheit Rosamundes, bot der letzteren sich selbst als Gemahl an, wenn sie sich vorher des Helmichis entledige. Darauf ging das schlimme Weib sogleich ein und reichte dem Helmichis einen Gifttrank. Dieser aber hatte den Pokal noch nicht geleert, so merkte er, daß er vergiftet sei, und zwang sofort die Schreckliche, vor Wuth außer sich, den Rest des Trankes zu leeren. So starben beide in einer und derselben Stunde und draufhin sandte Longinus die Königstochter Abswinde nebst dem Königsmörder Peredeus nach Konstantinopel zum Kaiser, damit dieser über sie bestimme. Auch einen Theil des longobardischen Königsschatzes fügte er bei, den andern größeren aber behielt er, um wenigstens nicht ganz leer auszugehen. So endete diese gräßliche Tragödie, die wir eben ihrer Gräßlichkeit halber dem Leser nicht vorenthalten wollten.

Nach Albions Ermordung erwählten die Longobarden einen ihrer Edelsten, Kleph geheißen, zu ihrem Könige und dieser wollte dem Neide der verschiedenen obgenanuten Völkerschaften gegen die Longobarden dadurch ein Ende machen, daß er einen großen Kriegszug nach Unteritalien veranstaltete. Er drang auch wirklich ziemlich weit vor, bis nach Benevent hinab, und setzte dort einen Herzog ein, um die Gränze gegen die Byzantiner zu hüten. Diesen nemlich gehörte noch der ganze übrige Theil von Unteritalien, sowie auch die große Insel Sicilien nebst dem ganzen Seestrich am adriatischen Meere von Ravenna an gerechnet. Ehe nun aber Kleph seinen Siegeszug fortsetzen konnte, ward er von einer Parthei von Unzufriedenen anno 575 nach nur achtzehnmonatlicher Regierung ermordet und daraufhin kam der innere Zwiespalt unter den Eroberern Ober-

italiens erst recht zu Tage. Er zeigte sich vor allem darin, daß jetzt die Sachsen in ihrer ganzen Masse wieder heimzogen, auf welchem Zuge sie, um dieß beiläufig zu bemerken, von den Burgundern und Alemannen, durch deren Gebiet sie kamen, fast gänzlich aufgerieben wurden. Noch mehr zeigte er sich darin, daß die sechsunddreißig Herzoge, welche Alboin und Kleph über die verschiedenen Gebiete des eroberten Landes gesetzt hatten (die mächtigsten derselben waren die von Friaul, Spoleto, Benevent, Brixen, Trient und Bergamo), sich über einen neu zu wählenden König nimmermehr einigen konnten, sondern beschlossen, jeder für sich unabhängig zu walten und zu schalten, es sei denn, daß sie von einem äußeren Feinde angegriffen würden. Das war schlimm und thöricht zugleich, denn nur Einigkeit macht stark und sie bedurften wahrhaftig der Stärke, um sich in ihrem neu eroberten Besitz zu erhalten. Noch schlimmer und thörichter fielen die Kriege oder vielmehr die Streifzüge aus, welche sie vereinzelt bald gegen diesen, bald gegen jenen Feind unternahmen, und insbesondere übel bekamen ihnen ihre Raubeinfälle ins südliche Frankreich. Die Franken nemlich sowie auch die Burgunder stellten sich ihnen nicht nur mannhaft entgegen, sondern brachten ihnen eine so schwere Niederlage bei, daß die Geschlagenen froh waren, von den Siegern den Frieden mit Abtretung der Städte Susa und Aosta nebst deren Gebieten erkaufen zu können. Endlich nach achtjähriger Sonderregierung der sechsunddreißig Herzoge machten dieselben eine Entdeckung, welche sie nöthigte, sofort allem Egoismus zu entsagen und zu einer einheitlichen Regierung zurückzukehren. Damals nehmlich herrschte in Konstantinopel der Kaiser Mauritius, ein kluger Kappadocier, der wohl wußte, wie tief das byzantinische Reich gesunken sei, und der sich deßhalb auch nie und nimmer der trügerischen Hoffnung hingab, er könne den Rest Italiens, welcher noch zu Byzanz gehörte, behaupten, so bald die kühnen Longobarden ernstlich vordrängen. Weil er nun aber nicht blos diesen Rest gerne behalten hätte, sondern weil es ihn auch gelüstete, Oberitalien zurückzuerobern, wandte er sich um Hülfe an den Frankenkönig Childebert II und bot ihm außer andern Vortheilen 50,000 Goldstücke, wenn er im nächsten Jahre, anno 584, mit einem starken Heere gegen die Longobarden

zu Felde ziehe. Er selbst wollte dann ein byzantinisches Heer von Unteritalien heranrücken lassen und zählte mit Gewißheit darauf, daß die Longobarden, wenn man sie von zwei Seiten zugleich angreife, nothwendig unterliegen müßten. Der Plan war gut, und deßwegen ging auch Childebert II im Winter auf 584 darauf ein. Kaum aber hatte er das betreffende Bündniß mit Byzanz abgeschlossen, so erfuhren die Longobarden durch einen Verräther Alles, und mein Gott, wie schnell sie jetzt einsahen, daß es mit der bisherigen Unmündigkeit ein Ende nehmen müsse! Sie wählten also im Juni 584 wieder einen König, nehmlich den ebenso tapferen als klugen Authari, und dadurch gelang es ihnen auch in der That, die ihnen drohende große Gefahr zu vereiteln.

Zwar allerdings drangen die Franken vier Jahre nach einander mit gewaltigen Heeren in Oberitalien ein, und wenn der byzantinische Kaiser, wie er versprochen, eine ebenso starke Macht gegen die Longobarden aufgebracht hätte, so müßte es diesen schlimm ergangen sein. Allein in Byzanz fehlte es an Allem, an Geld, an Soldaten, an Feldherrn und an Waffen, und so blieben die byzantinischen Heere vollständig aus. Authari hatte es also nur mit den Franken zu thun, und mit diesen wurde er in den Feldzügen der drei ersten Jahre regelmäßig fertig. Gefährlicher schien's im Feldzug von 588 zu stehen, denn damals drangen die Franken in drei Heersäulen vor und zwar die eine Säule unter dem Herzog Audoald bis Mailand und die zweite unter Cedinus bis Verona. Allein die dritte Säule unter Holo wurde bei Bellinzona von den Longobarden vernichtet uud überdem hielten sich diese in allen bedeutenderen Festungen. Die Gefahr war also keine so bedeutende und wie nun vollends unter den Franken der drückenden Hitze wegen Seuchen auszubrechen anfingen, da brauchten die Longobarden vollends nichts mehr zu befürchten. Mein Gott, die Seuchen rafften unter den Feinden Tausende hinweg und nach wenigen Wochen schon traten dieselben, um nicht ganz aufgerieben zu werden, den Rückzug über die Alpen an. Was aber war dies für ein Rückzug? Wahr und wahrhaftig einer der traurigsten, die es je gegeben hat, denn wer nicht vor Erschöpfung umkommen wollte, mußte in den Alpen Wehr und Waffen

verkaufen, damit man ihm die nöthigen Lebensmittel reichte! So wie nun übrigens die Franken abgezogen und zwar in einer Weise abgezogen waren, daß man nicht befürchten mußte, sie werden in Jahr und Tag wiederkehren, wandte sich Authari gegen jenes Italien, welches noch im Besitz des byzantinischen Kaisers war, und durchzog es von Rom an bis an dessen Südspitze hinab. Ja in Reggio ließ er eine Denksäule errichten mit der Inschrift: „Bis hieher reicht die Herrschaft der Longobarden“ und mit der griechischen Oberherrlichkeit hatte es also in fast ganz Mittel- und Unteritalien ein Ende. In „fast“, nicht aber in „ganz“ Mittel- und Unteritalien, denn verschiedene große Städte, wie besonders Rom und Ravenna, konnte Authari nicht unterjochen, und insbesondere trotzte Ravenna — Rom griff er gar nicht an — allen seinen wiederholten Angriffen. Das machte, es war nicht blos an sich schon ungemein fest, sondern es hatte auch der Exarch Smaragdus die Klugheit gehabt, einen kühnen Alemannenhäuptling, mit Namen Droktulf, mit seinen Schaaren für Byzanz zu gewinnen, und dieser Alemanne vertheidigte die Stadt aufs tapferste. Davon also, „ganz“ Italien zu erobern, mußte Authari abstehen; dagegen aber hatte er sich doch wenigstens in den Besitz des größten Theils gesetzt und überdem wußte er nun im Jahr 589 seine Herrschaft oder besser gesagt, die Herrschaft der Longobarden in anderer Weise noch weit fester, als bisher geschehen war, zu begründen. Wodurch nemlich? Nun durch eine außerordentlich kluge Heirath, das ist durch seine Verbindung mit der ebenso wunderbar schönen, als wunderbar geistig begabten Prinzessin Theodolinde, der Tochter des früh gestorbenen Königs Theodobald von Austrasien. Weil nun aber Theodobalds Wittwe, Waldrade, bald nach ihres Gatten Tod den bayrischen Herzog Garibald I heirathete, kam Theodolinde schon als sehr kleines Kind an den Hof des Herzogs von Baiern und daraus entsprang der Irrthum, daß man sie vielfach für eine bayrische Prinzessin hielt. Sie war aber eine fränkische oder wenn man so lieber will eine merowingische, und darin lag der Hauptgrund, warum sie Authari zur Ehe verlangte. Er hoffte nemlich durch sie einen langandauernden Frieden mit den Franken zu erlangen und schickte deßhalb, nicht lange nach seiner Heirath — diese ward auf dem

Sardisfelde bei Verona aufs festlichste begangen — eine solenne Gesandtschaft nach Gallien ab. Ehe jedoch diese zurückkehrte, starb er am 5. September 590 schnell weg und so wurde es ihm unmöglich, die Früchte dessen, was er gesäet, für sich selbst zu ernten. Für sein Volk und seine Nachfolger aber blieb die Ernte nicht aus.

Die Erscheinnug Theodolindens war eine solche, daß die Longobarden gleich von Anfang vollständig für sie gewonnen wurden, und wie daher Authari so kurz nach der Heirath starb, hätten sie sie gerne als Königin behalten. Darum stellten sie es ihr anheim, sich unter den Edlen des Volkes einen neuen Gatten auszusuchen, und versprachen ihr zugleich, den, welchen sie erwählt, zu ihrem Könige zu machen. Nach Rücksprache mit den Räthen ihres verstorbenen Gatten, ließ sie den Herzog von Agilulf von Turin, den einzigen noch verhandenen Verwandten des Verstorbenen und zugleich einen eben so ritterlichen als klugen Mann, zu sich entbieten und bot ihm ihre Hand an. Agilulf aber, hiedurch äußerst geehrt, vermählte sich sofort schon im November mit ihr und ward sodann ein Halbjahr später, im Mai 591 von den Longobarden in Mailand zum Könige erhoben. Auch mußte die Wahl eine äußerst gelungene genannt werden, denn wenn je ein Monarch sich bestrebte, sein Volk glücklich zu machen, so hatte er dieses Bestreben und vor allem trachtete er darnach, demselben die Segnungen des Friedens zukommen zu lassen. Deßhalb schloß er sofort, was schon sein Vorgänger angebahnt hatte, ein Freundschaftsbündniß mit den Franken und nicht minder hütete er sich, die Byzantiner in den Gebieten, welche sie noch in Italien besassen (diese bestanden einmal aus den Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, sodann aus ganz Apulien in Unteritalien mit einem Theil Calabriens und der Stadt Neapel, ferner aus der Stadt Ravenna nebst dem ganzen Küstenstrich bis über Ancona hinaus, weiter aus dem Küstenteich am ligurischen Meere von Genua bis Livorno, endlich aus der Stadt Rom und allem Gebiet ringsum, d. i. der nachmaligen Romagna) anzugreifen. Freilich darf man dieß nicht so verstehen, als ob er den Gedanken, mit der Zeit ganz Italien dem longobardischen Scepter zu unterwerfen, gänzlich aufgegeben hätte — nein, ganz und gar nicht, aber er war der Ansicht, daß das Longobardenreich, so wie es nunmehr bestand, mehr consolidirt werden müsse,

ehe man an weitere Eroberungen denken dürfe, und deßwegen war seine fünfundzwanzigjährige Regierung im Ganzen genommen eine friedliche. „Im Ganzen genommen,“ sagte ich, denn an kriegerischen Unternehmungen fehlte es deßwegen doch nicht. So empörten sich z. B. die Herzoge von Bergamo und von Tarvis gegen ihn, wurden aber nach kurzem Kampfe zu Paaren getrieben. So beging der byzantinische Exarch Gallienus die Frechheit, die Tochter Agilulfs mitten im Frieden in Pavia zu überfallen und gefangen nach Ravenna abzuführen, mußte aber den Raub nach der Eroberung von Cremona und Mantua nicht nur zurückgeben, sondern auch noch 12000 Goldgulden Entschädigung bezahlen. So drangen die Avaren, welche, wie wir wissen, die Gränznachbarn der Longobarden geworden waren, im Jahre 610 verheerend und verwüstend im Friaulschen ein, tödteten den dortigen Herzog Gisulf und führten seine Familie gefangen fort, wurden aber schließlich von Agilulf aufs Haupt geschlagen und gezwungen, um Frieden zu bitten. Doch wenn nun der neue König der Longobarden im Ganzen genommen — der langen Friedensjahre wegen — Zeit hatte, das longobardische Reich in seinem jetzigen Umfang zu consolidiren, auf welche Weise suchte er dieß zu bewerkstelligen? Nun seine Gemahlin Theodolinde, welche als fränkische Prinzessin eifrig für den römischen Katholicismus eingenommen war, wußte ihn einmal davon zu überzeugen, daß die einzige Möglichkeit darin liege, wenn zwischen den Altitalienern und den Longobarden ein Zerschmelzungsprozeß eingeleitet würde, und sodann davon, daß dieser Zerschmelzungsprozeß nur dadurch in Flüssigkeit zu bringen sei, wenn die Longobarden ihr Arianerthum aufgäben. Gewiß und wahrhaftig, so lange die Longobarden nicht blos als Eroberer, sondern noch weit mehr als Ketzer von den Italienern, die doch die bei weitem überwiegende Anzahl der Einwohnerschaft bildeten, gehaßt wurden, so lange gabs keinen Frieden zwischen den beiden Nationalitäten und die Longobarden mußten jeder Zeit gewärtig sein, daß die Italiener gegen sie revoltirten oder wenigstens ihren Feinden, wenn es wieder zu einem Kriege kam, allen möglichen Vorschub leisteten. Umgekehrt dagegen, wenn die Longobarden ihr Ketzerthum aufgaben und sich dafür zum römischen Katholicismus bekannten, wurden dadurch nicht die

Italiener ihre Brüder und hatten gar keine Ursache mehr, gegen die Longobarden mit Haß vorzugehen? Gewiß so war es und schon aus diesem Grunde ließ sich Agilulf von seiner Gemahlin mit Leichtigkeit überreden, die katholische Religion anzunehmen, natürlich in der sicheren Hoffnung, daß ihm seine Longobarden bald nachfolgen würden. Er verband aber damit noch einen schwerwiegenden Hintergedanken, nehmlich den, daß es ihm, so bald sein Volk katholisch geworden sei, ohne weitere Mühe gelingen werde, auch das byzantinische Italien vollends zu erobern und dieser Hintergedanke stützte sich auf die damaligen politisch — kirchlichen Verhältnisse Italiens. Auf dem byzantinischen Throne saßen seit Justinian meist nur schwache und dazuhin verworfene Kaiser, welche durch ihre eigene Kraft gar nicht im Stande waren, jene Theile Italiens, die ich weiter oben genannt, ihrer Herrschaft zu erhalten. Sie hielten zwar daselbst ihren Exarchen, als ihren Stellvertreter, und beglückten noch extra jede größere Stadt und Provinz mit einem Dux oder Herzog, welcher unter dem Oberbefehl des Exarchen die militärischen und bürgerlichen Angelegenheiten daselbst zu leiten hatte. Allein welche Gewalt besaßen denn diese Herzoge? Welche Gewalt der Exarch selbst? Nun die Kaiser in Byzanz konnten kaum einiger tausend Mann Soldaten entbehren und noch mehr fehlte ihnen das Geld. Sie konnten also weder ihrem Exarchen, noch ihren Herzogen gegen die vordringenden Longobarden genügenden Beistand leisten, und so wären die Letzteren ganz sicher schon in den ersten Jahren über ganz Italien, auch die vielen festen Städte, ja selbst Rom nicht ausgenommen, Herren geworden, wenn nur zwei Dinge nicht gewesen wären. Einmal nehmlich der Haß der Einwohnerschaft gegen die ketzerischen Eroberer und sodann die Bischöfe jener Provinzen, welche solchem Hasse Kraft verliehen. Der Haß gegen die Ketzer machte, daß die Bürger der Städte bereit waren, denselben Widerstand zu leisten; allein wie bald wäre, bei der Kraftlosigkeit, Waffenscheu und Feigheit der damaligen Italiener, solcher Widerstand erlahmt, wenn nicht die Bischöfe und besonders der von Rom, der sich damals schon Pabst nannte und einen ungeheuren Einfluß auf die katholischen Bevölkerungen des Abendlands ausübte, den Haß immer und immer wieder aufgestachelt hätten? Ueberdem waren nicht zu jener Zeit die

Bischöfe, und insbesondere wieder die von Rom, die Hauptgrundbesitzer in Italien und konnten also über ganz außerordentliche Mittel gebieten? Darum, wenn es dem Dux und Exarchen aus Mangel an Geld ganz unmöglich war, Waffen aufzubringen und auswärtige — meist germanische — Krieger anzuwerben, sahen sich nicht die Bischöfe im Stand, hier handelnd einzugreifen und so den Widerstand der Städte bis aufs äußerste zu erhöhen? Gewiß so verhielt es sich in jener Zeit und daraus folgte zweierlei. Einmal das, daß die Kaiser in Konstantinopel die Erhaltung ihres Rests von Gebiet in Italien rein blos den katholischen Bischöfen, vor allem dem Bischofe von Rom verdankten, und sodann das, daß die Bischöfe, weil sie in ihren Städten und Provinzen eine weit gewichtigere Rolle spielten, als die byzantinischen Herzoge und Gouverneure, anfingen sich als weltliche Fürsten zu betrachten. In ihrer, der Bischöfe Hand, ruhte alle Macht, während jene, die byzantinischen Beamten, weil von Konstantinopel aus nicht unterstützt, sich gezwungen sahen, die Hände in den Schooß zu legen, und deßwegen schrieb auch Gregor der Große, der damalige (zu Agilulfs Zeit) Bischof von Rom: „Wer hier Bischof heißt, wird so sehr von äußeren Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß es oft ungewiß ist, ob er das Amt eines Seelenhirten oder das eines weltlichen Fürsten begleitet.“ So hatten sich in jener Zeit die kirchlich-politischen Verhältnisse gestaltet und daß sie sich so gestaltet hatten, wußte der Longobardenkönig Agilulf genau genug. Lag es nun aber unter solchen Verhältnissen nicht äußerst nahe für ihn zu hoffen, daß die italienischen Bischöfe ihren bisher so energischen Widerstand gegen die weitere Ausbreitung der longobardischen Herrschaft alsbald aufgeben würden, so wie diese Herrschaft eine katholische geworden sei? Gewiß diese Hoffnung lag nahe, allein Eines hatte dabei der König nicht in Betracht gezogen, die furchtbare Herrschsucht der katholischen Priesterschaft im allgemeinen, sowie insonderheit die des Bischofs von Rom, des Oberhirten der abendländischen Kirche. Sie waren einmal durch die vielen Schenkungen, die sie erhalten, hochgebietende Herren geworden, die frommen Knechte Gottes, wie sie sich nannten, konnte man es sich da denken, daß sie auch nur den kleinsten Theil ihrer Macht sich freiwillig würden wieder

entreißen lassen? Vor allen Er, der Bischof von Rom, gebot, seitdem die Longobardenangst existirte, in dieser mächtigen Stadt, sowie in dem daran stoßenden Gebiet, mit einer Machtvollkommenheit, als wäre er deren rechtmäßiger Beherrscher, und der jeweilige byzantinische Dux spielte neben ihm eine gar klägliche Rolle; stand nun unter solchen Umständen zu hoffen, daß der Pabst freiwillig von dieser Höhe der Macht wieder herabsteigen würde? Nein, sicherlich nicht, sondern gerade umgekehrt lag es in der Natur gegründet, daß die römischen Päbste alle Anstrengungen machen würden, nicht nur ihre bisher errungene Gewalt zu behaupten, sondern dieselbe vielmehr noch viel weiter auszudehnen, damit so nach und nach aus dem römischen Ducat ein weltbeherrschendes Reich werde. Darin also irrte sich der König Agilulf gewaltig, wenn er glaubte, sein Uebertritt zum Katholicismus würde ihm und seinen Nachkommen die Eroberung auch des byzantinischen Theils von Italien erleichtern; vielmehr erfolgte das gerade Gegentheil. So lange nemlich Rom und sein Gebiet „nominell“ noch zum byzantinischen Reich gehörte, konnten die Päbste dort nach Gutdünken schalten und walten, weil weder die byzantinischen Kaiser noch ihre Herzoge und Exarchen die Macht hatten, ihnen etwas zu verbieten. Wenn aber die energischen longobardischen Könige den Rest Italiens eroberten und aus Rom ihre Hauptstadt machten, wie stands dann um die Macht des Pabstes? Nun dann wurde er einfach all' seiner weltlichen Größe beraubt und zum reinen Bischof oder geistlichen Oberhirten herabgedrückt. Darüber konnte gar kein Zweifel sein und eben deßwegen wurde auch das Verhältniß des Königs Agilulf zum damaligen römischen Bischof Gregor dem Großen nach seiner Bekehrung zum Katholicismus durchaus kein anderes, denn es zuvor gewesen war. Im Gegentheil, es wurde ein immer feindseligeres, je offener der König sich anschickte, der byzantinischen Macht in Italien ein Ende zu machen, und am Ende seines Lebens sah er nur allzugut ein, daß die Religion bei den Päbsten nur eine Nebenrolle spiele. Die Bekehrung der arianischen Longobarden war ihnen schon recht gewesen, weil ihr geistlicher Einfluß sich dadurch mehrte; die Hauptsache aber war das weltliche Besitzthum, und deßwegen durfte das Longobardenreich sich um keinen

Preis über ganz Italien ausdehnen. Nein zerstückelt mußte das schöne Land bleiben — zerstückelt, zerrissen und unter verschiedene Herren getheilt, denn nur so konnte der Weizen des Pabstes blühen.

Zum offenen Kampfe mit dem Papste kams übrigens unter Agilulf noch nicht und eben so wenig unter seinen unmittelbaren Nachfolgern. Es gab nemlich unter diesen viel inneren Zwist im Longobardenreiche und wenn heute Dieser auf den Thron gelangte, so mußte er schon morgen wieder einem Andern Platz machen. Der Andere aber konnte sich ebenfalls nicht lange halten, weil sich immer wieder eine mächtige Parthei gegen ihn auflehnte, und so dauerte wegen des Ehrgeizes der Hochgestellten der innere Zwiespalt fast hundert Jahre lang. Wie hätte nun aber bei solch' schlimmen Hauszwisten ein ernstlicher Versuch zur Vernichtung der Byzantinerherrschaft gemacht werden können? Wahrhaftig, die Longobarden durften von Glück sagen, daß die byzantinischen Kaiser ihre innere Zwietracht nicht besser zu benützen verstanden und sie über dasselbe Gebirg zurückjagten, über welches sie seiner Zeit nach Italien gegangen waren. Doch endlich mit dem Jahre 712 nahm die leidige Spaltung ein Ende und es bestieg nun den Thron ein Mann, mit dem sich nur Wenige vergleichen ließen. Dieß war Luitprand, der Sohn Ansbrands, eine reichbegabte Natur voll Energie und geistiger Klarheit, und dieser neue König faßte sogleich den Entschluß, das ganze Italien unter seinem Scepter zu vereinigen. So wie er aber an die Ausführung dieses Entschlusses ging, stand ihm sogleich der Papst als erbittertster Feind gegenüber und am Ende kam es sogar dazu, daß jener herrschsüchtige Priester eine fremde Macht zur Hülfe herbeirief. Doch dieß fällt nicht mehr in die Zeitperiode, in der sich unsere Geschichte gegenwärtig bewegt, und somit nehmen wir für jetzt von den Longobarden Abschied, um uns den Westgothen zuzuwenden.

Wie die Westgothen unter ihrem Könige Amalarich fast alle ihre gallischen Besitzungen verloren, so daß sie zuletzt nur noch den kleinen Gränzstrich, Septimanien genannt, behielten, haben wir früher schon des Näheren erfahren und nunmehr setzen wir hinzu, daß Theudes, der Nachfolger Amalarichs, den Sitz der Regierung des west-

gothischen Reichs sofort über die Pyrenäen hinüber nach Barcellona verlegte. Mit diesem Theudes übrigens begann für eine Reihe von Jahren ein ewiger Wechsel auf dem Königsthrone, denn die Vornehmsten unter dem Adel wollten — gerade wie bei den Longobarden — keinen mächtigen Monarchen, der sie unter dem Daumen hielt, über sich dulden, und so kam es blos deßwegen, damit die Großen des Reichs recht zügellos leben könnten, zu ewigen Rebellionen und Revolutionen. Somit folgte auf Theudes, der anno 548 ermordet worden war, sein Feldherr Theodegisel, und auf diesen, nachdem er ebenfalls meuchlings niedergestoßen worden war, anno 560 Agila. Dieser aber gefiel dem hohen Adel schon nach wenigen Wochen nicht mehr und es kam also zum Bürgerkrieg, der erst nach vier Jahren mit der Thronerhebung Athanagilds endigte. Nach dessen anno 567 erfolgtem Tode schien sich das alte Spiel wieder erneuern zu wollen, indem die eine Parthei den Liuwa, die andere den Leowigild, Liuwas Bruder, auf den Thron berief. Liuwa und Leowigild jedoch verständigten sich dahin, daß der erstere zu Gunsten des letzteren zurücktrat und so übernahm Leowigild von 569 an die Alleinregierung. Und wahrhaftig eine rechte Gewaltsregierung war es, denn mit gewuchtiger mitleidsloser Hand schlug er alle äußeren wie inneren Feinde nieder. Sein Hauptfeind übrigens war der Katholicismus, denn er selbst mit seinen Westgothen oder wenigstens dem größten Theil derselben — ein kleinerer Theil hatte sich bereits von den katholischen Bischöfen im Verlaufe der Zeit zum orthodox-römischen Glauben bekehren lassen — bekannte sich, wie der Leser längst weiß, zum Arianismus, während die ursprüngliche Bevölkerung Spaniens, wie auch in Italien und den andern von den Germanen eroberten Ländern, dem Katholicismus huldigte. Längere Zeit nun schickte sich diese Bevölkerung, obwohl die große Mehrzahl der Einwohnerschaft bildend, in ihr Loos, in das Loos der Unterdrückten nemlich; nachdem aber die Kaiser von Konstantinopel oder Byzanz dem Vandalen- und Ostgothenreiche ein Ende gemacht und in diesen beiden Ländern den Arianismus vernichtet hatten, glaubten die katholischen Bischöfe Spaniens, es sei jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen, auch mit dem Westgothenreiche

aufzuräumen, und schickten heimlich Botschaft nach Byzanz, damit von da aus ein Kriegszug gegen Spanien eröffnet werde. Darauf gingen die Machthaber in Byzanz sofort ein und es erschien, schon verschiedene Jahre vor dem Regierungsantritt Leowigilds, eine byzantinische Flotte im Hafen von Malaga, deren Landungsheer sich nicht blos Malagas, sondern auch eines großen Theils der übrigen Städte und Ländereien, welche der nordafrikanischen Küste gerade gegenüberlagen, bemächtigte. Auch drangen die Byzantiner während des blutigen Zwiespaltes, welcher so lange unter den Westgothen herrschte, von der Küste aus sogar ins Innere von Spanien ein und nahmen mit Cordowa fast ganz Andalusien in Besitz. Das war also schon ein mächtiger Feind, welchen Leowigild zu bekämpfen hatte, ein noch mächtigerer aber erwuchs ihm in seinem erstgebornen Sohne Hermenegild, welchen der spanische Katholicismus für sich gewann. Leowigild nemlich, welcher ursprünglich sehr human und tolerant dachte, hatte in erster Ehe Theodosia, eine Tochter des byzantinischen Statthalters Severinus in Nordafrika, geheirathet, und diese eifrige Katholikin gebar ihm zwei Söhne, Hermenegild und Reccared, welche er zwar seinem Glauben gemäß arianisch erziehen ließ, auf die aber doch der Geist der Mutter innerlich überging. Nach dem Tode Theodosias übrigens verehlichte sich Leowigild zum zweiten Male und zwar mit einer weitläufigen Verwandtin, Goiswinde oder Gaswintha mit Namen, einer eifrigen Arianerin. Nicht lange hernach verehelichte er auch seinen ältesten Sohn Hermenegild und zwar mit einer fränkischen Prinzessin, Jugundis geheißen, einer eifrigen Katholikin. Dies that er aus Politik, damit es den Frankenkönig Childebert, der Jugundis Bruder, nicht gelüste, das Westgothenreich zu bekriegen; dabei bedachte er aber nicht, daß es zwischen den beiden Frauen, seiner eigenen Gemahlin und der Jugundis, zu den schwersten Händeln kommen müsse, sobald sie beieinander wohnten, und daß diese Händel die schlimmsten Folgen nach sich ziehen würden. Er bedachte dies nicht, und für den ersten Anfang ging auch Alles gut. Sobald aber die beiden Frauen auf die Religion zu sprechen kamen, geriethen sie in das heftigste Zerwürfniß mit einander, und Goiswinde, als die brutalere, mißhandelte die Jugundis auf die gemeinste Weise. Sie

schlug sie, zerrte sie an den Haaren herum und ließ sie schließlich in eine Tonne Wassers werfen, um sie arianisch zu taufen. Natürlich war auf solchen Auftritt hin ein weiteres Zusammenleben der beiden Frauen an einem und demselben Hofe nicht mehr möglich und der König wies sofort seinem Erstgeborenen die Stadt Sevilla als Residenz an. Hier aber drang Jugundis unterstützt von dem katholischen Bischof Leander von Sevilla so lange in ihren Gemahl, bis er sich endlich dazu verstand, die kathlolische Taufe anzunehmen und dem Vater offen entgegenzutreten. Das war nun der zweite Feind, welchen Leowigild zu bekämpfen hatte, und dieser Feind fiel um so schwerer ins Gewicht, als nicht blos die Byzantiner — der Bischof von Sevilla reiste expreß nach Konstantinopel, um den dortigen Kaiser zur Hülfeleistung zu bestimmen — zu ihm standen, sondern auch die Sueven, welche, wie schon früher erzählt, das jetzige Portugal und Gallicien inne hatten, so wie die sämmtlichen katholischen Bischöfe Spaniens. Trotzdem verzagte der gewaltige Leowigild nicht einen Augenblick lang und durch eine Energie ohne Gleichen wurde er endlich Herr über alle seine Feinde. Die katholischen Bischöfe, die zu offen die Rebellion begünstigt, ließ er ergreifen und schickte sie, nachdem er ihr Vermögen confiscirt, entweder ins Gefängniß oder in die Verbannung. Die Byzantiner warf er aus Assidomi und Cordova hinaus und drängte sie zuletzt, durch seine Grausamkeit den größten Schrecken unter ihnen verbreitend, nach Malaga zurück. Den Sueven ergieng es noch schlechter als den Byzantinern, denn ihren König Andeca, nachdem er ihn gefangen, schickte er in ein Kloster und sie selbst hatten ihm als Unterthanen zu huldigen. Hermenegild endlich mußte sich, als er sich von Jedermann verlassen sah, dem Vater auf Gnade und Ungnade ergeben und dieser ließ ihn, weil er sich weigerte, zum Arianismus zurückzukehren, am Osterfeste des Jahres 585 öffentlich hinrichten. So triumphirte schließlich Leowigild über alle seine Feinde und daß er dann auf den katholischen Bischöfen, überhaupt auf dem Katholicismus, seine Hand sehr schwer ruhen ließ, kann man sich denken. Der Katholicismus als solcher war es ja gewesen, der all' dieß Waffen- und Kriegsgetöse hervorgerufen hatte, und folglich sollte er auch für seine Missethaten büßen.

Kurze Zeit nach Hermenegilds Hinrichtung, anno 586, starb Leowigild und ihm folgte, sein zweiter Sohn, Reccared, Hermenegilds Bruder. Dieser Reccared nun aber war dem Katholicismus — schon seiner Mutter wegen, wie bereits gemeldet — keineswegs feindselig gesinnt uns widerrief also sogleich die harten Decrete, welche sein Vater in der letzten Zeit seines Lebens gegen den Katholicismus erlassen hatte. Auch setzte er die gefangenen oder verbannten katholischen Bischöfe wieder in ihre Diöcesen ein und erwies sich ihnen überhaupt sehr freundlich. Sodann überlegte er in seinem Sinn den Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus und fand, daß es ein Wahnsinn sei, wenn sich deßhalb Hunderttausende die Hälse abschnitten. Endlich dachte er noch nach über das traurige Schicksal der Vandalen und Ostgothen und da konnte er es sich nicht verhehlen, daß an demselben blos ihr Arianismus Schuld gewesen sei. War es unter solchen Umständen nicht natürlich, daß er sofort auf den Gedanken kam, allem künftigen Hader und inbesondere all' dem Haß, der zwischen den Westgothen und den Altspaniern bestand, dadurch ein Ende zu machen, daß er zum Katholicismus übertrat? Es ließ sich ja doch denken, daß seinem Beispiele wenn nicht die Meisten so doch ein sehr großer Theil die Westgothen alsbald folgen würde, und hatte man es einmal so weit gebracht, so mußten die Andern früher oder später in dieselbe Bahn einlenken. Dem gemäß ließ er sich, nach mehrfach genommener Rücksprache mit arianischen und katholischen Bischöfen, im Jahr 587 zu Toledo in öffentlicher Kathedrale katholisch taufen und zu gleicher Zeit mit ihm traten auch sehr viele arianische Bischöfe zum Katholicismus über. Nicht minder folgte fast der ganze Hof nach und dieß Beispiel wirkte so ansteckend, daß die Hälfte der Westgothen sich in Jahresfrist umchristianisirte. Die andere Hälfte dagegen blieb fest beim alten Glauben und ließ sich durch keinen Zuspruch wankend machen. Im Gegentheil, wie nun die für das Arianerthum entflammten Bischöfe Athaloch, Sunna und Uldila den Bannfluch über die Abgefallenen aussprachen und wie in Folge dessen die Königin Wittwe Goiswinde mit den Grafen Granista und Wildigern sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte, da brach unter den arianisch gebliebenen Westgothen

ein furchtbarer Aufruhr los und dieser schien um so gefährlicher werden zu wollen, als der fränkisch-burgundische König Guntram gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern machte. Reccared aber war in seinen Unternehmungen gerade so energisch und schnell, wie sein verstorbener Vater, und so schlug er nicht blos das kleine Frankenheer, welches der Herzog Desiderius von Toulouse den Aufrührern zu Hülfe sandte, aufs Haupt, sondern wurde auch sehr bald über die ganze Revolution Herr. Noch mehr, die Königin-Wittwe Goiswinde, Reccareds Stiefmutter, gab sich in der Verzweiflung selbst den Tod und die beiden Grafen Granista und Wildigern entflohen nach Africa hinüber, wo sie elendiglich umkamen. Der Widerstand des Arianismus war also gründlich gebrochen und in Folge dessen ließen sich vollends alle Westgothen katholisch taufen. Dieser Sieg des Katholicismus aber hatte noch weit Wichtigeres im Gefolge, nehmlich das Aufhören des Westgothischen selbst oder besser gesagt: „des Germanischen unter den Westgothen." Bisher war ihre Sprache die gothische, also die deutsche, gewesen und damit hatten sie deutsche Gebräuche, deutsche Sitten, deutsche Gesetze, deutschen Gottesdienst, mit einem Worte deutsches Leben verbunden. Jetzt wurde mit einem Male Alles ganz anders, denn es begann sofort eine Verschmelzung der Westgothen mit der übrigen an Zahl überwiegenden Einwohnerschaft und damit diese Verschmelzung recht rasch vor sich gehe, verband sich Reccared aufs innigste mit der katholischen Geistlichkeit. Sie erhielt von ihm allen Vorschub, Macht, Ehre und Reichthum, damit sie das noch da und dort spuckende arianische Christenthum gründlich vertilge. Ja die katholischen Bischöfe wurden so sehr von ihm begünstigt, daß sie die adeligen hohen Herren sogar überragten, und daglaubte er die Macht des Königthums gegen die bisherigen Anmaßungen der weltlichen Großen zu schirmen. Es kam aber gerade umgekehrt, denn die hohen Geistlichen wollten, je mehr Macht ihnen der König verlieh, in ihrer Herrschsucht immer noch größere Unabhängigkeit erlangen und stellten sich bald über das Königthum. Noch mehr, sie verbanden sich später selbst mit dem hohen Adel, um das Königthum nieder zu halten, wohl einsehend, daß unter einem starken Königthum sie nicht schalten und walten konnten, wie sie wollten.

Dieß Alles folgte später mit Nothwendigkeit aus der Handlungsweise des König Reccared, für den Augenblick aber trat nur Eines hervor, das Verschwinden des Germanischen unter den Westgothen. Die welsche — das ist die jetzige spanische — Sprache wurde die Sprache des Hofes, des Gerichts, des Gottesdienstes, der öffentlichen Verhandlungen und mit der welschen Sprache kamen welsche Sitten, welsche Gesetze, welsches Leben, welsche Verweichlichung. Ja König Reccared, von der katholischen Priesterschaft dazu bestimmt, gieng so weit, alle gothischen Bücher öffentlich verbrennen und das Singen nationaler Lieder bei schwerer Pön verbieten zu lassen!

Reccared starb nach einer fünfzehnjährigen Regierung anno 601 und hinterließ sein Reich anscheinend in einem blühenderen Zustand, als Spanien je zuvor gesehen; allein es war Alles blos äußerer Schein und die Strafe, sein Stammvolk verwelscht und die katholischen Bischöfe mit übermäßigem Reichthum sowie mit übermäßiger Macht ausgerüstet zu haben, folgte ihm auf dem Fuße nach. Siebzehn Könige nehmlich regierten in einem kurzen Zeitraum von hundert Jahren nach ihm, doch nur wenige derselben hatten den Thron so lange inne, um etwas Tüchtiges leisten zu können; nur Wenige zeichneten sich durch königliche Eigenschaften und Tugenden aus. Bei weitem die Meisten waren Puppen in den Händen der hohen Geistlichkeit, die sich bald mit dieser bald mit jener Partei unter den weltlichen Großen verband, um wen sie wollte auf den Thron zu setzen, und fast Jeder dieser siebzehn Monarchen wurde ermordet, so wie er es wagte, selbstständig aufzutreten. Ich würde daher den Leser nur ermüden, wenn ich ihm das Leben und die Regierung dieser siebzehn Könige im Einzelnen vorführen wollte, und begnüge mich demgemäß damit, mit wenigen Pinselstrichen über sie hinwegzugehen. Unmittelbar auf Reccared folgte dessen Sohn Liuwa, ein zwanzigjähriger Jüngling ohne Saft und Kraft. Ihn ermordete schon anno 603 Witterich, ein neu bekehrter Arianer. Weil aber die hohe Geistlichkeit in ihm nur einen Halbbekehrten witterte, da er sich ihrem Willen nicht immer beugte, ließ sie ihn bei einem Gastmahl anno 610 elendiglich niedermetzeln — sein Leichnam wurde auf die Straße geworfen und wie der eines Misse-

thäters beerdigt — und gab ihm zuerst den ultraorthodoxen Guedemar, und gleich darauf im Jahre 612, nachdem dieser sich im Trunk den Tod geholt, den eben so gesinnten Sisebut zum Nachfolger. Letzterem ist übrigens nachzurühmen, daß er die Byzantiner, welche bisher immer noch die äußerste Seeküste Spaniens, Nordafrika gegenüber, inne hatten, in zwei blutigen Schlachten besiegte und dadurch den byzantinischen Kaiser Heraclius zwang, auch den letzten Rest seiner spanischen Besitzungen aufzugeben. Einen furchtbar schweren Fehler aber begieng er damit, daß er die Juden, die in Spanien ansässig waren, mit der gehässigsten Grausamkeit verfolgte und hierin so lange nicht nachließ, als bis sie entweder ausgewandert oder zum Christenthum bekehrt waren. Juden nemlich gab es in Spanien seit des römischen Kaisers Hadrian Zeiten, der, um in Judäa Ruhe zu schaffen, ihrer fünfzigtausend mit Weibern und Kindern dahin schaffen ließ, sehr viele, mehr als eine halbe Million Köpfe und diese sollten nun auf einmal — so wollte es die hohe Geistlichkeit — das Judenthum aufgeben. Wo nicht, so nahm man ihnen ihr Vermögen, auf das es natürlich vor allem abgesehen war, und jagte sie ins tiefste Elend. Das war ein schweres Verbrechen und zugleich eine politische Todsünde, denn selbstverständlich wurden die, welche sich taufen ließen, nur Scheinchristen und zugleich die heftigsten Feinde des ultrakatholischen Königthums.

Auf Sisebut, „den Mann nach dem Herzen Gottes", wie ihn die katholische Priesterschaft Spaniens nannte, folgte anno 620 Reccared II.; doch schon das Jahr darauf erdolchte ihn Swinthila, der sich auf sein Schwert verließ. Weil er übrigens schon bei Lebszeiten den Versuch machte, das Königsthum in seiner Familie zu vererben — deßwegen nahm er seinen Sohn Riccimer zum Mitregenten an — erhoben die Mächtigsten unter den Bischöfen und weltlichen Großen, die keineswegs gesonnen waren, das Königthum erstarken zu lassen, anno 630 einen furchtbaren Aufstand gegen ihn und setzten den Sisenand auf den Thron, eine reine Creatur der Priesterschaft. In seine Fußstapfen trat auch sein Nachfolger Chintila, der von 636 an regierte und unter welchen die Judenverfolgungen einen neuen Aufschwung nahmen. Wenn er nun aber glaubte, durch seine ungemeine Begünstigung der hohen Geistlichkeit diese so für sich

gewonnen zu haben, daß sie nach seinem Tode seinen Sohn Tulga fortregieren lassen würde, so täuschte er sich sehr, denn kaum hatte er im Jahr 640 die Augen geschlossen, und kaum hatte Tulga die Zügel der Regierung ergriffen, so erregten die Großen des Reichs, geistliche wie weltliche, einen furchtbaren Aufstand und machten anno 641 den Chindasuinth, einen schon älteren Mann, zum Könige. In seiner Person übrigens täuschten sie sich. Sie wähnten nemlich, er sei viel zu alt, um noch Kraft zeigen zu können, allein er regierte mit einer Strenge, die ganz unerhört war, und ließ, als ein Aufstand gegen ihn versucht wurde, nicht weniger als zweihundert vornehme Gothen sowie fünfhundert aus dem Mittelstande hinrichten. Ja selbst an die hohe Geistlichkeit wagte er sich und eine Synade, die er anno 646 in Toledo zusammen berief, mußte decretiren, daß jeder Bischof, der sich mit Aufrührern gegen den König verbinde, exkommunicirt und verbannt werden solle. So etwas war schon seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt worden und eben so wenig das, daß, wie Chindasuinth anno 652 neunzig Jahre alt starb, sein Sohn Reccasuinth nicht blos unangefochten auf den Thron gelangte, sondern auch eben so unangefochten zwanzig Jahre lang bis 672 regierte. Kaum übrigens hatte er die Augen geschlossen, so begann die alte polnische Wirthschaft von neuem und Monate lang lagen sich die Großen des Reichs wegen der Wahl seines Nachfolgers in den Haaren. Endlich gieng Wamba aus der Urne hervor, jedoch nicht ohne heftigen Widerspruch, und so entstand Aufruhr in Asturien, bei den Basken, in Navarra und über den Pyrenäen drüben in Septimanien. Wamba war tüchtig genug, den Aufruhr niederzuschlagen, und die Rädelsführer, worunter auch einige Bischöfe, wurden entweder enthauptet oder in die Verbannung geschickt. Kaum übrigens hatte er dieß zu Stande gebracht, so erschien ein neuer Feind auf dem Plan und dießmal Einer, dem das Westgothenreich in Spanien nur wenige Jahrzehnte später gänzlich erliegen sollte. In Arabien nemlich hatte zu Anfang des 7. Jahrhunderts Mohammed eine neue Religion, den Islam, verkündet und seine Anhänger, nach ihm Muhammedaner oder auch Muselmänner oder Moslims genannt, mehrten sich bald so, daß er gebieten konnte, seine Lehre — sie ist im

Koran enthalten — mit Feuer und Schwert über die ganze Welt zu verbreiten. Er selbst allerdings erlebte blos die Anfänge der später so außerordentlich ausgedehnten muhammedanischen Herrschaft, da er schon anno 632 starb, seine Nachfolger aber, die sich den Titel „Khalifet-Resul-Allah", d. i. Stellvertreter des Propheten Gottes (aus dem Worte Khalifet entstand der Name „Khalif", gleichbedeutend mit dem späteren „Emir-al-Mumenin", das ist Beherrscher aller Gläubigen) gaben, eroberten nach und nach ganz Syrien, Persien, Palästina, Egypten und Stücke von Kleinasien nebst der Insel Cypern; endlich auch noch anno 646 die ganze Nordküste von Afrika, also das jetzige Tripolis, Tunis, Algier und Marocco, denn die byzantinischen Kaiser, zu deren Herrschaft diese sämmtliche Ländereien gehörten, waren viel zu schwach, um dem Anstürmen der begeisterten Moslims einen nennenswerthen Widerstand leisten zu können. Von Tanger aus nun blickten die Eroberer mit sehnsüchtigen Augen nach Spanien herüber, aber längere Zeit wußten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten, denn die Schiffsbaukunst war ihnen im Anfang etwas Unbekanntes und eben so wenig verstanden sie vom Seefahren. Doch bald lernten sie beides und nun führte der kühne Ocba, einer der Feldherrn des Khalifen Merwan I. auf fünfhundert Schiffen ein Heer nach Spanien hinüber. Das war der Feind von dem ich oben gesprochen habe, allein für dießmal mußte er noch unterliegen. König Wamba nemlich, der über eine starke Flotte gebot, machte einen Seeangriff auf die mohammedanischen Schiffe und da diese größtentheils sehr unbehülflich gebaut waren, so wurde es ihm leicht, mehr als die Hälfte des feindlichen Geschwaders mit sammt seiner Bemannung zu vernichten. So mißglückte der erste Versuch der Anhänger Mohammeds, sich in Spanien festzusetzen, und nun glaubte der siegreiche Wamba es wohl wagen zu dürfen, die Uebermacht der hohen Geistlichkeit ein wenig einzuschränken. Allein dieß sollte ihm schlecht bekommen, denn die Bischöfe wußten sofort — anno 680 — in Erwig, einem Verwandten des Königs, den dieser mit Wohlthaten überhäuft hatte, einen Thronaspiranten zu gewinnen, der seinem Wohlthäter ein starkes Gift reichte. Merkwürdiger Weise tödtete übrigens das Gift den König nicht, sondern beraubte ihn blos auf lange Zeit

der Besinnung, und so konnte man den Thron noch keineswegs als erledigt betrachten. Die Priester jedoch, schnell besonnen, schnitten dem Wamba sein langes Lockenhaar ab, tonsurirten ihn gleich einem Mönche und steckten ihn in ein Kloster, aus dem sie ihn nicht mehr herausließen. D'rauf riefen sie den Erwig zum Könige aus und dieser war nun wieder so recht eigentlich ein Mann nach dem Herzen Gottes. Mit andern Worten, die hohe Geistlichkeit erhielt unter seiner Regierung Alles, was sie nur irgend erlangen wollte, und insbesondere wurde wieder eine furchtbare Judenhetze angestellt. Ohne Gnade mußte jeder Sohn Israels, sowie er sich nicht katholisch taufen ließ, das Land Spanien verlassen und zwar ohne alles Eigenthum, denn dieses ward vorher zu Gunsten der Kirche confiszirt. Dießmal aber wanderten die exilirten Juden nicht nach Frankreich wie früher, weil sie da ebenfalls keine bleibende Heimath fanden, sondern über den schmalen Meeresarm hinüber nach Nordafrika, wo sie unter der Herrschaft der muhammedanischen Araber gegen die Bezahlung eines mäßigen Kopfgeldes frei und ungestört in der Religion ihrer Väter leben und zugleich ihren Geschäften nachgehen durften. Und was war nun die Folge hievon? Nun die in Spanien zurückgebliebenen Juden, welche Schein- und Mußchristen geworden waren, beneideten ihre Glaubensgenossen über dem Wasser drüben und hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die Moslims sich auch Spaniens bemächtigen möchten, denn natürlich so wie dieß geschah, so waren die Synagogen auch in Spanien geduldet.

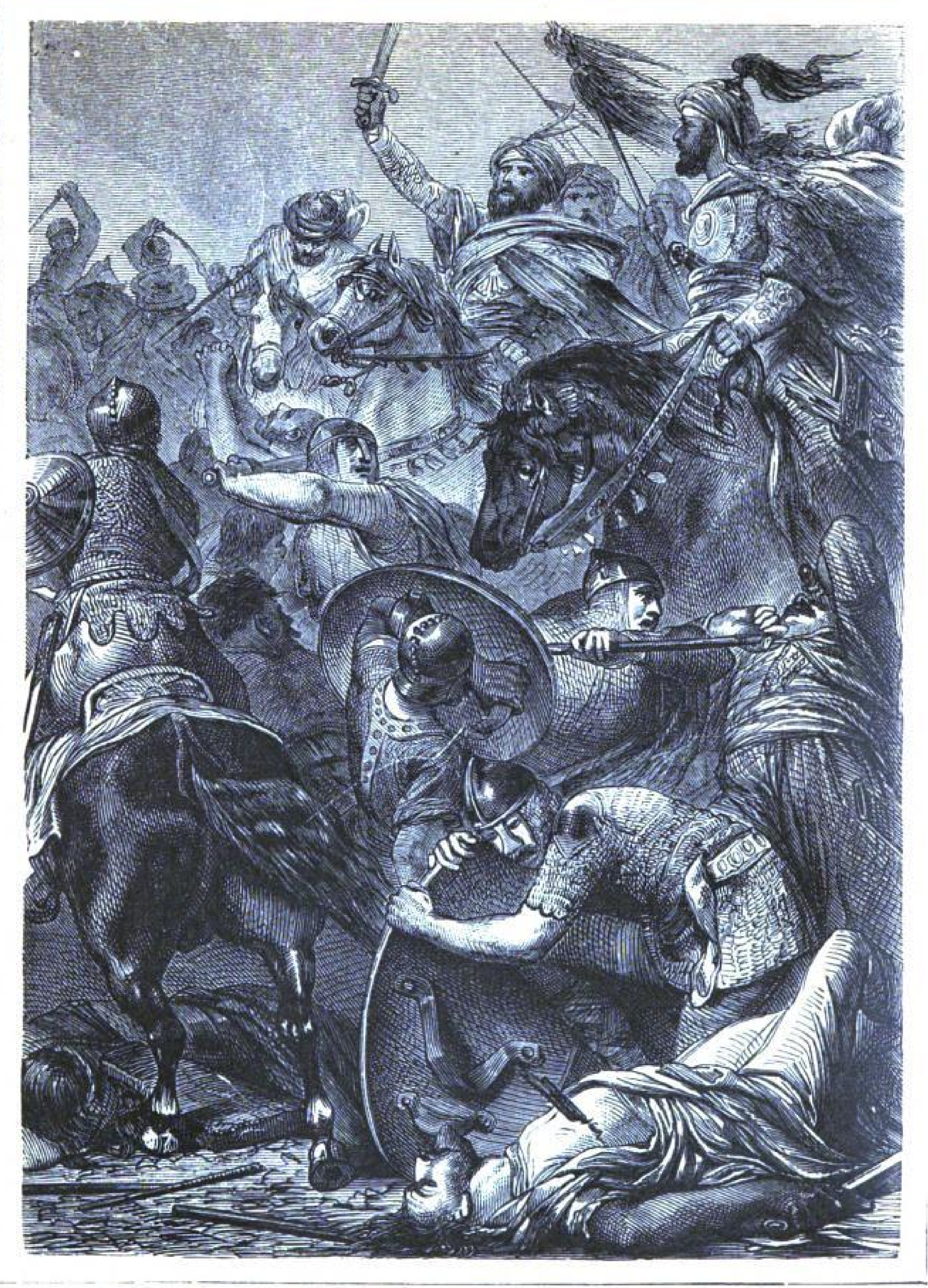
Erwig war noch keine sechs Jahre König, so erfaßte ihn eine tiefe Reue über die Niederträchtigkeit, wie er seinen Wohlthäter Wamba vom Throne gestoßen, und er vermählte sofort seine einzige Tochter mit Egitza, einem Neffen Wambas. Dann setzte er diesen anno 687 zum Thronerben ein und zog sich selbst zur Strafe in dasselbe Kloster zurück, in das Wamba gesteckt worden war. Diese Art und Weise, wie Egitza König wurde, gefiel aber Vielen nicht, weil sie gewohnt waren, die Könige selbst zu ernennen, und an die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich im Jahr 692 Sisebert, Erzbischof von Toledo. Es wurde abgemacht, den König mit seiner ganzen Familie zu ermorden und einen Verwandten Siseberts auf den Thron zu se-

tzen. Noch ehe aber die Verschwornen die Mörder gefunden hatten, wurde das schändliche Complott entdeckt und der Erzbischof mit sammt seinem ganzen Anhang gefangen genommen. Draufhin entsetzte ihn eine Reichs- und Kirchenversammlung zu Toledo anno 693 aller seiner Würden, nahm ihm sein Vermögen, stieß ihn aus der Kirche aus und verwies ihn in die Verbannung. Seine Mitverschwornen aber kamen zum Theil noch schlechter weg, denn man schlug Vielen von ihnen den Kopf herunter. Nicht lange hernach, im Jahr 694, trat auch noch ein anderes Attentat auf den König Egitza zu Tag, doch nicht sowohl ein Attentat auf die Person des Königs, als vielmehr auf das christliche Königthum in Spanien überhaupt. Von jenen Juden nemlich, welche Schein- und Mußchristen geworden waren, knüpften Verschiedene — und gerade die Angesehensten — Verbindungen mit ihren Glaubensgenossen in Nordafrika und durch diese mit den dortigen Moslemen an, diese Verbindungen aber bezweckten nichts Anderes, als die Letzteren zu bestimmen, so schnell als möglich nach Spanien hinüber zu kommen und das Land in Besitz zu nehmen. Auch versprachen natürlich jene Mußchristen den Arabern, daß sie ihnen in jeglicher Weise Vorschub leisten und gleich nach ihrer Landung mit vielem Volk zu ihnen stoßen würden. Das war die zweite Verschwörung, die man entdeckte, und wie man nun mit diesen Verschworenen verfuhr, wird sich der Leser denken können. Man bestrafte sie alle mit dem Tode und zwar natürlich nicht, ohne daß man sie vorher auf's grausamste gemartert hätte. Damit aber gab man sich noch nicht einmal zufrieden, sondern Alles, was noch Jud hieß in Spanien, wurde zum Sklaven degradirt und an verschiedene Herren durch ganz Spanien hindurch vertheilt. Dadurch, daß es dem Könige Egitza gelang, über die genannten beiden Verschwörungen Herr zu werden, befestigte er seine Macht ungemein und die Großen des Reichs wehrten es ihm nun nicht, seinen Sohn Witiza von 698 an zum Mitregenten anzunehmen. Wie nun aber im Jahr 701, nach dem Tode Egitzas, der Sohn wirklich den Thron bestieg, da gährte es unter den Großen wieder gewaltig und besonders die Bischöfe waren wüthend, weil der neue König es wagte, einen Theil ihrer übergroßen Güter zum Vortheil des Reichs einzuziehen. Vergebens ernannte

Witiza seinen Bruder Oppas, der schon Erzbischof von Sevilla war, auch noch zum Erzbischof von Toledo und ebendamit zum Primas des Reichs, damit er die Geistlichkeit im Zaume halte; vergebens nahm er den Haupträdelsführer der weltlichen Großen, Theodofried, gefangen und ließ ihm in Cordowa die Augen ausstechen. Die Zahl der Unzufriedenen mehrte sich mit jedem Tage und an ihre Spitze stellten sie Roderich, den Sohn des geblendeten Theodofried. Offen, mit ehrlicher Gewalt aber giengen die Feinde Witizas nicht vor, sondern sie kauften vielmehr einen Meuchelmörder und nachdem dieser dem Könige anno 709 den Dolch in die Brust gestoßen, riefen sie den Roderich zum Könige von Spanien aus.

Er war der letzte König der Westgothen und mit ihm ging ihr Reich für immer zu Grunde. Zwar im Anfang schien es, als ob Roderich von allen Seiten anerkannt würde, denn selbst die Söhne Witizas so wie deren Oheim Oppas, der Primas von Spanien wie eben gemeldet, obwohl im Innern wüthend über die Ermordung Witizas, unterwarfen sich ihm. Die Unterwerfung war aber nur eine scheinbare und im Stillen bereiteten sie Alles zum Sturze Roderichs. Zum Westgothenreiche gehörte damals auf nordafrikanischer Seite die feste Stadt Ceuta und ein kleines Stück Land rings herum. Diese Stadt galt als Bollwerk gegen das Anstürmen der Moslims und wurde bisher vom tapferen Grafen Julian auf's herrlichste gegen dieselben vertheidigt. Die ganze Küste Nordafrikas, also ein ungeheures Territorium, hatten die Ungläubigen — so nannte man christlicherseits die Mohammedaner — erobert, dieses Ceuta allein widerstand ihnen, denn es wurde von Spanien aus mit Truppen, Waffen und Lebensmitteln auf's ausreichendste versehen. Nun verband sich aber Graf Julian insgemein mit dem Erzbischof Oppas und seinem Neffen, um den König Roderich zu stürzen. Warum er dieß that, ob aus Ehrgeiz, oder weil ihm Oppas mächtige Versprechungen gemacht, oder endlich aus persönlicher Rachegier, dadurch hervorgerufen, daß Roderich — wie die Sage will — seine Tochter Cava geschändet, darüber ist freilich Genaues nichts vorhanden. Die Thatsache dagegen steht fest, daß Graf Julian sich mit Oppas und seiner Parthei auf's engste verband und daß unter ihnen abgemacht wurde,

die Moslims nach Spanien herüberzurufen. Allerdings nicht in der Absicht, ihnen ganz Spanien in die Hände zu liefern, sondern nur damit sie den Verschworenen hülfen, dem Regiment des Königs Roderich ein Ende zu machen. Dann wenn dieß geschehen, sollten sie auf's reichlichste abgelohnt und wieder nach Nordafrika hinübergeschickt werden. Damals herrschte über die Moslims der Khalif Walid I. und zu seinem Statthalter in Nordafrika hatte derselbe den klugen Musa bestellt. An diesen Musa nun wandte sich der Graf Julian insgeheim im Namen seiner Parthei und Musa eilte sofort nach Tanger, um sich mit dem Grafen persönlich besprechen zu können. Die Unterhandlungen führten längere Zeit nicht zum Ziele, denn Musa war durchaus nicht gesonnen, sich blos als Werkzeug zum Sturze des Königs Roderich benützen zu lassen. Vielmehr wollte er, wenn er einmal mit einem Heer nach Spanien hinübersegle, das ganze Land erobern und — davon ließ er aber natürlich den Grafen Julian nichts merken — dem Khalifenreiche bleibend einverleiben. Eine solche Unternehmung aber mußte wohl überlegt werden, weil sie bei der großen Macht des Westgothenkönigs leicht mit einer Niederlage endigen konnte, und eine solche konnte Musa dem Khalifen gegenüber nicht verantworten. Wie gesagt also, der muhammedanische Statthalter zauderte eine geraume Zeit. Endlich aber, nachdem er sich auch in aller Stille mit den christianisirten Juden in Spanien in Verbindung gesetzt, sagte er zu und es wurde nun verabredet, daß im Frühjahr 711 die Landung in Spanien bewerkstelligt werden solle. Darauf gieng man an die nöthigen Vorbereitungen und zwar von Seiten Musas so gut, als von Seiten der Verschwornen; im Frühjahr aber war Alles bereit und das Vorspiel bildete die Uebergabe von Ceuta an die Moslims. Doch nicht in der Art, daß Graf Julian als Verräther dastand, sondern scheinbar wich dieser der feindlichen Uebermacht und schiffte sich sofort nach Spanien ein. König Roderich zweifelte daher keinen Augenblick an der Treue des Grafen, und übertrug ihm, als einem seiner Tapfersten, sofort wieder ein Commando in der Armee. Gleich darauf landete Tarik, der berühmte Feldherr Musas, mit 17000 Mann auserlesener Truppen an der äußersten Südspitze Spaniens, am Fuße eines Berges, der von ihm seinen Na-



Die Schlacht bei Xeres de la Frontera im Jahre 712 nach Chr. Geb.

men „Gebel-al-Tarik", das ist Gibraltar, erhielt; so wie er aber gelandet hatte, strömten ihm eine Menge von bewaffneten Mußchristen, besser gesagt Juden zu, so daß sein Heer fast augenblicklich auf 25000 Mann anschwoll. Draufhin wandte er sich nordwestlich, der Stadt Sevilla zu, denn diese ihm in die Hände zu spielen, hatte ihm Oppas, der Erzbischof von Toledo und Sevilla, zugesagt. Während er nun übrigens langsam vorrückte, rief König Roderich all' sein Volk zu den Waffen, denn er erkannte die furchtbare Gefahr gar wohl, und es gelang ihm auch richtig ein großes Heer — ob aber 40000 Mann, wie die spanischen Chroniken besagen, oder 90000, wie die Araber berichten, muß dahin gestellt bleiben und ohne Zweifel liegt die Wahrheit in der Mitte — auf die Beine zu stellen. Auch darf hiebei nicht vergessen werden, daß unter den Großen, welche dem König ihre Mannen zuführten, die sämmtlichen Verschwornen, den Erzbischof Oppas, die Söhne Witizas und den Grafen Julian an der Spitze, ebenfalls begriffen waren, so wie daß ihr Contingent kein kleines genannt werden durfte. Gut also, König Roderich zog dem Feinde mit einem überlegenen Heere entgegen und eben deßhalb des Sieges gewiß brannte er darnach, denselben anzugreifen. Er traf ihn da, wo jetzt die Stadt Xerez de la Frontera steht, am Flüßchen Guadalete, etwa 10 Stunden nördlich von Cadix, und am Sonntag Morgen, am 19. Juli, in aller Früh entbrannte die Schlacht. Am Abend jedoch war noch nichts entschieden, und somit erneuerte sich am andern Tage der Kampf. Da ersahen die Verschwornen die rechte Gelegenheit und gingen mit allen ihren Mannen zu den Moslims über, hoffend, daß damit Alles zu Ende sein werde. So schnell giengs aber nicht, sondern die übrigen Truppen Roderichs geriethen über den Abfall des Grafen Julian und der andern Verräther in eine furchtbare Wuth und stritten also mit verdoppelten Kräften. Doch was soll ich lange Worte machen? Acht volle Tage lang, bis zum Abend des 26. Juli, dauerte die Schlacht und das christliche Heer focht mit einer Tapferkeit, die nicht genug gerühmt werden kann. Die Moslims aber, die schon in hundert Schlachten gesiegt und von einem Tarik geführt wurden, gewannen deßwegen doch immer mehr Terrain und am Sonntag Abend, den 26., hatten sie einen voll-

ständigen Sieg errungen. König Roderich war spurlos — man fand später am Quadalquivir sein Roß und sein Diadem, seinen Körper nie — verschwunden; die Wahlstatt deckte die Blüthe des Adels, der Kern der freien Mannen der Westgothen. Auch die Söhne Witizas bezahlten ihren Verrath mit dem Leben; nur fielen sie im Kampfe mit ihren Brüdern.

Ich habe jetzt nicht mehr Vieles hinzuzusetzen. Die Niederlage der Christen war eine solch' ungeheure, daß von einem weiteren ernstlichen Widerstand keine Rede mehr sein konnte, obwohl allerdings einige Städte einen solchen versuchten. Ueberdem erhielt Tarik fast jeden Tag mächtigen Zuzug aus Nordafrika und alle gewesenen Juden Spaniens stellten sich auf seine Seite. Ebenso auch Oppas, der Erzbischof von Sevilla und Toledo, der ihm diese beiden Städte überlieferte, und der Graf Julian, der den Thron jetzt für sich selbst zu erringen hoffte und erst später merkte, daß Tarik aus Spanien eine muhammedanische Provinz zu machen gesonnen sei. So fiel schon im Jahre 711 der größte Theil der pyrenäischen Halbinsel in die Hände der Moslims, der Rest aber ergab sich vollends im Jahr 712, als nun auch Musa mit einem neuen Heere von Nordafrika herüberkam. Nur wenige Tausende der Tapfersten unter den Gothen flüchteten sich in die Gebirge von Gallizien und Asturien und trotzten da in ihren fast unzugänglichen Felsennestern jedem Einfall der Araber. Sie bildeten die letzten gleichsam verschwindenden Reste des einst so mächtigen Westgothenreichs; allein so unscheinbar sie auch waren, so gieng doch von ihnen später, wenn auch erst nach Jahrhunderten, die Wiedereroberung Spaniens für das Christenthum aus.

Fünftes Kapitel.

Merowingisches Greuelleben und die Majores Domi.

(561 bis 752.)

Chlotar I hatte es, wie wir früher gesehen, durch viele schlimme Thaten anno 560 möglich gemacht, alle fränkischen Provinzen unter seinem Scepter zu vereinigen; allein lange erfreute er sich seines Besitzes nicht, da er schon im Jahr 561 starb. Nun nahmen die vier Söhne, die er aus verschiedenen Ehen hinterließ, sogleich wieder eine Theilung des Reiches vor und zwar erhielt der älteste, Siegbert I alle deutschen Lande nebst dem Theil von Frankreich, welcher zwischen der Mosel, Schelde, Maas und Marne liegt mit der Hauptstadt Metz, der zweitälteste Guntram das Land zwischen der Loire und Gironde, also Aquitanien und Burgund mit dem Sitz in Orleans, der drittälteste Garibert I die Bretagne, die Normandie, und das, was man Inselfrankreich (das Land zwischen Marne und Loire) nennt, mit der Hauptstadt Paris, der jüngste, Chilperich I endlich Artois, die Picardie und das Land zwischen Amiens und Rheims, mit der Hauptstadt Soissons. Die Theilung war keine gleiche, denn Siegbert I erhielt den Löwenantheil, während Chilperich mit einem Aschenbrödelskönigreich abgespeist wurde, und so lag schon hierin der Grund zu erneuerten Händeln und Kriegen. Auffallenderweise jedoch, denn der Leser kennt ja das leidenschaftliche heiße Blut der Merowinger, hielten die Brüder während der ersten paar Jahre Frieden und selbst als nach dem frühzeitig erfolgten Tode Chariberts I dessen Lande, weil er keine Söhne besaß, anno 567 an sie fielen, zerrissen sie sie ohne irgend Wortwechsel in drei gleich große Portionen. Auch gewöhnte man sich jetzt nach und nach an die Dreitheilung des fränkischen Reichs und pflegte Siegberts Reich nie mehr anders als Austrasien oder Osterland, das Chilperichs I Neustrien oder Neustrasien, das ist Westland, das Guntrams endlich kurzweg Burgund zu nennen. Warum aber gewöhnte man sich an diese Benennungsweise? Nun einfach deßwegen, weil man dachte, es sei jedes der

drei Reiche groß genug, um dessen Beherrscher zufrieden stellen zu können, und zugleich weil man aufs sehnlichste wünschte, daß keiner der drei Brüder je über die Gränzen seines Reichs hinausgreife. Allein wie wenig sollten diese sehnlichen Wünsche in Erfüllung gehen! Ja in welch' gräßliches Gegentheil sollten sie nicht umschlagen! Gewiß und wahrhaftig, König Chlodwig und seine Söhne hatten der Verbrechen nicht wenige begangen; das aber, was sich jetzt unter den Söhnen Chlotars begeben sollte, übertraf an Scheußlichkeit und Entsetzlichkeit Alles, was bis jetzt in der fränkischen Geschichte erlebt worden war!

Die beiden Könige Guntram und Chilperich I führten, seit sie mannbar geworden waren, ein scandallöses Leben mit einer Menge von Kebserinnen und selbst der fromme Charibert hatte es, so lange er lebte, nicht anders gemacht. König Siegbert von Metz beschloß also sich über die Liederlichkeit der Brüder zu erheben und um eine edle Königstochter zu freien. So wurde Brunhilde, Tochter des westgothischen Königs Athanagild, seine Gemahlin und wie nun diese, strahlend von Schönheit und mit unermeßlichen Schätzen ausgestattet, von den Pyrenäen her nach Metz reiste, da wiederhallte ganz Frankreich von ihrem Ruhme. Auch König Chilperich eilte herbei und wie er nun die Schwägerin sah, da beschloß er sogleich deren Schwester, Galaswintha, heimzuführen. Eine Gesandtschaft ging also sofort an Athanagild ab und dieser gab richtig sein Jawort. Jedoch unter der Bedingung, daß Chilperich alsobald alle seine Kebsweiber, insbesondere die Fredegunde, entferne und sich verpflichte, für die Zukunft seiner königlichen Gemahlin treu zu sein. Hierauf ging Chilperich ein und Galaswintha wurde im Jahr 568 seine Gattin. Kaum aber war sie mit ihren Schätzen in Soissons angekommen und hatte vierzehn Tage lang das Bett mit ihrem Gatten getheilt, so erwachte in diesem, weil er, von den schlimmsten Leidenschaften erfüllt, zu allen Verbrechen fähig war, die alte Fleischeslust und er ließ sofort die Fredegunde zurückrufen. Letztere nemlich, ein mit allen Reizen, die einen Mann zu fesseln vermögen, ausgestattetes Weib, zugleich aber, obwohl von ganz geringer Herkunft, außerordentlich hochstrebend und aller Listen und Tücken voll, hatte ihn so vollständig

für sich einzunehmen verstanden, daß er gar nicht mehr ohne sie leben konnte und ihr Alles (ihr zu lieb hatte er auch seine erstangetraute Gattin Autodeva in ein Kloster gesperrt und sich damit von ihr scheiden lassen) zu Willen that, was sie von ihm begehrte. So wie nun Galaswintha sich von der Untreue ihres Gatten überzeugte, verlangte sie in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen, selbst wenn sie ihre Mitgift zurücklassen müsse; allein Chilperich verweigerte dies unbedingt. Noch mehr, kurze Zeit darauf ließ er die Gattin im Bette erdrosseln und verehelichte sich sofort drei Tage später in öffentlicher Kirche mit Fredegunde, der Anstifterin dieses Verbrechens. Das war der Niederträchtigkeit allzuviel, als daß Brunhilde, Siegberts Gemahlin, es ruhig hätte hinnehmen können, und somit stachelte sie ihren Gatten auf, für die Ermordung ihrer Schwester Blutrache zu nehmen. Alsobald, noch im Jahr 568, entbrannte also der Bruderkrieg und Chilperich wie Siegfried führten ihn mit allen Mitteln, über die sie gebieten konnten. Weil sie aber ihre letzten Kräfte aufboten, war weder das erste, noch auch das zweite, dritte und vierte Jahr entscheidend, sondern erst das Jahr 575 schien den Schluß des furchtbaren Kampfes bringen zu wollen. Siegbert nemlich hatte seine germanischen Völkerschaften, besonders die Thüringer, über den Rhein herübergerufen und diese führten solch' furchtbare Hiebe, daß Chilperichs Mannen sich gegen sie nicht mehr zu halten im Stande waren. Es war also nahe daran, daß Chilperich Thron und Reich zugleich verloren hätte — sein Sohn Theodebert war in der Schlacht gefallen, Paris, Rouen und andere große Städte hatten den Siegbert als König anerkannt und die Großen Neustriens ließen demselben eben durch eine Gesandtschaft antragen, daß sie ihm in Vitry huldigen wollten — da sandte Fredegunde zwei Meuchelmörder gegen den Bruder ihres Gatten aus und diese stießen ihn auf dem Wege nach Vitry mit vergifteten Dolchen nieder. Dadurch wurde ein totaler Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt. Die Bestürzung über diesen Mord nemlich war unter den Austrasiern eine so große, daß sie sämmtlich den Kopf verloren und, weil führerlos geworden, mitten in ihrem Siegeszug inne hielten; Chilperich aber wußte jetzt seine in der Treue gegen ihn wankend gewordenen

Neustrier wieder für sich zu gewinnen und, das Heer, das ihn in Tournay eingeschlossen hielt, zurückschlagend, rückte er mit allen Truppen, die er in der Eile zusammenraffen konnte, gegen Paris vor. Ohne Widerstand ergab sich ihm die Stadt und was noch mehr Werth für ihn hatte, es glückte ihm allda die Brunhilde, die Wittwe des getödteten Siegbert, mit ihren beiden Töchtern gefangen zu nehmen. Das einzige, damals fünfjährige Söhnlein Siegberts aber, Childebert II, entging seinen Mörderhänden, denn ein treuer Diener rettete sich mit demselben durch ein Fenster und brachte das Knäblein, das er in einer Jagdtasche barg, glücklich nach Metz, wo er es dem Gouverneur der Stadt, dem Herzog Gundobald, übergab. Sofort übernahm einer der Vornehmsten unter den Austrasiern die Vormundschaft über das verwaiste Kind und ließ es zum Könige von Austrasien ausrufen.

In solcher Weise begann das entsetzliche Drama, das die beiden Weiber Fredegunde und Brunhilde mit einander aufführten, aber das, was nun folgte, sollte noch weit fürchterlicher sein als der Anfang. Chilperich nemlich trennte die gefangene Brunhilde von ihren Töchtern und während er die letzteren in Meaux bewachen ließ, schickte er die erstere in engen Gewahrsam nach Rouen. Zu ihrem Wächter aber machte er seinen erstgebornen Sohn Merowich, welchen ihm — wie auch seinen zweiten Chlodwig — die im Kloster befindliche Autodeva geboren hatte, und damit glaubte er die Gefangene sicher genug geborgen. Doch was geschah nun? Ei, Brunhilde, nicht blos eine Schönheit ersten Rangs — diese bewahrte sie bis in ihr höheres Alter — sondern auch eine Verführerin oder Messaline, wie es wenige gab, wußte den jungen Merowich, obwohl sie der Jahre bedeutend mehr zählte, als er, so außerordentlich zu fesseln, daß er nicht ruhte, als bis sie ihm in aller Heimlichkeit (die Trauung nahm der Bischof Prätextetus von Rouen vor und mußte dafür eines grausamen Todes sterben) ihre Hand reichte. Draufhin flohen die beiden nach Austrasien und wie sie in Metz angekommen waren, glaubte natürlich Brunhilde, daß die austrasischen Großen den Merowich als ihren Gemahl anerkennen würden. Dem war aber durchaus nicht so, sondern die Austrasier sahen ihn als den Sohn des tödtlich gehaßten

Chilperich an und duldeten ihn nicht in ihrem Lande. Er irrte also unstät und flüchtig einher, die Fredegunde aber ließ ihm überallhin nachsetzen, weil sie ihn tödtlich haßte, ihn sowohl, wie seinen Bruder Chlodwig, (denn sie hatte selbst Söhne und wollte diesen das Erbe Neustriens ungeschmälert sichern) und so gedrängt ließ er sich von einem vertrauten Diener Gift reichen, um nicht in die Hände seiner gräßlichen Stiefmutter zu fallen. Ihn also war Fredegunde los, nicht aber den Chlodwig. Da starben plötzlich schnell nach einander — von 577 bis 580 — ihre drei Söhne und zwar alle an derselben Krankheit, einer Seuche, die damals in Frankreich viele Opfer forderte; die darüber wüthend gewordene Fredegunde erklärte aber, Chlodwig habe sie durch die Zauberei einer alten Frau, der Mutter seines Kebsweibes, welche eine Hexe sei, ums Leben gebracht und ruhte nun nicht, als bis ihr Gemahl den eigenen Sohn ermorden ließ. Ja wohl König Chilperich gab Befehl, seinen eigenen Sohn Chlodwig abzuschlachten und eben so auch dessen Mutter Autodeva, sowie sein Kebsweib und deren Mutter. Weil man aber schon einmal am Morden war, so wurde Chlodwigs Majordomus Mummolus des Mitwissens um die Zauberei beschuldigt und sofort nebst einigen Weibern, deren er sich dabei bedient haben sollte, so lange gefoltert, bis er den Qualen erlag. So wüthete die Tigerin Fredegunde und ihr Gemahl Chilperich vollführte ihre Blutbefehle als ein anderer Nero. Wenn nun aber ihr Gemahl ihr in Allem so sehr zu Willen war, so hätte man wenigstens erwarten dürfen, daß sie ihm treu gewesen sei; dem war aber durchaus nicht so, sondern sie stand vielmehr zu dem Majordomus des Königs, mit Namen Landerich, in einem ehebrecherischen Verhältniß und man glaubte allgemein, daß ein vierter Sohn Chlotar, den sie nach dem Tod ihrer drei ersten Söhne gebar, diesen Landerich zum Vater habe. „Man glaubte allgemein," sagte ich, denn in der That wußte der ganze Hof darum und nur der König Chilperich, ihr Gemahl, merkte nichts. Da kehrte dieser eines Morgens, ehe er auf die Jagd ausritt (er residirte damals auf dem Meierhof Chelles bei Paris und man schrieb das Jahr 584), vom Pferdestall noch einmal in das Schlafzimmer Fredegundes zurück, um derselben Lebewohl zu sagen, und traf sie, wie sie sich eben, ihm

dem Rücken bietend, mit entblöstem Nacken vor dem Spiegel wusch. Die nackt vor ihm liegenden Reize entflammten ihn und er umfaßte sie von hinten. „Wart', Landerich!" rief sie sofort lachend, denn sie meinte nicht anders, als es sei ihr Buhle; wie sie sich nun aber umschaute und ihren Gemahl erkannte, erschrack sie tödtlich, ohne eines Wortes fähig zu sein. Ebenso sprachlos stand Chilperich; nach einer Weile aber drehte er sich um, und unmittelbar nachher hörte man ihn davonsprengen. „Jetzt weiß er, wie ich mit Landerich stehe, und ohne Zweifel wird er darüber nachdenken, welche Strafe er über uns beide verhängen soll," dachte Fredegunde und ließ augenblicklich den Majordomus rufen. Dann berieth sie mit ihm, was zu thun sei, und das Resultat der Berathung war der Beschluß, den König bei seiner Rückkehr von der Jagd zu erworden. Auch wurde die That richtig ausgeführt und Chilperich fand den Tod von seiner Buhlin, für die er schon so viele Morde begangen. Natürlich aber wußte sowohl Fredegunde als auch Landerich allen Verdacht der schrecklichen That von sich abzuwälzen, indem sie den Childebert, Siegberts Sohn, derselben beschuldigten, und man schickte deßhalb nach allen Weltgegenden Bewaffnete, um die Mörder einzufangen. Nachdem dieselben nun übrigens unverrichteter Dinge zurückgekommen, handelte es sich um die Nachfolge des Königs Chilperich und Fredegunde präsentirte sofort ihren Sohn Chlotar II, der damals vier Monate alt war. Weil aber nur zu Viele an der Aechtheit oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, Legitimität der Geburt des Knaben zweifelten und daher sich weigerten, denselben als ihren künftigen König anzuerkennen, floh Fredegunde zu Guntram, dem Könige von Burgund, dem Bruder des ermordeten Chilperich, und dieser wußte, nachdem drei Bischöfe mit dreihundert Edelherren feierlich geschworen, der Knabe sei Chilperichs rechter Sohn, den hohen Adel Neustriens dahin zu bringen, daß er seine Einsprachen fallen ließ. Somit wurde nun Chlotar II zum Könige von Neustrien ausgerufen und man berief den König Guntram zu seinem Vormunde. Auch übernahm dieser das hochwichtige Amt, allein in Wahrheit überließ er alle Gewalt der Fredegunde, der Mutter Chlotars, und thatsächlich regierte also diese über Neustrien im Bündniß mit ihrem Buhlen Landerich.

Ganz ähnlich hatten sich die Verhältnisse in Austrasien gestaltet, denn auch hier saß ein unmündiger Knabe Childebert II auf dem Throne und für ihn regierte seine Mutter Brunhilde. Diese nemlich nahm, sobald sie durch Merowich aus der Gefangenschaft befreit worden war, alle die Rechte in Anspruch, welche einer Mutter gebühren, und zu ihr stand eine mächtige Parthei unter den Großen des Reichs, besonders der Herzog Lupus von der Champagne. Natürlich übrigens, umsonst stellten sich diese hohen Herren nicht auf ihre Seite, sondern nur weil sie ihren Vortheil dabei fanden; nur deßwegen, weil sie ihnen zur Belohnung dafür, daß sie ihr die Vormundschaft übertrugen, gar wichtige Rechte und Freiheiten verwilligen mußte. So sah sich Herzog Gundobald gezwungen, den Childebert herauszugeben, und von da an spielte Brunhilde die Herrin von Austrasien. Noch mehr, sie gewann auch den König Guntram von Burgund, daß er den Childebert zu seinem Erben einsetzte, und es wurde hierüber zu Andelot im November 587 ein eigener Vertrag abgeschlossen. Darum, wie nun König Guntram anno 593 im März starb, ergriff Brunhilde augenblicklich im Namen ihres Sohnes — der aber inzwischen dreiundzwanzig Jahre alt geworden und bereits seit drei Jahren verehelicht war — Besitz von Burgund und die Großen daselbst ließen sich in der That zur Huldigung herbei. Aber konnte man denn glauben, daß Fredegunde, die Todfeindin der Brunhilde, dieß ruhig geschehen lassen würde? Mein Gott, diese beiden gräßlichen Weiber verfolgten sich ja, seit sie als Frauen existirten, mit einem solch' gränzenlosen Hasse, daß sie keine Gelegenheit, diesen Haß zum Austrag zu bringen, vorübergehen ließen. Nein sicherlich nicht, sondern dutzende Male suchte die Eine die Andere dadurch zu stürzen, daß sie in ihren Landen durch Aufstiftung dieser oder jener Hochgestellten einen Aufruhr zu erregen suchte, und hunderte Male sandten sie Meuchelmörder ab, um einander mit Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen. Ja auch die beiden jungen Könige Chlotar II und Childebert II waren keinen Augenblick sicher, von einem solchen gedungenen Mörder zum Tode getroffen zu werden, und es ist in der That ein Wunder, daß keiner dieser Bösewichter sein Ziel erreichte. Ein noch größeres Wunder aber ist, daß sowohl Brunhilde

als Fredegunde, trotzdem die Mörder, wenn man sie faßte, auf die allerentsetzlichste Art hingerichtet wurden (im Jahr 590 ein ganzes Dutzend auf einmal), immer wieder neue Werkzeuge fanden, obwohl allerdings nur gegen die weitgehendsten Belohnungen und Versprechungen. Doch, um nun wieder auf den Tod des Königs von Burgund zurückzukommen, so gerieth Fredegunde in eine furchtbare Wuth, als sie vernahm, daß Burgund dem Childebert zufallen solle, und alsobald mußte Landerich mit aller Heeresmacht, die er auftreiben konnte, in Burgund und Austrasien einfallen. Das war der Anfang eines furchtbaren Kriegs, der, trotz des gegenseitigen Wüthens und Zerstörens, nach drei Jahren, also im Jahr 596, in welchem Childebert II. starb, noch nicht einmal sein Ende erreicht hatte. Ja, der Alles noch ganz unentschieden ließ, so daß, obwohl Fredegunde sich mehrerer Siege rühmte, die beiden blutjungen Söhnlein Childeberts, Theodobert II. und Theodorich II., unter der Vormundschaft ihrer Graßmutter Brunhilde ganz unbehelligt ihr Erbe — ersterer erhielt Austrasien, letzterer Burgund — antreten konnten. Etwas später, zu Anfang des Jahrs 597, eroberte Fredegundens Liebhaber und Feldherr Landerich allerdings Paris und errang auch noch sonstige Vortheile; allein gleich nachher im Sommer 597 starb Fredegunde und konnte sich also der errungenen Lorbeern nicht mehr lange erfreuen.

Man hätte nun glauben sollen, daß der Tod dieses gräßlich entmenschten Weibes eine allgemeine Freude erzeugt haben werde. Aber nein, in solch' furchtbare Rohheit und Sittenverderbniß versunken war die damalige Menschheit in Gallien, daß man den Tod der Wütherin noch bedauerte. Insbesondere that dieß ihr noch so junger Sohn Chlotar II., und in der That verlor er in ihr seine Hauptstütze, weil jetzt auch Landerich mit Tod abging. Gern hätte er daher nunmehr mit den Beherrschern Austrasiens und Burgunds oder vielmehr mit deren Vormünderin Brunhilde Frieden geschlossen; allein diese übertrug den Haß, welchen sie gegen Fredegunde gefühlt, nunmehr auf deren Sohn und der Krieg mit allen seinen traurigen Folgen — Städte nnd Dörfer waren zu Hunderten verwüstet und an Menschenleben giengen sicherlich ihrer Hunderttausend zu Grunde — mußte fortgeführt wer-

den. Da endlich im Jahr 600 erlitt Chlotar II. bei Dormeilles eine solch schreckliche Niederlage, daß er unmöglich mehr weiter fortkämpfen konnte, und nun erkaufte er den Frieden mit Abtretung eines großen Theils seiner Lande. Endlich also durfte Frankreich aufathmen. Endlich durfte es hoffen, daß der grausige Bürgerkrieg für immer zu Grabe getragen sein werde; allein die Hoffnung war eine vergebliche, denn die schlimmste der schlimmsten Unheilstifterinnen, die gräßliche Brunhilde lebte noch und ihr war es nur wohl, wenn sie im Blute waten konnte. Nun geschah es, daß die Großen Austrasiens es endlich im Jahr 603 müde wurden, sich von einer Frau, wie die Brunhilde war, Befehle ertheilen zu lassen, und also den jungen Theodobert, nachdem sie ihn für volljährig erklärt, nöthigten, seine Mutter aus Metz und Austrasien auszuweisen. Sofort begab sich Brunhilde, vor Wuth fast außer sich, nach Burgund zu ihrem andern Sohne Theodorich II. und wußte diesen durch ihre Schmeichelreden dahin zu bringen, daß er seinen bisherigen ersten Minister und Kriegsobersten oder, wie man sich damals ausdrückte, Major Domus Berthoald entfernte, um an dessen Stelle Brunhildens Günstling Protadius zu befördern. Dann überredete sie ihn, sein Bruder Theodobert II. sei kein legitimer Königssohn, sondern im Ehebruch mit einem untergeordneten Diener erzeugt, und so brachte sie es durch Lügen und Kunstgriffe aller Art, bei welchen Protadius ihr getreulich mithalf, dahin, daß Theodorich II., der König von Burgund, dem Theodobert II., König von Austrasien, den Krieg erklärte. Mit großer Macht brach er also im Jahr 605 in dessen Land ein und mit eben so großer Macht zog Theodobert gegen ihn. Schon standen die Heere einander gegenüber und der Kampf schien unvermeidlich; da erregte Uncelin, der Herzog von Alemannien, in Theodorichs Heer einen Aufruhr, drang mit seinen Deutschen mitten ins Lager der Burgunder ein, erschlug den Unheilstifter Protadius und versöhnte die beiden Brüder. Für dießmal war also dem unnatürlichen Kampfe zwischen den Brüdern ein Ende gemacht; allein auf wie lange? Noch lebte ja die Tigerin Brunhilde und noch besaß sie den früheren Einfluß auf Theodorich, weil sie ihn mit immer neuen Beischläferinnen aus der Mitte ihrer Frauen versorgte. Nun trug es sich zu, daß Theodobert,

ein furchtbar leidenschaftlicher und grausamer Herr, seine Gattin Belahilde aus Eifersucht ermordete, und sofort ließ sich Theodorich überreden, daß es seine Pflicht sei, die Ermordete zu rächen. Ueberdem erregte Brunhilde in Theodorich ein Gelüste nach dem Besitz des Elsasses und, kurz gesagt also, der Bruderzwist entzündete sich Anno 611 durch ihre Machinationen von neuem. Dießmal aber war kein Uncelin da, den Streit, ehe es zum Schlagen kam, zu schlichten, und die Brüder bekriegten sich demgemäß mit allen Kräften, die sie aufbringen konnten. Endlich im Jahr 612 verlor Theodobert II. zwei mörderische Schlachten nach einander, die erste bei Toul, die zweite bei Zülpich, und in der letzten, wo das Blut in Strömen floß, wurde er gar gefangen. Daraufhin befahl Theodorich, ihn in ein Kloster zu stecken; der schrecklichen Brunhilde aber genügte dieß nicht, sondern sie wollte Blut sehen und somit ließ sie ihn ermorden. Nicht minder wurde auf ihr Geheiß dem kleinen Sohne Theodoberts, Merowich mit Nahmen, der Kopf an einem Felsen zerschmettert, und einen eben so gräßlichen Tod mußten Merowichs beide Schwesterchen erleiden. Da fieng es dem Theodorich doch endlich an, vor der Großmutter zu grauen, und er zückte den Dolch gegen sie; sie aber vergalt dieß damit, daß sie ihm — im Herbst 612 — den Wein vergiftete, den er trank, so daß er eines furchtbaren qualvollen Todes sterben mußte.

Mord und Mord und nichts als Mord! Die Fredegunde war eine Unholdin gewesen, wie die Geschichte wohl wenige aufweist; die Brunhilde aber übertraf sie noch in der Blutgier und es schien fast, als ob sie rasend geworden sei. Oder war es nicht Raserei, daß sie den Bischof Desiderius deßwegen steinigen ließ, weil er es wagte, ihr Busse zu predigen, und daß der heilige Columban dasselbe Loos hätte erleiden müssen, wenn er ihm nicht durch Flucht noch glücklich entgangen wäre? Endlich jedoch sollte den Greuelthaten der Unholdin ein Ziel gesetzt werden. Theodorich II. hinterließ vier uneheliche kleine Knaben, die ihrer unehelichen Geburt wegen natürlich nicht erbberechtigt waren; allein Brunhilde, deren Urgroßmutter, machte sofort, um den Herrscherstab nicht aus der Hand legen zu müssen, den Versuch, den ältesten auf den Thron von Austrasien und den zweitältesten auf den von Burgund zu setzen, hoffend, allgemein als

deren Vormünderin anerkannt zu werden. Ein Theil der Großen hielt auch wirklich zu ihr; doch von der großen Mehrzahl der Bischöfe und des hohen Adels wurde sie so gründlich gehaßt und verabscheut, daß von ihnen aus alsbald nach dem Tode Theodorichs eine Gesandtschaft an Chlotar II. von Neustrien abging, ihn einladend, von dem Gesammterbe Theodorichs II. Besitz zu ergreifen. Sofort entfloh Brunhilde von Metz über den Rhein hinüber nach Alemannien und Thüringen, um da ein großes Heer auf die Beine zu bringen, und nachdem sie den Warnachar, einen vornehmen Alemannen, zu ihrem Major Domus und Feldhauptmann ernannt hatte, kam ein solches Heer auch wirklich zusammen. Mit diesem ging sie nun nach Frankreich zurück und in der Nähe von Chalons an der Marne stieß sie auf das Heer Chlotars. Den andern Tag sollte es zur Schlacht kommen, aber Warnachar war inzwischen längst von den burgundischen und austrasischen Großen auf ihre Seite herübergezogen worden und gieng nun zu Chlotar II. über. So stand Brunhilde urplötzlich verlassen da und floh über Hals und Kopf. Man holte sie jedoch auf der Flucht ein und überlieferte sie dem Chlotar. Eben so auch die vier unmündigen Söhne des Theodorich. Chlotar II. aber, ein nicht minderes Ungeheuer als Fredegunde und Brunhilde, ließ die zwei ältesten dieser Knaben, Siegbert und Corvus, sofort tödten, und den dritten — er wollte ihn nicht ermorden, weil er ihn aus der Taufe gehoben — steckte er in ein Kloster. Den vierten endlich, Merovich, rettete ein treuer Diener; allein was aus ihm wurde, kann nicht angegeben werden, weil man nie mehr etwas von ihm erfuhr. Ein noch viel gräßlicheres Loos bereitete Chlotar der Brunhilde. Er ließ sie nehmlich drei Tage lang auf die grausamste Weise foltern; dann wurde sie, bluttriefend und mit zerbrochenen Gliedern, wie sie war, auf ein Kameel gesetzt und im ganzen Lager, damit die Krieger ihren Hohn mit ihr trieben, umhergeführt; endlich befahl Chlotar, sie mit den Haaren so wie mit einem Fuß und einem Arm an den Schweif eines wilden Rosses zu binden, damit sie so zu Tode geschleift würde. Das war eine furchtbar martervolle Hinrichtung, aber hatte das schreckliche Weib nicht Alles hundertfach verdient?

Ich habe dem Leser die Skizze eines schrecklichen Greuellebens

vorgeführt; wohl gemerkt aber nur die Skizze, denn wäre ich in Details eingegangen, so würde er noch viel Gräßlicheres erfahren haben, wovor er sich entsetzt haben müßte. Sehen wir nun aber auch, welche Folgen dieses Greuelleben hatte. Vor Allem war jetzt der ächte Merovingische Königsstamm ausgestorben, denn mit Chlotar II., der nun alle fränkische Lande unter seinem Scepter vereinigte, kam die Brut Fredegundens und ihres Buhlen auf den Thron. Die Merowinger vom ächten Stamm hatten wohl viele schlimme Leidenschaften gehabt und waren vor keiner blutigen That zurückgewichen; allein es strömte Feuer in ihren Adern und mit der männlichen Energie wetteiferte der männliche Verstand. Die Nachkommen der Fredegundischen Brut aber besassen ein anderes Naturell und wir stossen daher von nun an nur noch auf träge, weichliche, verbuhlte und bigotte Könige. Das war die eine Folge und gewiß ist sie wichtig genug. Noch als viel wichtiger aber erscheint uns eine zweite Folge, die nehmlich, daß sich während des langen Weiberregiments, in dem die Wirren und Kämpfe gar kein Ende nahmen, die Grossen des Reichs, und zwar die geistlichen (also die Bischöfe und Erzbischöfe) wie die weltlichen, ein Vorrecht nach dem andern herausnahmen und es sich von dem jeweiligen Machthaber bestätigen liessen. Sie besassen zum Beispiel ein Gut, das ihnen für diesen oder jenen Dienst zur Nutzniessung auf Lebenszeit vom Könige geschenkt worden war; daran aber genügte es ihnen nicht mehr, sondern sie wollten das Gut ihren Kindern und Kindskindern vererben, und so ruhten sie nicht, als bis aus demselben ein ewiges Lehen geworden war. Noch mehr, die Könige besassen bisher die Gewalt, den hohen wie niederen Adel für seine Untreue durch Verbannung und Beraubung seines Eigenthums zu strafen; jetzt, während der Jahrzehnte langen Bürgerkriege mußten sich die Gewalthaber dieses Rechtes begeben, denn sonst hätten ihnen die Vasallen den Dienst aufgesagt und wären zu seinem Gegner übergegangen. Endlich waren die Bischöfe im ganzen grossen Frankenreiche von den Zeiten Chlodwigs an durch die Könige ernannt und eingesetzt worden; nunmehr machten die hohen geistlichen Herren darauf Anspruch, daß ihre Wahl ganz allein von der niederern Geistlichkeit und dem Volke abhänge, nicht aber vom Könige, dem blos das Be-

stätigungsrecht verbleibe. Kurz also der hohe Adel wie auch die hohe Geistlichkeit hatten sich der Vorrechte während der langen Greuelzeit eine schwere Menge angemaßt und alle diese Anmassungen mußten ihnen nun vom Throne aus — Chlotar II. that es in Paris im Jahr 625 — bestätigt werden. Das war die zweite höchstwichtige Folge jener Zeit, die dritte aber möchte ich die allerwichtigste nennen, nehmlich die, daß nach und nach die Macht des Major Domus oder, um in der Mehrzahl zu reden, der Majores Domi ganz ausserordentlich anschwoll. Ursprünglich war der Major Domus, das heißt auf Deutsch der Hausmeier (so übersetzt man das Wort gewöhnlich ins Deutsche, es würde aber wohl besser heißen: „der Hausmeister", oder der „Hof- und Reichsmarschall") nichts weiter als der erste Beamte des königlichen Palastes, derjenige, welcher über die übrigen Hofdiener und Hofangestellten (natürlich die adeligen so gut, wie die bürgerlichen) das Oberkommando führte. Nach und nach übertrugen ihm die Könige auch noch andere Geschäfte, und zwar theils politischer, theils anderer Art; eine wahrhafte Gewaltsstellung aber erhielt er erst durch das lange Weiberregiment der beiden Königinnen Fredegunde und Brunhilde, so wie durch die sich immer öfter wiederholende Minderjährigkeit der Inhaber des Thrones. Natürlich, denn jene Minderjährigen sowohl als jene Weiber brauchten Männer, die für sie handelten, sie brauchten einen Premierminister und nicht minder einen General en Chef. Wenn nun aber die Hausmeier schon unter dem Greuelregimente der beiden genannten Königinnen es zu einer solchen Gewaltsstellung brachten, wie viel mehr unter Chlotar II. und seinen Nachfolgern. Mein Gott, fast alle diese Nachfolger kamen als Knaben schon, also unmündig, zur Regierung und es mußte also immer ein Anderer für sie den Herrscherstab führen; wurden sie aber endlich für mündig erklärt, so waren sie viel zu träg, viel zu verbuhlt, als daß sie eine Freude am Selbsthandeln gehabt hätten, und überließen die sämmtlichen Geschäfte ihren Hausmeiern. Dem Vergnügen wollten sie leben und dem Genusse, denn dazu, glaubten sie, seien sie durch ihre königliche Geburt berechtigt. Vom Regimente selbst aber wollten sie nichts wissen, sofern es irgend geistige oder körperliche Anstrengung erforderte, sondern höchstens vom Scheine

desselben, und deßwegen waren die Hausmeier so klug, ihnen stets nur die Gewalt, nicht aber den Schein derselben abzunehmen.

Ich könnte nun den Leser mit einer ganzen Reihe von Hausmeiern bekannt machen, welche theils den Königen von Burgund, theils denen von Neustrien, theils endlich denen von Austrasien beigegeben waren. So in Neustrien unter König Chilperich anno 581 zuerst Bodegisel, dann Waddo, weiter Landerich (Fredegundens Buhle), daraufhin Ebruin und zuletzt Berchar, nach dessen Ermordung Anno 687 kein neustrischer Hausmeister mehr ernannt wurde. So in Burgund Warnachar unter König Gunthram, dann Berthoald, weiter Protadius (der Günstling und Buhle Brunhildens), ferner Claudius und endlich Flaochat, welcher ebenfalls keinen Nachfolger mehr erhielt. So in Austrasien unter König Siegbert I. Chrodinus (von 561 an), dann Gogo (582), weiter Gundulf, daraufhin Florentianus (anno 589), und endlich unter Chlotar II. (bis zum Jahr 622) Rado, auf welchen dann Pipin von Landen folgte. Allein was könnte es für einen Zweck haben, wenn ich alle Lebensumstände dieser sämmtlichen Majores Domi des Nähern detaillirte? Historisch wichtig sind die fränkischen Hausmeier erst von dem so eben erwähnten Pipin von Landen an geworden, denn dieser Pipin war der Stammvater Karls des Großen und von ihm an verschwinden die merowingischen Könige als förmliche Nullen aus der Welt.

Nachdem Chlotar II. Anno 613 Beherrscher des gesammten Frankenreichs geworden war, dünkte ihm bald die Last, so ungeheuer ausgedehnte Lande zu regieren, viel zu groß (obwohl ihm der Hausmeier Rado die Hauptlast abnahm), und er theilte sofort das Reich wieder in die zwei längst gewohnten Theile, das ist in Austrasien und Neustrien. Letzteres, das eigentliche Frankreich, behielt er für sich, über Austrasien aber, zu welchem außer Rheinfranken, Belgien und dem Elsaß hauptsächlich auch Thüringen, Alemannien und Baiern gehörten, setzte er seinen ältesten Sohn Dagobert und gab ihm, der damals erst zwölf Jahre (mit dem zwölften Jahre wurden übrigens, um dieß nebenbei zu bemerken, die fränkischen Königssöhne für volljährig erklärt, was gewiß thöricht genug war), zählte, einen der hervorragendsten unter den austrasischen Großen, den Pipin

von Landen, zum Major Domus. „Von Landen" hieß Pipin nach seinem Stammsitz, der unweit von Lüttich im Belgischen lag, außer diesem Stammsitz aber besaß er noch eine Menge von Gütern in Geldern, im Jülichschen, in den Ardennen und zwischen der Maas und Mosel. Er gehörte also zu den Reichsten des hohen Adels in Austrasien und schon dieser Reichthum sicherte ihm eine äußerst angesehene Stellung im Reiche. Noch mehr seine außerordentliche Begabung als Staatsmann sowohl, denn als Feldherr, und überdem seine Verwandtschaft mit den ersten Familien des rheinischen Frankenlandes, absonderlich mit dem Bischof Arnulf von Metz, den der Pabst nachher, trotzdem er ein sehr weltlicher Herr war, heilig gesprochen hat. Dem Sohne dieses hervorragenden Bischofs (damals waren die Bischöfe noch verheurathet), mit Namen Ansegisel, verehelichte er seine Tochter Begga und nichts unternahm er ohne Arnulfs Rath. Somit herrschten eigentlich die Beiden, nicht Pipin allein, seit dessen Ernennung zum Major Domus über Austrasien, und um so weniger konnte König Dagobert sich herausnehmen. Dazu hatte dieser übrigens auch gar nicht das Zeug, denn nachdem sein Vater Chlotar II. anno 627 verstorben war und er damit alle fränkischen Lande (sein jüngerer Bruder Charibert, dem Neustrien zugedacht war, starb nemlich sehr bald und eben so dessen einziger Sohn Chilperich) geerbt hatte, zog er von Metz nach Paris und lebte da rein der Wollust und Frömmigkeit. Der Wollust in so fern, als er zu gleicher Zeit drei Frauen sich antrauen ließ und nebenbei noch ein ganzes Heer von Concubinen hielt; der Frömmigkeit oder vielmehr der Bigotterie aber in der Hinsicht, daß er in Frankreich wie in Deutschland eine ganze Unzahl von Kirchen baute, unter denen die von St. Denis zu Ehren des heiligen Dionysius besonders hervorragte.

Im Jahr 638 starb König Dagobert I., und nun wurde das fränkische Reich wieder unter seine beiden Söhne getheilt. Siegbert III. erhielt Austrasien und Chlodwig II. Neustrien; beide aber waren minderjährig und folglich regierten für sie ihre Hausmeister. Für Chlodwig nemlich Ebruin und für Siegbert Pipin, so wie nach dessen anno 639 erfolgten Tode Ansegisel, Pipins Tochtermann. Als auch dieser bald nachher anno 642 starb, erhielt Pi-

pins Sohn Grimoald das Majordomat, obwohl sich ihm Graf Otto, der Sohn dessen, der den König Siegbert erzogen hatte, widersetzte. Auch herrschte Grimoald mit einer Unumschränktheit, als wäre Siegbert III. gar nicht vorhanden, und wie daher der genannte König im Jahr 655 das Zeitliche segnete, steckte er Siegberts einziges Söhnlein, den nachherigen König Dagobert II. in ein irländisches Kloster, um dafür seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben. Das gieng nun aber den Großen des Reichs gegen den Sinn, denn sie zogen viel mehr Vortheil davon, wenn eine Puppe von einem König auf dem Throne saß, als wenn ihn ein kräftiger Mann einnahm, und somit revoltirten sie gegen Childebert und Grimoald. Noch mehr, sie ermordeten Beide, den Sohn wie den Vater, und übertrugen das Reich, mit Uebergehung Dagoberts, dem König von Neustrien, Chlodwig II.

Es gab also wieder einmal nur einen einzigen Regenten des Gesammtfrankenreichs, natürlich übrigens nur einen nominellen, denn für ihn schaltete und waltete der obgenannte Ebruin; allein die Alleinherrschaft währte nur eine ganz kurze Zeit, indem Chlodwig schon anno 656 starb. Er besaß drei Söhne, alle drei noch sehr jung, und nun hätte nach früherem Gebrauch das Reich eigentlich in drei Theile zerrissen werden müssen. Allein weil der jüngste Bruder, der nachherige König Theodorich III., gleich von Anfang an von seinem Vater dem Kloster bestimmt war, so theilten nur die zwei ältesten, und zwar in der Art, daß Chlotar III. Neustrien, Childerich II. aber Austrasien erhielt. Selbstverständlich übrigens regierten auch für sie nur ihre Majores Domi, nemlich für Chlotar III. der gewaltthätige Ebruin und für Childerich II. der fränkische Herzog Bulfoald, aus welch' letzterem Namen ersichtlich ist, daß die Austrasier damals von den Nachkommen Pipins von Landen, wegen der Ueberhebung Grimoalds, nichts mehr wissen wollten. Einige Jahre giengen so vorüber, da starb Chlotar III. und fast zu gleicher Zeit (anno 673) ward Childerich, von einem Franken, mit Namen Bodilo, den er hatte peitschen lassen, auf der Jagd ermordet. Sofort holte nun Ebruin den im Kloster befindlichen Bruder Chlotars und Childerichs aus seiner Zelle hervor und setzte ihn unter dem Namen

Theodorichs III. zum Regenten über das gesammte Frankenreich ein. Damit aber strebte er natürlich nur für sich die Alleinherrschaft an, indem er hoffte, daß nunmehr die Majordomschaft des Bulfoald von selbst ein Ende nehmen müsse; die Austrasier dagegen, in denen das germanische Element das Ruder führte, waren gar nicht geneigt, sich von einem romanisirten Neustrier beherrschen zu lassen, und rüsteten sich daher zum energischten Widerstand. Noch mehr um diesem ihrem Widerstand den Schein der Berechtigung zu geben, riefen sie jenen Dogobert, welchen Grimoald in ein irländisches Kloster gesteckt hatte, zu sich nach Metz und setzten ihn unter dem Titel Dagoberts II. auf den Thron. Nunmehr entbrannte ein Krieg, der volle vierzehn Jahre von 673 bis 687 in Anspruch nahm und in Wahrheit nicht geringere Gräuelthaten im Gefolge hatte, als die Bruderkämpfe unter Fredegunde und Brunhilde. Bei diesem Kriege aber handelte es sich nicht darum, ob dieser oder jener der beiden Mönch-Könige (jeder von ihnen war ja vorher Mönch gewesen) den Thron einnehmen, sondern es handelte sich darum, wer künftig im großen Frankenreich das Uebergewicht haben solle, ob die germanischen Austrasier oder die verwelschten Neustrier. Ueberdem hatte der besagte Krieg die so überaus wichtige Folge, daß er schließlich das Geschlecht Pipins von Landen und das mit ihm so eng verbundene Arnulphs von Metz wieder an die Spitze der Regierung brachte. Im Anfang freilich schienen die Neustrier siegen zu wollen, denn Ebruin errang anno 680 durch sein überlegenes Feldherrntalent bei Laon einen vollständigen Sieg über die Austrasier und überdem ward eben jetzt der Herzog Bulfoald, der Führer der Austrasier, durch den Tod hinweggerafft. Noch mehr, Ebruin bekam um dieselbe Zeit den König Dagobert II. in seine Gewalt und ließ ihn augenblicklich hinrichten. Trotz allen diesen harten Schlägen verloren jedoch die Austrasier den Muth nicht, sondern beschlossen den Widerstand aufs äußerste fortzusetzen. Nicht minder übrigens kamen sie zur Einsicht, daß sie den Tapfersten und zugleich geistig Begabtesten an ihre Spitze stellen müßten und wählten also den Pipin von Heristall zum Herzog und Majordomus. Dieser Pipin, nach seinem Lieblingsschloß an der Maaß unweit von Lüttich „von Heristall“ genannt, war der

Sohn des Majordomus Ansegisel und also der Enkel sowohl Pipins von Landen als auch Arnulfs von Metz, des nachher selig gesprochenen Bischofs. Auch hatte er sich längst dieser seiner Abstammung würdig erwiesen und man wußte nicht, sollte man ihn mehr als Staatsmann oder als Krieger bewundern. Mit dem vollsten Vertrauen blickten also die Austrasier zu ihm auf und richtig nahm von dem Tage an, da ihm die Macht übertragen wurde, Alles eine bessere Wendung. Insbesondere günstig wirkte der Umstand ein, daß Ebruin kurz nachher im Jahr 681 an einem Sonntag in der Fasten, als er eben zur Frühmette gehen wollte, von dem Grafen Ermanfried, den er schwer beleidigt hatte, mit dem Schwerte niedergestoßen wurde, denn in ganz Neustrien gab es nicht Einen, der im Stande gewesen wäre, den Ermordeten auch nur annährend zu ersetzen. Trotzdem wehrten sich die Neustrier noch 6 Jahre lang, zuletzt unter dem Majordomus Berchar, allein endlich wurde der Letztere in der Schlacht bei Testri zwischen Peronne und St. Quentin im Juni 687 vollständig geschlagen und gleich nachher auf der Flucht von seinen eigenen Leuten getödtet. Dieser außerordentliche Sieg begründete für immer die Uebermacht der Austrasier im Frankenreiche und überdem sicherte er die Einheit der Monarchie. Von jetzt ab nemlich gab es in Neustrien — Burgund hatte, wie dem Leser aus dem bisher Erzählten längst klar geworden sein wird, schon seit fünfzig Jahren keinen eigenen Herrscher mehr, sondern war größtentheils mit Austrasien vereinigt worden — keinen abgetrennten Machthaber mehr, sondern Pipin von Heristall schwang den Scepter über die ganze Monarchie, also über Neustrien so gut wie über Austrasien, und die Neustrier fühlten sich so gedemüthigt, daß sie auch nicht einmal den Versuch machten, das frühere Verhältniß wiederherzustellen. Dagegen war der gewaltige Mann so klug, sich, entgegengesetzt seinem Vorgängen Grimoald, mit der Macht selbst zu begnügen, ohne auch den Namen haben zu wollen, und deßwegen machte er Theodorich III., den bisherigen Scheinkönig von Neustrien, auch noch zum Scheinkönig von Austrasien. Noch mehr, er umgab diesen Scheinkönig sogar mit Prunk und Majestät und gestattete ihm, seinen Liebhabereien nach Herzenslust nachzugehen. Irgend etwas dagegen, das mit dem Regimente

irgend wie zusammenhieng, durfte der Scheinkönig nicht anstreben, sondern all' dieß besorgte der Majordomus Pipin, der sich zugleich einen Dux et Princeqs Francorum, d. i. einen Herzog und Fürsten der Franken nannte.

Merkwürdig übrigens, weder Theodorich III. selbst, noch irgend einer seiner Nachfolger trug je ein Verlangen darnach, den Scepter in die Hand zu bekommen. Nein, dazu waren sie viel zu träge, zu weichlich, zu wollüstig, zu bigott, wie ich schon weiter oben gesagt habe. Warum aber waren sie es? Nun es floß gemeines Bastardblut in ihren Adern und überdem sorgten ihre Majores Domi dafür, daß nicht etwa durch gute Erziehung ein besserer Funke in ihnen geweckt wurde. Man ließ sie als Kinder schon übermäßig essen und trinken und legte so den Keim eines frühen Todes in sie. Waren sie mit vierzehn oder fünfzehn Jahren mannbar geworden, so erhielten sie bereits Beischläferinnen und zwar natürlich nur solche, welche sich in ihrem Handwerk bewandert genug zeigten, um die Wohllustgier in den Königssöhnen noch zu steigern. Mit sechszehn oder achtzehn Jahren gab man ihnen ein Weib, damit sie mit demselben Söhne zeugten; noch aber hatten diese das Knabenalter nicht erreicht, so erlagen ihre Väter bereits durch einen frühzeitigen Tod ihren Ausschweifungen, oder aber half man ein wenig mit Gift oder sonstigen Mitteln nach, denn zu einem Manne im wahren Sinne des Wortes durfte kein Merowinger mehr heranwachsen. So kam es, daß Pipin von Heristall außer dem Theodorich III. noch drei weitere Könige erlebte, nemlich von 691 an den Sohn Theodorichs Chlodwig III., weiter nach dem Tode dieses Knaben im Jahr 695 dessen Bruder Childebert III., der bis 711 lebte, endlich dessen Sohn Dagobert III., wieder einen kaum mündigen Jüngling, kurz also lauter Scheinkönige, die vom Königthum nichts hatten als den Namen. Es verlohnt daher gar nicht, ihre Namen auch nur noch zu nennen, sondern ich führe lieber das Wort Eginhards, des Schwiegersohnes Karls des Großen an, welcher sich über diese Scheinkönige folgendermaßen äußert: „Die wirkliche Staatsgewalt war bei dem Vorsteher der Pfalz (d. i. des Königshofes), dem Major Domus. Von diesem erhielten die Könige einen bestimmten, doch sehr unsichern Jahrgehalt. Sie sagten bei den

Feierlichkeiten die Reden her, welche sie nach dem Befehle des Major Domus auswendig lernen mußten, und sie stellten also nur ein Herrscherbild dar, dem alle wahre Macht gebrach."

Ich habe oben gesagt, daß Pipin durch seinen großen Sieg bei Testri die Einheit der fränkischen Monarchie gerettet habe, und ich wiederhole dieß nun, indem ich hinzusetze, daß jene Monarchie damals nahe daran war, auseinander zu fallen. Während der furchtbaren Wirren nemlich, welche das Frankenreich so viele Jahrzehnte hindurch zerrütteten, hatten sich sowohl die Aquitanier, als auch die Thüringer, Alemannen und Baiern durch Erwählung eigener Herzoge so ziemlich wieder unabhängig gemacht und zeigten, als Pipin die Herrschaft errang, durchaus keine Lust, zur früheren Abhängigkeit zurückzukehren. Pipin mußte also förmlich gegen sie zu Felde ziehen, um nur wenigstens einigermaßen Ordnung in das Regiment zu bringen, und so durfte er das Schwert während seiner ganzen Regierungszeit fast gar nicht aus der Hand legen. Mehr übrigens als durch das Schwert richtete er durch kluge Maßregeln und Gesetze aus, sowie durch eine besonnene Mäßigung in allen Fällen, wo Strenge den Widerstand nur noch erbitterter gemacht hätte. So gelang es ihm der gräßlichen Verwilderung, die in Folge der langen Bürgerkriege sich aller Stände bemächtigt hatte, wenigstens einigermaßen zu steuern, und man fieng doch wieder an, den Gesetzen Rechnung zu tragen. Als ein Hauptmittel zu Erreichung dieses Zweckes diente dem neuen Herrscher die Erneuerung der altgermanischen jährlichen Volksversammlungen im Frühjahr — daher die „Märzfelder" genannt —, welche in allen Provinzen des Reichs während der schrecklichen Vorperiode in Abgang gerathen waren, denn dadurch, daß er den sämmtlichen freien Grundbesitzern und adeligen Herren hiemit einen Antheil an der Regierung einräumte, gewann er sie zur Beihülfe in der Ausführung aller der Maßregeln, welche in Gemeinschaft mit ihnen zur Herstellung der Ordnung und Sicherheit beschlossen wurden; diese Maßregeln aber bestanden hauptsächlich darin, daß der geringe Mann Schutz gegen die rohe Gewalt erhielt, unter der er in den letzten Jahrzehnten so furchtbar zu leiden gehabt hatte, während die hochgestellten Herren Barone, Grafen und Herzoge sich wieder an den Ge-

horsam, von dem sie nichts mehr gewußt hatten, gewöhnen mußten.

Am 16. Dezbr. 714 starb Pipin von Heristall, der neue Begründer der fränkischen Monarchie, und nun entstand wieder eine große Verwirrung. Er besaß nemlich zwei Frauen nach einander und die erste war Plectrudis, eines bairischen Herzogs Tochter, die ihm zwei Söhne, Drogo und Grimoald, geben. Diese Plectrudis nun entleidete ihm mit der Zeit, weil sie mit viel Herrschsucht und Leidenschaftlichkeit auch noch viel Bigotterie vereinigte, und so entfernte er sie vom Hofe, um dafür (das Recht der Vielweiberei maßten sich damals noch alle christlichen Herrscher an, wie wir zur Genüge bei den Merowingern gesehen haben) die schöne Alpaide heimzuführen, welche einen dritten Sohn Karl in die Welt setzte. Mit den Jahren übrigens fühlte er Gewissensbisse, und nun ward — nach der Entfernung Alpaides — Plectrudis wieder in alle ihre Rechte als seine einzige rechtmäßige Gemahlin eingesetzt. Drauf starb ihm im Frühjahr 708 sein erstgeborner Sohn Drogo, den er zum Erben seiner Macht bestimmt hatte, und somit rückte Grimoald an dessen Stelle. Doch wie auch dieser im April 714 aus der Welt schied (er wurde von einem Friesen in einer Kirche zu Lüttich ermordet), blieb nur noch der dritte Sohn Karl übrig, sowie andererseits Theudobald, ein Sohn des ermordeten Grimoald, also ein Enkel Pipins. Wen sollte nun letzterer zu seinem Nachfolger ernennen? Seinen Sohn Karl, einen eben zum Manne herangereiften Jüngling, voll Kraft, Energie und Kühnheit, oder seinen Enkel Theudobald, der damals im Jahr 714 noch kaum sechs Jahre zählte? Der Verstand sagte ihm, er solle das erstere thun; Plectrudis aber setzte ihm so lange zu, bis er auf dem Sterbebette dem Knaben Theudobald den Vorzug gab und die Plectrudis zu dessen Vormünderin ernannte. Drauf schloß er die Augen; so wie er es aber gethan, befahl die Vormünderin den ihr aufs tiefste verhaßten Karl — er war ja der Sohn der Nebenbuhlerin Alpaide! — zu fesseln nnd nach Aachen in engen Gewahrsam zu bringen. Jetzt glaubte sie in Ruhe und Frieden im Namen ihres Enkels regieren zu können; allein siehe da, die Großen Neustriens, welche sich die Oberherrschaft Austrasiens bisher nur höchst ungern hatten gefallen lassen, hielten den jetzigen Augenblick einer schwachen Weiberregierung für

günstig, das verhaßte Joch abzuschütteln, und drangen unter der Führung Raganfrieds, den sie zum Majordomus ernannten, mit großer Macht in Austrasien ein. Plectrudis mit ihrem Enkel zog ihnen sofort entgegen, wurde aber unweit von Compiegne im Sommer 715 total geschlagen und verlor sogar auf der Flucht ihren Enkel durch den Tod. Noch mehr, sie konnte es nicht einmal hindern, daß die Neustrier bis Köln vordrangen und sich dann mit dem Herzog der Friesen Radbod verbanden, um die Austrasier vollends zu demüthigen. In dieser großen Noth nun gedachten die Letzteren des Heldenjünglings Karl, der in Aachen im Gefängniß schmachtete, befreiten ihn sofort mit Gewalt und machten ihn zu ihrem Majordomus und Herzog. Sogleich sammelte er ein Heer, um den vereinigten Friesen und Neustriern entgegenzuziehen; weil er aber nicht wartete, bis dieses Heer zu seiner vollen Stärke angewachsen war, sondern schon im Frühjahr 716 losschlug, erhielt er eine blutige Schlappe. Sie hatte übrigens wenig zu sagen, denn im Herbst desselben Jahres erfocht er bei Amblef unweit Stablo einen glänzenden Sieg und im Frühjahr 717 (21. März) einen noch glänzenderen bei Vinci unweit Cambrai. Jetzt zogen die Friesen über den Rhein zurück nach Hause; Raganfried aber mit den Resten seines Heeres floh nach dem Süden Galliens, um wo möglich den Herzog Eudo von Aquitanien auf seine Seite zu ziehen. Der jeweilige Herzog von Aquitanien nemlich war ein gewaltiger Herr, da Aquitanien so ziemlich alles Land südlich der Loire bis zu den Pyrenäen hin, also wohl den dritten Theil von Frankreich umfaßte, und je schwächer daher das Regiment der fränkischen Könige in den letzten Jahrzehnten wurde, um so weniger fragte er nach der Vasallenschaft, in welcher er seit Chlodwig I. zu diesen Königen stand. Ja unter den beiden Messalinen Fredegunde und Brunhlde kümmerte sich der Stammherzog von Aquitanien gar nichts mehr um das Reich und handelte gerade wie ein unabhängiger Fürst. Diesem Zustand hatte nun Pipin von Heristall zu steuern gewußt, indem er den Herzog Eudo zwang, ihn wenigstens als Oberherrn anzuerkennen; in Eudo aber lebte deßwegen die Begierde noch vollständiger Unabhängigkeit doch fort und mit Hast griff er daher darnach, als ihm Raganfried anbot, ihn als selbstständigen Herrn von Aqui-

tanien anzuerkennen, falls er die verlangte Hülfe gegen den Austrasier Karl leiste. Doch ehe noch Eudo all' seine Streitkräfte auf die Beine stellen konnte, rückte der siegreiche Karl heran, und schlug die Neustrier zum dritten Male im Frühjahr 719 bei Soissons. Jetzt war deren Macht für immer gebrochen und sie unterwarfen sich. Den Herzog Eudo von Aquitanien aber gewann Karl dadurch für sich, daß er ihm seine Unabhängigkeit bestätigte, und ihm zu Liebe sogar den Raganfried zum Grafen (oder Gouverneur) von Anjou ernannte. Endlich das Jahr darauf zwang Karl auch noch seine Stiefmutter Plectrudis, ihm die Schätze seines Vaters herauszugeben, und nun stand er gerade so mächtig da, wie vor ihm sein Vater Pipin. Nicht vergessen aber darf ich hinzuzusetzen, daß er sich, wie dieser, mit dem Titel „Majordomus und Herzog der Franken" begnügte und allemal wieder einen neuen merowingischen Schattenkönig ernannte, wenn der frühere mit Tod abgegangen war.

Als einen großen Helden hatte sich Karl schon jetzt im Jahr 720, da er kaum 30 Jahre zählte, erwiesen, als einen weit größeren erwies er sich später. Zuerst hatte er schwere Kämpfe mit den Baiern zu bestehen, deren Herzog Grimoald ihm den Gehorsam verweigerte; allein Karl schlug ihn aufs Haupt und setzte für ihn seinen Bruder Hugibert zum Herzoge ein. Eben so harten Streit setzte es gleich nachher mit den Friesen, denen Karl ihre Verbindung mit den Neustriern noch nicht vergessen hatte, und so ruhte er nicht, als bis auch sie gedemüthigt waren. Nicht minder mußte er gegen die Sachsen und selbst gegen die Alemannen zu Felde ziehen, denn die Sachsen fielen wiederholt im Thüringen'schen ein und mußten dafür gezüchtigt werden; die Alemannen-Herzoge aber hätten gerne die unabhängigen Herren gespielt und es war also an der Zeit, daß ihr Oberherr sie den schweren Arm fühlen ließ. Es waren also glorreiche Kämpfe, die Karl mit den genannten Völkerschaften bestand, der allerglorreichste aber war der, welcher vom Jahr 721 an drohte und dann in den Jahren 732 bis 739 durchgekämpt wurde, der Kampf mit den arabischen Moslems nemlich. Wie diese das Westgothenreich zertrümmerten und Spanien eroberten, habe ich dem Leser längst erzählt. Es läßt sich nun aber denken, daß sie, denen bis jetzt kein

Reich und kein Volk dauernden Widerstand zu leisten vermocht hatte, vor den Pyrenäen nicht stehen bleiben konnten, sondern ihr Gelüste nach den reichen Ebenen Frankreichs bald zu befriedigen suchen würden. Und so kam es in der That, denn schon im Jahr 721 überflutheten sie Aquitanien. Der tapfere Herzog Eudo aber wußte sich ihrer damals noch zu erwehren und brachte ihnen im Mai jenes Jahrs vor Toulouse eine so mächtige Niederlage bei, daß sie sofort wieder über die Pyrenäen zurückgiengen. Vier Jahre später übrigens wiederholten sie ihren Besuch und dießmal in weit verstärkter Anzahl. So gelang es ihnen bis zur Rhone vorzudringen und selbst Autun zu zerstören. Doch auch dießmal wurden sie vom Herzog Eudo wieder zurückgetrieben, obwohl allerdings nur mit schwerer Mühe. Wiederum einige Jahre später ernannte der Khalif in Damaskus einen seiner bewährtesten Feldherrn Abd Errahman zum Statthalter in Spanien und natürlich hatte er dabei keinen andern Zweck, als durch ihn das Abendland erobern zu lassen. Somit sammelte Abd Errahman ein ungeheures Heer, das sich auf mehr als 300,000 Streiter belief, und drang mit diesen im Jahr 731 über die Pyrenäen in Frankreich ein. Im Sturme giengs vorwärts und eine Stadt nach der andern, zuletzt auch Bordeaux fiel in seine Hände. Jetzt endlich stellte sich ihm der Herzog Eudo von Aquitanien mit all' seinen Streitkräften, die er hatte zusammenraffen können, an den Dordogne entgegen, allein er erlitt eine totale Niederlage und sein Heer, so weit es nicht die Wahlstatt deckte, zerstiebte in alle Winde. Dem Herzog blieb also nichts übrig, als bei dem Beherrscher des Frankenreichs, dem Majordomus Karl, von dem er sich unabhängig gemacht hatte (jetzt konnte es ihm klar werden, was die sogenannte Unabhängigkeit kleinerer Fürstenthümer und Königreiche zu bedeuten hat!) um Hülfe in der Noth zu flehen, und eben so hülfeflehend kamen die Magristrate von einer Menge von Städten nach Metz, der Residenz Karls. Unaufhaltsam nehmlich breiteten sich die Moslems aus und nicht blos ganz Aquitanien, sondern auch ganz Neustrien wurde bis zum Sommer 732 von ihnen erobert. Wohl leisteten einige Städte, wie Arles, Avignon, Viviers, Valence, Vienne, Lyon, Maçon, Chalons, Besançon, Dijon und Andere mehr oder minder kräftigen Widerstand,

allein schließlich nahm sie Abd Errahman doch in Besitz, und wenn er sie dann erstürmt hatte, hauste er auf wahrhaft greuliche Weise in ihnen. Das wars aber nicht allein, sondern es zeigte sich jetzt auch, daß es die Moslems nicht auf einen bloßen Raubzug, nicht auf ein blos vorübergehendes Wüthen abgesehen hatten. Nein sie gingen darauf aus, ganz Frankreich bleibend zu erobern, und nach diesem Deutschland, Italien, das ganze Abendland. Die Gefahr für Europa, für das ganze Christenthum war also eine furchtbare, denn siegten die Moslems, so herrschte fortan der Halbmond — das Wappenzeichen der Muhammedaner — über die civilisirte Welt und mit all' der bisherigen Sitte, Cultur und Denkungsweise des Abendlandes hatte es ein Ende. All' dieß sah der Majordomus Karl gut genug ein; nicht minder aber sah er auch ein, daß es ein Wahnsinn sein würde, dem unermeßlichen und dazuhin kriegsgeübten Heere Abd Errahmans mit einer kleinen Streitmacht entgegenzutreten, und darum bot er nicht blos seine Franken, sondern auch die Alemannen, die Bairen, die Friesen und die Thüringer auf, daß sie ihm in diesem Entscheidungskampfe beistünden. So brachte er ein gewaltiges Heer zusammen und mit diesem zog er dem Feinde im Herbst 732 entgegen. Abd Errahman stand damals bereits an der Loire und bedrohte Tours; sowie er aber die sichere Nachricht erhielt, daß das Christenheer gegen ihn anrücke, zog er sich in die weite Ebene von Poitiers zurück, wo sich seine zahlreiche Reiterei bequem ausdehnen konnte, und beorderte alle früher von ihm sei's dahin, sei's dorthin ausgesandten Streifcorps schnellstens zu ihm zu stoßen. Er hatte also im October 732 seine ganze Streitmacht um sich versammelt, als Karl mit dem Christenheere anrückte und angesichts der Moslems sein Lager schlug. Dennoch kam's in den ersten Tagen nach Karls Erscheinen noch nicht zum Entscheidungskampfe, sondern blos zu kleinen, aber sich immer wiederholenden Scharmützeln, und zwar einfach deßwegen, weil der christliche Feldherr vorher seine Truppen eine ganze Woche lang an den Anblick und die Fechtweise der Araber gewöhnen wollte. Endlich aber, an einem Samstag im genannten October — wahrscheinlich dem 25., doch ist darüber keine Gewißheit vorhanden — stießen die beiden Heere in ihrer Gesammtheit aufeinander und

was war nun dieß für ein Kampf! Ein Kampf auf Leben und Tod, wo von beiden Seiten mit einer Tapferkeit ohne Gleichen gestritten wurde; zugleich aber auch ein Kampf, wo ihrer hundertundfünfzig Tausend gegen ihrer Dreimalhunderttausend stritten, so daß die Uebermacht auf der einen Seite — der muhamedanischen nemlich — eine fast erdrückende war! Doch nein, keine erdrückende, denn ein jeder Germane, der in den Reihen des Majordomus Karl kämpfte, wog wohl zwei Araber auf, und so gelang es der unerschütterlichen Kaltblütigkeit germanischer Kraft, den furchtbar ungestümmen Angriff der Moslems abzuschlagen, ohne einen Fußbreit gewichen zu sein. Ja selbst einen zweiten, dritten und vierten Anprall wiesen die Krieger Karls ab und rückwärts mußten die Araber, trotz ihrem fanatischen Wuthgeheul. Den Ausschlag übrigens gab trotz allem dem nicht die Tapferkeit der Franken und Germanen, sondern vielmehr das Feldherrngenie des Majordomus Karl, welcher, den rechten Augenblick erspähend, den Herzog Eudo von Aquitanien beorderte, mit einer starken Schaar rechts hinter einen Hügel abzuschwenken, damit er dem Feind in den Rücken falle. Durch dieses Manoeuvre nemlich, welches vollkommen glückte, gerieth das Heer Abd Errahmans in eine sichtliche Verwirrung und sobald dies Karl gewahr wurde, ging er von der bisherigen Defensive in die Offensive über. Wie nun die Germanen einhieben! Mit unwiderstehlicher Wucht drangen sie vor, den tapferen Aquitaniern entgegen, die von hinten her angriffen. Vergebens versuchte es Abd Errahman, die Ordnung unter den Seinen wieder herzustellen und sie, die sich schon in hellen Haufen zur Flucht wandten, was man sagt, zum Stehen zu bringen. Als nun aber vollends ihm selbst ein riesiger Alemanne das Haupt spaltete, da sahen die Moslems ein, daß der Tag für sie verloren sei, und es suchte sich Jeder zu retten, so gut er konnte. In wilder Flucht stürzten sie ihrem Lager zu, hoffend, dort eine Zufluchtsstätte zu finden; doch die Christen erreichten dasselbe zugleich mit ihnen und es entstand nun ein Würgen und Hinschlachten, wie man es noch nie gesehen. Erst die späte Nacht machte dem gräßlichen Blutbad ein Ende und mehr als zweimalhunderttausend Moslems deckten die Wahlstatt. Den andern Morgen sollte das Blutbad erneuert werden,

allein siehe da, weit und breit ließ sich kein Feind mehr sehen. Was noch von den Moslems lebte, hatte sich in der Nacht den Pyrenäen zu weiter geflüchtet und kam auch glücklich über dieselben hinüber nach Spanien. Natürlich, denn auch die Reihen der Christen waren so gelichtet, daß sie an eine ordentliche Verfolgung nicht denken konnten.

Das war die berühmte Schlacht von Poitiers, welche dem Majordomus Karl den Beinamen „des Hammers", romanisch „Martell", eintrug, und wahrhaftig, dieses Namens konnte Keiner würdiger sein als er. Wie mit einem Schlachtenhammer hatte er ja durch die Wucht seines Armes die Moslems zerschmettert und dadurch Europa vor der Ueberfluthung durch die Muhammedaner wenigstens vorläufig sicher gestellt. „Vorläufig" übrigens nur, wie wir gleich sehen werden. Nachdem nemlich die Friesen bei dem Kampfe gegen die Araber getreulich mitgeholfen, glaubten sie, nachdem sie in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, dem Karl Martell — so hieß der große Majordomus des Frankenreichs von nun an — keinen weiteren Gehorsam mehr schuldig zu sein und sagten sich also förmlich vom Reichsverbande los. Der Majordomus aber rüstete schnell eine Flotte aus, segelte mit ihr an die Küste Frieslands und errang einen solch' vollständigen Sieg über die Aufständischen, daß sie ihm, so lange er lebte, den Gehorsam nie mehr verweigerten. Ganz ähnlich ging es bei den Aquitaniern. Herzog Eudo hatte sich unmittelbar nach der Schlacht von Poitiers, aus Dankbarkeit für die ihm gegen die Moslems geleistete Hülfe, dazu verpflichtet, seine Unabhängigkeit aufzugeben und die Oberherrlichkeit Karl Martells anzuerkennen; so wie nun aber Eudo im Jahr 735 verstorben war, verweigerten dessen Söhne und Erben Hunald und Atton dem Majordomus den von ihnen geforderten Treueschwur, und rüsteten sich zum Krieg, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Dem „Hammer" jedoch waren sie nicht gewachsen und nach kurzem Feldzug mußten sie sich fügen, gerade wie sich auch ihr Vater gefügt hatte. Das waren nun schon zwei schwere Kämpfe, welche Karl Martell nach der Schlacht von Poitiers zu bestehen hatte, der allerschwerste sollte aber erst kommen. Der hohe Adel Neustriens nemlich, so wie auch die hohe Geistlichkeit daselbst konnten die Zeiten nicht

vergessen, wo sie ein eigenes Reich gebildet hatten, mit einem eigenen Majordomus, und somit fügten sie sich dem Regimente Karl Martells nur mit dem größten Widerwillen. Darum, so wie sie nun sahen, daß auch andere Theile des Reichs, wie Friesland und Aquitanien, revoltirten, meinten sie, jetzt sei der rechte Zeitpunkt gekommen, das verhaßte Joch abzuschütteln, und vereinigten sich unter Anführung des Herzogs Maurortus, dem Karl Martell die Bewachung der Gränzen gegen die Araber in Spanien anvertraut hatte, zu einem gewaltigen Aufstand. Noch mehr, sie ließen sich gar schon anno 734 niederträchtigerweise dazu herbei, mit dem Glaubensfeinde über den Pyrenäen drüben Verbindungen anzuknüpfen und demselben ihr Bündniß gegen den gewaltigen Major Domus anzutragen. Der Statthalter des Khalifen gieng darauf ein, aber nur unter der Bedingung, daß ihm Arles und Avignon nebst mehreren andern festen Plätzen Südfrankreichs in die Hände geliefert würden. Die Hoch- und Landesverräther thaten es, und nun überflutheten von 735 an die Moslems von neuem den gallischen Boden. Allerdings freilich keineswegs in der Stärke, wie im Jahr 732, aber doch in einer Stärke, daß es äusserst schwierig war, ihnen zu widerstehen, weßhalb auch in dem Zeitraum bis 737 eine große Stadt nach der andern, selbst Valence und Lyon nicht ausgenommen, in ihre Hände fiel. Doch jetzt, im Frühjahr genannten Jahres, hatte sich der Major Domus gerüstet und besonders aus Alemannien und Baiern starke Kräfte herbeigezogen. Mit diesen gieng er den Arabern so wie den mit ihnen verbündeten Großen Neustriens entgegen, und wie schnell nun diese zurückwichen, ohne sich in eine Hauptschlacht einzulassen! Im Sturme also eroberte er Lyon, im Sturme Avignon wieder; in Languedoc aber setzten sich die christlichen Hochverräther mit ihren Verbündeten, den Ungläubigen, fest und leisteten verzweifelten Widerstand. Es kostete also unendlich viel Mühe, die Städte des Languedoc, wie Agde, Bezières, Maguelonne und wie sie sonst hießen, zu nehmen; Karl Martell aber bezwang sie doch, und strafte sie dann in einer Weise, daß ihnen das Revolutioniren für immer hätte vergehen sollen. Nur das äußerst feste Narbonne konnte von ihm nicht bezwungen werden, selbst nicht einmal, nachdem er ein zum Entsatz über

die Pyrenäen herbeigeeiltes moslemitisches Hülfsheer am Flüßchen Berre aufs Haupt geschlagen hatte, und somit war der gefährliche Aufstand der neustrischen Großen mit dem Schluß des Jahrs 737 noch immer nicht ganz erstickt. Nein, dieß wollte Karl Martell dem Jahr 738 vorbehalten, allein siehe da, in diesem Jahr sah er sich genöthigt, mit dem tapfersten Theile seines Heeres nach dem Norden Deutschlands aufzubrechen, weil die noch immer unbezwungenen Sachsen ins Thüringerland so wie selbst ins ripuarische Franken eingedrungen waren, und somit beauftragte er den tapfern Hildibrand, sich den vereinigten Arabern und Neustriern entgegenzustellen. Dieß that Hildibrand, allein sein Heer erwies sich als viel zu schwach, und somit überschritt der Herzog Maurortus mit seinen Verbündeten abermals die Durance, um von neuem in der Provence und im Burgundischen Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Montpellier, Nismes, Avignon, Valence und selbst Grenoble fielen sämmtlich in seine Hände und im Herbst 738 schickte er sich an, Lyon und Macon zu nehmen. In solch' großer Noth nun schickte Karl Martell seinen Sohn Pipin nach Pavia zu dem Longobardenkönig Luitprand und bat ihn auf's Frühjahr 739 um seine werkthätige Hülfe; der Longobardenkönig aber sagte sogleich zu, denn er wußte gar wohl, daß die Moslems, wenn einmal Herren von Frankreich, unbedingt auch nach Italien vordringen würden. Im Frühjahr 739 also zog Luitprand mit großer Heeresmacht über die Alpen der Provence zu und mit nicht geringerer wandte sich Karl Martell, der inzwischen die Sachsen für ihre Einfälle gezüchtigt hatte, ebendahin. In Avignon, das die Araber schnell geräumt, reichten sie sich die Hand, und nun begann der Rachezug gegen die vereinigten Rebellen und Moslems. Eine lange Dauer aber hatte derselbe nicht, denn Luitprand schlug den Herzog Maurortus in so vernichtender Weise, daß derselbe in der unzugänglichen Gebirgswelt der Alpen Schutz zu suchen genöthigt wurde, den Heerführer der Araber aber, mit Namen Amoroz, tödtete Karl Martell mit eigener Hand und zwang dann dessen fast vernichtetes Heer in aller Eile über die Pyrenäen zurückzufliehen. Von jetzt ab hielten sich die Moslems nur noch in Narbonne und Carcassone sowie überhaupt in dem kleinen Distrikt zwischen den Pyrenäen und der

Garonne, den man Septimanien nannte; allein den Frieden wagten sie nicht mehr zu brechen und die Großen Neustriens gaben sich ohnehin alle auf Gnade und Ungnade gefangen.

Nach so langen und heftigen Kriegen gab's viel zu strafen und viel zu belohnen. Zu strafen waren namentlich alle jene Großen, welche mit den Moslems gemeinschaftliche Sache gemacht und gegen den Majordomus revoltirt hatten. Sie wurden aber auch meist empfindlich genug gestraft, und zwar sowohl die weltlichen als die geistlichen Großen. Die weltlichen, also die Barone, Grafen und Herzoge, schickte Karl Martell ins Exil und nahm ihnen ihre sämmtlichen Lehengüter; den geistlichen aber, das ist den Bischöfen und Erzbischöfen, so wie auch vielen Aebten, ging es um kein Haar besser, sondern sie wurden abgesetzt und in die ewige Verbannung gesandt. Wie nun diese geistlichen Herren wütheten! Sie schrien, Karl Martell habe hiezu kein Recht und seine Handlungsweise gehe gegen göttliche und menschliche Gesetze. Allein was bekümmerte sich der Majordomus darum? Es blieb bei den Verbannungsgesetzen und mit den eingezogenen Gütern der weltlichen wie auch der geistlichen Großen wurden die Feldhauptleute Karl Martells, überhaupt seine Getreuen, belohnt. Ja einige dieser Getreuen erhielten sogar verschiedene solcher Beneficien auf einmal, wie zum Beispiel der tapfere Milo die Hochstifter Reims und Trier nebst einigen Klöstern, und Hugo, Karls Neffe, die Bisthümer Paris, Rouen und Bayeux mit den Abteien Fontenelle und Jumiéges. Kein Wunder also, wenn die Herren Geistlichen den Helden Karl, weil er die Hand an ihr Allerheiligstes, d. i. an ihr Besitzthum gelegt, auch in den Geschichtswerken, die sie hinterließen, auf alle Weise verunglimpften und namentlich aller Welt verkündeten, derselbe sei, weil er sich an dem Gute der Kirche vergriffen, durch den Spruch Gottes zu ewigen Höllenstrafen verurtheilt!

Im October 741 schied Karl Martell aus der Zeitlichkeit und hinterließ sein Reich seinen beiden Söhnen erster Ehe, Karlmann und Pipin, indem er den dritten Sohn Grifo aus seiner zweiten Ehe mit Swanehilde, einer bairischen Prinzessin mit einem kleinen Gebiete (den Grafschaften Franche comté und Champagne, wie man sie später nannte) zwischen Neustrien und Austrasien abspeiste. Karl=

mann und Pipin traten sofort in allem Frieden die Regierung an, der erstere über Austrasien, der zweite über Neustrien; nicht so aber Grifo. Vielmehr verband sich sofort dessen eben so herrsch= als ränkesüchtige Mutter Swanehilde, welche für den erst vierzehnjährigen Sohn die Zügel in den Händen hielt, mit Odilo, dem Herzog von Baiern, und mit Hunald, dem Herzog von Aquitanien, um die beiden Brüder Karlmann und Pipin mit Krieg zu überziehen. Natürlich zu keinem andern Zwecke, als einmal um dem Grifo ein bedeutenderes Erbe, und sodann, um den Herzogen von Baiern und Aquitanien die Unabhängigkeit zu verschaffen. Ihnen schlossen sich dann auch noch die Alemannen an, ebenfalls in der Absicht, sich vom Reiche als un= abhängiger Staat abzulösen, und ebenso die Sachsen, welche für die letzte Niederlage, die ihnen Karl Martell beigebracht, Genugthuung nehmen wollten. Es stand also sehr gefährlich um die Herrschaft Karlmanns und Pipins; allein beide zeigten sich ihres verstorbenen Vaters würdig und besonders half es ihnen, daß sie treu und fest zusammenhielten. Zuerst brachten sie Ordnung in die inneren Ange= legenheiten und ernannten namentlich statt des anno 737 verstorbe= nen Schattenkönigs, Theodorichs IV., welchen Karl Martell durch eine neue Puppe zu ersetzen nicht für nöthig erachtet hatte, den jungen Childerich III. zum nominellen Monarchen. Dann begannen sie den Feldzug gegen ihre verschiedenen Feinde und ein wahres Glück war es für sie, daß diese es nie dazu brachten, ihre Streitkräfte rechtzeitig zu vereinigen. Es gelang also, sie sämmtlich einzeln zu schlagen, die Aquitanier unter Hunald anno 742, die Baiern unter Odilo anno 743 und 744, die Sachsen anno 745 und endlich die Alemannen unter ihrem Herzog Theudewald oder Theobald anno 746. Letzterer hatte sich besonders schwer vergangen, weil er die Treue mehrmals brach, und somit hielt noch im Jahr 746 Karl= mann über ihn in Cannstadt am Neckar Gericht. Ueber ihn sowohl, als über verschiedene andere alemannische Großen, welche sich dessel= ben Verbrechens schuldig gemacht, und an ihnen allen wurde das Todesurtheil vollzogen. So besiegten Karlmann und Pipin alle ihre Feinde, schließlich auch den Grifo, den sie zuerst gefangen setzten, den aber nachher — im Jahr 750 — Pipin, weil derselbe fort

und fort Verschwörungen anzettelte, fast nothgedrungen dem Tode überlieferte. Ich sage: Pipin that dieß, nicht Karlmann und Pipin zusammen, denn ersterer hatte sich schon drei Jahre zuvor, anno 747, aller seiner Würden begeben und sich in ein Kloster zurückgezogen. Was ihn dazu bewog, ob seine Hinneigung zu schwärmerischer Frömmigkeit, oder die Zureden geistlicher Freunde, oder endlich die Reue über den blutigen Tag von Cannstadt, wo er die vornehmen Alemannen hinrichten ließ, darüber sind die Chronisten sehr uneinig. Thatsache aber ist, daß er sich anno 747 der Regierung begab und sofort nach Rom pilgerte, wo ihn der Pabst Zacharias zum Mönche weihte. Dann baute er sich auf dem Berge Soracte bei Rom ein Kloster, das jetzt noch besteht, zog sich aber einige Jahre später, weil in Soracte so viele Besuche seine Einsamkeit störten, nach Monte Cassino zurück, wo er schon anno 754 starb.

Mit der Theilung des großen Frankenreichs hatte es also jetzt wieder ein Ende und nur Einer herrschte, Pipin, welchen man seiner Körpergestalt wegen „den Kleinen" nannte. Klein war er aber nicht an Kraft und Geist, und am allerwenigsten an Staatsklugheit, sondern in dieser überragte er sogar seinen Vater, den großen Karl Martell. Dessenungeachtet meinten jetzt jene Völkerschaften, die schon nach dem Tode Karl Martells dessen Söhne bekriegt hatten, es sei jetzt die rechte Zeit gekommen, um alle früher erhaltenen Schläge heimzugeben, und Pipin sah sich daher alsobald in einen vierfachen Krieg verwickelt. Zuerst erhoben sich die Baiern unter ihrem jungen Herzoge Thassilo, dem Sohne Odilos, dann die Alemannen unter Lanfried, weiter die Aquitanier unter Waifar, dem Sohne Hunalds, und zuletzt die Sachsen. Er bezwang sie aber alle innerhalb der nächsten vier Jahre (von 747 bis 751) und zwar so, daß die Aquitanier, die Alemannen und die Baiern zum früheren Gehorsam zurückkehren, die Sachsen dagegen sich zu einem jährlichen Tribut von dreihundert Pferden verpflichten mußten. Nachdem er nun so mit den äußern Feinden fertig geworden, suchte er sich auch der innern zu entledigen, jedoch nicht mit Gewalt, sondern durch Milde und Versöhnung. Welches waren nun aber die inneren Feinde? Nun diejenigen, welche sein Vater so schwer geschädigt hatte, die Großen, die

sich einstens empört, und besonders die hohe Geistlichkeit, mit welcher Karl Martell so unbarmherzig umgesprungen war. Deßwegen besetzte er augenblicklich alle erledigten Bischofssitze, und ebenso gab er auch den verwaisten Klöstern neue Aebte; die Güter aber, die sein Vater der Kirche genommen hatte, erstattete er entweder wieder, wo es gieng, oder wußte er durch Entschädigungen abzuhelfen. Kurz, die Kirche, oder besser gesagt die Hohepriesterschaft — denn diese pflegte sich immer mit der Kirche zu identificiren — hatte sich über ihn nicht zu beklagen und somit wurde sie seine besonders hohe Gönnerin. Dieser Gönnerschaft aber bedurfte er gar sehr, denn er führte Großes im Schilde.

Seit hundert Jahren schon herrschten im Frankenreiche thatsächlich die Majores Domi, und die merowingischen Könige auf dem Throne waren zu bloßen Nullen und Puppen herabgesunken. Ja, das Volk kannte sie kaum mehr; es wußte kaum mehr, daß sie nur überhaupt noch existirten. Wer aber etwa von ihrem Dasein unterrichtet war, der betrachtete sie entweder mit dem Auge des Mitleids, oder aber verachtete er sie vom tiefsten Grunde des Herzens. Ein solches Königthum war also ein Unding; es war ein fauler, unwahrer Zustand, dem man ein Ende machen mußte. Ueberdem, wenn ein Großer des Reichs revoltiren wollte, zum Beispiel ein Herzog von Aquitanien oder von Baiern, konnte er nicht immer vorschützen, seine Empörung gelte nicht dem Könige, sondern dem Majordomus, der sich die königliche Gewalt anmaße? Wenn er aber dieß vorschützte, fand er dann nicht immer in der großen Menge einen Wiederhall, während umgekehrt, wenn ein thatkräftiger, ein persönlich tüchtiger König die Zügel führte, ein Empörer von der Masse immer als ein Empörer angesehen wurde? Schon Pipin von Heristall dachte also daran, dem unwürdigen Gaukelspiel ein Ende zu machen, und noch mehr Karl Martell; allein Pipin von Heristall wollte nicht, weil ihm Grimoalds allzufrühzeitiger und deßwegen mißglückter Versuch vorschwebte, und Karl Martell konnte nicht, einmal weil er in ewige Kriege verwickelt war, und sodann, weil sich seinem Vorhaben die hohe Geistlichkeit, mit der er größtentheils in Händeln lebte, unbedingt widersetzt hätte. Jetzt aber, unter Pipin dem Kleinen, lag die

Karte anders, denn die Geistlichkeit war durchaus für ihn, und das Reich genoß, nachdem alle Empörungen besiegt waren, der ungestörtesten Ruhe. „Jetzt oder nie", dachte also Pipin, und wandte sich sofort mit der Frage, ob er sich aus dem factischen auch in den nominellen König verwandeln solle, an die Großen seines Reichs, die Bischöfe mit inbegriffen. Die Großen stimmten unbedingt mit Ja, und eben so auch die Bischöfe, weil für sie die merowingischen Puppen keinen Werth mehr hatten. Allein dennoch hatten sie — die Bischöfe nehmlich — ein Bedenken. Man könnte, meinten sie (oder wenigstens ein Theil von ihnen), die Sache als eine Art von Kronraub ansehen, oder vielmehr böswillige Menschen würden sie so auslegen, und darum müsse sich Pipin gegen solche Böswilligkeit schützen. Wie aber sei dieß möglich? Einzig und allein nur dadurch, daß der Pabst in Rom dem hochwichtigen Acte seine Sanction verleihe. Ja wohl, der Pabst in Rom, denn seit Gregor dem Großen und seinen nicht minder großen Nachfolgern hatten die römischen Bischöfe im Abendlande bereits eine ganz ungewöhnliche Macht erlangt, und man verehrte sie damals schon als die Statthalter Christi auf Erden, welche in allen Religions- und Gewissensfragen das höchste Tribunal bildeten. Wenn also der Pabst in Rom sein „Amen" dazu sage, daß Pipin sich die Krone des Frankenreichs auf's Haupt setze, dann könne kein Mensch etwas dagegen einwenden und noch viel weniger von Thronraub sprechen, denn der Ausspruch des Pabstes sei als der Ausspruch Christi selbst zu betrachten. In solcher Weise äußerten sich verschiedene der fränkischen und germanischen Bischöfe, insbesondere auch der hochberühmte Bonifacius, von dem später noch ein Mehreres die Rede sein wird, und dem Majordomus Pipin leuchtete die Sache um so mehr ein, als er der günstigen Antwort des Pabstes gewiß sein durfte. Natürlich, denn eben jetzt bedurfte der Pabst — als römischer Bischof — seiner im höchsten Grade (das Warum? wird der Leser bald genug erfahren) und mußte daher unendlich froh sein, wenn er ihn, den Majordomus des Frankenreichs, in irgend einer Weise verpflichten konnte. Demgemäß ordnete Pipin noch im Herbste des Jahrs 751 eine feierliche Gesandtschaft, deren Häupter der Bischof Burchard von Würzburg und der Abt Fulrad von St. Denys waren, an den

Pabst Zacharias in Rom ab, und diese legten Seiner Heiligkeit die Frage vor: „Welcher den Namen des Königs verdiene, derjenige, der nichts thue und geistig wie körperlich unfähig sei, oder derjenige, welcher alle Macht in Händen habe und alle Reichsgeschäfte besorge?" Seine Heiligkeit besann sich nicht lange, sondern antwortete so, wie Pipin es haben wollte. Noch mehr, er „befahl" sogar dem Majordomus kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, daß er sich die Krone aufzusetzen habe, und mit dieser so äußerst günstigen Antwort k hrten die Gesandten zu Anfang des Jahrs 752 nach Metz zurück. Sofort berief nun Pipin eine Reichsversammlung, das ist eine Versammlung der Großen des Reichs, der weltlichen wie der geistlichen, nach Soissons, und diese Versammlung erkor ihn einstimmig zum Könige. Daraufhin erhielt er von der hohen Geistlichkeit, unter dem Vortritt des heiligen Bonifacius, die königliche Salbung, um damit den Abmangel des Erbkönigsrechts zu ersetzen, und diese Salbung repetirte später der Pabst Stephan II. (der Nachfolger des Zacharias), als er sich anno 754 genöthigt sah, den neuen König Pipin in Frankreich aufzusuchen. Dem letzten Merowinger aber, Childerich III., einem Jüngling von erst achtzehn Jahren, schor man den Kopf und steckte ihn in das Kloster Sithieu bei St. Omer, wo er wenige Jahre darauf, anno 755, starb.

Ein solches Ende nahm das Merowingische Königthum, nachdem es auf die Stufe der höchsten Entsittlichung und Zerrüttung herabgesunken war. Mit Pipin aber beganu ein neues Königsgeschlecht, das der hochberühmten Karolinger, welches in Karl dem Großen gipfelte.

Sechstes Kapitel.

Recht, Kultur und Kirchenthum im Frankenreiche.

Es war eine erschrecklich rohe Zeit, die Zeit, deren Geschichte ich soeben erzählt habe; sie konnte aber nicht wohl anders sein, weil sich das neue fränkische Reich aus dem untergegangenen Römerthum eben erst herauszubilden begann. Alle und jede Kultur übrigens fehlte auch in dieser rauhen Periode nicht, denn alle die Völkerschaften, welche sich im fränkischen Reich einigten, hatten während ihrer Wanderungen und Kriegszüge nothwendigerweise mit den Römern (darunter verstehe ich die Einwohner derjenigen Länder, welche früher durch Jahrhunderte hindurch von Rom aus beherrscht und also ganz romanisirt worden waren) vielfache und andauernde — seis freundliche, seis feindliche — Bekanntschaft machen müssen und da Leute, die sich eine geraume Zeit lang berühren, nicht umhin können, Einfluß auf einander auszuüben, so machten sie sich auch unwillkürlich manches Römische zu eigen. Mit andern Worten die Franco-Germanen verachteten die Römer ohne Zweifel wegen ihrer Herabgekommenheit, die meist bis zu Feigheit ausartete, recht gründlich; allein nicht minder sahen sie auch ein, daß die Römer ihnen in Diesem und Jenem, hauptsächlich in Dingen, die fürs Leben einen Werth hatten, unendlich überlegen seien, und nun sagte ihnen der Verstand, daß es gut sei, hierin von den Römern zu lernen. So vor allem in der Kriegskunst wie auch in der Bewaffnung. Mein Gott, in der Stärke, in der Tapferkeit, in der Todesverachtung konnte ein Römer sich mit keinem Germanen messen, aber dennoch unterlagen unsere Vorfahren nur zu oft und zwar nicht blos in den Kämpfen, die vor Christi Geburt stattfanden, sondern auch in denen nach Christus bis in das dritte Jahrhundert hinab. Woher kam aber dieß? Ei natürlich ganz allein daher, daß die Germanen mit sehr primitiven Waffen versehen waren und von der Strategie und Tactik, überhaupt von der Kriegskunst, auch nicht das Geringste verstanden. Das Alles aber wurde ganz anders, als sie mit den Römern nähere Bekanntschaft gemacht

hatten, und schon Ammianus Marcellinus, der am Ende des 4. Jahrhunderts lebte, rühmt die Art und Weise, wie sie den Krieg zu führen verstanden. Ja vom 6. Jahrhundert an, gabs keine bessere Soldaten in der Welt, als die Franco-Germanen und ebenso giengen die ersten Heerführer aus ihrer Mitte hervor.

Doch nicht blos die Kriegskunst, nein auch die Künste des Friedens erlernten die Franco-Germanen von den Römern, und zwar insbesondere die Landwirthschaft. Durch die Römer machten sie Bekanntschaft mit dem Weizen und Spelz, weiter mit den Erbsen, Linsen und Bohnen, darauf mit dem Reps- und Wiesenbau, endlich mit der Obst- und Weinkultur, denn von diesem Allem hatte man früher, ehe die Römer den gallischen und germanischen Boden betraten, gar Nichts gewußt. Freilich will ich nun nicht behaupten, daß die Franco-Germannen des 7. und 8. Jahrhunderts in diesen Friedenskünsten, ich meine im Acker- und Weinbau, schon so weit gewesen seien, wie in unseren Tagen, allein Thatsache ist, daß viele, sogar sehr viele Freie sich damals schon mit der Bebauung ihres Grund und Bodens beschäftigten, ohne sich dieser Handthierung zu schämen, und daß sie ohnehin alle ihre Sklaven dazu anhielten. Thatsache ist ferner, daß die Klöster (von denen weiter unten noch mehr die Rede sein wird) den Wein-, Obst- und Ackerbau mit Vorliebe trieben, um dem übrigen Volk als Vorbild zu dienen, und Thatsache ist endlich, daß Franco-Germanien nicht selten Italien mit Brodfrüchten versorgte, wenn aus Nordafrika die Korneinfuhr stockte. Nicht aber blos in der Landwirthschaft waren die Römer die Lehrmeister der Franco-Germanen, sondern auch in der Viehzucht, denn diese beide hiengen, wie Jederman klar sein wird, aufs engste zusammen. Ursprünglich kannte man in Franco-Germanien nur die Waide und zwar für den Winter, wie für den Sommer, und daher blieben Pferde sowohl als Kühe und Rinder klein und unansehnlich. In Folge der Römerbekanntschaft aber wurde die Stallfütterung eingeführt und Alles gedieh vortrefflich. Nicht blos jedoch dieß, sondern man bekam auch ganz neue Schläge oder Arten, also größere und schönere Thiere, welche sich bald acclimatisirten, und nach wenigen Jahrhunderten erlangte zum Beispiel das alemannische Hornvieh einen solchen Namen in der ackerbautreibenden Welt, daß

man es von Weit und Breit her suchte. Ganz dasselbe war bei den Pferden der Fall und vor allen zeichneten sich die in Thüringen und Burgund gezüchteten Thiere aus. Ueberdem lernte man in Franco-Germanien die Schafe kennen, von denen man früher nichts gewußt hatte, und im 7. Jahrhundert schon setzten die Großen des franco-germanischen Reichs einen außerordentlichen Stolz darein, deren ganze Heerden zu besitzen. Vollends aber das kleine Federvieh, mein Gott, wie äußerst gering war es mit diesem bestellt gewesen! Hühnerzucht, Gänsezucht, Entenzucht — erst durch die Römer lernte man sie kennen und das Stopfen der Gänse zum Beispiel (wie auch das Rupfen derselben) treiben unsere Hausfrauen jetzt noch durchaus nach dem von den Römern erhaltenem Muster.

Ganz das Gleiche gilt von den Wohn- und Wirthschafts- oder Oeconomiegebäuden. Unsere Vorfahren hausten in den frühsten Zeiten in den allerärmlichsten Hütten, und oft besaßen sie selbst diese nicht, sondern begnügten sich mit Höhlen und ähnlichen Domicilen. Im 6. Jahrhundert dagegen besaßen sie schon weitläufige Stallungen und Scheunen und was ihre Wohnungen anbelangt, so führten sie dieselben sogar nicht selten aus Steinen aus, obwohl allerdings der Holz- und Fachwerk-Bau überwiegt haben mag. Deßhalb gab es auch damals bereits Steinbrüche und Kalköfen und der Handel mit Ziegeln, Backsteinen, Schindeln und was dergleichen mehr ist, gieng sehr schwunghaft. Ueberdem wohnten die Franco-Germanen nicht mehr blos vereinzelt in weit auseinanderstehenden Gehöften, sondern sie bildeten theils größere, theils kleinere Gemeinwesen, und Ammianus Marcellinus erzählt von den reichen alemannischen Dörfern, welche den römischen in Italien in Nichts nachgestanden seien. Größere Städte aber gabs ohnehin schon viele, obwohl allerdings meist nur an solchen Plätzen, wo sich früher die Römer angesiedelt gehabt hatten.

Weit schlimmer a's um all' dieß stands in Franco-Germanien in der von uns behandelten Periode um die Handwerke und Künste, denn zu diesen wollten sich die Freien nicht hergeben. Vielmehr überließen sie das Meiste ihren Sklaven, und diese plagte der Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, nur sehr wenig. Einzelnes, wie insbesondere das

Stricken, Nähen und Schneidern, war den Frauen überlassen und nicht einmal ein Sklave hätte sich dazu hergegeben. Man kann sich also denken, wie es um die meisten Handwerke bestellt war, und daraus wird sich wohl der Schluß rechtfertigen lassen, daß die Künste noch mehr vernachlässsigt wurden. Ja viele derselben, wie die Malerei, die Bildhauerei und die Musik mit der Poesie, kannte man offenbar gar nicht, und selbst die Baukunst beschränkte sich auf das Nothwendigste. Dagegen trieb man doch einzelne Gewerbe, welche gleichsam den Uebergang zur Kunst bilden, und darunter verstehe ich die Gold- und Silberschmiedekunst. Wenigstens fand man in den aufgedeckten franco-germanischen Gräbern aus dem 6. und 7. Jahrhundert verschiedene Schmuckgegenstände, wie Schnallen, Haar- und Gewandnadeln, welche entweder aus Bronce oder aus Gold und Silber gefertigt waren, und auch in den alten Rechtsbüchern der Burgunder, sowie bei römischen Schriftstellern des 6. Jahrhunderts werden germanische Gold- und Silberschmiede erwähnt. Außerdem gab es noch ein Gewerbe, welches bei den Franco-Germanen als bis zur Kunst hinaufreichend angesehen wurde, nemlich das Waffenschmiedhandwerk, und diesem wiedmeten sich selbst die Freien mit großer Vorliebe. Nur ein Freier durfte ja Schwert, Lanze, Hammer und Panzer tragen und deßhalb konnte auch nur ein Freier das rechte Verständniß für die Anfertigung dieser kriegerischen Attribute haben. Sie schmiedeten also tüchtig drauf los, die alten Franco-Germanen, und wetteiferten mit einander, wer die schneidigsten Schwerter, die wuchtigsten Streithämmer und die solidesten Panzer zu fertigen verstehe. Nicht aber blos dieß, sondern auch die Schönheit ihrer Waffen lag ihnen am Herzen und man fand zum Beispiel in dem Grabe des schon anno 481 verstorbenen Königs Childerich I. ein wunderbar schön damascirtes und mit Gold und Silber ausgelegtes Schwert. Noch schönere und kunstreichere Waffen wurden aus späteren Zeiten zu Tage gefördert und aus diesen Funden ergab sich, daß sich die Franco-Germanen selbst auf die Metallmischung, so wie auf das Gießen des Eisens verstanden.

In dieser Beziehung also, das ist im Anfertigen der Waffen, muß man die Franco-Germanen ziemlich hoch stellen, während die Ge-

schicklichkeit in den sonstigen Gewerben nur allzuviel zu wünschen übrig ließ; noch weit tiefer aber standen sie in der geistigen Cultur und man darf dreist sagen, daß diese im Volke eigentlich gar nicht existirte. Was Schreiben und Lesen! Nur die Geistlichen, zum Theil auch die Mönche befleißigten sich desselben und brachten es selbst so weit, etwas lateinisch — der Messe wegen — zu verstehen. Aber selbst bei ihnen beschränkte sich das Wissen auf das allernothwendigste und jedenfalls giengen die meisten Bischöfe lieber auf die Jagd oder saßen sie in lustiger Gesellschaft am Trinkgelage, als daß sie sich hinter ihre Bücher gemacht hätten. Vollends aber die Laien! Mein Gott, die Sclaven ließ man ohnehin mit Absicht in der allerdicksten Unwissenheit, so daß sie oft mehr dem Vieh als dem Menschen glichen; die Freien aber, ei natürlich, sie hatten viel Wichtigeres zu thun, als daß sie sich mit so unnützem Kram, wie Lesen, Schreiben und was dergleichen mehr ist, hätten beschäftigen können. Ja selbst die Adeligen wollten von geistiger Bildung durchaus nichts wissen und es herrschte fast allweg die Meinung unter ihnen, daß die Würde des Mannes darunter leide, wenn er sich zum Studiren hergebe. Freilich Ausnahmen mag es immerhin gegeben haben und zwar vielleicht mehr, als man gewöhnlich annimmt, denn fand sich nicht in dem Grabe eines vornehmen fränkischen Jünglings, der etwa um's Jahr 600 gestorben sein mochte, sogar ein mit Bronce verzierter beinener Schreibgriffel? Ueberdem läßt es sich denn annehmen, daß die Staatsmänner der Zeit, von der wir sprechen, alles höheren Wissens baar gewesen seien? Nein, sicherlich nicht; eben so wenig als daß die vielen Germanen, welche am byzantinischen Kaiserhofe höhere Aemter und Würden inne hatten, in ihren Kenntnissen weit unter den Griechen standen! Daran läßt sich also nicht zweifeln, daß geistige Cultur in Franco-Germanien auch zu der Zeit, wovon wir sprechen, immerhin vorhanden war; aber sie beschränkte sich auf gar Wenige und die überwiegend große Mehrzahl lebte in der furchtbarsten Unwissenheit dahin. Auch änderte hieran nicht einmal der Umstand etwas, daß gerade in jener Zeitperiode das Heidenthum in Franco-Germanien vom Christenthum fast gänzlich verdrängt wurde, denn was war das für ein Christenthum, welches in ganz Neustrien und Austrasien

herrschte? Mein Gott ein Mischmasch von Aeußerlichkeiten ohne irgend inneren Gehalt. Man machte das Kreutz, man betete ein Paternoster, man fand sich bei der Messe ein und glaubte an die lieben Heiligen; aber Weiteres wußte man nichts und selbst nicht einmal die Geistlichen hatten einen Begriff von der christlichen Lehre. Ein Christenthum gabs also nur dem Namen nach, nicht aber in der Wirklichkeit und die große Masse des Volkes, selbst bis in die höchsten Schichten hinauf, cultivirte noch alle Gebräuche und Sitten, welche man zur Heidenzeit cultivirt hatte. Sieht man nun ein, warum die Rohheit und Verwilderung eine solch' furchtbare sein konnte, wie wir sie im vorigen Kapitel geschildert haben?

Bemerkenswerth übrigens ist, daß die Rechtsbücher der Franco-Germanen gerade aus dieser selben Zeitperiode herrühren, mit deren Geschichtserzählung wir soeben fertig geworden sind; doch nicht aus dem Ende, sondern vielmehr aus dem Anfang derselben. Bei den alten Germanen gab es, wie man sich wohl denken kann, keine geschriebene Gesetze, sondern das Recht beruhte auf den Herkommen und pflanzte sich durch Jahrhunderte hindurch mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Wie jedoch die verschiedenen Germanenstämme eigene Königreiche bildeten, wurde die Niederschreibung der Gesetze durchaus nothwendig, denn einmal wollten sich die Freien und Adeligen von der um sich greifenden Königsgewalt schützen, und sodann mußten die Vorrechte der germanischen Eroberer vor den unterjochten Römern genau festgestellt werden. So entstand schon am Schlusse des 5. Jahrhunderts unter der Regierung des großen Chlodwig, aber in der ersten Periode derselben, da er noch Heide war (in den Jahren 486—496) das Gesetz- und Rechtsbuch der salischen Franken, Lex Salica genannt, und wir besitzen dasselbe jetzt noch ganz vollständig. Dasselbe wurde aber gleich nachher von Chlodwig selbst, nachdem er katholisch geworden war, vielfach umgeändert und noch weitere Aenderungen nahmen seine Nachfolger vor, besonders Childebert I. und Chlotar I. Merkwürdig ist die Vorrede, welche von der Chlodwig'schen Redaction des Gesetzbuches herrührt und wir wollen sie daher dem Leser nicht vorenthalten. Sie lautet folgendermaßen: „Der Franken berühmtes von Gott eingesetztes Ge-

schlecht, stark zu Thaten, weise zu rathen, mächtig durch den Friedensbund, edeln und mackellosen Leibes, vorleuchtender Gestalt, kühn, rasch und unbeugsam, ließ, da es noch heidnisch war, durch seine damaligen Häupter das salische Gesetz verfassen. Es wurden aber unter Vielen vier Männer gewählt, also genannt: Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast aus den Gegenden, die da heißen Salagheven, Bodogheven und Windogheven. Diese kamen dreimal am Malberg zusammen, wegen alles Rechtes Ursprung und Besonderheit und setzten es darnach fest. Als aber der langhaarige, schöne und ruhmvolle Chlodwig, der erste unter den Frankenkönigen, die katholische Taufe empfieng, wurde, was in diesem Rechtsvertrag nicht passend schien, verbessert. Vivat Christus, der die Franken sich auserwählt, denn dieß ist das Volk, das durch seine Tapferkeit und gewaltige Stärke das harte Joch der Römer von seinem Nacken abwarf."

Die Rechte der ripuarischen Franken wurden unter Theodorich I., Chlodwigs Sohn, in den Jahren 511—534 von kundigen Männern aufgezeichnet und dann von ihm selbst noch einmal durchgearbeitet, um das dem Christenthum Widersprechende auszumerzen. Auch wurden später unter Chlotar II. und Dagobert I. (von 613—638) noch viele Verbesserungen vorgenommen und selbst noch im 8. Jahrhundert änderte man daran. Die Burgunder erhielten ihr geschriebenes Gesetzbuch unter ihrem Könige Gundobald, wahrscheinlich im Jahr 501 und die letzte Umarbeitung desselben erfolgte im Jahr 517. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß später, als Burgund mit dem Frankenreiche vereinigt wurde, das Gesetzbuch doch in Kraft blieb, denn die Merowinger waren so klug, in allen von ihnen eroberten Ländern an dem bestehenden Rechte nicht zu rütteln. Den Ostgothen gab ihr König Theodorich von Verona (Dietherich von Bern) und den Westgothen der König Eurich ein Gesetzbuch, allein ächt deutsch waren diese Gesetzbücher nicht, sondern es schimmerte allüberall das Römische durch. Nicht so bei den Longobarden, deren Gesetze erst spät unter König Rotharich niedergeschrieben wurden, denn sie wollten sich mit den Römern durchaus nicht vermischen. Durchaus deutsch sind auch die Rechtsbücher der Alemannen, Baiern und Thüringer, welche alle drei vom 7. Jahrhundert herrühren; allein in einem

Punkte unterschieden sie sich wesentlich von einander. In den alemannischen und bairischen Gesetzbüchern nemlich ist für das Interesse der Kirche besonders sorgfältige Rücksicht genommen und die Rechte, welche dem Clerus eingeräumt wurden, stehen sogar allen andern voran; das thüringen'sche Gesetzbuch dagegen riecht noch ganz nach dem Heidenthum und Blutrache und Zweikampf spielen darin die erste Rolle. Die spätesten germanischen Gesetzbücher sind die der Friesen und Sachsen und wenn man genau rechnen will, so gehören sie erst in die nachfolgende Periode.

Jeder größere deutsche Stamm hatte also sein eigenes Rechtsbuch, allein wenn man nun diese sämmtlichen Rechtsbücher mit einander vergleicht, so tritt doch eine merkwürdige Uebereinstimmung in allen Hauptgrundzügen hervor und man ersieht auf den ersten Blick, daß durchaus nur germanischer Geist in ihnen weht. Es sollten die Rechte der freien Männer des Stammes gegenüber dem Königthum festgestellt werden und ebenso auch die Beziehungen von Kirche und Königthum zu einander. Die ursprüngliche Verfassung der Germanen war, wie wir wissen, eine rein demokratische, oder wenn man so lieber will eine republikanische, und die Heerführer im Kriege, so wie die obersten Gewalten im Frieden wurden regelmäßig gewählt. Nun aber die Germanen dazu getrieben wurden, aus den langen Kriegen mit den Römern bleibende Reiche hervorgehen zu machen, mußten sie nothwendig zur Einsicht kommen, daß derjenige Obergeneral, der sie führte, von ihnen mit besonderer Macht auszurüsten sei, denn nur wenn sich alle dem Willen eines Einzigen gefügig unterordneten, konnte voraussichtlich der Sieg erfochten werden. Natürlich aber mußte man eine machtvoll hervorragende Persönlichkeit an die Spitze des Ganzen stellen, einen Mann im vollsten Sinne des Worts und zugleich einen aus dem einflußreichsten Geschlecht, dieweil ein Anderer nicht allgemein Gehorsam gefunden haben würde. Solches Alles machten die so lange andauernden Kriege und Kämpfe nothwendig und wir treffen daher bereits vom 4. Jahrhundert an überall Könige oder Alleinregenten an der Spitze der großen deutschen Volksstämme. Freilich im Anfang noch keineswegs erbliche Könige, sondern gewählte, allein wenn man bedenkt, wie viel Macht ein solcher Alleinregent in

seiner Hand vereinigte, und wenn man weiter bedenkt, welche hervorragende Persönlichkeit er war, so wird man es nur natürlich finden, daß es ihm mit der Zeit gelang, die Nachfolge seiner Söhne ohne allzugroße Mühe durchzusetzen. Mein Gott, die großen Ländereroberungen, die unter seiner Führung gelangen, gaben ihm ja die reichlichsten Mittel an die Hand, nicht blos sein Gefolge aufs großmüthigste zu belohnen, sondern sich auch noch weiteren Anhang zu verschaffen und sich so die errungene Gewalt zu befestigen! So entstand, wie bei den West- und Ostgothen, auch bei den Franken das Königthum und der große Chlodwig verstand es, dasselbe in seiner Familie erblich zu machen. Auch wurde ihm dieß bei seiner außerordentlich imponirenden Erscheinung gar nicht schwer und zwar um so weniger, als der Sieg sich stets an seine Fahne heftete und er daher über eine Masse von Ländereien und Gütern verfügen konnte. Ueberdem wußten es die römischen Einwohner der von ihm eroberten Länder gar nicht anders, als daß man einem erblichen Herrscher unterthänigen Gehorsam schuldig sei, da sie ja seit Jahrhunderten die Despotie der römischen Kaiser gewohnt waren, und was die Franken anbelangt, so sahen sie, nachdem sie Christen geworden waren, in ihrem Oberhaupte nothwendigerweise den Gesalbten des Herrn, welchen Gott selbst mit der Herrschergewalt bekleidet habe. Kurz also die Nachkommen Chlodwigs, ich meine die Merowinger, wurden unbestrittene Erbkönige, welche allein zur Herrschaft im weiten Reiche der Franken berechtigt waren, und dieses ihr Erbherrscherrecht galt als so untastbar, daß man es ihnen sogar nicht streitig machte, als ihr Geschlecht schon längst zu faulen angefangen hatte. Auch wurde ihnen — laut den Rechtsbüchern, von denen ich weiter oben gesprochen — eine große Gewalt eingeräumt und von allen galten sie als die geborenen obersten Kriegsherrn. Mit andern Worten, ihnen stand es zu, über Krieg und Frieden zu entscheiden, ihnen gehörte der Oberbefehl über das Heer und sie ernannten die Generale und Offiziere. Eben so gehörte es zu ihrem Ressort, die höheren Richter — die Vorstände der sogenannten königlichen Gerichte — zu ernennen, welchen alle schwerere Straffälle zu überweisen waren, und nur über die geringeren Rechtssachen entschieden die Dorf-, Bezirks- und Hundertschaftsgerichte, die

von den Volks- und Gauversammlungen ernannt wurden. Sie ernannten alle Verwaltungsbeamten, also nicht blos die Gaugrafen, so genannt, weil sie ganzen Gauen und Provinzen vorstanden, sondern auch die Gouverneure der einzelnen Städte und selbst die Vorsteher geringerer Gemeinden. Ihnen lag es ferner ob, den gemeinen Frieden, jetzt Königsfrieden genannt, aufrecht zu erhalten, und wer diesen Frieden brach, verfiel ihrem Banne, das heißt sie hatten in diesem Falle das Recht, ihm eine Buße aufzulegen. Endlich wurden den Königen auch noch gewisse Regale zuerkannt, nemlich die Einkünfte von Zöllen und Bergwerken, so wie die Strafgelder; eigentliche Steuern dagegen gab es nicht, weil es ein freier Mann unter den Franco-Germanen für seiner unwürdig erachtet hätte, irgend eine Abgabe zu bezahlen.

So weit gieng die Macht der Könige im Frankenreiche, aber auch um kein Jota weiter. Vielmehr wachten die Freien unter den Franken, so wie auch unter den Baiern, Alemannen und Thüringern mit Argusaugen darüber, daß der König sich nicht noch mehr Vorrechte anmaße und sie zu seinen sclavischen Unterthanen herunterpresse. Deßwegen fanden auch alljährlich im März große Versammlungen der Freien und Adeligen — die sogenannten Märzfelder — statt, wo alle Klagen wegen Bedrückung vorgebracht werden konnten, und der König mußte da wegen seiner Handlungsweise den Großen des Reichs Rede stehen. Dessenungeachtet ließen die Könige doch nicht von den Versuchen ab, ihre Macht so viel möglich zu vergrößern, und als Hülfsmittel dienten ihnen hiebei die massenhaft ausgedehnten Krongüter.

Als Chlodwig die andern fränkischen Fürsten und Häuptlinge, wie ich früher erzählte, dem Tode weihte, setzte er sich in den Besitz all' ihrer Domainen und Güter. Eben so großmächtige Domainen und Güter fielen ihm auch im übrigen Gallien zu, weil er die Hinterlassenschaft der gefallenen Feinde für sein Eigenthum erklärte. Seine Nachfolger aber thaten das Gleiche in Alemannien, Baiern und Thüringen und so wuchs die Macht der Kronländereien ins kolossale an. Was thaten nun aber die Könige (und nach ihnen ihre Majores Domi) mit diesen Ländereien? Ei natürlich, einen großen Theil

derselben brauchten sie, um mit deren Ertrag ihren Hof zu bestreiten, und sie erbauten sich deßhalb auch auf den größeren Domainen eigene Pfalzen (Palatia, Paläste), in welchen sie residirten. Einen nicht minder großen Theil jener Grundstücke aber verliehen sie an ihre Beamten und Diener, sowie überhaupt an ihre Getreuen, in der Absicht, sie dadurch an ihre Person zu fesseln, und aus dieser Verleihung von Grund und Boden entstand dann das Lehenwesen, welches dazu bestimmt war, im Mittelalter eine so große Rolle zu spielen. Es war nemlich die besagte Verleihung keine „Schenkung" im wahren Sinne des Wortes; es war keine Uebertragung eines Kronguts in den Besitz eines Dritten in der Art, daß dieser Dritte damit beginnen konnte, was er wollte. Nein, sondern der eigentliche Besitz blieb den Königen und die damit Beschenkten hatten blos die Nutznießung. Ja selbst dieser Nutzniesung konnten die Könige ein Ende machen, wenn und sobald es ihnen beliebte, und sie thaten es auch immer für den Fall, daß der Beschenkte in der Treue gegen sie nachließ. Ueberdem fiel das verschenkte Gut regelmäßig an die Krone zurück, wenn der erste Nutznießer ohne rechtmäßige männliche Erben starb; hatte er aber solche Erben, so traten diese allerdings in den Besitz der Nutznießung, aber nur unter der Bedingung, daß sie den König unterthänigst darum angiengen, ihnen dieselbe von neuem zu verleihen. Ein „Beneficium" — so nannte man das verschenkte Gut — war also eine Verschenkung ganz eigenthümlicher Art und mit Recht wurde später das Wort „Lehen" daraus gemacht, denn die Schenkung war blos „gelehnt". Natürlich herrschte deßwegen doch bei Jedem, der ein solches Beneficium oder Lehen erhielt, eine große Freude, denn dasselbe trug ihm ein Bedeutendes ein, und er hatte dafür nichts zu leisten, als daß er sich dem Könige zu besonderer Treue im Krieg wie im Frieden verpflichtete. Selbstverständlich übrigens entwickelte sich aus diesen „Getreuen" (Fideles, wie man sie nannte) ein ganz neuer Adel, der Lehensadel, und diesen neuen Adel bezeichnete man mit den Worten: „Die Leute (Leudes) des Königs." Ein ander Mal hießen sie auch „Antrustiones", das heißt die ihm Angetrauten, oder seine „Vasallen", das heißt die ihm durch eine Handveste Verpflichteten; in der Hauptsache aber bedeuteten alle diese Namen das Gleiche.

Daß die Entstehung des Lehenadels ein Wesentliches dazu beitrug, die Macht des Königthums im Frankenreiche zu vermehren, haben wir soeben gesehen; noch mehr aber geschah dieß durch die Kirche oder vielmehr durch die Träger der Kirche, die Bischöfe und überhaupt die hohe Geistlichkeit. Ehe der große Frankenkönig Chlodwig sich katholisch taufen ließ, war die christlich-katholische Religion in den von den Franken eroberten gallischen Provinzen blos geduldet, und wenn auch die katholische Geistlichkeit auf die römische Einwohnerschaft einen großen Einfluß ausübte, so fehlte dieser Einfluß auf die herrschende fränkische Nation total. Deßwegen war es auch ihr unablässiges Bemühen, den König Chlodwig zur Annahme des katholischen Glaubensbekenntnisses zu bewegen, und wie die Bischöfe nun endlich damit durchdrangen, jubelten sie natürlich laut auf. Sie glaubten nun mit einem einzigen Schlage Alles gewonnen zu haben; allein darin täuschten sie sich doch. Zwar allerdings erhielten sie von König Chlodwig reiche Geschenke und auch ihre Machtbefugnisse wurden erweitert. Dagegen blieben viele Tausende von Franken ihrer heidnischen Religion treu, ohne sich von dem Beispiel, das ihnen ihr König gab, anstecken zu lassen, und alles fromme Zureden wollte nichts helfen. Ueberdem herrschte in einem großen Theile Galliens noch der Arianismus, nemlich in all' den Provinzen, welche unter West- und Ostgothischer Herrschaft standen, und der Arianismus war der katholischen Geistlichkeit ein noch ärgerer Gräuel, als selbst das Heidenthum. Endlich wollten jene urdeutschen Volksstämme, welche nach und nach vom Frankenreiche verschlungen wurden, die Baiern, Alemannen, Thüringer und Friesen lange Zeit nichts vom Christenthume wissen, sondern beharrten fest beim Heidenthume, gerade wie der obgenannte Theil des Frankenstammes. Wie nun da helfen? Es gab kein anderes Mittel, als daß die königliche Gewalt der Kirche beistand, um einen Druck auf die genannten Völkerschaften auszuüben, und überdem mußte die Macht der Ost- und Westgothen gebrochen werden. Demgemäß verbanden sich die katholischen Bischöfe im Frankenreiche aufs innigste mit dem Königthum und thaten ihm allen Vorschub, der nur in ihren Kräften lag. Freilich nicht aus purer Freundschaft und Vorliebe, sondern nur deßwegen, weil sie einsahen, daß sie

einzig und allein durch ein kräftig herrschendes Königthum zu der von ihnen angestrebten Kirchengewalt im Frankenreiche gelangen könnten. „Eine Hand wascht die Andre", ist ein altes Sprüchwort, welches auch hier Anwendung findet, denn wenn die Bischöfe, die als die geistlichen Großen des Frankenreichs auf den Märzfeldern natürlich eine bedeutende Rolle spielten, bei jeder Gelegenheit darauf drangen, daß die Machtbefugnisse der Krone erweitert werden müßten, so verlangten und erlangten sie dagegen für sich ebenfalls große Beneficien, wie hauptsächlich die Immunität für ihre Güter. Mit andern Worten sie setzten es nicht blos durch, daß ihre Güter für befreit von allen Lasten auf ewige Zeiten erklärt wurden, sondern daß sie auch auf ihrem Grund und Boden die Gerichtsbarkeit durch eigene Beamte ausüben und die fiskalischen Gefälle (Zölle u. s. w.) auf eigene Rechnung erheben durften.

Das waren die Zustände im Frankenreiche in der Zeitperiode, deren Geschichte wir vorhin erzählt haben.

Viertes Buch.

Die Karolinger.

(753 bis 911 nach Christus.)

Erstes Kapitel.

König Pipin, der Pabst und der heilige Bonifacius.

(752 bis 768 nach Christus.)

Zur Zeit, als Pipin sich die fränkische Königskrone aufsetzte, herrschte in seinem ganzen Reiche Frieden. Unmittelbar nachher aber drohten wieder Einfälle der Sachsen und Friesen, und nicht minder stand zu erwarten, daß die Alemannen, Baiern und Thüringer (letztere in Verbindung mit den Hessen) abermalen, wie schon so oft, den Versuch machen würden, die frühere Unabhängigkeit wieder zu erringen. Der neue König mußte also großartige Kriegszurüstungen machen, allein wenn er nun auch alle die genannten Volksstämme besiegte, durfte er dann hoffen, daß daraus ein ewiger Frieden hervorgehe? Durfte er hoffen, daß sie sich daraufhin nicht als Besiegte und Niedergeworfene, nein als wirkliche Glieder von Einem Leibe in den Bau des großen Reiches einfügen würden? Er dachte tief nach über diese Frage, er sowohl als seine vertrautesten und klügsten Räthe; allein je tiefer sie nachforschten, um so bestimmter mußten sie

mit Nein antworten. Eine tiefe Kluft bestand nemlich zwischen jenen Völkerschaften und dem fränkischen Königthum, die Kluft des Gegensatzes zwischen Christenthum und Heidenthum, und so lange diese Kluft nicht ausgefüllt war, mußten sich beide Theile feindselig gegenüberstehen. „Die Franken wollen uns knechten", sagten die Alemannen, Baiern, Thüringer, Hessen, Friesen und Sachsen, und sie hatten wahrhaftig Grund genug, dieß zu sagen. War es nun aber so, mußten sie dann nicht den Gott der Franken verabscheuen? Mußte ihnen nicht Christenthum und Knechtschaft als ein und dasselbe erscheinen? Wenn also die genannten germanischen Völkerschaften nachhaltig für das Reich gewonnen und als gleichartige Theile in dasselbe eingefügt werden sollten, mußte man ihnen vor allem ihren Haß gegen das Christenthum austreiben, oder noch besser, man mußte sie zu Christen, und zwar zu römisch-katholischen Christen machen. Mit andern Worten, man mußte sie nicht blos römisch-katholisch taufen, sondern man mußte alle römisch-katholischen Institutionen bei ihnen einbürgern und überall römisch-katholische Kirchen, römisch-katholische Klöster und römisch-katholische Bisthümer errichten.

Daß es in den Städten am Rhein schon in sehr frühen Zeiten, als diese Städte noch römisch waren, Christen gegeben habe, erzählte ich dem Leser schon früher. Die Verbreitung des Christenthums im Innern von Deutschland aber wurde erst dann versucht, als das Mönchthum zu blühen anfing, denn von diesen Mönchen machten es sich Viele zur Lebensaufgabe, als Glaubensboten überallhin zu dringen, wo noch das Heidenthum florirte. Mönche, Klöster, wie sind sie entstanden? Einsiedler, das heißt schwärmerische Christen, welche in tiefer Einsamkeit — besonders in der Wüste Egyptens — nur ihrer Andacht lebten und von den Genüssen dieser Welt nichts mehr wollten, gabs schon im 3. Jahrhundert nach Christus, und als der erste wird der heilige Antonius genannt. Bald darauf, im Jahr 350, vereinigte der ascetische Pachomius eine Anzahl von Einsiedlern zu einer Gesellschaft, welche äußerst strenge Lebensvorschriften zu befolgen hatte, und so entstanden die Klöster oder Claustra, was so viel als verschlossene Orte bedeutet. Noch etwas später erfand Basilius, genannt der Große, ein Unterthan des byzantinischen Kaiserreichs, eine

besondere „Regel" für die Bewohner der Klöster, welche man jetzt Mönche — Monachi, so viel als einsam Lebende — nannte, und diese Regel, deren Hauptsache in den drei Gelübden des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth bestand, gilt noch jetzt für fast alle Klöster des Orients. Wiederum eine Zeitlang später, ganz zu Anfang des 6. Jahrhunderts, erfand dann aber ein Abendländer, Benedict von Nursia in Umbrien, eine zwar ähnliche, allein doch wieder ganz andere Regel für die Mönche des Occidents, nach ihm Benedictiner genannt, und diese Regel hat gleich von Anfang an und für lange Zeit dem Occident zum größten Vortheil gereicht. Nicht blos nemlich die drei Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth schrieb er seinen Mönchen — das erste Kloster seiner Regel errichtete er auf dem Monte-Cassino, einem Berge in Campanien, und dasselbe diente allen andern als Musterkloster — vor, sondern auch noch ein viertes, das der Arbeit, verbunden mit Mässigkeit und Frömmigkeit, und darin lag der große Gegensatz gegen die orientalischen Klöster, deren Bewohner sich stets nur einem beschaulichen Nichtsthuerleben widmeten. Arbeiten also mußten die Benedictiner, und zwar vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Einen hatten das Feld zu bauen und die Wildniß auszuroden. Anderen lag es ob, nützliche Werke der alten Griechen und Römer abzuschreiben oder auch eigene Bücher — besonders Chroniken — abzufassen. Nochmals Andere stellte man, weil sie die Gabe der Beredtsamkeit besaßen, auf die Kanzeln, und abermals Andere endlich wurden wegen ihres Bekehrungsfeuereifers in die weite Welt als Glaubensboten zu den Heiden gesandt. So kam es, daß es vom 7. Jahrhundert an, wo die Benedictinerklöster in Frankreich und Brittannien häufiger zu werden anfingen, an Bekehrungsversuchen bei den deutschen Stämmen nicht fehlte, und zwar giengen die ersten Versuche von Franken aus; allein diese waren aus den weiter oben angegebenen Gründen allzu verhaßt, als daß die Germanen auf sie geachtet hätten, und somit lag eigentlich das ganze Bekehrungsfeld in den Händen der mönchischen Glaubensboten aus England und Irland.

Doch soll ich nun genau im Einzelnen erzählen, wer diese Glaubensboten waren und wie sie wirkten? Ich denke, einige Schatten-

risse werden genügen, da sie sammt und sonders nur gar wenig ausrichteten. Zuerst kam um's Jahr 690 der fromme Willibrord mit zwölf andern Genossen in die tiefste Gegend des Unterrheins und gründete in Utrecht eine christliche Kirche, aus welcher sich dann später ein Bisthum und noch später ein Erzbisthum entwickelte. Dann kamen fast um dieselbe Zeit die beiden Ewald, der Eine der Weiße, der Andere der Schwarze genannt, zu den Sachsen, um diesen das Evangelium zu predigen, aber die Sachsen wollten von einem Gekreuzigten nichts wissen und schlugen sie so lange, bis sie starben. Weiter kam nur um Weniges später der heilige Kilian — ursprünglich Kyllanna geheißen und aus Irland gebürtig — mit zwei Gefährten, Coloman und Totnan, zu den Thüringern und bekehrte deren Herzog Gozbert, der da residirte, wo jetzt Würzburg liegt; wie er aber darauf drang, daß Gozbert seine Gattin Gailana, die er als Wittwe seines Bruders geheirathet hatte, von sich thun müsse, da ergrimmte die besagte Gailana und ließ den Kilian mit seinen Gefährten ermorden. In Baierns damaliger Hauptstadt Regensburg wirkte der heilige Emeran und es gelang ihm, daselbst ein Kloster zu gründen; wie man aber dem Herzog Theodo die Meinung beibrachte, der Heilige habe seine, des Herzogs Tochter Uta, gemißbraucht, da ließ ihn Theodo auf die grausamste Weise hinrichten. Mehr Glück hatte der heilige Rupert, ein Genosse Emerans, denn diesem schenkte derselbe Herzog Theodo die längst in Trümmern daliegende Römerstadt Juvavia mit ihrer ganzen weiten Umgebung, und Rupert erschuf nun anno 698 ein neues Anwesen, die Anfänge nemlich des nachherigen Erzbisthums Salzburg. Zu dem Friesenherzog Ratbod auf Helgoland kam zuerst der heilige Wigbert, aber Ratbod ließ ihn grausamlich hinrichten. Dadurch ließ sich übrigens der heilige Wulfram nicht abschrecken und mit unendlicher Mühe brachte er es endlich anno 716 so weit, daß der grimme Herzog den Entschluß faßte, sich taufen zu lassen. Schon hatte er den einen Fuß in dem mächtigen Taufbecken — damals tauchte man noch den ganzen Menschen in's Wasser, während man jetzt blos noch einige Tropfen auf seine Stirne träufelt —, da frug er den heiligen Wulfram, wo sich seine Vorfahren befänden, ob im Himmel oder in der Hölle. „In der Hölle",

rief der Heilige, dieweil sie Heiden gewesen seien. Daraufhin zog der Herzog seinen Fuß zurück und wollte, um in der Ewigkeit bei seinen Vorfahren bleiben zu können, von der Taufe nichts mehr wissen. Eben so wenig die andern Friesen, und Wulfram mußte unverrichteter Dinge von Helgoland abziehen. Am obern Rhein gründete im Anfang des 7. Jahrhunderts der heilige Fridolin das Kloster Seckingen und zu derselben Zeit zerstörte der heilige Columban die heidnischen Hauptheiligthümer bei Bregenz am Bodensee. Der heilige Gallus aber stiftete im tiefsten Walde südwestlich von Bregenz eine Einsiedelung, aus der nachher das hochberühmte Kloster St. Gallen hervorgieng, und der heilige Amandus zerschmetterte in Gent ein Heiligthum Odins. Eben so wirkten in jener Zeit der heilige Trudo in Brügge, der heilige Lambert zu Mecheln und der heilige Kunibert zu Köln; der heilige Magnus aber stiftete in Schwaben das Kloster Füssen, und der heilige Theodor das in Kempten. Ebenfalls aus dem Anfang oder der Mitte des 8. Jahrhunderts leitet man auch den Ursprung von Benedictbeuren, von Tegernsee, von Lorsch, von Amorbach, von St. Blasien, von Disentis und von Pfeffers mit seinen berühmten Heilquellen her. Kurz also, an eifrigen Glaubensboten, welche vom Ende des 7. Jahrhunderts an bis in die Mitte des 8. die christ-katholische Religion unter den Germanen rechts vom Rhein zu verbreiten suchten, fehlte es nicht; allein sie mußten meist ihr Bestreben mit dem Leben büßen und das Heidenthum blieb fort und fort bestehen. Da endlich trat der heilige Bonifacius auf den Schauplatz, und ihm, den man deßwegen auch den „Apostel der Deutschen" nennt, gelang, was seine vielen Vorgänger vergeblich ins Werk zu setzen versucht hatten.

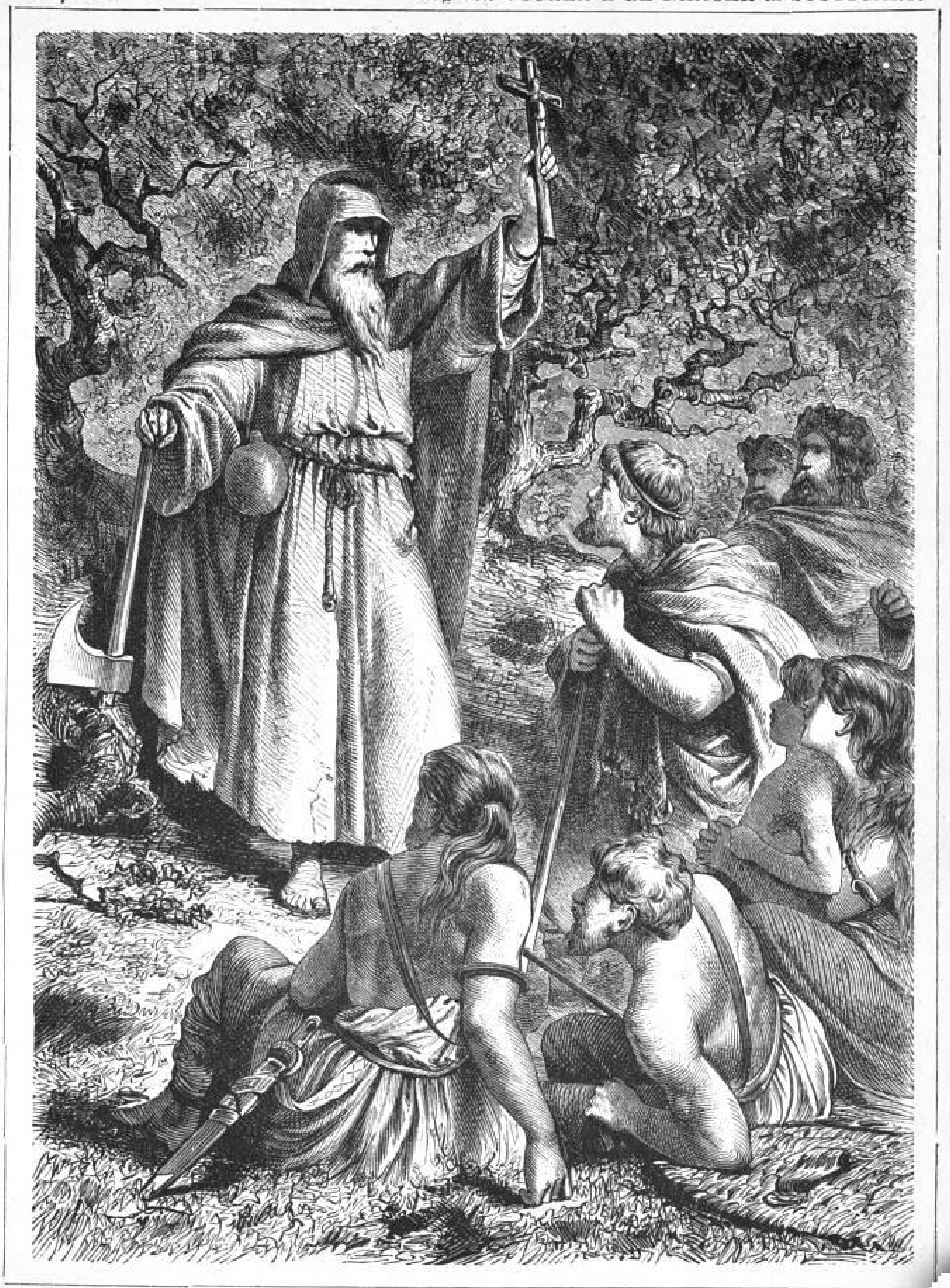
Geboren ums Jahr 680 in dem Städtchen Kirton in Davonshire erhielt er in dem Kloster Adescancastre (jetzt Exeter) und daraufhin in der Abtei Nhutscelle in Southhamptonshire eine vortreffliche Ausbildung und hier war es auch, wo er seinen ursprünglichen Namen Winfried mit dem Mönchnamen Bonifacius vertauschte. Von England über die Nordsee herüber nach Utrecht kam er erstmals im Jahr 717, allein hier sah er bald ein, daß von dem Bekehrungswerke, wenn man es auf die bisherige Weise forttreibe, unmöglich

etwas Nachhaltiges zu erwarten sei. Was half es, da und dort eine Einsiedelei zu errichten, da und dort einige Dutzende von Heiden zu taufen? Nein, um gründlich zu helfen, mußte die Mission im Großen betrieben werden, und dieß konnte nur geschehen, wenn die Missionäre in höherem Auftrag handelten und zugleich einer höheren Unterstützung theilhaftig wurden. Sofort wanderte also Bonifacius nach Rom und ließ sich von dem damaligen Patriarchen der abendländischen Kirche, dem Pabste Gregor II., mit ausgedehnten Vollmachten für die Bekehrung der Germanen versehen. Namentlich aber ließ er sich auch vom Pabste belehren, in welcher Weise mit der Bekehrung vorgegangen werden solle, und es wurde festgesetzt, daß man die bisherigen Sitten und Gebräuche der Germanen möglichst zu schonen und zu berücksichtigen habe. Eine Thorheit also sei es, die Götzentempel niederzureißen und die Thieropfer gewaltsam abzuschaffen. Vielmehr solle man die heidnischen Heiligthümer in christliche Tempel umwandeln und die geschlachteten Thiere zur Ehre Gottes verspeisen. Auch die alten Götter dürfe man nicht verhöhnen und eben so wenig die heidnischen Feste. Nein, sondern statt eines heidnischen Gottes habe man einen christlichen Erzengel zu substituiren, und statt eines Heidenfeiertags einen christlichen Festtag. Mit andern Worten, der Pabst gestattete, daß die neubekehrten oder vielmehr neuzubekehrenden Germanen die Begriffe, welche sie bisher mit ihren Göttern verbunden hatten, auf die Erzengel, Engel und Heiligen übertrügen, und daß also zum Beispiel der Erzengel Michael den Gott Odin, und der Apostel Petrus den Gott Donar ersetze. Ja sogar das gestattete er, daß man den Germanen zu lieb das Hauptfest der Christen, das Fest der Auferstehung des Heilandes, mit dem heidnischen Hauptfeste der Göttin Ostara, das ist der Frühlingsgöttin, vermenge, und daß man ihm selbst den Namen dieser Göttin — unser heutiges Ostern — gebe. So weit gieng Gregor II. und man ersieht hieraus, daß es ihm nicht sowohl darum zu thun war, die Germanen zu wirklichen Christen, als vielmehr zu Mitgliedern der von ihm abhängigen römisch-katholischen Kirche zu machen. Mit andern Worten, Heiden im Innern mochten unsere Vorväter immerhin bleiben, wenn sie nur ihn, den Pabst, als solchen anerkannten und ihm, als solchem, gehorchten.

In solcher Weise ausgerüstet, zog nun Bonifacius anno 719 zum zweiten Male nach Utrecht, um von hier aus die Bekehrung der Thüringer und Friesen zu betreiben. Allein eigenthümlich, weder die Friesen noch die Thüringer wollten etwas von seinem Christenthum wissen, obwohl er es ihnen sehr mundgerecht machte, und nachdem er sich vier Jahre lang vergeblich abgemüht, kam er zur Einsicht, daß er ohne die gewichtige Unterstützung des Beherrschers der Franken, damals noch Karl Martells, nichts ausrichten könne, denn Karl Martell war der Einzige, der den genannten Germanenstämmen Schrecken und Ehrfurcht zugleich einflöste. Wie sollte er sich aber nun die Unterstützung jenes gewaltigen Herrschers verschaffen? Nun, er wußte keinen andern Weg — denn er selbst als bescheidener Mönch und Glaubensbote hatte weder Einfluß noch Verbindungen — als die Vermittlung des Pabstes, und somit wanderte er anno 723 zum zweiten Male nach Rom. Dort wurde er von Gregor II. äußerst gut aufgenommen und ihm auch sogleich die Verwendung bei Karl Martell zugesagt. Aber nur unter Einer Bedingung, der nemlich, daß Bonifacius versprach, bei seiner Mission stets nur im Einklang mit Rom zu handeln und den Interessen des apostolischen Stuhles in unbedingtester Weise zu dienen. Nachdem sofort Bonifacius diesen Eid geschworen, weihte ihn im November 723 Gregor II. zum Bischof der bereits bekehrten und noch zu bekehrenden Germanen und versah ihn mit dem gewünschten Schreiben an Karl Martell. Dieser aber, einsehend, daß die Taufe das wirksamste Mittel sei, um die widerspenstigen Germanen zu richtigen Gliedern des Frankenreichs zu machen, stellte dem Bonifacius einen offenen Schirm- und Schutzbrief aus, in welchem er Jedermann verkündete, daß er bereit sei, die Bemühungen des neuen Bischofs, wenn nöthig, mit gewappneter Hand zu unterstützen. Nunmehr begann Bonifacius von neuem seine Wirksamkeit, aber dießmal in ganz anderer Weise als früher. Die Furcht nemlich, welche der Name des Frankenbeherrschers den heidnischen Germanen einflößte, stand ihm zur Seite und wirkte zum mindesten eben so viel, wenn nicht noch viel mehr, als seine eigene Bekehrungskunst. Stetig also, wenn auch nur allmählig, wich das Heidenthum in Thüringen, Hessen, Ostfranken, und zum Theil auch in Friesland zurück,

und unmittelbar auf das Zurückweichen folgte regelmäßig die apostolisch-römische Kirchenorganisation. Alles nemlich richtete er so ein, wie es der Pabst in Rom haben wollte, und wenn ihm ein Mönch, oder Geistlicher, oder Bischof in diesem oder jenem widersprach, so ruhte er nicht, als bis der Pabst denselben verflucht und der Beherrscher der Franken den Fluch ausgeführt hatte. Das Hauptsächlichste übrigens konnte Bonifacius erst leisten, nachdem von 741 an der nachherige König Pipin das Steuer der Regierung ergriffen hatte, denn diesem war es aus Gründen, die wir bereits weiter oben des Näheren auseinandergesetzt haben, äußerst darum zu thun, den Pabst ganz und gar auf seine Seite zu bringen, und so unterstützte er den Bonifacius, den großen Beförderer des Pabstthums in Deutschland, auf alle Weise. Ja nicht blos sein Ansehen, sondern auch sein Schwert setzte er dafür ein, daß der römische Katholicismus bei den schon oftmals von uns genannten Volksstämmen zur vollsten Geltung komme, denn nur dadurch war es möglich, die Alemannen, Baiern, Hessen, Thüringer und Friesen als gleichartige Theile ins Frankenreich einzufügen.

Doch worin bestanden nun die großen Errungenschaften des Apostels der Deutschen, welchen Gregor III., der Nachfolger Gregors II., bereits anno 732 zum Erzbischof von Germanien mit dem Sitz in Mainz beförderte? Vor allem gründete er die beiden Klöster Amömburg und Fritzlar, welch' letzteres sich durch die damit verbundene Schule einen hochberühmten Namen erworben hat. Sodann theilte er das Herzogthum Baiern in die vier großen Diöcesen Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau ein und setzte über jede derselben einen besonderen Bischof, welcher dem Pabst in Rom Gehorsam schwören mußte. Ueberdem wußte er in dem Herzog Dilo eine solche Freigebigkeit gegen die Kirche zu erwecken, daß die Großen seines Herzogthums dadurch zu gleicher Liberalität angespornt wurden, was in dem kurzen Zeitraum von 740—778 die Gründung von nicht weniger als neun und zwanzig neuen Klöstern, und zwar zum Theil in den schaurigsten Wildnissen (die fleißigen Benedictiner wußten sie aber schon nach kurzem in die freundlichsten und fruchtbarsten Gefilde umzuschaffen) zur Folge hatte. Weiter rief er die Bisthümer Würz-



St. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, im Jahre 724 nach Chr. Geb.

Geb.

burg, Erfurt, Buraburg (bei Fritzlar) und Eichstädt im Hessischen und Thüringenschen ins Leben und von Seiten der fränkischen Machthaber wurden sie so freigebig mit Gütern ausgestattet, daß sie auch später noch zu den reichsten in ganz Deutschland gehörten. Sodann hielt er als päbstlicher Legat (Gregor III. machte ihn dazu) mehrere Synoden (d. h. Zusammenkünfte von Bischöfen) ab, auf denen theils den im Frankenreich eingerissenen Mißbräuchen im Kirchenregiment gesteuert, theils Hochwichtiges zur Neubegründung des hierarchischen Verbandes beschlossen wurde. Ferner richtete er das Kloster Fulda als Pflanzschule für Missionäre und Glaubensboten ein, und endlich war er es, der durch die Salbung Pipins zum Könige des Frankenlandes der römisch-katholischen Kirche Franco-Germaniens einen ewig dankbaren allerhöchsten Gönner erwarb. Das war das segensreiche Wirken des heiligen Bonifacius, der, als er im Jahr 755 nochmals eine Missionsreise zu den Friesen unternahm, von diesen mit allen seinen zwei und fünfzig Begleitern elendiglicher Weise ermordet wurde, und nun, nachdem wir dieses geschildert, können wir wieder zu König Pipin zurückkehren.

Daß Pabst Zacharias seine guten Gründe gehabt habe, dem Majordomus Pipin, der wegen der Uebernahme der fränkischen Königskrone bei ihm anfragte, eine so überaus günstige Antwort zu ertheilen, habe ich schon weiter oben gesagt, und der Leser wird nun begierig sein, diese guten Gründe kennen zu lernen. Vor allem möge er sich erinnern, in welchem feindseligen Verhältniß die Päbste zu den Longobardenkönigen standen, und nicht minder möge er daran denken, daß mit Luitprand ein König auf den Longobardenthron kam, der nicht bloß sofort den Entschluß faßte, das byzantinisch gebliebene Italien mit Rom vollends seiner Herrschaft zu unterwerfen, sondern der auch ganz der Mann dazu war, einen solchen Beschluß durchzuführen. Kam nun aber auf diese Art Rom in seinen Besitz, so war es um die Herrschaft des Pabstes geschehen, denn dann regierte Luitprand in Rom und wußte den Pabst unter dem Daumen zu halten. Deßwegen suchte schon Pabst Gregor III. in den Jahren 739 bis 740 dreimal auf's dringendste um die Hülfe Karl Martells gegen den immer näher heranrückenden König Luitprand nach und erlangte wenigstens so viel,

daß Karl Martell durch zwei Bischöfe, die er nach Pavia sandte, den Longobardenkönig bewog, von Rom abzulassen. Etwas später gelang es sogar dem so äußerst beredten Pabst Zacharias, dem Nachfolger Gregors III., von Luitprand die Zusicherung eines zwanzigjährigen Separatfriedens zu erhalten, und nun war wenigstens die augenblickliche Gefahr abgewendet. Doch im Jahr 749, im Juli, starb König Luitprand und sein Nachfolger Aistulph that sofort den feierlichen Schwur, nicht zu ruhen, als bis er sich ganz Wälschland unterthänig gemacht habe. Auch machte er nicht lange hernach den Anfang mit der Eroberung des ihm noch nicht gehörigen Landes, und zwar mit Unteritalien, von dessen Städten er eine nach der andern bezwang. Jetzt gerieth Pabst Zacharias in eine furchtbare Angst, und wie er nun seine Blicke sehnsüchtig nach dem Majordomus Pipin hinwandte, ob er diesen nicht etwa zur Hülfeleistung bewegen könne, siehe, da kam jene Botschaft Pipins, von der ich längst berichtet habe. Jetzt konnte er den gewaltigen Majordomus durch eine zuvorkommende Antwort für sich gewinnen, und darum wußte auch der letztere zum voraus, wie die Antwort ausfallen würde. Natürlich, denn wenn Pipin dem Pabste nicht gegen den König Aistulph beistand, so war es um die Macht Seiner Heiligkeit höchst wahrscheinlich für immer geschehen.

Es stand übrigens noch gut zwei Jahre an, bis der Pabst sich gezwungen sah, die fränkische Hülfe in Anspruch zu nehmen, und nicht mehr Pabst Zacharias war es, sondern sein Nachfolger Stephan II. Im Winter von 753 auf 754 nemlich befand sich König Pipin in Dietenhofen, als man ihm die seltsame Nachricht überbrachte, daß Stephan II., ein kranker Greis von fast achtzig Jahren, mitten im strengen Winter die Alpen überschritten habe, um seinen, des Königs Beistand anzuflehen, und sogleich sandte er ihm seinen Sohn Karl (den nachherigen Karl den Großen) entgegen. In Pontion, einem Schlosse König Pipins, fand die erste Zusammenkunft statt, und der Pabst mit seiner Begleitung, im härenen Gewand und Asche auf dem Scheitel warf sich dem Könige zu Füßen, ihn so lange um seinen Beistand anflehend, bis derselbe Ja sagte. Draufhin ward Stephan II. von Pipin nach dem Schlosse Kiersy an der Oise geführt und hier

kam zu Anfang des Jahres 754 ein förmlicher Vertrag zwischen ihnen beiden zu Stande. Der Pabst nemlich verpflichtete sich nicht nur den Pipin feierlich als König zu salben, sondern auch diese Salbung auf dessen Söhne auszudehnen und zugleich die Großen des fränkischen Reichs öffentlich mit der Excommunikation zu bedrohen, wenn sie je aus einem andern Geschlecht, als dem Pipins, einen König erwählen würden; der König aber versprach dem Pabste seinen Beistand gegen die Longobarden und zugleich die Sicherung des Besitzes der Stadt Rom mit deren ganzen Umgebung. Ja sogar das ganze Exarchat, also alles Land, das zwischen Ravenna, Bologna, Perugia, Rom und Ancona liegt, soll er ihm versprochen haben und dazuhin noch die Herzogthümer Spoleto und Benevent nebst der Insel Corsica und der Lagunenstadt Venedig. So behaupten wenigstens die römisch-gesinnten Geschichtsschreiber damaliger Zeit und zwar, so ungeheuerlich-freigebig auch die Schenkung — die übrigens erst erobert werden sollte — war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit. Doch darin lag noch nicht einmal die Hauptsache, sondern diese lag vielmehr darin, daß König Pipin sein Thronrecht erst für gesichert hielt, nachdem der Pabst dasselbe durch die Salbung geheiligt hatte, und daß er also dem Pabst gleichsam ein Verfügungsrecht über den Thron einräumte. Auch merkten sich dieß die Nachfolger Stephans II. gar wohl und blieben consequent dabei, daß sie über die Kronen verfügen könnten, woraus dann später die furchtbarsten Kämpfe entstanden; für jetzt aber spielte der Pabst noch den Unterwürfigen, weil er der Hülfe Pipins gegen seine Feinde, die Longobarden, gar nothwendig bedurfte. Genug also, der Vertrag wurde abgeschlossen und der König dann mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen vom Pabste in St. Denys feierlichst gesalbt. Auch ernannte ihn Stephan II. zum Patricius von Rom, das ist zum Beschützer der römisch-apostolischen Kirche, und draufhin schickte Pipin eiligst eine Gesandtschaft an den König der Longobarden, um ihn zu vermögen, all' das bereits eroberte Gebiet des römischen Ducats an den Pabst herauszugeben. Aistulph weigerte sich dessen und die Folge war, daß Pipin mit einem mächtigen Heere gegen ihn über die Alpen zog. Das Kriegsglück war mit den Franken, und nachdem sie den Longobardenkönig in offener Feldschlacht

geschlagen, schlossen sie ihn in seiner Hauptstadt Pavia ein. Nun erklärte sich Aistulph zum Frieden bereit und derselbe wurde auch sofort unter zwei Bedingungen abgeschlossen. Einmal nemlich mußte der Longobardenkönig die eroberten Theile des römischen Ducats — nicht mehr nicht weniger und vom Exarchat sowie von Spoleto und Benevent war damals noch keine Rede — dem Pabst zurückgeben und sodann hatte er dem Könige Pipin 30,000 Goldsolidi für Kriegskosten, sowie einen jährlichen Tribut von 5000 Goldstücken zu zahlen. Jetzt zog Pipin im December 754 wieder nach Hause, glaubend den Streit zwischen dem Pabst und den Longobarden für immer geschlichtet zu haben; allein siehe da, kaum war er aus Italien fort, so brach Aistulph sein feierlich gegebenes Wort, sammelte seine Schaaren von neuem, fiel mit Uebermacht ins Römische ein und fieng an den Pabst in Rom selbst zu belagern. Eiligst beschwor also dieser den König Pipin von neuem um seine Hülfe und letzterer sah sich also genöthigt, im Sommer 755 zum zweiten Male über die Alpen zu ziehen. Diese zweite Heerfahrt endigte aber mit einem noch weit glänzenderen Siege der fränkischen Waffen und nach einem kurzen Feldzuge mußte Aistulph demüthigst um Frieden flehen. Er wurde ihm gewährt, doch unter weit härteren Bedingungen als das erste Mal. Nummer Eins nemlich mußte Aistulph dem Frankenkönige den dritten Theil all' seiner Schätze ausliefern und dazuhin dessen Oberherrlichkeit anerkennen. Nummer Zwei erhielt der Pabst jetzt wirklich den größten Theil des Exarchats, das ist die nachmalige Romagna mit den Städten Bologna, Ferrara, Faenza, Imola, Forli, Osimo und Macerata, sowie die sogenannte Pentapolis, worunter man die fünf Küstenstädte Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro und Rimini verstand. Das war der Grund und Anfang des nachherigen Kirchenstaats, mit andern Worten der weltlichen Herrschaft des Pabstes, wodurch die Einigung Italiens unter einem und demselben Herrscher auf Jahrhunderte hinein unmöglich gemacht und ein ewiger Kampf um die einzelnen Provinzen jenes schönen Landes hervorgerufen wurde. Für jetzt aber bedeutete jene Creirung des Kirchenstaats den Frieden, denn die Longobarden wagten für die ächsten Jahre keinen neuen Angriff mehr auf das nunmehr päbstliche Gebiet. Das

am übrigens hauptsächlich daher, daß König Aistulph gleich nachher, Januar 756, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde starb und rch den gedoppelten Einfluß des Pabstes und des Königs Pi- Herzog Desiderius von Tuscien aus der Mitte von vielen Bewerbern auf den Longobardenthron erhoben wurde.

Wir haben für nöthig gefunden, das Obige weitläufiger zu erzählen, weil aus der intimen Verbindung König Pipins mit dem Pabste später die gewichtigsten Folgen hervorgiengen; über die sonstigen Staatsactionen Pipins dagegen glauben wir mit ziemlicher Kürze hinweggehen zu können. Vor allem führte er zwei schwere Kriege mit den Sachsen, den einen anno 753, den anderen anno 758, denn dieses eben so tapfere als freiheitsliebende Volk wollte nicht einmal an seinen Gränzen die fränkische Oberherrschaft dulden. Schon Karl Martell hatte sie deßhalb mit Krieg überzogen, aber wenig genug gegen sie ausgerichtet und eben so ergieng es nun auch dem König Pipin, trotzdem er mit großer Macht in ihr Land eindrang. Doch verwüstete er ihr ganzes Gränzgebiet mit ausgesuchter Grausamkeit uud zwang dadurch den nächstanwohnenden Ast des großen Stammes zu dem Versprechen, ihm einen Tribut von jährlich dreihundert Pferden zu leisten. Weit glücklicher war Pipin gegen die Araber, welche sich nach den furchtbaren Niederlagen, die ihnen Karl Martell beigebracht, wie wir wissen nur noch in Septimanien zu halten vermochten und insbesondere die Festungen Narbonne und Cariassone inne hatten. Das wars aber nicht allein, sondern weil sie Septimanien besaßen, gehörten ihnen auch die Pässe über die Pyrenäen und sie konnten also, wenn sie wollten, Frankreich von Spanien her immer wieder überfluthen. Diese Gefahr mußte ein für allemal beseitigt werden und überdem wäre es nicht für König Pipin, den der Papst selbst gesalbt hatte, eine furchtbare Schmach gewesen, zu dulden, daß die Ungläubigen immer noch auf einem Theil des Grund und Bodens von Frankreich seßhaft waren? Kurz also nach der Besiegung der Longobarden entschloß sich Pipin zum Kriege gegen die Moslems und da ihm die christlichen Bewohner Septimaniens, die unter der Herrschaft des Islam sich äußerst schwer gedrückt fühlten, unter der Hand beistanden, so gelang ihm die Eroberung des Landes ohne allzugroße

Mühe. Die Festung Narbonne aber, das Hauptbollwerk der Araber, hielt sich drei Jahre lang, bis 759, und nur um ein kurzes früher ergab sich Carcassone. Nun aber war das große Ziel erreicht, ganz Frankreich gehörte der römisch-katholischen Kirche an und Pipin glaubte sofort das Schwert in die Scheide stecken zu dürfen. Mit Nichten übrigens, denn nunmehr empörte sich der Herzog Waifar von Aquitanien. Dieses große Land hatte, wie wir aus dem früheren wissen, die Frankenherrschaft immer nur höchst ungern ertragen und sein Herzog wußte sich daher immer eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren, wenn er auch seit Karl Martell die Oberherrlichkeit des Frankenherrschers nominell anerkannte. Nachdem nun aber Pipin sich Septimaniens bemächtigt und so Aquitanien nach allen Seiten mit fränkischem Gebiet umschlossen hatte, wurde es dem Herzog Waifar bange, es möchte nunmehr seiner factischen Unabhängigkeit mit Gewalt ein Ende gemacht werden, und somit griff er schnell zu den Waffen. Auch führte er den Krieg nicht ohne Muth und Geschick, was schon daraus ersichtlich ist, daß derselbe nicht weniger als acht Jahre lang, von 760 bis 768, andauerte. Ja selbst im Jahr 768 kam König Pipin nicht durch Waffengewalt zum Ziel, sondern vielmehr durch Verrath, denn in jenem Jahr am 2. Juni ermordeten einige Vasallen Waifars, welche Pipin vorher mit schwerem Gelde bestochen hatte, ihren Herrn und Wohlthäter im Schlafe und nunmehr wurde es dem Frankenkönige leicht, vollends Herr über ganz Aquitahien zu werden.

Jetzt endlich stand dem Könige Pipin weder ein innerer noch ein äußerer Feind mehr gegenüber, denn ein Aufstand des jungen Herzogs Thassilo von Baiern war blos versucht, aber nicht zur Ausführung gebracht worden, weil die Mutter Thassilos, Pipins Schwester, den Frieden vermittelte. Somit hoffte Pipin noch eine Reihe von Jahren hindurch das Glück der Ruhe genießen zu dürfen, allein plötzlich unter glänzenden Festen, die er zur Feier der Eroberung Aquitaniens zu Saintes an der Charente abhielt, schlich im Juli 769 ein Fieber an ihn heran, das sich durchaus nicht bannen lassen wollte, und sofort dachte nun Pipin an die Bestellung seines Hauses. Er ließ sich also nach Paris bringen und versammelte da die Großen seines Reichs, die geistlichen wie die weltlichen, zu einem Reichs-

tag um sein Krankenbette. Diesem Reichstag aber legte er seinen letzten Willen vor, darin bestehend, daß das Frankenreich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann getheilt würde, und die sämmtlichen Großen stimmten dieser Theilung zu. Draufhin schied König Pipin am 24. Sept. 768 aus dem Leben und wurde feierlichst in St. Denys beigesetzt.

Zweites Kapitel.

Karl der Große und die eiserne Krone der Longobarden.

(772 bis 787).

Von den beiden Söhnen Pipins erhielt der ältere Karl den bei weitem größeren Theil, nemlich ganz Austrasien und noch ein gut Theil von Neustrien; dem jüngeren Karlmann aber hinterließ der Vater außer dem Rest von Neustrien das frühere Burgund nebst der Provence und Septimanien. Es lag also in der Natur der Sache, daß Karlmann seinen älteren Bruder um das größere Erbtheil beneidete, und da er sich mit demselben noch überdem weder geistig noch körperlich messen konnte, so entstand bald ein tiefer Haß gegen Karl in ihm. Darum als nach dem Hinscheiden Pipins im Anfang des Jahrs 769 das tief gedemüthigte Aquitanien unter seinem neuen Herzog Lupus glaubte, die ihm genommenen Vorrechte zurückerobern zu können, und deßhalb die Fahne der Empörung aufstreckte, leistete Karlmann der Aufforderung seines Bruders Karl, die Empörung mit ihm vereint niederzuschlagen, keine Folge, sondern ließ den Karl allein zu Felde ziehen. Solches that dieser auch und zwar mit so viel Glück, Energie und Genie, daß Herzog Lupus nach einem kurzen Kampfe total gedemüthigt und zur eiligsten Flucht ins Pyrenäengebirg genöthigt wurde. Nun nach hergestelltem Frieden machte Karl dem jüngeren Bruder die bittersten Vorwürfe und es stand zu be=

fürchten, daß sich ähnliche Auftritte wie in dem gräulichen Hause der Merowinger, wiederholen möchten. Da gelang es der Mutter der beiden Könige, Bertha (einer Tochter des Grafen Charibert von Laon), welcher Karl mit unbedingter Liebe ergeben war, gerade noch zu rechter Zeit, im Herbst 770, den Frieden zwischen den Brüdern wiederherzustellen oder doch wenigstens für jetzt einen gewaltsamen Ausbruch des Hasses zu verhindern. Allein wer weiß, wie lange der Frieden angehalten hätte, und so war es als ein großer Segen zu betrachten, daß Karlmann am 4. Dezember 771 auf seiner Villa Samoncy bei Laon eines unerwarteten Todes starb. Jetzt nemlich entfloh Karlmanns Wittwe Girberga mit ihren zwei kleinen Knaben Pipin und Syagrius eiligst nach Pavia zum Longobardenkönig Desiderius, ohne Zweifel aus Angst, König Karl möchte ihr und ihren Söhnlein etwas Schlimmes anthun. Weil nun aber kein Thronerbe mehr da war, wurde es dem besagten Karl sehr leicht, die Großen des Reichsantheils, welchen sein Bruder besessen, also Neustriens, Burgunds, der Provence und Septimaniens auf seine Seite herüberzuziehen und schon ganz zu Anfang des Jahrs 772 erhielt er ihre Huldigung auf dem Schloß Charbonne an der Aisne. Somit war jetzt die Einheit der Regierung wiederhergestellt und Karl herrschte vom Lech bis zu den Pyrenäen, so wie von der Nord- und Ostsee bis zum mittelländischen Meere.

Zehn Städte und Ortschaften streiten sich um die außerordentliche Ehre, die Geburtsstätte **Karls**, den man später „den Großen" nannte, gewesen zu sein, allein mit Sicherheit konnte man bis jetzt nur die Zeit seiner Geburt, 2. April 742, ermitteln, während zugleich wahrscheinlich wurde, daß seine Wiege in Lüttich stand. Unbekannt ist ferner, wer sein Lehrer und Erzieher gewesen ist; um so besser aber kennen wir sein Aussehen. Er maß nemlich volle sieben Fuß und in der Leibesstärke nahm er es mit Jedem auf. Sein Haupt umwallten lange Locken und unter der stolz gewölbten Stirne blickten große feurige Augen hervor. Der Nacken war etwas gebückt, kurz und fleischig, die Brust hoch und breit, der Unterleib ein wenig hervorragend, die Haltung des Körpers aber durchaus aufrecht, der Gang fest und imponirend, die Stimme hell und scharfklingend. In

einem solchen Körper mußte nothwendig ein ungewöhnlicher Geist wohnen und in der That überragte auch Karl alle seine Zeitgenossen im Genie, im Scharfsinn und in der Stärke der Willenskraft, so daß er gleichsam ein geborner Feldherr und Staatsmann zu sein schien. Ueberdem zeichnete er sich durch eine solch' außerordentliche Gabe der Beredtsamkeit aus, daß ihm Niemand lange Widerpart halten konnte, und mit Recht hat man ihn daher einen Riesen an Körper und Geist zugleich genannt.

Schon unter seinem Vater hatte Karl als Kriegsoberster — besonders im Aquitanierkriege — Großes geleistet, seinen ersten selbstständigen Krieg aber, nachdem er Alleinherr geworden war, führte er gegen die Longobarden in Italien. Ueber diese herrschte damals, wie wir wissen Desiderius, der den Thron durch den Einfluß Pipins und des Pabstes (obwohl allerdings unter dem Widerspruch vieler Großen, welche andere Bewerber, besonders den königlichen Sprößling Rachis vorgezogen hätten) erlangt hatte. Er mußte also mit dem Pabste nothgedrungen in Frieden leben, allein wie schwach blieb das Longobardenreich, wenn es nicht ganz Italien umfaßte! Wenn es namentlich nicht Rom selbst seine Hauptstadt nennen durfte! Das fühlte auch Desiderius und demgemäß suchte er eine innige Familienverbindung mit dem fränkischen Königshause herzustellen. Er rechnete nemlich darauf, daß, wenn eine solche Verbindung hergestellt wäre, das fränkische Herrschergeschlecht dem Pabste seinen Schutz entziehen und ihm, dem Longobardenkönige, freiere Hand gegen Rom lassen würde. So wandte er sich denn gleich nach Pipins Tode an dessen Wittwe Bertha und schlug ihr eine Doppelheirath vor. Ihr Sohn Karl, der damals noch unverehelicht war (Karlmann, obwohl der jüngere, war es bereits, Karl aber begnügte sich bis jetzt mit einem Kebsweibe, Himiltrude geheißen, der Tochter eines edlen Franken), sollte seine Tochter Desiderata ehelichen, sein Sohn Adelchis aber ihre Tochter Gisela. Dieser Plan gefiel der Königin-Mutter gar wohl; nicht so aber dem Pabste, zu jener Zeit Stephan III. Vielmehr wurde dieser, sobald er von der Sache Kenntniß erhielt, ganz wüthend, denn er sah auf den ersten Blick ein, daß die Absicht des Desiderius dahin gehe, dem apostolischen Stuhl den Schutz des fränki-

schen Königshauses zu entziehen, und somit richtete er an die beiden Brüder Karlmann und Karl noch zu Ende des Jahrs 770 eine fulminante Epistel, durch die er die genannte Doppelheirath zu hintertreiben versuchte. „Die Longobarden", schrieb er, „seien gar nicht zu den eigentlichen Völkern zu rechnen, sondern von ihnen gehe ein stinkender Geruch aus, gerade wie von Aussätzigen, und wenn also die Doppelheirath von sich gehe, so würde das edle fränkische Königsgeschlecht dadurch tief besudelt." So arg nun aber auch der Pabst fulminirte, so half es ihn doch nichts, denn die Königin-Mutter hatte dem König Desiderius einmal ihr Wort gegeben, die Heurathen zu Stande zu bringen, und machte also ihren großen Einfluß auf ihren Erstgebornen Karl geltend, daß er einwilligte, die Prinzessin Desidereta zur Gattin zu nehmen. Noch im Frühjahr 771 wurde die Hochzeit gefeiert, nachdem Karl seine Geliebte, die obgenannte Himiltrude, von sich gethan; die Hochzeit der Prinzessin Gisela dagegen schob man noch einige Zeit hinaus, weil dieselbe das gehörige Alter noch nicht erreicht hatte. König Desiderius glaubte nun dadurch, daß er den gewaltigen König Karl seinen Tochtermann nennen durfte, am Ziele seiner Wünsche zu sein, allein siehe da, was er für seinen größten Vortheil errachtete, wurde sein ärgster Schaden, sein vollständiger Untergang. Nachdem nemlich Karl kaum ein Halbjahr mit Dosidereta verheirathet war, verstieß er sie kurzweg, ohne irgend einen Grund anzugeben, und man hat sich daher die Köpfe darüber zerbrochen, warum Karl dieß gethan habe. Die Einen meinten, es sei dem Pabst zu Liebe geschehen, die Andern, weil Desiderata etwas kränkelte. Der Grund lag aber wohl einfach darin, daß der junge König, der dem weiblichen Geschlechte besonders hold war, sich inzwischen in die wunderbar liebreitzende Hildegardis, die Tochter des schwäbischen Grafen Gottfried, verliebt hatte und dieselbe als seine Gattin heimführen wollte. Sei dem nun übrigens wie ihm wolle, Desiderata mußte im Spätherbst 771 zu ihrem Vater nach Pavia zurückkehren und dieser wurde sofort wüthend über die ihr angethane Schmach. Gleich darauf starb Karlmann und dessen Wittwe floh, wie schon gemeldet, mit ihren zwei Knaben nach Pavia, die Hülfe des Desiderius anflehend. Darin fand nun der Longobardenkönig eine vortreffliche Gelegenheit

sich zu rächen, und er erkannte daher nicht nur die beiden jungen Söhne Karlmanns als die rechtmäßigen Erben der väterlichen Lande an, sondern drang auch in stürmischer Weise in den Pabst, seit Januar 772 Hadrian I., daß er die Knaben zu Königen salbe. Beides natürlich aus keinem andern Grunde, als um die Anhänger des verstorbenen König Karlmann und seiner Familie zu ermuthigen und so den Bürgerkrieg in Burgund, der Provence und Neustrien anzufachen. Dieß gelang ihm aber nicht, denn einmal hatte, wie bereits gemeldet, Karl die Großen aller der Lande, die früher seinem Bruder gehört, in ihrer großen Mehrzahl schnell für sich gewonnen uns sodann weigerte sich der Pabst aufs entschiedenste, das Verlangen ded Desiderius zu erfüllen. Nun kehrte sich die Wuth des Letzteren gegen den Pabst und er überzog sofort das Gebiet desselben mit Krieg. Schnell nach einander eroberte er im Sommer 772 die Stadt Faenza, das Herzogthum Ferrara, die Feste Comachio und selbst das stolze Ravenna. Noch mehr, im Herbste drang er von Sinigaglia aus über die Apenninen vor, in keiner andern Absicht, als Rom selbst zu gewinnen, und daß ihm dieß gelingen werde, daran zweifelte er keinen Augenblick lang. Einmal neulich war König Karl gerade damals auf einem Feldzug gegen die Sachsen begriffen und konnte also dem Pabste keine Hülfe leisten, selbst wenn er wollte. Sodann hatten die fränkischen Großen schon unter König Pipin immer große Abneigung gegen einen Krieg mit Italien an den Tag gelegt, weil eine Heerfahrt über die Alpen immer mit schweren Mühsalen verbunden war, und diese Abneigung, dachte Desiderius, werde unter König Karl nicht abgenommen haben. Weiter wußte der Longobardenkönig vorsichtigerweise die Hauptalpenpässe, die von Gallien nach Italien führten, mit Festungen wohl zu verwahren und so dieselben sozusagen unpassirbar zu machen. Endlich zählte er auch noch auf die Beihülfe des Baiernherzogs Thassilo, der sein Tochtermann geworden war und, wie er wußte, sich schon lange nach einer Gelegenheit sehnte, sich vom Frankenreiche unabhängig zu machen. Also calculirte der König Desiderius; allein er täuschte sich in Allem, wie vor noch nicht gar vielen Jahren sein Vorgänger Aistulph.

Zwar allerdings konnte König Karl im ersten Augenblicke, da

er vom Papst Hadrian I. um seine Hülfe gegen den Longobardenkönig angegangen wurde, nicht über die Alpen rücken, weil ihn der Heerzug gegen die Sachsen daran hinderte, allein er schickte dafür eine solenne Gesandtschaft an den Desiderius ab, welche von letzterem mit strengen Worten verlangte, er solle sofort das römische Gebiet räumen, und wie diese Gesandtschaft nicht so, wie sich gehörte, respektirt wurde, beschloß er sofort den Feldzug auf das Jahr 773. Noch mehr, er beschloß zugleich, der Herrschaft des Desiderius für immer ein Ende zu machen und sich selbst die longobardische Krone aufs Haupt zu setzen, damit er so den Anfang zu dem Weltreich mache, von dem er seit seinen Jünglingsjahren träumte. Hievon unterrichtete er auch sofort den Pabst, und dieser, der einstweilen alle Truppen, über die er verfügen konnte, in Rom zusammengezogen hatte, war natürlich mit allem einverstanden. So kam das Frühjahr 773 herbei, ohne daß Rom gefallen wäre, und nun sammelte König Karl den fränkischen Heerbann in Genf, um von da aus die Alpen zu übersteigen. Im Mai brach er auf; er selbst mit einem Theil des Heeres über den Montcenis, sein Oheim Bernard mit dem andern Theil über den Jupitersberg, der dann von dort an den Namen „der groß: Bernard" erhielt. Allein kaum war er aufgebrochen und dieser sein Aufbruch in Italien bekannt geworden, so vollzog sich dort ein ganz eigenthümlicher politischer Proceß. König Desiderius nemlich hatte unter seinen eigenen Unterthanen eine Menge von Feinden. Vor allem die höhere Geistlichkeit, welche es mit dem Pabste hielt, und sodann diejenigen unter den weltlichen Großen, die früher statt seiner den Königssprößling Rachis zum Herrscher hatten haben wollen. Diese alle zusammen nun sammelten sich unter Anführung des Anselmus, des früheren Herzogs von Friaul, eines Schwagers des Rachis, zu einer großen Partei, welche ihr Handeln damit begann, daß sie dem vorrückenden König Karl vertraute Männer entgegensandte, welche ihn wie seinen Oheim auf Gebirgswegen, die nur Eingeweihte kannten, an den Alpenfestungen des Desiderius ungefährdet vorbeiführten. So stand das fränkische Heer im Juni 773 plötzlich, wie aus der Erde herausgewachsen, in der lombardischen Ebene, und nun ergriff das Heer des Desiderius ein wahrhaft panischer

Schrecken, der noch dadurch vermehrt wurde, daß jetzt die Besatzungen jener umgangenen Alpenfestungen in wilder Flucht, um nicht abgeschnitten zu werden, herbeistürzten. Viele machten sich daher auf ihre Beine und verloren sich da und dorthin; Andere aber, und dazu gehörte die große Partei des Anselmus, giengen offen zu dem heranrückenden Frankenkönig über, so daß kein Mensch mehr wußte, wem man trauen dürfe. Was blieb nun dem Könige Desiderius und seinem Sohne übrig? Nichts, als daß sie sich mit so viel Truppen, als ihnen treu blieben, in ihre Festungen warfen, um sich da so lange als möglich zu vertheidigen, und so wählte denn Desiderius für sich und seine Gattin Pavia, während sich Adelchis mit Karlmanns Wittwe und Kindern in Verona einschloß. Es sollte sie aber wenig helfen, denn schon im April 774 mußte sich, vom Hunger bezwungen, Verona, und einige Wochen später, im Juni, auch Pavia ergeben. Doch glückte es dem Adelchis, noch vor dem Falle Veronas nach Pisa und von da nach Constantinopel zu entkommen; Desiderius aber und seine Frau, so wie auch Karlmanns Wittwe mit ihren zwei Söhnlein mußten sich an den Frankenkönig ergeben, der sie sofort über die Alpen nach Frankreich bringen ließ. Den Desiderius nemlich in das Kloster Corbin in der Picardie, wo er nach einigen Jahren als Mönch starb; seine Gattin aber mit Karlmanns Wittwe und deren Kindern nach Lüttich, und zwar ohne Zweifel in ein sicheres Haus, denn man hat nachher nie mehr etwas von ihnen gehört.

So kam bis zum Sommer 774 das ganze Longobardenreich, mit Ausnahme des Herzogthums Benevent, das weit südlich von Rom lag, in die Hände des Frankenkönigs, und derselbe hielt sofort noch vor Pavia eine große Reichsversammlung, d. h. eine Versammlung der höchsten weltlichen wie geistlichen Würdeträgern ab, um sich von ihnen die eiserne Krone auffsetzen zu lassen. Natürlich fügten sie sich, und dafür bestätigte sie Karl in allen ihren Würden und Rechten. Auch sonst ließ er das eroberte Reich bestehen, wie es früher bestanden hatte — nur mit dem Unterschied, daß er jetzt als König über dasselbe gebot, statt früher ein eingeborner Longobardenfürst — und bewies sich überhaupt so mild und wohlwollend gegen seine neuen Unterthanen, daß man wohl sah, es müsse ihm besonders viel daran

gelegen sein, ihre Herzen für sich zu gewinnen. Doch wie ward ihm dafür vergolten? Nach einem kurzen Besuche in Rom beim Pabste Hadrian, der den Sieger natürlich mit Ehren überschüttete und dafür, neben Bestätigung der früheren, noch einige neue Schenkungen erhielt, kehrte Karl im Herbste 774 nach seiner Residenz Dietenhofen bei Metz zurück, um da den Winter zuzubringen. Nicht aber in Müssigkeit und Wohlleben, sondern in angestrengtester Thätigkeit, denn es handelte sich fürs Jahr 775 um einen neuen Feldzug gegen die Sachsen. Dieser Feldzug wurde natürlich ins Werk gesetzt, wie wir später sehen werden, und sollte im Jahr 776 erneuert werden, um die Sachsen desto gründlicher zu Paaren zu treiben. Allein siehe da, im Winter von 775 auf 776 erhielt Karl eine Nachricht aus Italien, die ihn nöthigte, für jetzt von den Sachsen abzustehen. Verschiedenen longobardischen Großen nemlich, wie dem Herzog Rodgaud von Friaul, dem Herzog Hildebrand von Spoleto und dem Herzog Reginald von Chiusi gieng es gegen den Sinn, daß sie sich von einem Fremden, statt einem Longobarden, regieren lassen sollten, und demgemäß setzten sie sich mit dem Herzog Arichis von Benevent und dem nach Constantinopel entflohenen Prinzen Adelchis in Verbindung, um den letzteren auf den Longobardenthron zu setzen. Im März 776 sollte der Aufstand losbrechen und die Verschwornen hofften mit Leichtigkeit über die fränkischen Besatzungen im Lande Herr zu werden. Aber siehe da, mit Blitzesschnelle, mitten im Winter von 775 auf 776, drang Karl mit einem Heer über die Alpen, tödtete den Herzog Rodgaud von Friaul, der sich ihm entgegenstellte, im Kampfe und machte so der longobardischen Schilderhebung ein Ende, noch ehe sie ins Leben getreten war. Von jetzt ab fügten sich auch die longobardischen Großen in das Unvermeidliche, mit Ausnahme des Herzogs Arichis von Benevent, der zehn Jahre später, anno 786, einen neuen Aufstandsversuch zu Gunsten seines Schwagers Adelchis machte und in dieses Unternehmen alle widerstandsfähigen Feinde des Frankenkönigs zu verwickeln bemüht war. Allein auch dießmal kam König Karl den Verschwornen zuvor, drang mit gewaltiger Heeresmacht bis nch Benevent hinunter, und zwang den Arichis unter den demüthigendsten Bedingungen zur Unterwürfigkeit. Damit hatten dann alle

und jede weiteren Bestrebungen, ihm das Longobardenreich streitig machen zu wollen, für immer ein Ende gefunden, und er gab hierauf diesem Reiche in seinem Sohne Pipin unter dem Titel eines Königs von Italien einen eigenen Regenten mit einer eigenen Hofhaltung, jedoch natürlich unter seiner, des Vaters, Oberregierung. Wohlverstanden aber, ganz Italien umfaßte dieses Königreich nie, sondern ausgenommen waren einmal das große päbstliche Gebiet und sodann ganz Unteritalien mit den Hauptstädten Neapel, Gaëta, Salerno und Amalfi, so wie mit der großen Insel Sicilien, worüber der byzantinische Kaiser wie früher zu herrschen fortfuhr. Nicht minder behauptete auch die Lagunenstadt Venedig, die ihrer Lage wegen fast unangreifbar war, unter einem eigenen Herzog ihre Unabhängigkeit (die Stadt entstand seit der Zerstörung von Aquileja im Jahr 452 aus kleinen Anfängen, weil sich Flüchtlinge auf den Inseln Rialto, Malamocco und Torello ansiedelten), bildete sich aber schon jetzt immer mehr zur Republik aus.

Noch muß ich anführen, daß nach den unterdrückten Aufstandsversuchen König Karl sich veranlaßt sah, die longobardische Reichsverfassung, die er bisher hatte bestehen lassen, ganz aufzuheben und dafür die fränkische Gerichtsverfassung nebst dem fränkischen Lehenwesen einzuführen. Die großen Herzogthümer wurden also aufgehoben und in viele kleinere Grafschaften verwandelt; zu Inhabern dieser Grafschaften aber machte er lauter Franken, oder vielmehr Franco-Germanen, welche ihm, als ihrem Lehensherrn, den Eid der Treue zu leisten hatten. Auch siedelte er von jetzt ab viele Franco-Germanier in dem eroberten Lande an, besonders Franken und Alemannen — jene in Toscana und in den Gränzstrichen des päbstlichen Gebiets, diese im Piemont und an den Abhängen der Alpen — und gab ihnen Theile der königlichen Domainen, die von den Longobardenkönigen auf ihn übergekommen waren, oder auch Stücke der Ländereien, die er den rebellischen Großen abgenommen hatte, zu Lehen. Er wollte sich nemlich den Besitz von Oberitalien für immer und ewig sichern und dazu sollten ihm die franco-germanischen Ansiedlungen helfen.

Drittes Kapitel.

Karls des Großen Kämpfe mit den Arabern.

(777 bis 801.)

Daß König Karl schon gleich im Anfang seiner Regierung den Aufstand in Aquitanien unter dem Herzog Lupus niedergeschlagen und den Letzteren genöthigt habe, in die Pyrenäen zu entfliehen, habe ich bereits erzählt. Er entfloh aber in den Theil der Pyrenäen, welcher sich zwischen Bayonne und Pampeluna hindehnt, zu dem wilden Volke der Basken und Vasconen — aus dem Gebiet der auf französischer Seite wohnenden Vasconen ist nachher die jetzige Gascogne entstanden —, das bis jetzt wegen der Unzugänglichkeit des Gebirges seine Unabhängigkeit bewahrt hatte, und wußte sich daselbst bald ein großes Ansehen zu verschaffen. Ja nach einigen Nachrichten sollen ihn sogar die Vasconen zu ihrem Herzog, und die Basken wenigstens zu ihrem Oberfeldherrn erwählt haben! Dort lassen wir ihn für jetzt und wenden uns zu den Arabern, vor welchen das westgothische Reich so sehr in Trümmer zerfallen war, daß nur noch einige wenige kleine Reste von Gothen in den Gebirgen Asturiens ihre Selbstständigkeit zu bewahren wußten. Vierzig Jahre lang etwa herrschten die Araber in vollkommener Einigkeit, und zwar war ihr Oberherr ein jeweiliger Statthalter, welchen der Khalif von Damaskus oder Bagdad hersandte. Da entbrannte über der Besetzung des Khalifenstuhls in der Mitte des 8. Jahrhunderts ein furchtbarer innerer Krieg unter den Moslems (zwischen Abbesiden und Omajjaden) und dieser Krieg erstreckte sich bald auch auf Spanien. Ums Jahr 756 nemlich landete der letzte Omajjade, Abd-ur-Rhaman, von Nordafrika her in Spanien und gewann bald den größten Theil der dortigen Moslems für sich. Sofort schlug er seine Residenz in Cordova auf und legte sich den Namen eines Khalifen von Spanien und Nordafrika bei. Das gefiel aber einem kleineren Theile der spanischen Moslems, besonders denen, welche zwischen dem Ebro und den Pyrenäen wohnten, durchaus nicht, und sie suchten sich unter eigenen Emiren oder Häupt-

lingen von ihm unabhängig zu erhalten. In die Länge übrigens, sahen sie wohl ein, würden sie sich gegen ihn wegen seiner Uebermacht nicht zu halten vermögen und es blieb ihnen also nichts übrig, als sich nach auswärtiger Hülfe umzuschauen. Wer aber allein konnte ihnen diese leisten? Nun natürlich kein Anderer, als ihr mächtiger Nachbar über den Pyrenäen drüben, der große Beherrscher des Frankenreichs. Zwar allerdings, er war ein Christenkönig, und eine Allianz mit ihm mußte als ein Verrath am muhammedanischen Glauben angesehen werden, allein die westgothischen Christenhäuptlinge hatten ja ihrer Zeit auch denselben Verrath begangen, als sie die Moslems herbeiriefen, warum sollten also sie, wenn es ihr Vortheil heischte, nicht eben so verrätherisch handeln dürfen? Gut also, König Karl saß im Herbst 777 nach einem abermaligen heftigen Kampfe mit den Sachsen in Paderborn und hatte da die Großen seines gewaltigen Reiches um sich versammelt, als schnell hintereinander zwei Gesandtschaften aus Spanien vor ihm erschienen. Die Eine, unansehnlich und bescheiden, gieng von jenen Westgothenresten, die sich in Asturiens Gebirgen mit Mühe gegen die Araber hielten, aus, und stellte das Ansinnen an den König, er solle der weiteren Ausdehnung der muhammedanischen Herrschaft durch einen Feldzug in Spanien ihre Grenzen setzen; die Andere, ungeheuer prunkend, zugleich auch fremdartig in ihrem Aufzuge, bestand aus verschiedenen arabischen Emiren oder Fürsten, unter welchen der Beherrscher Saragossas, Solimann Ebnalarabi, besonders hervorragte, und bewarb sich um die Hülfe Karls gegen den Khalifen Abd-ur-Rhaman I. Nicht übrigens blos bittend traten die beiden Gesandtschaften auf, sondern auch mit Versprechungen, und es erklärten die austurischen Westgothen, daß sie für die Zukunft die Oberherrschaft der fränkischen Herrscher anerkennen würden; die arabischen Emire aber giengen noch weiter und erboten sich, alle die Städte und Schlösser, die sie besäßen, dem Könige Karl, sobald er mit einem Heere anrücke, übergeben zu wollen.

Solche Einladungen ergiengen in Paderborn an den König Karl, und selbstverständlich wies er sie nicht von der Hand. Mein Gott, er müßte ja gar keinen Ehrgeiz besessen haben, wenn er nicht die Gelegenheit, auch einen Theil von Spanien seiner Herrschaft zu un-

terwerfen, mit beiden Händen ergriffen hätte! Ueberdem war er für den Ruhm eines christlichen Glaubenshelden durchaus nicht unempfindlich, und endlich ließ ihn der Gedanke an den großen Sieg seines Großvaters über die Araber Tag und Nacht nicht ruhen. Kurz, alsobald stand der Entschluß des Königs Karl fest, im nächsten Frühjahr den heiligen Krieg gegen die Moslems in Spanien zu beginnen, und er sammelte also schon in den ersten Monaten des Jahrs 778 seinen Heerbann, zu welchem er außer den Franken auch die Thüringer, Baiern und Alemannen, so wie die Longobarden aufbot. Im April begann er seinen Zug und zwar in zwei Linien. Der eine Theil des Heeres nemlich zog von Roussillon über Perpignan gegen Gerona in Catalonien; den andern Theil führte Karl selbst von Béarn aus über Roncesvalles gegen Pampeluna im Navarresischen. Beide Theile aber sollten von Gerona und Pampeluna aus einander entgegenmarschiren, um sich endlich in Saragossa, dessen Thore ihnen Solimann Ebnalarabi öffnen wollte, zu treffen. Was nun das erste Heer anbelangt, so drang es, ohne Widerstand zu finden, in Catalonien ein, und fast eben so widerstandslos — die arabischen Emire hielten ihr Wort und giengen zu den Christen über — ergaben sich ihm alle größeren und kleineren Städte des Landes. Ja selbst Gerona, Manresa und Lerida machten keine Ausnahme, obwohl sie, weil ausgezeichnet befestigt, sich gegen jeden Feind viele Monate lang hätten halten können, und nur die großen Küstenstädte, wie insbesondere Barcellona, Mattaro, Tarragona und Tortosa, blieben in der Hand der Moslems. Mehr Arbeit bekam König Karl selbst, denn bei Pampeluna stellten sich ihm die Araber des Khalifen Abd-ur-Rhaman entgegen und es kam deßhalb zu einer mörderischen Schlacht. Allein die Franco-Germanen errangen unter der Führung ihres tapferen Königs einen glänzenden Sieg und nachdem das arabische Heer sich in wilder Flucht aufgelöst, ward die Stadt Pampeluna selbst im Sturm genommen. Daraufhin nahm König Karl seinen Weg über Jaca und Huesca gegen Saragossa und vereinigte sich da mit dem ersten Heere, wie es zum voraus abgemacht gewesen war.

In wenigen Monden hatte der König dieß alles zu Stande ge-

bracht und es gehorchte ihm jetzt alles Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, also ganz Navarra und der größte Theil von Arragonien und Catalonien. Damit jedoch wollte er sich noch nicht zufrieden geben, sondern seine Absicht gieng dahin, den Ebro zu überschreiten und den Khalifen Abd-ur-Rhaman in Cordova selbst aufzusuchen. Allein wie er eben hiezu Anstalt traf, ereilte ihn die Kunde, daß die Sachsen von neuem verheerend gegen den Rhein vorgedrungen seien, und dadurch sah er sich gezwungen, so schnell als möglich in sein Reich zurückzukehren, um von neuem gegen die Sachsen zu ziehen. Vorher jedoch galt es, die gemachte Eroberung zu sichern und deßhalb verwandelte er sie in eine Gränzmark des Frankenreichs mit einem Markgrafen an der Spitze. Auch legte er starke Besatzungen in die hervorragenderen Städte und versah den neu ernannten Markgrafen überhaupt mit gehöriger Macht, um sich gegen die Araber jenseits des Ebro vertheidigen zu können. Die arabischen Emire aber, die ihn gerufen, belehnte er mit dem größten Theil des eroberten Landes, natürlich aber nur erst, nachdem sie ihm als ihrem Oberlehensherrn den Huldigungseid geleistet und eine gehörige Anzahl von Geisseln gestellt hatten. Nunmehr, nachdem so Alles aufs beste geordnet war, trat er den Rückzug an und zwar auf demselben Wege, den er beim Einmarsch eingeschlagen gehabt hatte, nemlich über Pampeluna durch das Thal von Roncesvalles, also mitten durch den Theil des Pyrenäengebirges, welchen die Basken inne hatten. Allein hier sollte der bisher so siegreiche Monarch von einem schweren Unglück heimgesucht werden. Der Herzog Lupus nemlich, von dem im Anfang dieses Kapitels die Rede gewesen ist, wußte, von grimmigstem Haß gegen das ganze Geschlecht der Karolinger erfüllt — ihnen hatte er ja seine Vertreibung aus Aquitanien zu verdanken —, die stets beute- und kriegslustigen Basken zu überreden, daß sie beschlossen, das durch die engen und waldigen Thalgründe ihrer Berge heimziehende fränkische Heer zu überfallen und ihm eine totale Niederlage beizubringen. Auch führten sie diesen Beschluß sofort aus, obwohl nicht in der Ausdehnung, wie es Herzog Lupus gewünscht hätte. Den König Karl nemlich selbst mit dem Hauptheere ließen die Basken ungefährdet ziehen, ohne Zweifel weil sie sich vor dem gewaltigen Karl

fürchteten; mit um so größerer Wuth aber warfen sie sich auf den Nachtrab, welchen der Markgraf der bretagnischen Seeküste, der tapfere Hruotland oder Roland befehligte und es gelang ihnen auch richtig mit diesem Theile des Heeres auf schreckliche Weise aufzuräumen. Natürlich, denn die Franco-Germanen schritten die schmalen Pfade, wo man fast nur vereinzelt fortkommen konnte, ganz arglos daher und wurden da urplötzlich von fast unsichtbaren Feinden aus dem Dickicht der Wälder heraus überfallen. Auch warfen sich immer drei, vier Basken auf einen einzigen Gegner, so daß dieser, dem seine schwere Rüstung ohnehin schon hinderlich war, nicht wußte, wohin sich wenden, und überdem rollten die Basken die schwersten Felsstücke auf ihre Feinde unten hinab, ihrer Hunderte damit zermalmend. So entkamen von dem fränkischen Nachtrab nicht Allzuviele und unter den Erschlagenen war, außer verschiedenen andern Kriegshauptleuten, selbst der tapfere Roland, von dem das Heldenlied später so viel gesungen hat. Wie dann aber König Karl, von dem furchtbaren Mißgeschick benachrichtigt, schnellstens umkehrte, um an den meuchelmörderischen Feinden Rache zu nehmen, da waren diese in den Waldschluchten spurlos verschwunden, und in diese einzudringen, schien dem Könige, weil er mit den Oertlichkeiten nicht vertraut war, durchaus nicht rathsam. Für jetzt also blieb das Baskenvolk ungestraft, nicht so aber derjenige, der es zu diesem Mordanfall überredet, der obgenannte Herzog Lupus nemlich, denn Letzterer fiel gleich darauf mit seiner ganzen Familie durch einen Ueberfall in die Gewalt des Königs Karl und dieser ließ ihn augenblicklich an den nächsten Baum aufknüpfen, während er die beiden jungen Söhne desselben an seinen Hof mitnahm.

Die spanische Markgrafschaft kam dem Könige Karl von nun an nicht mehr aus dem Sinn und da er sich wohl denken konnte, daß die Araber unter Abd-ur-Rhaman, sobald sie sich kräftig genug dazu fühlten, sich auf dieselbe stürzen würden, so sann er darüber nach, wie er sie am besten schützen könne. Plötzlich kam ihm ein merkwürdig kluger Gedanke und diesen führte er sofort im Frühjahr 781 aus. Es hatte viele und schwere Kämpfe gekostet, das Herzogthum Aquitanien zu unterjochen und die Bewohner desselben waren noch immer voll Groll über den Verlust ihrer Unabhängigkeit. Wie nun,

wenn er dieses Aquitanien zu einem nominell selbstständigen Königreich, natürlich aber unter seiner Oberhoheit, erhob; wenn er ferner demselben die Aufgabe stellte, das Vasconer- und Baskerland zu erobern, und wenn er endlich die spanische Mark mit ihm als integrirenden Bestandtheil vereinigte? Damit erreichte er mit einem einzigen Schlag Dreierlei. Einmal die bleibende Versöhnung der Aquitanier, denn sie mußten sich ungemein geschmeichelt fühlen, daß sie jetzt nicht mehr als bloße Provinz des Frankenreichs behandelt wurden. Sodann die Sicherheit der spanischen Mark, denn die Aquitanier waren tapfere Männer und ließen sich ganz gewiß von den Moslems auch nicht ein Stückchen Erde, das ihnen gehörte, entreißen. Drittens endlich das volle Verfügungsrecht über die Mannen seines ganzen übrigen Frankenreichs, da er von nun an, weil die Aquitanier über der spanischen Mark wachten, nie mehr nöthig haben würde, mit seinen Franken, Alemannen, Baiern und Longobarden über die Pyrenäen zu ziehen, und diese Streitkräfte also ganz ungetheilt zum Ausfechten seiner andern Kriege verwenden konnte. Solches war der Gedankengang König Karls und im April 781 führte er den gefaßten Plan aus. Mit andern Worten, er erhob das bisherige Herzogthum Aquitanien zu einem Königreiche und vereinigte mit ihm, damit es um so größer daſtände, erstens Stücke von Burgund, zweitens ganz Septimanien, drittens die spanische Mark und viertens Vaskonien und das Baskenland, das aber erst zu erobern war. Wen aber ernannte er zum König dieses neuen Königreichs? Keinen andern, als seinen drittgebornen Sohn Ludwig, den der Pabst Hadrian noch im selben Jahr 781 förmlich weihte und salbte. Freilich ein Selbstherrscher im wahren Sinne des Worts konnte der neue König Ludwig nicht sein, denn er zählte damals erst drei Jahre und es regierten also für ihn die hohen Beamten und Minister, welche ihm sein Vater gab; allein der Schein eines selbstständigen Königreichs war deßwegen doch da, denn es gab von nun an eine eigene aquitanische Hofhaltung und überdem wurde das Königreich für sich abgesondert verwaltet.

Wie sich nun die Aquitanier gehoben fühlten! Sie waren die Einzigen unter den vielen zum großen Frankenreiche gehörenden Volksstämmen, welche der König Karl in solcher Weise auszeichnete! Ue-

berdem welche Ehre, mit der besonderen Mission der Vertheidigung des Kreutzes gegen den Islam betraut zu werden! Ihnen allein war die Vertheidigung der spanischen Mark gegen die muhammedanischen Araber anvertraut und von ihnen erwartete der große König, daß sie noch weiter in Spanien vordringen, noch größere Strecken jenes von der Natur so sehr gesegneten Landes dem Christenthum wieder gewinnen würden! Mit ungewöhnlicher Energie machte sich daher die aquitanische Regierung an die Lösung ihrer Aufgabe und voll Feuereifer stürzten sich die tapferen Söhne des weiten Landes in den Kampf. Von Rebelliren gegen das Frankenreich war jetzt keine Rede mehr; nein nur noch von der Vergrößerung und Machterweiterung des neuen Königreichs und den Anfang machte man mit der Eroberung Vasconiens und des Baskenlandes. Freilich so gar schnell gieng es damit nicht, sondern der Kampf nahm vielmehr volle sechs Jahre in Anspruch. Wie aber König Karl sich dazu herbeiließ, den Vaskonen und Basken großmüthiger Weise einen Sohn jenes Herzogs Lupus, der vor Jahren so schlimm gehandelt, nemlich zuerst dessen ältesten Adalrich, und wie dieser die hohe königliche Gnade mit schnödem Undank belohnte, dessen zweitältesten Sancho, einen vortrefflichen Jüngling, zum Herzog zu geben, da zauderten die genannten Völkerschaften nicht mehr, sich zu unterwerfen, und bildeten von nun an einen getreuen Bestandtheil des Königreichs Aquitanien. Jetzt nachdem im Jahr 787 dieser große Vortheil errungen worden war, hinderte den König Ludwig oder vielmehr dessen Regierung nichts mehr, auch in Spanien kräftigst vorzugehen und namentlich den großen Küstenstrich Kataloniens von Perpignan bis an den Ausfluß des Ebro mit den Städten Mattaro, Barcellona, Tarragona und Tortosa zu erobern. Allein auch dieß kostete viel Mühe, Zeit und Blut, und Barcellona namentlich konnte erst im Jahr 801 nach einer denkwürdigen Belagerung von sieben Monaten genommen worden. Eben so schwierig war die Hinwegnahme der Balearischen Inseln Minorka, Mallorka und Ibiza, welche Tortosa gegenüber liegen; doch auch sie wurden bezwungen und bildeten von 801 an einen Bestandtheil der spanischen Mark. Nicht minder hoch muß es angeschlagen werden, daß durch das ruhmreiche Vordringen der fränkisch-aquitanischen Regierung in Spanien auch die we-

nigen westgothischen Ueberreste in den Cantabrischen Gebirgen Luft bekamen und nun in Asturien unter dem tapferen Alphons II. ein eigenes Königreich errichteten. Dafür waren sie aber auch in hohem Maaße dankbar und Alphons II. nannte sich in seinen vielen Briefen an König Karl nie anders, als dessen Dienstmann, der ihm ganz zu Eigen gehöre.

In solcher Art dehnte sich die Herrschaft König Karls auch über einen nicht geringen Theil von Spanien aus; allein wenn er auch hier in stetem Kampf mit den Moslems lag, so stand er dagegen mit Harun-al-Raschid, dem berühmtesten Khalifen aus dem Geschlecht der Abassiden (den Todfeinden der Ommajjaden) im besten Einvernehmen und zwei Mal tauschten die beiden berühmten Herrscher Gesandtschaften und reiche Geschenke mit einander aus. Auch nahm der Khalif auf den Wunsch Karls die heiligen Orte in Palästina unter seinen besondern Schutz und ungehindert konnte jeder Christ von nun an nach Jerusalem pilgern, während früher die Moslems, seitdem sie Palästina erobert, mit Vexationen und Verfolgungen der christlichen Pilgrime nicht gegeizt hatten.

Viertes Kapitel.

Der große Glaubenskrieg mit den Sachsen.

(772—804).

Der Schwerpunct des Frankenreichs lag längst, wie wir schon früher gesehen haben, in Austrasien, also zu beiden Seiten des Rheins, und nur durch die Franken, die Baiern, die Alemannen, die Hessen und die Thüringer, nicht aber durch die Neustrier mit ihren romanisirten Sitten, war die Macht desselben so außerordentlich angeschwollen. Noch immer aber fehlte ein mächtiges Glied von Germanien, das Sachsenland, und so lange dieses fehlte, konnte das Reich

nicht zur Ruhe kommen. Nein, unmöglich, sondern ewige Kämpfe mußten stattfinden, dieweil die Sachsen zu den übrigen Völkerschaften des Reichs in einem großartigen Contraste standen. Ihre Verfassung nemlich war noch immer die urgermanische und ebenso ihre Religion; mit andern Worten sie hatten die alten Götter beibehalten und mit ihnen die demokratische Regierungsform, wie sie schon unter Armin bestanden. Die übrigen Völkerschaften des Frankenreichs dagegen bekannten sich sämmtlich zum römisch-katholischen Christenthum und gehorchten willig dem Einen Oberhaupte, das sie sich längst gesetzt hatten. Freundschaft, Ruhe und Frieden konnte also zwischen Sachsen und Franco-Germanien nie herrschen, weil die Contraste allzugroß waren, und es war somit nicht blos Ländergier, welche den König Karl antrieb, das Sachsenland zu erobern. Nein die Sicherheit seines Reiches verlangte dieß und überdem drängte ihn auch noch die katholische Geistlichkeit. Natürlich, denn die Sachsen waren nicht blos für sich selbst Heiden, sondern sie haßten auch das Christenthum — dieses und Unterjochung unter fränkische Herrschaft erschien ihnen als gleichbedeutend — so gründlich, daß sie allüberall, wohin sie auf ihren Kriegszügen vordrangen, die Kirchen zerstörten und alle Christen — vor allem die Mönche und Priester — todtschlugen. Noch mehr, sie steckten selbst ihre Gränznachbarn von Zeit zu Zeit mit ihrem Heidenglauben an, so daß diese, besonders die Alemannen, nicht selten auf viele Jahre zu den alten Göttern zurückkehrten! Der Krieg König Karls gegen die Sachsen war also in Wahrheit eine Naturnothwendigkeit und wenn man nicht wollte, daß er ewig wiederkehre, ewig sich erneue, so durfte man nicht aufhören, als bis der eine oder der andere Theil gänzlich und für immer darniederlag.

Der Anfang dieses großen Kriegs übrigens beschränkt sich nicht auf die Zeiten des Königs Karl, sondern schon Chlotar I. hatte sich gezwungen gesehen, gegen die Sachsen, ihrer räuberischen Einfälle wegen, zu Felde zu ziehen, und seither war fast alle Decennien ein neuer Feldzug nöthig. So auch in den letzten Jahren unter Karl Martell und König Pipin, da sie immer und immer wieder gegen den Rhein oder gegen Hessen und Thüringen zu vordrangen, weil es noch nie gelungen war, sie auf nachhaltige Weise zu demüthigen. Ich sage „auf

nachhaltige Weise", denn geschlagen wurden sie allerdings oft und nicht selten sogar so, daß sie sich zum Bezahlen eines kleinen Tributs an Pferden verstehen mußten. Allein nach Verfluß einiger Jahre verweigerten sie immer wieder den Tribut und ihre sofortigen neuen Einfälle auf fränkisches Gebiet bewiesen, daß sie an ihrer Macht und ihrem Heldenmuth noch nichts eingebüßt hatten. Man muß nemlich wissen, der Stamm der Sachsen war viel mächtiger, als irgend eine andere deutsche Nationalität, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, mächtiger selbst als die Baiern und Alemannen zusammen. Warum aber? Nun über die Zeit der Völkerwanderung hatten die Sachsen die Klugheit gehabt, zu Hause, das ist in Nordwestdeutschland, wo sie ansässig waren, zu bleiben und sich da immer weiter auszudehnen. Somit umfaßte ihr Gebiet zu der Zeit, wo König Karl an die Regierung kam, alles Land, welches einmal zwischen der Eider im Norden und den Flüssen Fulda und Werra im Süden, und sodann zwischen der Elbe und Saale im Osten und dem Rhein im Westen liegt, also jetzt nicht mehr blos ganz Nordwestdeutschland, sondern auch ein gut Stück von Mittelgermanien. Dieses weite Gebiet aber war durchaus bevölkert, denn die Zahl der Sachsen nahm alljährlich bedeutend zu, und in Beziehung auf Kraft, Tapferkeit und Kriegslust konnten sie sich ohnehin mit jedem Germanenstamm messen, wenn sie ihn nicht darin übertrafen. Nur Eines stand ihrer vollen Machtentwicklung hindernd entgegen, das daß sie, ganz nach Art der alten Germanen zu Armins Zeiten, nicht ein einziges geschlossenes Ganzes unter einem allgebietenden Oberhaupte bildeten, sondern vielmehr in mehrere Aeste gespalten waren, die fast das ganze Jahr hindurch ganz abgesondert für sich handelten und kaum in der höchsten Gefahr einmüthig zusammengiengen. Solcher Aeste oder Unterabtheilungen des Hauptstamms gab es drei oder auch, wenn man so will fünf, nemlich Nummer eins die Westphalen, welche an der Sieg, Ruhr und Lippe, sowie auf beiden Seiten der Ems wohnten. Nummer zwei die Engern zu beiden Seiten der Weser bis zur Leine hin. Nummer drei die Ostphalen, deren Sitze sich bis zur Elbe erstreckten. Nummer vier die Friesen (man hielt diese früher für einen selbstständigen Volksstamm, allein nähere Untersuchungen haben ergeben, daß sie nur ein großer Zweig oder Ast des Sachsenstamms waren) rechts

am Unterrhein bis an die Ems und selbst noch über diese hinaus. Nummer fünf endlich die Nordalbinger oder Nordleute auf der rechten Seite der untern Elbe bis zur Eider hin, also im jetzigen Mecklenburgischen und Lübeck'schen, sowie in Holstein. In solcher Weise verästeten sich die Sachsen und selbst daran war es noch nicht einmal genug. Nein, sondern die Aeste vertheilten sich wieder in Zweige, welche, wenigstens in Friedenszeiten, auch wieder für sich bestanden und nur bei schweren Kriegen sich dazu hergaben, ein gemeinsames Oberhaupt zu wählen. Natürlich, denn sie fürchteten nichts mehr, als daß ein solch' gewähltes Oberhaupt, wenn es längere Zeit in dieser Eigenschaft fungirte, es versuchen würde, sich zum stabilen Herrscher emporzuschwingen, und das wäre, nach ihrer Ansicht, der Untergang der Freiheit gewesen. Mit kurzen Worten also, die Verfassung der Sachsen war noch immer dieselbe urdemokratische, wie die der ältesten Germanen, und dadurch wurde bei ihnen ein einmüthiges Handeln beinahe zur Unmöglichkeit.

Das Ziel König Karls konnte also nach dem bisher Gesagten kein anderes sein, als die Einverleibung des Sachsenlandes in sein großes Franco-Germanien; diese Einverleibung aber war nur dann möglich, wenn dessen Bewohner durch Annahme des katholischen Christenthums zur bleibenden Unterwürfigkeit gezwungen worden waren. So begann denn schon mit dem Jahr 772 der Krieg und zwar ein furchtbarer, volle zwei- und dreißig Jahre anhaltender, in welchen von beiden Seiten alle Kräfte aufgeboten wurden. Ein böses Omen aber wars für die Sachsen, daß sie gleich in diesem ersten Feldzuge schwere Verluste erlitten. Auf dem großen Reichstage nemlich, welchen König Karl im Mai 772 in Worms abhielt, wurde die sächsische Frage gründlich erörtert und die Großen des Reichs, die weltlichen wie die geistlichen — diese letzteren aber drangen mit besonderem Eifer darauf — beschlossen einstimmig, gegen Sachsenland so lange zu kämpfen, bis dasselbe eine christliche Provinz des franco-germanischen Reichs geworden sei. Mit großer Heeresmacht und zugleich auch begleitet von einer großen Priesterschaar, damit das Bekehrungswerk sofort beginnen könne, drang also Karl von Mainz aus gegen die Sachsen vor und ohne besonders schwere Kämpfe warf er jeden Widerstand bis



zur Lippe vor sich nieder. Noch mehr, er eroberte die Hauptveste der Sachsen, die sogenannte Eresburg an der Diemel, da, wo jetzt das Städtchen Obermarsberg liegt, und legte fränkische Besatzung hinein. Ja es gelang ihm sogar, gleich nachher die etwa sechs Stunden tiefer im Eggegebirge befindliche Irmensäule, das größte Heiligthum der Sachsen, von dem man übrigens nicht gewiß weiß, worin (wahrscheinlich war es ein Baum von ungemeiner Größe und eigenthümlicher Form) es bestanden habe, zu zerstören und damit den Sachsen klar zu machen, daß es sich um nichts Geringeres handle, als um die Vernichtung des Heidenthums. Nun liegt die Frage nahe, warum es dem Könige Karl gelang, mit verhältnißmäßig leichter Mühe so weit vorzudringen und so große Erfolge zu erringen; allein wie wäre dieß bei der oben geschilderten Zersplitterung des Sachsenstammes anders möglich gewesen? Gewiß, die Sachsen waren weder gerüstet noch geeint, und daher datirt sich ihre geringe Widerstandsfähigkeit in diesem ersten Feldzug. Dessenungeachtet machte die Eroberung der Eresburg, so wie noch mehr die Zerstörung der Irmensäule einen furchtbar niederschmetternden Eindruck auf dieselben, und die unterworfenen Ortschaften und Lande beeilten sich daher, den Frieden von König Karl zu erflehen. Auch erhielten sie ihn leicht unter zwei Bedingungen; einmal der, den Frieden nie mehr brechen zu wollen, und sodann der, der Verbreitung des Christenthums von nun an kein Hinderniß mehr in den Weg zu setzen. Dafür mußten sie Geisseln stellen und daraufhin zog König Karl ab.

Man dürfte sich billig wundern, daß König Karl seinen Sieg so wenig ausgenützt habe, allein wenn sich der Leser gefälligst daran erinnert, daß der König im Jahr 773 nothwendig gegen die Longobarden zu Felde zu ziehen hatte, so wird er die Sache begreiflich finden. Ueberdem hoffte er, daß die besiegten Sachsen ihr Wort halten und den katholischen Priestern, die er mitgebracht, gestatten würden, in ihrem Lande Missionen zu errichten. Sobald aber dieß geschah und das Christenthum in Folge dessen anfieng, Platz zu greifen, dann wurde ihm sein Ziel, die Unterwerfung des Sachsenlandes, schon viel näher gerückt, denn das Christenthum hatte sich ja längst als ein mächtiger Bahnbrecher für die Herrschaft der Franken (man

denke nur an die Alemannen und Baiern) bewährt. Doch all' diese Hoffnungen erwiesen sich als eitel Traum und Schaum, obwohl die katholischen Priester zu wirken begannen. Kaum nemlich erfuhren die Sachsen, daß der Frankenkönig gegen die Longobarden über die Alpen gezogen sei, so verjagten oder tödteten sie alsbald alle katholischen Missionäre, eroberten die Eresburg wieder, und drangen, sengend und brennend, bis Fritzlar im Hessischen vor. Wohin sie aber kamen, vernichteten sie vor allem die Kirchen und Klöster — in Fritzlar gelang ihnen dieß nicht — und zeigten damit, daß ihr Haß gegen das Christenthum kein geringerer sei, als der der fränkischen Priester gegen ihr Heidenthum. Mit andern Worten also, der Krieg gestaltete sich von seinen ersten Anfängen an zugleich zum Glaubenskriege und solchartige Kriege wurden noch immer mit einem fast wahnsinnigen Blutdurst geführt.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahr 774 schickte König Karl den Sachsen vier starke Streifcorps entgegen, um sie wieder über ihre Gränzen zurückzuwerfen; das folgende Frühjahr aber stellte er eine furchtbare Heeresmacht auf, an deren Spitze er wieder in Person ins Sachsenland eindrang. Der Widerstand war dießmal ein äußerst kräftiger, und wer weiß, wie sich das Ende gestaltet hätte, wenn der ganze Sachsenstamm unter Einem Führer geeinigt ihm entgegengetreten wäre. So aber stritt jeder Ast für sich und in Folge dessen unterlag auch Einer nach dem Andern. Zuerst die Ostphalen, dann die Engern und zuletzt die Westphalen, obwohl diese erst nach den blutigsten Kämpfen, welche die Franco-Germanen große Opfer kosteten. Gleichgültig übrigens, dem Könige Karl blieb zuletzt der Sieg und die Sachsen mußten abermals Geisseln stellen, daß sie den Frieden von nun an halten und der Verbreitung des Christenthums nichts mehr in den Weg stellen wollten. Damit begnügte sich nemlich der König auch dießmal, weil er durch solche Milde hoffte, die Gemüther zu versöhnen; allein die Hoffnung war eine vergebliche. Kaum nemlich stand im folgenden Jahre, im Jahr 776, der Beherrscher des Frankenreichs abermals in Italien im Felde, weil dort eine Rebellion ausgebrochen war, so dachten die Sachsen nicht mehr an das, was sie so feierlich versprochen hatten, sondern

verjagten und tödteten die katholischen Priester, die sich mit ihrer Bekehrung abmühten, stürmten die festen Plätze, in denen fränkische Besatzungen lagen, und drangen dann wieder über die Gränzen, in gräßlicher Weise Alles verheerend. Natürlich eilte daraufhin König Karl so schnell als möglich ins Frankenland zurück, um einen neuen Feldzug vorzubereiten, und wie er nun anno 777 mit einem gewaltigen Heere wieder auf dem Plan erschien, da hatte es bald mit allem Widerstand des Feindes ein Ende. Bis zu den Quellen der Lippe hin marschirte er dießmal vor und seine gewaltige Erscheinung erregte eine solche Furcht, daß die sämmtlichen Bewohner der Ländergebiete, die sein Marsch berührte, mit einem feierlichen Eide für immer Treue gelobten. Ja viele Tausende verstanden sich sogar zur Annahme des Christenthums und ließen sich auf dem Fleck taufen! Dieser große Erfolg erfüllte den König Karl mit unendlicher Freude und er schrieb deßhalb sofort einen Reichstag nach Paderborn aus, auf den er auch die sächsischen Edelinge einlud. Er hoffte nemlich, weil er die Kunst, die Herzen zu gewinnen, in hohem Grade besaß, durch persönliche Besprechungen ihren Haß gegen das Fränkische und besonders auch gegen das Christenthum beugen und so die Unterjochten in versöhnte Unterthanen verwandeln zu können. In der That erschienen nun auch viele Edle des Sachsenstammes auf dem Reichstag und wurden von der Erscheinung so wie von den Worten des Frankenkönigs so bezaubert, daß sie auf ihren Knieen schwuren, für die Zukunft allen seinen Befehlen zu gehorchen und die Ausbreitung des Christenthums in keiner Weise mehr zu verhindern. Noch mehr, sie setzten für ihren Schwur ihr ganzes Besitzthum und selbst ihre persönliche Freiheit ein und ließen sich zum Beweise ihrer aufrichtigen Sinnesänderung fast alle, ohne Unterschied, taufen.

Wie vergnügt nun jetzt König Karl von Paderborn heimzog! Er glaubte sein Ziel, die Unterwerfung des Sachsenlandes und die Christianisirung seiner Bewohner, schon großentheils erreicht zu haben, und doch wie unendlich weit war er noch hievon entfernt! Die Hervorragendsten unter den patriotischen Edelingen des Sachsenlandes waren nemlich auf dem Reichstag zu Paderborn nicht erschienen, und vor allen fehlte Widukind oder Wittekind, der ausgezeichnetste

Häuptling der Westphalen, so wie sein Freund Alboin, ein Edeling der Ostphalen. Die Beiden waren zum heidnischen Dänenkönig Siegfried, einem Schwager Widukinds, entflohen, entschlossen, wiederzukehren, sobald die rechte Zeit für sie gekommen sei. Widukind — welch' eine großartige Bedeutung hat nicht dieser Name! Zwar allerdings, die Chronisten jener Tage schildern ihn uns als einen Mann, welchen die schlimmsten Leidenschaften beseelt hätten; als einen Bösewicht der ärgsten Sorte, wenn nicht gar als den Hauptmann einer Räuber- und Mörderbande; allein jene Chronisten waren ohne Ausnahme entweder Mönche, oder Bischöfe, oder sonstige Priester, und was sie schrieben, wurde ihnen vom Hasse eingegeben. Ja wohl vom tiefsten, partheilichsten Hasse, denn Widukind war der größte und unerbittlichste Feind des Christenthums sowohl als des Frankenthums. Lassen wir aber statt der Chronisten die Thatsachen sprechen, so erscheint uns Widukind als ein Held der seltensten Art, als ein Mann von unerschütterlicher Ausdauer, wie ein Fels im Sturme, beseelt von glühender Vaterlandsliebe und ausgestattet mit Thatkraft, Geist und Feldherrngenie, wie vor und nach ihm Wenige. Schon in den ersten Jahren des Kampfes zwischen den Sachsen und König Karl stand er an der Spitze einer sächsischen Heeresabtheilung und zeichnete sich durch seine ungewöhnliche Tapferkeit, so wie durch sein Talent als Führer aus; vom Jahr 778 an aber schwang er sich zum obersten Führer des Gesammtsachsenthums auf und aller Widerstand, den dieses tapfere Volk von nun an dem Christenthum und der Frankenherrschaft entgegensetzte, hatte fast nur allein ihn zum Urheber, Unterhalter und Leiter. Dieß zeigte sich schon im genannten Jahr 778, in welchem König Karl, wie wir wissen, seinen Pyrenäenzug unternahm. Kaum nemlich hatte Widukind hievon Nachricht erhalten, so eilte er mit Alboin und Andern in die Heimath zurück und wußte sofort durch seinen begeisterten Zuspruch sein ganzes Volk, ich meine alle Freie und Edelinge, denn die Sklaven kamen natürlich nicht in Betracht, zu inflammiren. Was galt ihnen der Schwur, den sie dem Frankenkönige geleistet! Er war ja erzwungen und durfte folglich ohne Anstand gebrochen werden. Was galt ihnen die Taufe, durch welche sie sich dem Christenthum geweiht! Sie schüttelten dieselbe

mit der tiefsten Verachtung ab und jauchzten laut auf, wie sie wieder den heiligen Wald betraten. So griffen denn die drei Aeste der Westphalen, Engern und Ostphalen — die Friesen und Nordalbinger waren bis lang von dem Krieg noch nicht berührt worden — fast einstimmig zu den Waffen und vor allem galt es, das Land im Innern zu säubern. Mit andern Worten, es galt, die von König Karl angelegten Festungen zu zerstören und die sie vertheidigenden Besatzungen zu vertreiben oder zu tödten. Insbesondere auch galt es, die inzwischen im Lande errichteten Klöster und Kirchen mit sammt ihren Insassen, den Mönchen und Priestern, zu vernichten und so alle Spur des Christenthums zu vertilgen. Nachdem nun übrigens dieß Alles besorgt, und zwar recht gründlich besorgt war, traten die Sachsen unter Widukind ihren Kriegszug an und drangen unter den gräßlichsten Verwüstungen bis nach Koblenz und Deutz vor. Weder Alter noch Geschlecht wurde von ihnen verschont und so auch keine Art des Besitzes. Am greulichsten jedoch spielten sie den Gotteshäusern und Klöstern mit, die sie überall der Erde gleich machten, und was von Mönchen, Nonnen, Priestern und Bischöfen nicht durch die Flucht entkam, das mußte auf die erbärmlichste Art sein Leben lassen. Am Rheine angekommen übrigens mußte der Vernichtungszug der Sachsen Halt machen, denn hier stellte sich ihnen auf Befehl König Karls die Gesammtmacht der Ostfranken (sie wohnten, wie wir längst wissen, links und rechts vom Main bis zur Lahn) und Alemannen entgegen. Es kam zur Schlacht, und die fränkischen Chronisten behaupten, daß die Sachsen total geschlagen worden seien. Die Wahrheit ist jedoch ohne Zweifel die, daß keines der beiden Heere einen Sieg errang, sondern jedes sich zurückzog, um sich in die Winterquartiere zu begeben.

Man kann sich denken, welcher Zorn den König Karl erfaßt haben muß, als er von den Greuelthaten der Sachsen hörte, und sobald er also über die Pyrenäen zurückgekehrt war, begann er ein großes Heer auszurüsten, um im Jahr 779 den Feldzug gegen dieselben recht frühe beginnen zu können. Alle Stämme seines großen Reichs mußten ihre Contingente stellen und mit gewaltiger Macht gieng er im Mai 779 bei Wesel über den Rhein. Widukind mit

seinen Westphalen stellte sich ihm entgegen, wurde aber, weil die Ostphalen und Engern sich aus Engherzigkeit nicht einstellten, zweimal nach einander bei Bochold und dann bei Koesfeld geschlagen. Daraufhin unterwarfen sich die Westphalen und gelobten von neuem Treue; Widukind aber entfloh wieder zu den Dänen und dahin folgten ihm Viele der Edelinge. Damit war übrigens der Feldzug nicht zu Ende, sondern König Karl wandte sich nun der Weser zu, um auch die Engern und Ostphalen zum Gehorsam zurückzuführen. Zu großen Schlachten kams jedoch nicht, weder mehr in diesem Herbste, noch im Jahr 780, in welchem König Karl den Feldzug erneuerte und zum ersten Mal über die Ocker iu das bis jetzt noch nicht betretene Gebiet der Nordalbingier vordrang, denn sowohl die Ostphalen und Engern als auch die Nordalbingier stellten, um die Verheerung ihrer Ländergebiete abzuwenden und weil sie sich von der Uebermacht der Franco-Germanen überzeugt hatten, freiwillig Geisseln, als Zeichen ihrer künftigen unerschütterlichen Treue. Noch mehr, sie eilten schaarenweise in das Lager König Karls bei Hochheim und forderten die Priester, welche den König begleiteten, auf, ihnen die heilige Taufe zu ertheilen. So ward das Sachsenland, oder wenigstens der größte Theil desselben, abermalen unterworfen, und mit dieser Unterwerfung begnügte sich König Karl auch dießmal, wohl wissend, daß Milde und Versöhnung eher zum Ziele führen, als Härte und Grausamkeit. Doch traf er auch seine Sicherheitsmaßregeln und ließ überall an der Elbe und Weser, oder wo es ihm sonst passend erschien, feste Burgen errichten, in welche er starke Besatzungen legte. Ueberdem theilte er alles eroberte Land in Gaue ein, über deren jeden er einen Grafen setzte, und diese Grafen, die er natürlich unter seinen Getreuesten aussuchte, hatten mittelst der ihnen anvertrauten bewaffneten Macht für die Sicherheit ihrer Bezirke zu sorgen. Endlich erwies er sich auch noch sehr freigebig, besonders gegen die Vornehmsten vom Adel, und hoffte dadurch einen gedoppelten Zweck zu erreichen, nemlich einmal den, diese Hochadeligen für immer an sich zu ketten, und sodann sie durch das Mißtrauen, welches bei den Patrioten hiedurch wach gerufen werden mußte, vom übrigen sächsischen Volke zu trennen. Kurz also, König Karl suchte auf alle Weise dafür zu sorgen, daß die

Unterwerfung der Sachsen dießmal eine bleibende sei, und in der That brachte er es hiedurch auch dahin, daß im ganzen eroberten Lande im nächsten Jahre keine Empörung ausbrach. Noch mehr, selbst die römisch-katholischen Missionäre, die sich nun in großer Anzahl über ganz Sachsen verbreiteten, ließ man durchaus in Ruhe, und das Bekehrungswerk nahm daher den allererfreulichsten Fortgang. Somit kam nun König Karl zu dem Glauben, daß er es jetzt wohl wagen dürfe, noch weiter zu gehen, und schrieb für das Frühjahr 782 einen Reichstag ins Sächsische selbst, nemlich nach Lippspringe an den Quellen der Lippe, aus, um auf diesem Wege die Einführung der fränkischen Heeres- und Gerichtsverfassung unter den Sachsen durchzusetzen. Der Reichstag kam auch richtig zusammen und es erschienen eine Menge von sächsischen Edelingen auf ihm. Trotzdem bildeten die franco-germanischen Großen natürlich die Mehrzahl und so wurde es dem Könige leicht, seinen Vorsatz ins Leben zu rufen. Nachdem aber der Reichstag, anscheinend mit Zustimmung der sächsischen Edeln, beschlossen hatte, die in ganz Frankenland geltende Heeres- und Gerichtsverfassung auch auf Sachsen auszudehnen, ernannte König Karl sofort die nöthigen Beamten, um diese neuen Einrichtungen mit sammt dem Lehenwesen einzuführen, und trat dann die Rückfahrt über den Rhein an.

Er war unendlich froh, denn er glaubte nun Alles gewonnen zu haben, und doch stand durch diese neue Maßregeln Alles mehr als je in Frage. Kaum nemlich begannen die eingesetzten Beamten ihre Wirksamkeit, so entstand unter dem ganzen Sachsenvolke eine furchtbare Gährung. Wie, sagten sich die bisher so freien Männer, wir sollen dem Könige der Franken gegen seine auswärtigen Feinde Kriegsdienste leisten, die wir bisher nur gegen unsere nationalen Feinde gekämpft haben? Wir sollen unter den uns von ihm gesetzten Hauptleuten fechten, die wir seit Jahrhunderten unsere Führer selbst erwählten? Unser altes Herkommen, unsere alten Gesetze sollen nichts mehr gelten, sondern nach fremdem Recht, nach fremden Gesetzen sollen wir uns regieren lassen? Schon darin lag Grund genug zur äußersten Entrüstung, aber noch mehr empörte es die Sachsen, daß nunmehr die fränkischen Priester unter dem Schutz der frän-

kischen Grafen und Beamten mit Gewalt vorgiengen und Jedem, der nicht freiwillig Christ werden wollte, die Taufe aufzwangen. Das Allerempörendste übrigens sollte erst noch kommen, und zwar bestand es darin, daß man erfuhr, König Karl habe die Geisseln, die man ihm gestellt, lauter Freie und Edelinge, in fränkische Klöster stecken lassen, um Priester und Mönche aus ihnen zu machen. Das war ein Schimpf, wie man ihn sich nicht ärger denken konnte, und darob entsetzte sich das Sachsenvolk förmlich. Da, wie es allüberall gährte und es nur eines Funkens bedurfte, um eine Explosion hervorzubringen, kam Held Widukind wieder ins Land. Er kam aber nicht allein, sondern begleitet von einer großen Anzahl von Friesen, denn es war ihm gelungen, endlich auch diesen sächsischen Volksast für die Vertheidigung des vaterländischen Herdes und der vaterländischen Götter zu begeistern. Jetzt brach der Aufruhr in hellen Flammen hervor und ganze Haufen von freien Sachsen strömten sofort seiner Fahne zu. Fort also mit den sächsischen Edelingen, die sich vom König Karl hatten ködern lassen, fort mit ihnen zum Lande hinaus! Fort mit den fränkischen Mönchen und Priestern, die es versuchten, den freien Sachsen das fränkische Christenthum aufzudrängen; fort mit ihnen, nnd wenn sie nicht augenblicklich flohen, nieder mit ihnen! Nieder auch mit den Klöstern und Kirchen, und alle dem Erdboden gleich gemacht! Nieder endlich mit denen, welche sich ernstlich zum Christenthum bekehrt und nicht augenblicklich die alten Götter wieder annahmen! So tobte der Aufruhr durch das ganze Sachsenland und mit unbändiger Wuth wurde Alles vernichtet, was König Karl mit so viel Mühe gepflanzt hatt:. Wohl setzten sich die Besatzungen der festen Plätze zur Wehre, allein die meisten erstürmte Widukind und machte sie dann, nachdem er alles Lebende darin vertilgt, dem Erdboden gleich. Wohl sammelten die fränkischen Grafen Adalgis, Geilo und Worad die ganze bewaffnete Macht, welche König Karl im Lande gelassen, und thaten ihr Möglichstes, den Aufruhr zu hemmen; allein sie sahen bald ein, daß sie zu schwach hiezu seien und sandten daher Eilboten über Eilboten zu dem Könige, daß er ihnen Hülfe sende. Dem kam auch der letztere sogleich nach und mit einem im ripuarischen Frankenland schnellstens zusammengerafften Corps marschirte

sofort sein Feldherr Theodorich im Eilschritte ins Sachsenland. Es gelang diesem, mit den Grafen Adalgis, Geilo und Worad sich zu vereinigen; allein Widukind hatte inzwischen die sämmtlichen aufständischen Sachsen unter seinem Oberbefehle vereinigt und gieng dem Frankenheere kühnlich entgegen. Am Süntelberge unfern der Weser, zwischen Minden und Rinteln in der Gegend des jetzigen Hausberge kams zur Schlacht und was für eine Schlacht war dieß? Die Kräfte mochten etwa gleich sein, aber die Sachsen fochten mit dem Grimme von Löwen und ein Widukind mit seinem Feldherrntalent stand an ihrer Spitze. Bald neigte sich der Sieg auf die Seite der Sachsen und nun dachten die Frankenführer an den Rückzug. Doch gräßlich, auch dieser war ihnen abgeschnitten und somit blieb ihnen nichts als Gefangenschaft oder Tod. Sie wählten den Tod, wahrscheinlich weil ihnen die Sachsen keinen Pardon gaben, und bis zum Abend lag fast das ganze fränkische Heer, darunter auch die Grafen Adalgis und Geilo mit vielen andern Vornehmen, erschlagen auf der Wahlstatt. Nur einigen Wenigen war es gelungen durch die Schnelligkeit ihrer Rosse sich über den Rhein hinüber zu retten.

Einen solchen Sieg hatten die Sachsen noch nie erfochten und man sollte nun glauben, sie werden ihn benützt und sofort über den Rhein ins Frankenland selbst eingedrungen sein. Dem war aber durchaus nicht so, sondern sie wähnten vielmehr, jetzt soviel geleistet zu haben, daß sie sich ihres Siegs ganz ruhig zu Hause erfreuen könnten. So zogen denn die Friesen nach Friesland, die Nordalbingier ins Holsteinisch-Mecklenburgische, und die Westphalen, Engern und Ostphalen ebenfalls nach ihrer Heimath, gerade wie die alten Germanen es zu Armins Zeiten auch gemacht hatten. Die Verhältnisse standen aber dießmal ganz anders, denn nach der Teutoburger Schlacht war der Kaiser in Rom nicht im Stande, augenblicklich ein anderes Heer aufzubringen, um es gegen die Germanen zu senden; dießmal aber hatte blos ein fränkisches Heer eine Niederlage erlitten, während das große Franco-Germanien unter König Karl ganz ungebeugt dastand, und man also gewiß sein durfte, daß besagter König sich augenblicklich aufmachen werde, die Niederlage zu rächen. Ohne Zweifel stellte Widukind dieß Alles den Hauptleuten der fünf Stämme

vor, allein sie hörten nicht auf ihn und so kam die Rache des Frankenkönigs in furchtbarer Weise über sie. Es wird nemlich berichtet, daß König Karl bei der Nachricht der gräßlichen Niederlage zuerst ganz erstarrt, dann aber in die gräßlichste Wuth ausgebrochen sei. Bisher hatte er sich immer milde erwiesen, in der Hoffnung, die Herzen der Sachsen zu gewinnen. Bisher hatte er nach jedem neuen Aufstand derselben sich damit zufrieden gegeben, wenn sie Geisseln stellten und feierlich gelobten, künftighin Gehorsam zu leisten und zum Christenthum überzugehen. Jetzt aber kannte er sich nicht mehr vor Zorn und so schwur er mit der unerbittlichsten schonungslosesten Strenge zu verfahren. Der Schrecken sollte die Sachsen lehren, künftighin geschworne Eide zu halten und wenn sie sich nicht mit Wasser taufen lassen wollten, so sollte das Blut dessen Stelle vertreten. Noch im Herbste des Jahrs 782 drang er also mit einem mächtigen Heere, zu welchem alle seine Reichslande ihr Contingent stellen mußten, über den Rhein hinüber ins Sachsenland ein; aber nicht wie ein Krieger kam er, der sich mit einem gleichgestellten Feinde messen will, sondern wie ein Würgeengel, der seine Befriedigung nur im Sengen und Brennen und Morden findet. Alle Ortschaften auf dem ganzen Wege, den das Frankenheer nahm, wurden dem Erdboden gleich gemacht und jeder Lebende, der sich nicht auf dem Fleck taufen ließ, unbarmherzig ertränkt oder erstochen. Tausende und Abertausende fanden so ihren Tod, denn weil das große Sachsenheer nach dem großen Siege am Süntelberge, wie oben gemeldet, auseinandergegangen war, fand gar kein geordneter Widerstand statt und dieser konnte also mit Leichtigkeit gebrochen werden. An der Aller bei Verden fieng König Karl 4500 Empörer mit den Waffen in der Hand und ließ sie alle, einen nach dem andern, ohne Gnade abschlachten. So wüthete er mit entsetzlicher Grausamkeit und seine Wuth steigerte sich noch tagtäglich, weil er des Widukind nicht habhaft werden konnte. Dieser nemlich war, als er sah, daß die Sachsen trotz seinem besseren Rath auseinander giengen, abermalen zu dem Dänenkönig, seinem Schwager, entflohen, denn er hätte ja einen Selbstmord begangen, wenn er sich unnütz geopfert hätte. So endete das Jahr 782 in einem gräßlichen Blutstrom und erst mit Beginn des Winters ließ König Karl, durch die Kälte gezwungen, vom Morden und Zerstören ab.

Nunmehr hielt er dafür, daß der Widerstand des Sachsenstammes für immer gebrochen sei, allein sein fürchterliches Wüthen hatte den gerade umgekehrten Erfolg. Es bemächtigte sich nemlich der Sachsen nach dem Mord an der Aller, besser gesagt nach der henkermäßigen Abschlächterei, die der Frankenkönig dort vornahm, eine gränzenlose Erbitterung und da sie sämmtlich nach Rache dürsteten, so wurde es dem Helden Widukind leicht, sie zu einer neuen Empörung aufzustacheln. Auch glaubten sie ihm jetzt, daß nur bei einem engen Zusammenstehen ein Erfolg zu erzielen sei, und so beschlossen alle fünf Aeste des großen Stammes zumal zu rüsten. Von einem Gau in den andern flog jetzt der Held und betrieb überall den Aufstand. Auch wurden die Orte abgemacht, wo sich die bewaffneten Schaaren zu treffen hätten, um daraus dann im Frühjahr 783 ein einiges und einziges Heer zu bilden. Es gieng aber bei weitem nicht so schnell, als Widukind gewünscht hätte, weil es von Hause aus an jeder Organisation fehlte, und so wurde es dem Könige Karl nicht unschwer, die Sachsen zu überflügeln. Durch die Spionerie der in den eroberten Gauen zurückgelassenen Besatzungen nemlich erfuhr der Frankenkönig alsbald, wie es im Sachsenlande aussehe, und somit brachte er noch im Winter ein mächtiges Heer zusammen. Mit diesem gieng er im Frühjahr 783 über den Rhein und suchte zuerst — wahrscheinlich Ende Mai — die Ostphalen, Engern und Nordalbingier auf, denen es endlich gelungen war, sich bei Detmold zu vereinigen. Sofort kams zur Schlacht und die Chronisten melden, daß die Sachsen total geschlagen worden seien. Mag dem so sein; allein wenn auch, so müssen sie dem Frankenheere jedenfalls ganz außerordentliche Verluste beigebracht haben, denn König Karl wich bis nach Paderborn zurück, um da neue Streitkräfte, die er aus dem Innern seines Reiches erwartete, an sich zu ziehen. Zum Glück trafen diese schon in kürzester Frist ein, und nun wandte sich König Karl gegen die geeinigten Westphalen und Friesen, welche an der Hase im Osnabrückischen — beim Schlachtvörderberg — standen. Ende Juni entbrannte die Schlacht und eine furchtbar blutige war es. Allein die fränkische Uebermacht verbunden mit besserer Bewaffnung und Kriegsgeübtheit behielt den Sieg und die Friesen und Westphalen erlitten eine entschiedene Nie-

derlage. Jetzt hinderte den Frankenkönig nichts mehr, bis über die Weser vorzudringen und alles Land ringsum zum Gehorsam zurückzuführen. Auch gieng er erst im Anfang des Winters über den Rhein — dießmal nach seiner Pfalz Heristall — zurück, nachdem er in die eroberten Gaue starke Besatzungen gelegt hatte.

Im Frühjahr 784 hoffte König Karl die Eroberung des ganzen Sachsenlandes bis zur Eider hinauf mit Leichtigkeit vollenden zu können, weil die Kraft des sächsischen Volkes durch die beiden verlorenen Schlachten bei Detmold und an der Hase offenbar gebrochen war; allein merkwürdig, selbst jetzt noch gaben die erbitterten Sachsen den Kampf nicht auf und wenn sie auch nicht mehr die Kraft besaßen, dem Frankenkönig große Heere entgegenzustellen, so führten sie den kleinen Krieg um so erfolgreicher. Da und dort erhielten also einzelne Besatzungen oder Abtheilungen des fränkischen Heeres blutige Schlappen und ohnehin mußte jeder Platz, der sich vertheidigen ließ, im Sturm erobert werden. Dieser zähe Widerstand aber brachte den König Karl fast zur Verzweiflung und er griff sofort zum letzten, aber auch entsetzlichsten Mittel. Er beschloß nemlich, das ganze Sachsenland durch die furchtbarste Zerstörung zur Einöde zu machen, um das sächsische Volk durch die Gewißheit des Hungertodes zur Unterwerfung zu zwingen, und mit der Ausführung dieses Beschlusses begann er sofort im Anfang des Jahrs 784. Welch' Gräßliches nun das arme Sachsenland zu erleiden hatte! Meine Feder sträubt sich, es niederzuschreiben, da es alle Begriffe übersteigt. Ich constatire also blos, daß König Karl sowohl im Frühjahr, Sommer und Herbst, als auch im Winter 784 bis tief ins Jahr 785 hinein mit seiner Zerstörungswuth nicht nachließ und so nach und nach fast alles sächsische Land bis in die Gegend von Bardewik an der Elbe in eine einzige Wüste verwandelte. Große Kriegshaufen wurden nach allen Gegenden ausgesandt und ihre Aufgabe war, alle Wohnungen zu verbrennen, alle Erndten zu zerstören, alle Vorräthe zu vernichten, alle Einwohner kalt zu machen. So entstand unter den Sachsen eine Noth, die gar nicht beschrieben werden kann, und der Gemüther des Volks bemächtigte sich die gränzenloseste Verzweiflung. Die Einsichtsvolleren aber sahen nunmehr ein, daß es nothwendigerweise zum Untergang

des ganzen Sachsenstammes führen müßte, wenn man sich nicht dem Frankenkönige sofort füge, denn er gebot ja, wenn er alle seine Mannen aufrief, über Streitkräfte, welche den sächsischen wohl zehnmal überlegen waren. Ja wohl ein förmlicher Wahnwitz wäre es gewesen, einen so ungleichen Kampf noch weiter fortzusetzen und überdem lag es nicht jetzt am Tage, daß die alten Götter dem Christengotte nicht gewachsen seien? Viele Tausende von Sachsen strömten also mit Beginn des Jahres 785 in das Heerlager König Karls, um sich ihm unbedingt zu unterwerfen, und ohne weiteres nahm er sie, nachdem sie getauft, wieder zu Gnaden an. Auch befanden sich unter ihnen viele Edelinge, nicht aber die Alleredelsten, ich meine Widukind und Alboin. Da hörte König Karl, als er sich im Sommer 785 im Bardengau an der Elbe befand, daß dieselben sich jenseits der Elbe auf dem rechten Ufer im jetzigen Mecklenburgischen aufhielten, und sandte sofort einige der bekehrten sächsischen Edelinge zu ihnen, damit diese ihnen des Vergebliche eines ferneren Widerstandes vorstellten. Widukind und Alboin gaben dieß auch unbedingt zu und nachdem ihnen König Karl wegen der Sicherheit ihrer Person die verlangten Geisseln gestellt, erklärten sie sich bereit mit dem Frankenkönige in einem von diesem zu bestimmenden Orte zusammenzukommen. Letzterer lud sie nun auf den Herbst 785 nach seinem schönen Schlosse Attigny am Aisneflusse in der Champagne ein und dahin kamen sie auch richtig. König Karl aber überschüttete sie sofort so sehr mit Ehren- und Liebesbezeugungen, daß sie sich alsbald taufen — ihr Pathe war natürlich der König — ließen und fortan aus seinen erbittertsten Feinden in seine getreuesten Freunde verwandelt wurden. Ja so sehr seine Freunde wurden sie, daß sie später an keiner Rebellion gegen die Frankenherrschaft mehr Theil nahmen, sondern einen jeden derartigen Versuch vielmehr für eine verbrecherische That erklärten und ihre ferneren Lebensjahre in der vollsten Zurückgezogenheit zubrachten.

Man kann sich denken, welch' außerordentlichen Eindruck die Unterwerfung und die Taufe Widukinds und Alboins auf die andern Sachsen gemacht haben mag, und es hörte nun fast augenblicklich jeder fernere Widerstand auf. Auch ließen sich jetzt gar Viele, sogar die Meisten taufen, da eine Unterwerfung ohne Taufe noch nicht

als vollendete Unterwerfung angesehen wurde. Damit übrigens ein Rückfall unmöglich werde, berief König Karl eine Reichsversammlung nach Paderborn ein, und auf dieser wurden Gesetze decretirt, welche an Strenge nichts zu wünschen übrig liessen. Wer zum Beispiel sein Neugebornes nicht innerhalb eines Jahres taufen ließ, sollte den Tod erleiden. Ebenso wer einen Leichnam nach heidnischer Weise verbrannte, statt ihn auf dem Kirchhof in geweihter Erde zu begraben. Nicht minder, wer sich, ein Bündniß mit den Heiden eingehend, gegen die Christen und den König verschwor. Kurz also die strengsten Gesetze wurden erlassen, um die Sachsen von einer Erneuerung des Abfalles vom christlichen Frankenreich abzuschrecken; zugleich aber traf man auch Bestimmungen, die schlau darauf berechnet waren, dieselben mit dem Christenthum und seinen Priestern zu befreunden. Jeder nemlich, der eines der obgenannten Verbrechen begangen hatte und in eine christliche Kirche flüchtete, fand hier vollste Sicherheit bis zum nächsten Gerichtstag; beichtete er aber während dieser Zeit sein Vergehen einem katholischen Priester und that Buße, so sollte ihn auf das Zeugniß des Priesters hin gar keine Strafe treffen. Lag darin nun nicht ein mächtiger Hebel, um die Sachsen und die katholischen Priester einander nahe zu bringen? Mein Gott, wer wohl wäre der Wahnsinnige gewesen, lieber die Todesstrafe zu erleiden, statt sich durch den Eintritt in eine katholische Kirche und nachheriges Beichten vollkommen straffrei zu machen? Nein, diesen Wahnsinn besaß keiner und somit gabs bald keinen Sachsen mehr, der sich nicht hätte taufen lassen. Im übrigen wurde nun das ganze Sachsenland, nachdem es sich sozusagen auf Gnade und Ungnade (wie wir so eben gesehen) hatte ergeben müssen, nach fränkischem Muster eingerichtet oder, um deutlicher zu sein, das Land behielt zwar sein althergestammtes Privatrecht, welches auf Befehl König Karls nunmehr zum ersten Mal schriftlich aufgesetzt wurde, dagegen mußte es sich in politischer und militärischer Beziehung ganz dieselben Einrichtungen gefallen lassen, welche die andern Länder der franco-germanischen Monarchie hatten, und vor allem ward es in Gaue eingetheilt, deren jeder einer der Getreuesten König Karls zum Grafen bekam. Sodann mußten alle Sachsen, mit Ausnahme der Friesen, welche in ihrem eigenen Lande

zur Abwehr der normännischen Seeräuber einen ganz außerordentlich schweren Dienst hatten, den Heerbann leisten und nicht ein einziger gesunder und kräftiger Freier durfte sich weigern, mit den Waffen in der Hand zum Königlichen Heere zu stoßen, so bald der Gaugraf ihn aufbot. Weiter siedelte König Karl eine Menge von seinen fränkischen Dienstmannen rings herum in allen sächsischen Gauen an, indem er ihnen die Güter der gefallenen oder hingerichteten sächsischen Edelinge schenkte oder vielmehr sie damit belehnte, und brachte so eine ganz neue Blutgattung ins Sachsenland hinein. Endlich theilte er das Land in acht bischöfliche Sprengel ein, ich meine die Sprengel Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Hildesheim und Seligenstadt; einer jeden Kirche dieser Sprengel aber mußten die Bewohner des betreffenden Gaues zu ihrem Unterhalte einen Hof und zwei Hufen Landes sowie von je 120 Familien zwei Leibeigene — einen Knecht und eine Magd — überlassen und überdieß hatte jeder Sachse, auch der Vornehmste, der katholischen Priesterschaft den Zehnten zu entrichten. In solcher Weise verfuhr König Karl mit dem Sachsenland, nachdem er es beinahe ausgehungert und in eine Einöde verwandelt hatte.

Jahre lang nun dachten die Sachsen nicht mehr daran, sich zu empören, obwohl der Heerbann und die Entrichtung des Zehntens schwer auf ihnen lastete. Als sie aber mehrmals hinter einander aufgeboten wurden, an der untern Donau gegen die Avaren zu fechten, weigerten sich zuerst im Jahr 792 die Rustringer im jetzigen Oldenburgischen, Gehorsam zu leisten, und das Jahr darauf folgten ihrem Beispiel die meisten Nordalbingier, Engern und Ostphalen. Noch mehr, sie leisteten nicht blos keine Kriegsdienste, sondern sie verjagten auch die fränkischen Besatzungen nebst den fränkischen Priestern und kehrten zu den alten Göttern zurück. Wie nun dieser neue Aufstand den Zorn König Karls reitzen mußte! Mit zwei Heeren drang er anno 793 und 794 in Sachsen ein und zwang sofort durch furchtbare Strenge die Engern und Ostphalen zur Unterwerfung. Nur die Nordalbingier wollten längere Zeit keine Vernunft annehmen und bei ihnen schritt also König Karl zu einem neuen Gewaltsmittel. Dieses aber bestand darin, daß er viele Tausende derselben in ganz entfernte

Provinzen des Reichs oft bis tief ins Französische hinein (auch Sachsenhausen bei Frankfurt hat daher seinen Ursprung) schleppte und ihnen da Wohnplätze anwies. Da, in dieser neuen Heimath, mußten sie nun, weil sie ganz zerstreut unter gehorsamen Bevölkerungen lebten, von allem ferneren Aufruhr abstehen und so kam auch Nordalbingien nach und nach zur Ruhe. Hiezu trug auch viel bei, daß der Frankenkönig von 794 an seine Residenz bald in Aachen bald in Paderborn aufschlug, denn von hier aus konnte er das Sachsenland stets im Auge behalten und augenblicklich einschreiten, so bald irgend etwas nicht ganz in Ordnung war. Aller und jeder Widerstand der Sachsen hörte übrigens erst mit dem Jahr 804 auf oder wenigstens wird seit dem Jahr 804 nie mehr etwas von einer sächsischen kleineren oder größeren Revolte berichtet. Im Gegentheil wurden sie von nun an eifrige Christen, wozu der heilige Liudger, ein geborner Friese, erster Bischof von Münster und Gründer des Klosters Werden am linken Ufer der Ruhr, des ältesten im Sachsenlande — man nannte ihn deßhalb auch nicht mit Unrecht den Apostel der Sachsen — nicht wenig beitrug; freilich aber auch Christen nur in dem Sinne, wie sie in der damaligen rohen, unwissenden und grobsinnlichen Zeit möglich waren. Ueberdem bildeten sie seither einen integrirenden Bestandtheil des franco-germanischen Reichs und das germanische Element in diesem Reiche erhielt durch sie das eminenteste Uebergewicht. Ja ohne den Zuwachs des Sachsenlandes wäre es gar nicht möglich gewesen, daß die germanischen Völkerschaften von Frankogermanien nicht allzulange hernach die romanischen Elemente desselben ganz von sich stießen und ein eigenes selbstständiges deutsches Reich gründeten. Darum wenn auch Viele den König Karl wegen der blutigen Strenge, mit der er die Unterjochung und Christianisirung des Sachsenvolkes erzwang, aufs härteste tadeln, so müssen doch auch sie zugeben, daß ohne diese Strenge ein so großes Ziel, die Einigung aller deutschen Stämme unter Einem Scepter, nie hätte erreicht werden können, und so kam es denn ganz naturgemäß, daß König Karl, wie so viele Sagen und Lieder beweisen, die volksthümlichste Herrschererscheinung in der ganzen deutschen Geschichte wurde. Es kam ganz naturgemäß, daß man ihn später nur noch „den Großen" nannte, und diesen

Beinamen wollen wir ihm mit Erlaubniß des Lesers für die Zukunft ebenfalls geben.

Fünftes Kapitel.

Die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums.

(800).

Die Slaven, auch Slowen oder Slowenen genannt, (ohne Zweifel vom Worte „Slowo", Sprechen, weil sie eine und dieselbe Sprache redeten), waren ein Zweig desselben Urstamms, dem auch die Kelten und Germanen angehörten, und hatten sich zur Zeit des Beginns unserer Geschichte über das ganze jetzige europäische Rußland ausgebreitet. Dort ließen sie sich ohne große Gegenwehr — ihr Character neigte sich von Natur mehr zum Phlegma und zur Indolenz als zu aufbrausender Thätigkeit — von den Hunnen unterjochen und mußten nun, zum Theil wenigstens, deren Kriegszüge mitmachen. Dadurch wurde ein gewisser kriegerischer Sinn so wie noch mehr die Gier nach Beute und Landbesitz in ihnen geweckt, und wie sie daher nach dem Sturze des Hunnenreichs wahrnahmen, daß durch das Vorwärtsdrängen der Germanenstämme nach Westen und Süden ganze Länderstrecken in Mitteleuropa, besonders im jetzigen Ost- und Norddeutschland verödet seien, rückten sie langsam nach, diese Strecken ohne Kampf in Besitz nehmend. So treffen wir sie also in der Zeit, da Karl der Große das Scepter ergriff, unter dem Namen Tschechen — ihr großer Stamm theilte sich selbstverständlich, wie bei den Germanen, in verschiedene Aeste und Zweige mit verschiedenen Benennungen — in Böhmen und unter dem Namen Sorben an der mittleren Elbe bis zur Saale. Wenden hießen sie im jetzigen Brandenburgischen sowie in der Lausitz, Wilzen längs der Ostsee bis über die Weichsel hinüber, Obotriten

in Pommern und dem östlichen Theil von Mecklenburg', Morawen im jetzigen Mähren, und anderswo wieder anders. Diese ihre vorgeschobenen Wohnsitze aber mußten sie theils mit den Sachsen und Baiern, so wie überhaupt mit dem Beherrscher des Frankenreichs in nothwendige Berührung bringen, theils auch mit den Avaren, an welche sie südöstlich angränzten.

Diese Letzteren waren ohne Zweifel ein Rest des großen Hunnenstamms und wir begegnen ihnen um die Mitte des 5. Jahrhunderts zuerst in den Gegenden am kaspischen Meere. Ein Jahrhundert später waren sie schon viel weiter westlich vorgedrungen und nach dem Abzug der Longobarden nach Italien setzten sie sich in Pannonien, das ist im jetzigen Ungarn fest. Damit aber waren sie nicht einmal zufrieden, sondern sie drangen vielmehr bis an die Ens vor und nahmen somit ganz Oestreich im engeren Sinne des Wortes nebst Steiermark, Kärnthen und Krain in Besitz. So wurden die Slaven in Böhmen und Mähren ihre nächsten Nachbarn und bald genug kams zum Krieg zwischen ihnen. Nicht jedoch zum Vortheil der Slaven, denn diese wurden total besiegt und mußten vom Ende des 6. Jahrhunderts an den Avaren Sklavendienste leisten. Dreißig Jahre lang, vielleicht auch vierzig, ertrugen sie dieses Joch, da empörten sie sich unter ihrem Könige Samo (derselbe soll aber kein Slave, sondern ein fränkischer Kaufmann gewesen sein, der sich an die Spitze der Tschechen stellte und für seine Heldenthaten dann zum Könige erhoben wurde) und diesem glückte es nicht nur, die Avaren auf Pannonien zurückzuwerfen, sondern auch ein großes Slavenreich zu gründen, das sich westlich bis an die Saale und Elbe, südlich bis zu den steierischen und kärnthnischen Alpen und östlich bis an die Karpathen erstreckte. Mit seinem Tode übrigens, ums Jahr 662, verfiel dieses Reich wieder, weil kein Gewaltiger da war, es zusammenzuhalten, und es gab also von dieser Zeit an, wie früher, nur noch slavische Kleinstaaten, welche, jeder unter seinem eigenen Fürsten oder Herzog, ganz unabhängig von einander dastanden.

Lange Jahre hindurch lebten nun die slavischen und germanischen Nachbarstämme in tiefem Frieden neben einander, und dieser Frieden wurde nur einmal dadurch unterbrochen, daß anno 725 die Südsla-

ven, die in Böhmen ihre alten Wohnsitze und überdem von den Avaren die jetzigen Herzogthümer und Grafschaften Ober- und Unteröstreich, Kärnthen, Krain und Steiermark größtentheils erobert hatten, auch in Baiern festen Fuß fassen wollten. Schon waren sie weit vorgedrungen, da schlugen sie die Baiern wie über den Inn, so auch über den Brenner und die Eisack zurück und nun hatten die Südslaven für lange Zeit wieder genug. Ja so sehr genug, daß sie nicht einmal die Kraft besaßen, die Avaren, welche jetzt wieder vordrangen, daran zu verhindern, das Oestreichische und einen Theil von Steiermark, Kärnthen und Krain wieder in Besitz zu nehmen. Ganz eben so ruhig verhielten sich auch die weiter nördlich und östlich wohnenden Slaven; nur scheinen die Obotriten viel von den Sachsen zu leiden gehabt zu haben. Ebendeßwegen trugen sie sich auch dem Könige Karl, als dieser die Sachsenkriege begann, zu Verbündeten an und standen ihm von nun an in allen seinen Zügen gegen die Sachsen getreulich bei. Natürlich aber nicht als ebenbürtige Verbündete, sondern als eine Art von Schutzbefohlenen, welche sich sogar freiwillig zu einem Tribut an den Frankenkönig verstanden. Ganz anders hielten es die Sorben, denn diese stellten sich auf die Seite der Sachsen und darum trieb sie auch Karl der Große, nachdem er die Sachsen besiegt hatte vollständig zu Paaren. In gleicher Weise verfuhr er auch gegen die Wilzen, welche sich ihm ebenfalls feindlich zu erweisen die Kühnheit hatten; doch gab er sich mit Geisseln zufrieden und legte ihnen nur einen kleinen Tribut auf. Er wollte sie also offenbar durch Milde für sich gewinnen; allein wie nun die Sorben, weil sie die Milde für Schwäche hielten, im Jahr 805 den Versuch machten, sich der fränkischen Oberherrlicheit wieder zu entziehen, da zeigte ihnen Karl der Große so sehr den Ernst, daß ihnen fast Hören und Sehen vergieng. Nicht nur nemlich schlug er ihre beiden Herzoge Samela und Misito aufs Haupt, wobei letzterer im Kampfe fiel; nicht nur nahm er alle ihre Großen und Vornehmen gefangen und ließ sie erst wieder los, nachdem sie das Christenthum angenommen und sich ihm auf Leib und Leben verschrieben hatten, sondern er entriß ihnen auch ein gut Stück ihres Landes, welches dann den Namen der sorbischen Mark erhielt, errichtete darin zwei mächtige Zwing-

burgen, aus denen nachher die Städte Halle und Magdeburg heranwuchsen, und setzte ihnen einen Markgrafen zum Wächter, der sie Tag und Nacht nicht mehr aus dem Auge ließ. Ueberdem mußten sie, wie schon vor ihnen die Obotriten, das Christenthum annehmen, und nun, wie christlich-fränkische Priester unter ihnen walteten, durfte man gewiß sein, daß sie die dem Frankenkönige geschworne Treue nie mehr brechen würden. Weniger glücklich war er gegen die Tschechen in Böhmen, die sich mit den Morawen in Mähren verbunden hatten; doch wenn er sie auch nicht zur förmlichen Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft zwingen konnte, so mußten sie sich doch durch Stellung von Geisseln verpflichten, Frieden zu halten, und so lange er lebte brachen sie ihr Wort nicht.

Nachdem so das Verhältniß zu den Slaven im Nordosten unseres Vaterlandes geordnet war, kam die Reihe auch an die Avaren, doch nicht unmittelbar, sondern durch die Vermittlung der Baiern oder vielmehr ihres Herzogs Thassilo, von dem früher auch schon die Rede gewesen ist. Letzterer stand schon zu seinem Oheim, dem König Pipin, an einem sehr gespannten Verhältniß und dieß hatte seinen Grund darin, daß er nicht gewillt war, länger vom Frankenkönige abzuhängen. Diese Sucht nach Unabhängigkeit steigerte sich später noch weit mehr in ihm, besonders nachdem er die Prinzessin Liutberga, eine Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, als Gattin heimgeführt hatte, denn letztere wollte es sogar durchaus haben, daß er sich mit ihrem Vater gegen König Karl verbinde. Thassilo that dieß damals nicht, weil schnelle Entschlossenheit nicht seine Sache war; später jedoch im Herbst des Jahrs 786, als er den König Karl von den Sachsen hart bedrängt sah, verweigerte er plötzlich die Heerfolge und erschlug den fränkischen Grafen Chrodbert, den der König zur Empfangnahme der Kriegerschaaren an ihn gesandt hatte. Die Strafe für diese Rebellion kam jedoch viel früher, als der Baiernherzog für möglich hielt, denn schon im Frühjahr 787 drang König Karl von drei Seiten her mit Uebermacht ins Bairische ein und umringte den aufrührerischen Herzog gleichsam mit ehernen Schranken. Tiefdemüthig erschien also nunmehr Thassilo im Lager König Karls vor Augsburg und flehte auf den Knieen um Vergebung. Auch ließ sich der

großmüthige König leicht erweichen und nahm den Hochverräther wieder zu Gnaden an. Natürlich aber nicht, ohne seine Bedingungen zu stellen, und vor allem nachfolgende Dreie. Einmal nemlich die, daß Thassilo sein Herzogthum dem Frankenkönige zu überantworten und es dann als Lehen aus dessen Hand zurückzuempfangen habe; sodann die, daß das Volk der Baiern in seiner Gesammtheit dem Könige Treue schwören müsse, während dieß sonst nur von dessen Herzog verlangt wurde; endlich die, daß dreizehn Geisseln, des Herzogs ältester Sohn Theodo mit zwölf der Reichsten und Vornehmsten unter den Baiern, als Bürgen der Einhaltung des Versprochenen zu stellen seien. Erst nachdem solches geschehen, erhielt Thassilo sein Herzogthum zurück, allein er machte gute Miene zum bösen Spiel und schied vom König Karl, dem Anschein nach von der größten Dankbarkeit erfüllt. „Dem Anschein nach", sagte ich, in Wahrheit aber sah es in seinem Innern ganz anders aus, denn es erfüllte ihn die größte Wuth, daß er nun zum Lehensmann des Frankenkönigs herabgesunken sein sollte. Noch wüthender machte ihn seine Gemahlin, jene longobardische Luitberga, die es dem Könige Karl nie verzeihen konnte, daß er dem Reiche ihres Vaters ein Ende gemacht hatte, und sie war es auch, die den Gemahl überredete, jene allgemein in der Christenheit verabscheuten asiatischen Barbaren, ich meine die heidnischen Avaren, zu Hülfe zu rufen. Es war ein schändlicher Rath, den sie ihm gab, allein rachsüchtige Weiber haben noch immer die Ehre und das Recht mit Füßen getreten. Um so geringer und niederträchtiger handelte Thassilo, daß er auf diesen Rath eingieng und in der That heimlich mit den Avaren ein Schutz- und Trutzbündniß schloß. Ehe aber dieß bekannt wurde und jedenfalls, ehe die Avaren ihre Schaaren mit denen Thassilos vereinigt hatten, hielt König Karl im März 788 zu Ingelheim am Rhein eine Reichsversammlung und von dieser konnte der bairische Herzog unmöglich wegbleiben, ohne sich allzufrühe in die Karten sehen zu lassen. Auch mußte er nothgedrungen zugeben, daß die Großen seines Landes, der hohe Adel und die Bischöfe, sich eben dahin begaben, denn die Reichsversammlung bestand ja eben aus den höchsten weltlichen und geistlichen Würdeträgern des Reichs. Wohl aber war es ihm dabei nicht, weil seine hohen Vasallen, deren er zur Auf-

bringung eines Heeres nothwendig bedurfte, jenes heimliche Bündniß mit den Avaren längst ausgekundschaft hatten. Und nun was geschah? So bald der Reichstag eröffnet wurde, erhoben sich die bairischen Großen und klagten, eingedenk des Eides der Treue, den sie dem Könige Karl vor einem Jahr geleistet, ihren Herzog offen des Hoch- und Landesverrathes an. Ja wohl, sie erklärten, ihr Herzog Thassilo habe auf den Antrieb seiner Gemahlin, welche dem Könige Karl seit dem Falle ihres Vaters den tiefsten Haß geschworen, das Volk der Avaren zum Einfall ins franco-germanische Reich aufgefordert, und das, was sie erklärten, bewiesen sie durch vorgelegte Documente. Auf solch' schweres Verbrechen stand nach altem Recht die Todesstrafe und diese Strafe verhängte sofort die Reichsversammlung über den Herzog Thassilo. Letzerem aber blieb jetzt nichts mehr übrig, als seine schlimme That einzugestehen und tief demüthig um Gnade zu flehen. Diese ließ ihm auch der hochsinnige König Karl in gewisser Richtung zu Theil werden, in der nemlich, daß er ihm das Leben schenkte. Dagegen wurden ihm augenblicklich die Haare geschoren und er mußte am 6. Juli 788 in das Kloster St. Goar am Rhein, später nach Jumiege an der Seine wandern. Dasselbe Loos traf auch seine beiden Söhne Theodo und Theodebert, sowie seine Gemahlin Luitberga nebst ihren Töchtern, so daß nun das ganze Geschlecht der Agilolfinger ausstarb. Das war aber noch nicht Alles, sondern das Herzogthum Baiern mußte es sich von nun an gefallen lassen, gleich dem früheren Herzogthum Alemannien, als Provinz des Reichs behandelt und von Königlichen Beamten verwaltet zu werden. Mit andern Worten es erhielt keinen eigenen Herzog mehr und wurde in verschiedene Gaue eingetheilt, über deren jeden König Karl einen von ihm abhängigen Grafen setzte.

Während nun wie gemeldet über den Herzog Thassilo zu Gericht gesessen wurde, waren die Avaren in zwei Heersäulen vorgedrungen, mit der einen vom Oestreichischen aus ins Bairische, mit der andern von Krain aus gegen Friaul und das jetzige Venetianische. Weit übrigens kamen sie nicht, weil König Karl sich beeilte, ihnen auf beiden Seiten mächtige Heere entgegenzusenden, von denen sie mit blutigen Köpfen über ihre Gränzen zurückgetrieben wurden. Dagegen

wiederholten sie ihre Raubeinfälle in den beiden nächstfolgenden Jahren und der Frankenbeherrscher sah also ein, daß er sie gründlich demüthigen müsse, wenn er seinen Gränzstaaten Ruhe schaffen wollte. Demgemäß rüstete er anno 791 zwei gewaltige Heere aus, das eine in Oberitalien, dessen Führung er seinem Sohne Pipin anvertraute; das andere in Alemannien und Baiern, an dessen Spitze er sich selbst stellte. Beide Heere rückten in Eilmärschen vor und es gelang dem Pipin, den Theil der Avaren, der sich ihm entgegenstellte, bis über die Mur zurückzuwerfen. Den Hauptsieg aber über das wilde Volk erfocht König Karl selbst an dem Punkte, wo sich die Ens mit der Donau vereinigt, und nun ließ er das ganze Land bis zur Raab hinab in furchtbarer Weise zerstören. Draufhin baten die Avaren demüthig um Frieden und König Karl nahm um so weniger Anstand ihnen denselben zu gewähren, als einer ihrer Khane (so nannten sie ihre Herrscher, doch schreibt man auch oft Khakan), Tudun mit Namen, versprach die Taufe anzunehmen. Auch erschien dieser Khan richtig nicht lange hernach in Aachen und wurde daselbst unter großen Feierlichkeiten in den Bund der Christen aufgenommen. Sein Beispiel scheint jedoch auf die Avaren keine große Wirkung ausgeübt zu haben, denn der größte Theil von ihnen blieb dem Heidenthume treu. Dagegen hatte sein Uebertritt eine andere Folge, nemlich die, daß es jetzt unter den Avaren selbst zu großen inneren Zerwürfnissen kam, welche fast vier Jahre lang andauerten. In Folge dessen hatten die Gränznachbarn Ruhe; allein wie nun im Jahr 795 Tudun vom Christenthum wieder abfiel, wurde schnell die Einigkeit wieder hergestellt und ebensoschnell kam es zu einem erneuerten Raubeinfall. Sofort rüstete König Karl abermalen zwei Heere aus und vertraute das Eine seinem Sohn Pipin, das Andere aber dem tapferen Grafen Erich, dem Markgrafen von Friaul, an. Auf zwei Wegen, wie anno 791, drangen diese in Pannonien ein und drängten die Avaren überall siegreich zurück. Draufhin vereinigten sie sich unterhalb Wien an der Donau, wahrscheinlich beim jetzigen Komorn, erstürmten die sogenannten Ringe, das ist die Hauptfestung der Avaren (es war dieß eine kreis- oder ringförmige, aus Baumstämmen und Mauerwerk hergestellte Verschanzung, welche den Durchmesser einer Meile hatte und

bei den Avaren für unüberwindlich galt), und brachten ihnen eine solch' kolossale Niederlage (hiebei zeichnete sich besonders der Graf Gerold, der Bruder von König Karls Gattin, mit seinen Alemannen oder Schwaben so sehr aus, daß der König diesen das Recht verlieh, künftig bei allen Reichskriegen das erste Treffen im Kampfe einzunehmen) bei, daß die in die Donau geworfenen Leichen den Abfluß des Wassers hinderten. Zugleich wurde der Khan Tudun gefangen und sofort als abgefallener Christ hingerichtet. Noch weit bedeutender aber war ein anderer Fang, nemlich die Erbeutung des ungeheuren Schatzes, den die Khane den Avaren seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatten, denn so wahnsinnig ungeheuerlich erwies sich dieser Schatz, daß dadurch das Gold und Silber auf mehrere Jahre hinein eine Entwerthung erhielt. Von jetzt ab konnten die Avaren keinen erheblichen Widerstand mehr leisten und es wurde daher dem Sohne Karls des Großen leicht, im Sommer 796 vollends alles Land bis zur Theiß hinab zu erobern. Nachdem aber dieß geschehen, setzte er den Avaren einen neuen Khan und ließ diesen sowie auch die sämmtlichen Großen oder Magnaten dem Könige Karl Treue und Gehorsam schwören. So wurden auch die Avaren dem großen Frankenreiche unterworfen, allein selbstverständlich begnügte sich König Karl mit dem bloßen Eid der Treue nicht, sondern er wollte noch andere etwas rellere Bürgschaften haben. Deßwegen wurden nun allüberall in dem eroberten Lande, wo es nur irgend angieng, Kirchen nebst Klöstern errichtet, um das Christenthum unter den Avaren bleibend einzuführen, und die oberste Leitung dieses schweren Missionswerks erhielt der vielerfahrene Bischof Arno von Salzburg, dessen Bisthum der Pabst deßwegen auch im Jahr 798 in ein Erzbisthum verwandelte. Schon dieß hatte gute Wirkungen; noch mehr aber das, daß König Karl all' die Ländereien, welche wir jetzt unter dem Namen Ober- und Unteröstreich, Steiermark, Kärnthen und Krain begreifen, vom früheren Avarenreich abschnitt und geradezu dem Frankenreich als Gränzmarkgrafschaften einverleibte. Die erste führte den Namen „Krain“ vom slavischen Krai, Grenze; die zweite hieß „Kärnthen“ von uralten Zeiten her, weil hier ursprünglich die Carni, eine keltische Völkerschaft, wohnten; die dritte ward „Wendische Mark“ getauft,

welcher Name sich später nach den Grafen von Styre oder Steier in Steiermark umwandelte; die vierte endlich erhielt den Namen „Ostmark“ oder „Ostarrichi“, woraus dann Oestreich wurde und erstreckte sich auch wirklich weit genug gegen Osten hin, nemlich von Passau bis nach Preßburg auf beiden Seiten der Donau. Alle diese vier Markgrafschaften aber kräftigte König Karl hauptsächlich dadurch, daß er ihnen eine ganz neue Bevölkerung gab, bestehend meist aus Alemannen und Baiern, unter die er die Ländereien vertheilte, zum Theil aber auch aus Wenden, Sorben und andern Slaven, und überdem versah er die Grafen, die er über die Marken setzte, mit hinlänglichen militärischen Streitkräften, damit sie die Avaren, wenn dieselben etwa revoltiren sollten, im Zaume halten könnten. Und in der That, die Revolten blieben nicht aus und ebensowenig die Züchtigungen dafür. Die Züchtigungen aber hatten zur Folge, daß die Avaren immer mehr in Kraftlosigkeit versanken und schon vom Jahr 802 an alle politische Bedeutung verloren. Ja nicht einmal den Morawen, die von Mähren her in ihr Land einfielen, und den Bulgaren, die bis über die Theiß vordrangen, konnten sie mehr widerstehen und so verschwanden sie vom Jahr 822 an gänzlich aus der Geschichte. Von da an nemlich waren sie alle seis den Franco-Germanen, seis den Slaven, seis endlich den Bulgaren tributpflichtig geworden und hatten jede eigene Regierung verloren.

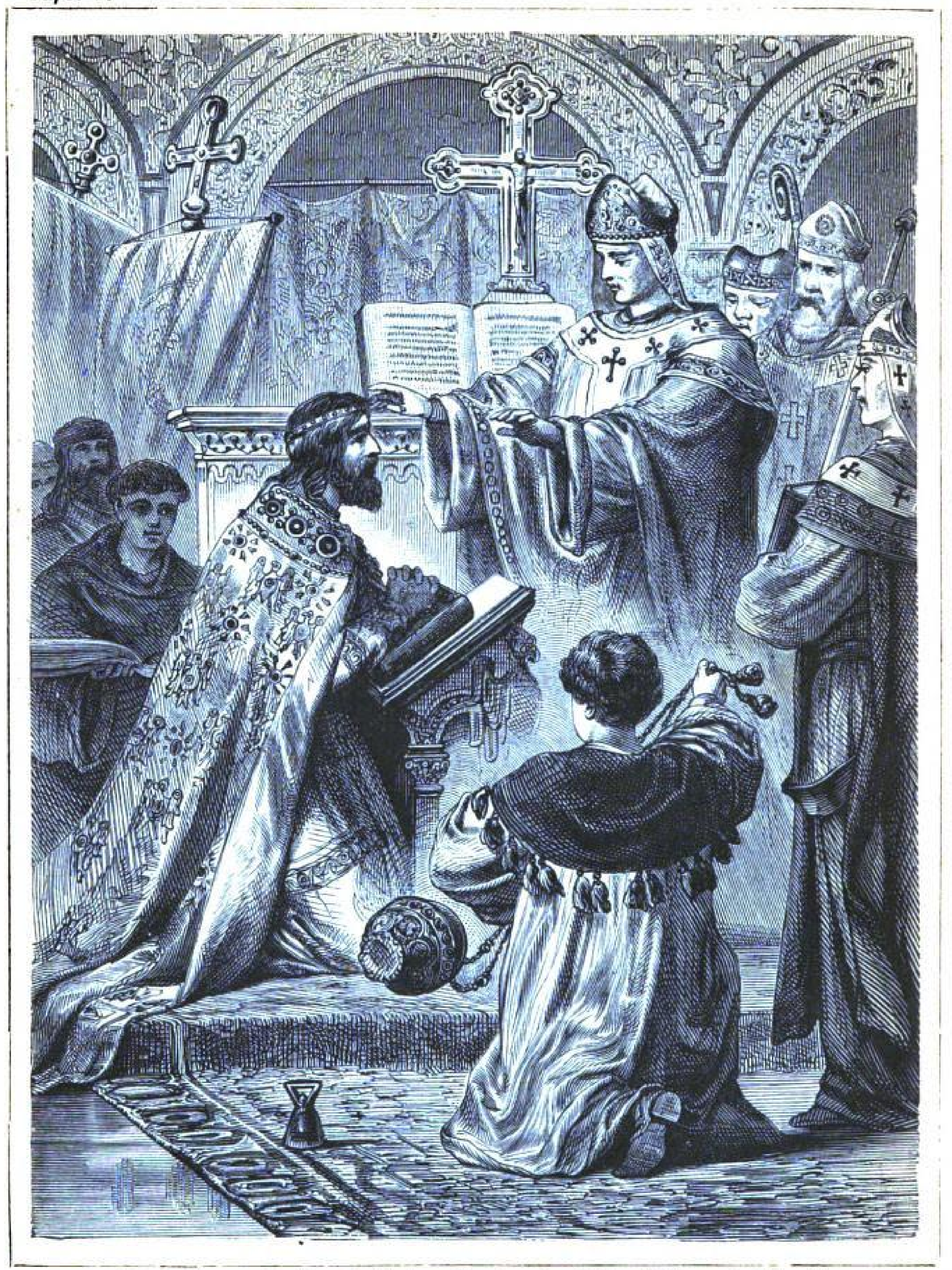
Durch die den Avaren abgenommenen Ländereien wurde Karl der Große auch in den Donaugegenden der Gränznachbar des byzantinischen Kaiserreichs, wie er es schon früher in Italien geworden war, und dadurch konnten leicht Gränzstreitigkeiten hervorgehen. Um nun dieses abzuwenden, ließ die Kaiserin Irene, die Mutter und Vormünderin Konstantins VI., für diesen im Jahr 781, wo er dreizehn Jahre zählte, um König Karls achtjährige Tochter Huodtrudis werben und die Verlobung fand auch wirklich statt, während die Verheirathung bis zur Mannbarkeit der Verlobten hinausgeschoben wurde. Wie nun aber im Jahr 788 zur Hochzeit geschritten werden sollte, fürchtete die herrschsüchtige Irene, die Söhnerin, die ihr als sehr kräftigen Geistes geschildert wurde, möchte ihr ihre bisherige Obergewalt über Konstantin VI. entreißen, und gab urplötzlich ihrem Sohne

eine ganz andere Gemahlin, ohne sich auch nur bei Karl dem Großen zu entschuldigen. Das war eine kolossale Beleidigung, welche der Letztere natürlich nicht auf sich sitzen lassen konnte, und somit ließ er augenblicklich durch den Markgrafen von Friaul die Provinz Istrien in Besitz nehmen. Von da drang er weiter nach Liburnien (jetzt Kroatien) und Dalmatien und vereinigte auch diese beiden Provinzen mit seinem Reiche, ohne daß die byzantinische Regierung sich im Stande gesehen hätte, es zu verhindern. Solches aber hatte zur Folge, daß nun auch die Venetianer, welche bis jetzt der geschützten Lage Venedigs wegen so glücklich gewesen waren, ihre Unabhängigkeit zu wahren, sich freiwillig unter den Schutz Karls des Großen begaben, denn ihr kleiner Staat sah sich jetzt rund von fränkischem Gebiet umgeben und wenn der übermächtige Frankenkönig Gewalt hätte brauchen wollen, so würden sie nicht im Stande gewesen sein, ihm lange Widerstand zu leisten. So vereinigte denn König Karl nach und nach ein Reich in seiner Hand, wie es seit dem Untergang der römischen Herrschaft im Abendlande nicht mehr erlebt worden war. Vom Ebro über den Pyrenäen drüben reichte es bis zu den Karpathen und von der Eider und Nordsee bis nach Dalmatien und dem südlichen Italien. Zu seinen Unterthanen gehörten, außer einer Masse von Romanen, Avaren, Slaven und Araber; was aber noch mehr Werth hatte, alle auf dem europäischen Festlande wohnenden germanischen Stämme erkannten ihn, den großen Karl, als ihren Herrn und Gebieter an.

Das Reich Karls des Großen nahm also eine wahrhaft weltgebietende Stellung ein, dieselbe Stellung, welche einst Rom eingenommen hatte, und so mußte in König Karl der Gedanke, daß ihm auch dieselbe Würde zukomme, wie den dereinstigen Beherrschern von Rom, die Kaiserwürde nemlich, fast mit Nothwendigkeit entstehen. Ueberdem gaben ihm nicht auch seine außerordentlichen Verdienste um die katholische Kirche, welche ihm allein ihre Herrschaft im Sachsenlande, sowie unter den Slaven und Avaren verdankte, die gegründetsten Ansprüche auf das kaiserliche Diadem? Gewiß so war es und man muß sich daher billig wundern, daß der Oberpriester zu Rom, der allgebietende Pabst, ihn so lange nicht mit diesem Diadem schmückte. Dieß hatte aber seine guten Gründe, worunter derjenige besonders maßgebend war, daß der

Pabst für die Kaiserkrönung so viel als möglich herausschlagen wollte. Es bestand nemlich zwischen Hadrian I. und Karl dem Großen über die von König Pippin dem Pabste gemachte große Länderschenkung eine große Meinungsverschiedenheit, darin bestehend, daß der Pabst sagte, er besitze dieses große Territorium als unumschränkter Souverain, als ein selbstherrschender Fürst, der Niemanden über sich habe, während umgekehrt der Frankenkönig behauptete, jener große Ländercomplex sei dem Pabste vom Könige Pippin nur als ein Lehen übergeben worden und der Pabst stehe also, was seine weltliche Herrschermacht anbelange, unter der Oberhoheit des Frankenkönigs. Mit andern Worten, Karls des Großen Ansicht gieng dahin, der Pabst als Regent des Ducats und der Stadt Rom, sowie des Exarchats und alles weiteren Päbstlichen Gebietes, sei berechtigt einmal zum Bezuge der öffentlichen Einkünfte und sodann zur Handhabung der niederen Gerichtsbarkeit; die Ausübung der höheren Gerichtsbarkeit aber stehe dem Oberlehensherrn, das ist dem Beherrscher des Frankenreiches, zu und diesem sei auch die Heerfolge zu leisten. Kurz also der Pabst sei als weltlicher Fürst nur ein Mediatfürst, gerade wie die Herzoge im übrigen Frankenreiche, und die Behauptung, der Pabst stehe als Regent des Kirchenstaates gerade so souverain und unabhängig da, wie der Frankenkönig selbst, müsse als eine Anmaßung zurückgewiesen werden. Das waren schwere Gegensätze, und weil nun König Karl durchaus nicht darauf eingieng, der Anmaßung des Pabstes seine Zustimmung zu geben, zögerte Hadrian I. fort und fort, den König Karl zum römischen Imperator und Augustus, also zum Nachfolger der ehemaligen occidentalischen oder römischen Kaiser, zu weihen. Mit einem Male jedoch änderte sich die ganze Sachlage, denn im Herbst des Jahrs 795 starb Hadrian I. und dessen Nachfolger Leo III. hatte gleich von Anfang an mit einer Gegenparthie, an deren Spitze die Verwandten (Nepoten hieß man sie später, auf deutsch „Neffen“, obwohl es meist illegale Söhne der Päbste waren) des verstorbenen Hadrian standen, schwere Kämpfe zu bestehen. Ja endlich kams gar so weit, daß diese Gegenparthie den Leo am Marcustage (25. April) 799 meuchlings überfiel, ihn schwer mißhandelte und verstümmelte und dann in das Kloster St. Erasmi sperrte. Aus solcher Gefangen-

schaft aber befreite ihn sofort sein getreuer Kämmerer Albinus mit Beihülfe des Herzogs Winigis von Spoleto, und nun floh Leo III. schnellstens über die Alpen zu König Karl, der damals in Paderborn weilte. Nur dieser, das sah Leo vollkommen gut ein, besaß die Macht, ihn wieder als Pabst einzusetzen; nur dieser war im Stande, ihn auf dem Stuhl Petri auch für die Zukunft zu erhalten. Was Wunder nun, wenn er alsobald auf alle Bedingungen einging, welche ihm König Karl stellte? Was Wunder, wenn er sich namentlich bereit erklärte, den Frankenkönig zum Nachfolger der früheren römischen Kaiser zu weihen und seine Oberhoheit in weltlichen Dingen in aller Form anzuerkennen? Nachdem nun so der Pabst und König Karl über Alles sich geeinigt hatten, trat Leo III. im Spätherbst 799, begleitet von vielen weltlichen und geistlichen Großen, so wie unter Aufgebot einer bedeutenden militärischen Macht die Rückfahrt nach Rom an und zog allda am 29. November 799 unter großem Gepränge ein. Abgemacht aber war, daß König Karl selbst erst das Jahr darauf nach Rom kommen solle, um daselbst aus den Händen des Pabstes die Kaiserkrone zu empfangen, denn es mußte vorher der Streit des Pabstes mit der Gegenparthei durch die obgenannten Großen geschlichtet sein, damit derselbe ganz frei, ungebunden und mackellos dastehe. So geschah denn auch und im Herbste 800 überstieg König Karl mit einem ganz außerordentlichen Gefolge die Alpen. Zu Anfang des Novembers erreichte er Ravenna und am 24. desselben Monats traf er zu Rom ein, woselbst ihn der Pabst mit der ganzen Clerisei und allem Volke, dem vornehmen wie dem geringen, unter den ausgesuchtesten Festlichkeiten einholte. Sofort wurden nun die weltlichen und geistlichen Großen Roms zu einer Art von Parlament zusammenberufen und diesem Parlamente legte der Pabst die Frage vor, ob der König der Nachfolger der altrömischen Kaiser werden solle. Wie man sich wohl denken kann riefen alle die Großen ein feierliches Ja und das ganze römische Volk jauchzte dem Beschlusse seinen Beifall zu. Das war übrigens nur das Vorspiel zur eigentlichen Kaiserweihe, denn diese selbst sollte erst an Weihnachten, den 25. Dezember 800, erfolgen. An diesem Tage nemlich erschien der fränkische Herrscher unter großer und solenner Begleitung in der Peterskirche, um daselbst



Die Krönung Kaiser Karls des Großen im Jahre 801 nach Chr. G.

dem vom Pabste celebrirten Gottesdienste beizuwohnen, und so wie das Ende desselben herbeigekommen war, näherte sich der Pabst dem Könige, eine goldene Kaiserkrone in der Hand. Diese setzte er ihm aufs Haupt und sprach dabei nachfolgende Worte mit weithin dröhnender Stimme: „Karolus Augustus! Von Gott gekrönter, frommer, großer, friedbringender Kaiser der Römer! Langes Leben sei dir und Sieg!“ Diese Worte aber begleiteten alle Anwesenden mit einem solch' begeisterten Zurufe, daß die festen Mauern der Kirche darob erzitterten. Drauf hieng der Pabst dem Könige einen kaiserlichen Purpurmantel über die Schultern, küßte ihn auf den Mund und huldigte ihm knieend als dem höchsten Herrn der katholischen Christenheit. Deßgleichen thaten nun auch alle anwesenden weltlichen wie geistlichen Großen, indem sie sich auf ihre Knie niederwarfen; das Volk aber schrie wie wahnsinnig: „Es lebe Karolus Augustus, der neue Kaiser von Rom!“

Es war ein höchst feierlicher Act, diese Weihung Karls des Großen zum Nachfolger der altrömischen Imperatoren, die seit Romulus Augustulus zu existiren aufgehört hatten; das Feierliche aber wurde noch von dem Folgenschweren überboten. Die römischen Imperatoren hatten nemlich seit Constantin dem Großen den Römern und Romanen als nichts Geringeres gegolten, denn als von Gott selbst eingesetzte weltliche Oberherren der gesammten katholischen Christenheit, welchen alle übrigen Fürsten und Machthaber sich unterordnen müßten, und ihnen gebührte daher einzig und allein die Anrede „Majestät“. So docirten in den ersten christlichen Jahrhunderten alle katholischen Priester, und kein katholischer Christ konnte sich daher dieser Anschauungsweise entschlagen. Nun aber war König Karl „Majestät“ geworden und somit umgab ihn von nun an derselbe geheimnißvolle Glanz des Gottähnlichen, welcher die römischen Imperatoren umstrahlt hatte. Ja wohl, erst durch die neu acquirirte Kaiserwürde stieg Karl der Große in den Augen der Römer und Romanen auf die höchste Stufe der Macht empor, und wenn auch den Franken und Germanen diese Anschauuugsweise im Anfang nicht ganz eben so gang und gebe war, so konnten sie als gute Katholiken doch nicht umhin, dieselbe schon nach kurzen Jahren zu theilen. Nicht aber blos der

Beherrscher des Frankenreichs gewann durch die Kaiserkrönung an Würde, Ansehen und Macht, sondern nicht minder auch der Pabst, denn unter dem ganzen abendländischen Volke verbreitete sich nun die Ueberzeugung (und die Päbste thaten ihr Redliches, diese Ueberzeugung zu befestigen und zu heben), daß die Verleihung der höchsten weltlichen Würde bei der abendländischen Christenheit, der Kaiserwüde nemlich, nur allein dem römischen Bischofe zustehe, oder besser gesagt sein ausschließliches Privilegium sei. Gewiß, der Pabst allein konnte, — so glaubte man von nun an allgemein — die Beherrscher des Frankenreichs zum Kaiser salben und in so fern stand der Pabst höher als der Kaiser; umgekehrt aber mußte jeder neue Pabst, so bald er vom römischen Clerus, Adel und Volk gewählt war, dem Kaiser als dem Oberherrn von Rom unbedingte Treue schwören, weil ihn ieser sonst nicht bestätigte, und in sofern hatte der Kaiser das Uebergewicht über den Pabst. Mußte nun aber ein solch' eigenthümliches Verhältniß nicht nothwendigerweise zu Conflicten führen? Gewiß und zwar zu Conflicten der schwersten Art; doch kamen dieselben erst in der nächstfolgenden Periode der deutschen Geschichte zum Ausbruch.

Sechstes Kapitel.

Karls des Großen inneres Reichsregiment. — Sein Tod.

(814).

Die Beherrschung eines so kolossalen Reichs, wie das Karls des Großen war, muß an sich schon eine Riesenaufgabe gewesen sein; nnendlich erschwert aber wurde diese Aufgabe noch durch zweierlei. Einmal durch die immerwährenden Kriege, die sich fast jedes Jahr erneuerten, und sodann hauptsächlich durch den Mangel an geeigneten



höheren Beamten. König, oder wie wir von jetzt an besser sagen werden, Kaiser Karl konnte, wie sich von selbst versteht, unmöglich Alles selbst thun und noch weniger konnte er in allen Provinzen seines weiten Reichs zu gleicher Zeit gegenwärtig sein. Er mußte also Beamte haben, die an seiner Statt handelten, und zwar recht viele Beamte. Wo sollte er jedoch die geeigneten Persönlichkeiten finden? Mein Gott in jenen barbarischen Zeiten war das Wissen eine Seltenheit und selbst den Vornehmsten fehlte meist jene Bildung, welche in unseren Tagen fast allgemein geworden ist. Höchstens besaßen noch die Bischöfe, überhaupt die höheren Geistlichen, etwas mehr Kenntnisse und so kam es ganz naturgemäß, daß der Kaiser oft und viel auch zu rein weltlichen Geschäften Bischöfe verwenden mußte, denen er sonst, weil die Priester gewohnt sind, Alles zum Vortheil der Kirche auszubeuten, diese Geschäfte ganz gewiß nicht anvertraut hätte. Sehen wir uns nun übrigens nach den verschiedenen Klassen der kaiserlichen Beamten um, so fallen uns zuerst die sogenannten „Missi“ in die Augen. Diese Missi, auch Missi dominici genannt, oder zu deutsch „Gesandte des königlich-kaiserlichen Hauses“, waren nichts mehr und nichts weniger als außerordentliche Bevollmächtigte des Kaisers, und wir treffen solche schon unter den Merowingern. Damals übrigens kamen sie nur ausnahmsweise bei besonderen Gelegenheiten vor, jetzt aber machte der Kaiser etwas Stabiles aus dieser Art von Beamtenthum und Jahr aus Jahr ein reisten seine Missi in den verschiedenen Provinzen herum. Ihre Aufgabe war, weil des Kaisers Auge und Ohr nicht überall sein konnte, gegen den Mißbrauch der Gewalt von Seiten der großen Vasallen einzuschreiten und alle Theile der Verwaltung einer Provinz zu controlliren. Zu diesem Behuf versammelten sie, wenn sie in eine Provinzialhauptstadt kamen, regelmäßig die Bischöfe und Aebte, die Grafen und königlich-kaiserlichen Vasallen, sowie die Vögte und Vicevögte (Vicedomini) zu einer Art von Landtag um sich, und auf diesem Landtag konnte dann jeder freie Mann seine Wünsche, Klagen und Beschwerden vorbringen. Auch hielten sie, weil ihnen die Rechtspflege besonders ans Herz gelegt war, an vier verschiedenen Orten ihres Sprengels je in den Monaten Januar, April, Juli und Oktober öffentliche Gerichte

und das Recht schöpften die sogenannten „Beisitzer“ oder Scabini, so genannt von Scamnum, Bank, das ist Gerichtsbank. Die Missi aber bestätigten oder verwarfen das Urtheil und erstatteten überdies dem Kaiser über alle bedeutenderen Fälle genauen Bericht. Noch bemerke ich, daß das Controllerecht der Missi sich auch auf die Bischofssitze so wie auf die Klöster erstreckte, und darin lag wohl auch der Grund, warum die Geistlichen, besonders die höheren, dieses Institut Karls des Großen besonders anfeindeten. Allein um alle diese Anfeindungen bekümmerte sich der Kaiser blutwenig und so lange er regierte, blühte das Institut in der vollsten Ausdehnung.

Weitere hohe Beamte des Kaisers waren die sogenannten Markgrafen. Alle seine Lande theilte er, wie schon früher üblich, in Gaue oder Grafschaften ein und gab einem jeden Gau einen eigenen Gouverneur, den sogenannten Gaugrafen. Einem und demselben Grafen ordnete er aber immer nur einen einzigen Gau unter, denn er wollte diese mit großer Gewalt ausgerüsteten Beamte nicht allzumächtig werden lassen. Eine Ausnahme dagegen machte er in den Gränzprovinzen, denn hier vereinigte er regelmäßig größere Districte zu einer Gränzmark, oder auch kurzweg nur „Mark“ genannt, und übertrug dann dem über diese Mark gesetzten Grafen, dem Markgrafen, alle Civil- und Militärgewalt zumal. Natürlich, denn dem Markgrafen lag die Vertheidigung der Reichsgränze in seiner Grafschaft ob, und zu diesem Behufe mußte er im Stande sein, eine gewaltige Macht auszuüben. Derlei Marken nun waren die spanische gegen die Araber, die dänische gegen die Dänen, die Friaulsche gegen die Avaren, die serbische gegen die Slaven und so noch (wie wir früher schon gezeigt) verschiedene andere. Zu Markgrafen aber erwählte der Kaiser stets nur Männer aus den vornehmsten Geschlechtern, die ihm ganz treu ergeben waren, denn einmal mußte er ihnen viel anvertrauen, und sodann sollten sie, als seine Vicekönige, mit einem Glanz auftreten, welcher den benachbarten Gränzvölkern imponirte.

Endlich muß ich auch noch auf die Hofbeamten Karls des Großen zu sprechen kommen. Es waren dieß theils die schon früher unter den Merovingern gewöhnliche, welche er alle beibehielt, den Major Domus allein ausgenommen, denn einen solchen brauchte er nicht,

da er, das Gegentheil einer Puppe von einem Regenten, alle Regierungsgeschäfte selbst besorgte; theils einige wenige neue, die aber ein großes Gewicht hatten. Unter diese rechne ich in erster Linie den „Erzcaplan", das ist den obersten Chef aller Caplane und Priester, welche in den vielen über das ganze Reich zerstreuten Pfalzen oder Palästen den kaiserlichen Gottesdienst versahen und von denen also jeder durch seine Stellung einen großen Einfluß ausübte. Wie viel mehr also der Erzcaplan oder Erzpriester, besonders wenn dieser noch, wie fast immer, die Reichskanzlersstelle inne hatte. Man denke nur an die Stellung des deutschen Reichskanzlers in unsern Tagen, so kann man sich einen ungefähren Begriff hievon machen! Auch der „Bibliothekar" war ein neues Hofamt. Doch hat man sich unter ihm nicht blos einen Vorsteher aller kaiserlichen Bibliotheken vorzustellen, sondern auch einen Vorsteher aller kaiserlichen Bauten, vielleicht sogar aller öffentlichen Bauten überhaupt, worüber aber keine klaren Nachrichten vorliegen. Der „Meister der Thürhüter", oft auch „Oberthürwart" genannt, ein drittes neues Hofamt, dürfte am besten mit einem Oberkammerherrn oder auch Obercerimonienmeister unserer Tage verglichen werden und bei allen festlichen Gelegenheiten, bei Empfang fremder Gesandtschaften und was dergleichen mehr ist, spielte er eine Hauptrolle. Eben so viele Sorgen lasteten auf dem „Oberquartiermeister", dem damaligen Oberhof- und Reisemarschall, denn Karl der Große war fast beständig auf der Fahrt und da er stets ein großartiges Gefolge mit sich führte, so gab es unendlich viel zu thun. Endlich creirte der Kaiser noch vier „Oberjägermeister", so wie einen „Falkenmeister", was aber diesen oblag, wird sich der Leser auch ohne nähere Auseinandersetzung klar machen können.

Gehen wir nun näher auf das innere Reichsregiment Karls des Großen ein, so müssen wir vor allem constatiren, daß ihm nichts mehr am Herzen lag, als die materielle Wohlfahrt seiner sämmtlichen Unterthanen und deßwegen suchte er nicht blos den Handel, die Gewerbe und die Landwirthschaft so eifrig als möglich zu heben, sondern er beförderte auch den Volks- und Gelehrtenunterricht aus allen Kräften, um damit der furchtbaren Unwissenheit jener Tage zu steuern. Was zuerst den Handel anbelangt, so widmete er der Ver-

besserung der alten Heerstraßen, sowie der Anlegung neuer, auch der Erbauung von Brücken, Dämmen und was dergleichen mehr ist, seine besondere Sorgfalt und ich erinnere dabei nur an die erste stehende Brücke über den Rhein bei Mainz. Eine Verbindung der Donau mit dem Rhein durch einen Canal, welchen der Main, die Rednitz und die Altmühl mit Wasser speisen sollten (König Ludwig von Baiern faßte in unsern Tagen bekanntlich den Plan wieder auf und führte ihn auch durch), gelang ihm allerdings nicht, dagegen wußte er dem hohen Norden Deutschlands die südlichen Donauländer durch eine breite Fahrstraße, die über Bardewick, Magdeburg, Erfurt und Forchheim nach Regensburg führte, zugänglich zu machen. Auch ließ er in allen größeren Städten Jahr- und Wochenmärkte errichten, überwachte das Maß, Gewicht und Münzwesen und sorgte durch die strengste Bestrafung der Räuber, Wegelagerer und Herumtreiber für die Sicherheit des Handels und Wandels. Den auswärtigen Verkehr beförderte er durch Freigebung der Ein- und Ausfuhr — Waffen und in Zeiten der Noth auch Lebensmittel bildeten aber eine Ausnahme — und den Friesen, die den Handel mit England vermittelten, wurden große Privilegien ertheilt. Nicht minder schützte er auch die Juden, weil sie die ersten waren, welche über Marseille einen directen Handel mit dem Orient einleiteten (als Concurrenten der Griechen, welche einen unverschämten Nutzen nahmen), und der beste Beweis hiefür ist der, daß er der ersten Gesandtschaft, welche er anno 797 an den Khalifen Harun-al-Raschid abfertigte, einen angesehenen Marseiller Juden, Namens Isaak, beigab. Eben so eifrig nahm sich Karl der Große der Gewerbe an und dadurch brachte er es so weit, daß nunmehr auch Freie, nicht mehr blos wie seither üblich blos Sklaven und Frauen, sich denselben widmeten. Erzeugt wurden insbesondere Tücher, worunter auch buntfarbige, die im Orient besonders geschätzt waren, und daraus gefertigte kostbare Gewänder. Dann Schildereien, geschnitztes Tafelwerk, zierliche Möbel und goldene wie silberne mit Bildwerk ausgelegte Gefäße. Endlich Glasfenster, musikalische Instrumente und vor allem prächtige Waffen und Rüstungen.

Noch mehr fast als für Handel und Gewerbe that Karl der Große für die Landwirthschaft, denn er sah nur zu gut ein, daß die-

selbe die Grundlage alles nachhaltigen Volkswohlstandes sei. Deßwegen munterte er allüberall die Einwohner auf, die ödliegenden Strecken zu bebauen, und deren gab es selbst in dem cultivirtesten Theil seines Reichs, in Südfrankreich — wie viel mehr also in Deutschland — noch eine ungeheure Menge. Nicht minder ordnete er die Ausrodung der Wälder an all' den Plätzen an, welche zum Ackerbau besonders tauglich — man erinnere sich dabei der kolossalen Waldungen Germaniens! — waren und überließ diese Ausrodungen fleißigen Colonisten gegen äußerst geringe Abgaben als Eigenthum. Bei weitem am meisten aber förderte er die Landwirthschaft dadurch, daß er den Ackerbau und was dazu gehört auf allen seinen großen Domainen oder Pfalzen selbst practisch trieb und dadurch diese Domainen zu förmlichen Musterwirthschaften machte, von welchen jeder Landwirth durch eigene Anschauung lernen konnte, wie er sein Gut am nutzbringendsten ausbeuten könne. Als solche Pfalzen oder Domainen — es gab deren, so viel bekannt, nur allein in Deutschland hundert und acht und zwanzig, welche größtentheils die Anfangspunkte bedeutender Städte wurden — nenne ich Aachen, Andernach, Augsburg, Coblenz, Colmar, Constanz, Dietenhofen, Frankfurt, Heilbronn, Heristall, Hörter, Ingelheim, Ingolstadt, Kreutznach, Magdeburg, Metz, Nymwegen, Oppenheim, Paderborn, Prüm, Regensburg, Rense, Rottweil, Salzburg, Schlettstadt, Seligenstadt, Spaa, Speier, Straßburg, Tribur, Trier, Ulm, Waiblingen, Wesel, Worms und Zürich und sie alle ohne Unterschied bewirthschaftete Karl der Große in eigener Regie. Ja er ließ sogar eine Vorschrift über die Behandlung dieser Güter — Capitulare de villis Jmperialibus — veröffentlichen und in dieser Vorschrift gieng er bis in die kleinsten Einzelnheiten ein. Nicht blos nemlich über die Behandlung der Felder im Allgemeinen, verbunden mit der Behandlung der Wiesen und Wälder, wurde das Nöthige gesagt, sondern auch über die Viehzucht und zwar über diese in allen ihren Specialitäten. Eben so wenig war die Zucht der Bienen sowie die der Blumen und Ziersträucher vergessen und noch weniger der Obst- und Weinbau. Im Gegentheil wurde dem letzteren eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und man darf daher mit Recht sagen, daß die Pflanzung der Weinrebe in Deutschland dem großen Kaiser Karl wenn

auch nicht ihren Ursprung (von Gallien her lernte man an der Bergstraße und am Rhein das Weinbauen schon im 7. Jahrhundert, wenn nicht noch früher), so doch wenigstens ihr Geheihen und Emporwachsen verdankt, weil er zuerst edle Rebsorten kommen ließ und überall an den Abhängen die guten Lagen herauszufinden wußte. Die große Hebung der Landwirthschaft nun aber, welche Karl der Große ins Werk setzte, hatte nicht nur die Folge, daß der Nationalwohlstand im Frankenreiche sich bedeutend vergrößerte, sondern auch die, daß die Menschen nun besser zu leben anfiengen. Man erzeugte feinere Nahrungsmittel und in Folge dessen stieg man auch im Essen und Trinken um eine Stufe hinauf.

Wie nun aber Karl der Große in all' dem Soebengenannten für die sämmtlichen Unterthanen seines weiten Reichs, besonders für die germanischen Stämme, die in der Cultur noch am weitesten zurückstanden, ein außerordentlicher Wohlthäter war, so fast noch mehr darin, daß er der gräßlichen Unwissenheit, welche allenthalben herrschte, ein Ziel zu setzen und sowohl den Volksunterricht als auch die Gelehrtenbildung, so weit es möglich war, zu heben suchte. Der große Kaiser selbst hatte, wie das in jener Zeit in allen höher gestellten Familien Sitte und Brauch war, nur eine kriegerische Ausbildung bekommen, denn man hielt dafür, daß das Wissen, also alle Kenntnisse außer denen des Kriegs, selbst das Schreiben, Lesen und Rechnen, nur für die Priester und Mönche da sei, den freien Mann aber, besonders den hochadeligen verunziere. Gewiß er lernte in seiner Jugend nicht einmal schreiben und konnte es daher später, trotz aller Mühe, die er darauf verwandte, nie mehr zu einem gewandten Gebrauche der Feder bringen. Verachtete er aber deßwegen das Wissen? Viele Herrscher vor und nach ihm, die eine ähnliche Erziehung genossen hatten, thaten es; er aber lernte sehr bald einsehen, daß ein Volk nur durch Erziehung zur Cultur und Civilisation glücklich werden könne, und mit aller Macht, die er besaß, drang er darauf, daß jedem Freien Gelegenheit gegeben werde, sich geistig auszubilden. Mit aller Strenge, die ihm innwohnte, zwang er sogar diejenigen, die durch ihn emporsteigen wollten, sich vorher mit dem Wissen vertraut zu machen, um so endlich die entsetzliche Rohheit damaliger Zeiten zu bändigen.

Wer aber konnte ihm nur allein hiezu behülflich sein? Nun die ganze Laienwelt, mit nur wenigen Ausnahmen, war in die gleich tiefe Unwissenheit versunken und somit konnte ihm nur die Geistlichkeit und besonders die Mönchswelt im Kampfe gegen die Finsterniß Beistand leisten. Freilich auch unter den Mönchen und Priestern, besonders unter denen Germaniens und des eigentlichen Frankenlandes, konnte man für gewöhnlich nicht viel Wissen treffen — jedes Benedictinerkloster hatte nach Anordnung des Stifters dieses Ordens allerdings eine Schule, aber meist wurde darin außer dem Singen nur ein bischen Latein nebst Lesen und Schreiben gelehrt —; allein da und dort, besonders in der Domschule von York in England, so wie noch mehr in Italien durch die Bemühungen einiger Päbste, wie Gregors des Großen, und der byzantinischen Statthalter in Ravenna und Neapel, wurde doch noch die höhere Cultur gepflegt, und von diesen Orten her verschrieb sich nun Karl der Große die Männer, deren er bedurfte. So aus Italien den Grammatiker Paulinus, nachmaligen Patriarchen von Aquileja, den Geschichtsschreiber Peter von Pisa, den hochgelehrten Paulus Diaconus und den Dichter Theodulph. So aus Baiern den Bischof Aribo von Freisingen, nebst dessen Schüler Arno, nachmaligen Erzbischof von Salzburg, beide in Italien gebildet. So insbesondere den auf der Domschule in York gebildeten Alkuin, welchen man den transmarinischen Schwan nannte und dem der große Frankenherrscher die ganze Ober-Leitung des Schulwesens anvertraute. In solcher Weise begann der Kaiser Karl sein Culturgeschäft und um nun seinen Großen so wie seinem ganzen Volke ein Beispiel zu geben, wurde er selbst der erste Schüler der genannten hochgelehrten Männer. Ja wohl bei diesen Männern nahm er, obwohl schon im reiferen Mannesalter stehend, Unterricht, wie zum Beispiel bei Peter von Pisa im Lateinischen, bei Paulus Diaconus im Griechischen und bei Alkuin in der Literatur so wie im Rechnen und in der Astronomie. Wenn nun aber er selbst dieß that, konnten die Uebrigen vom Hofe zurückbleiben? Nein, sondern sie Alle besuchten im Verein mit der Familie des Kaisers — mit seinen Söhnen, Töchtern und sonstigen Anverwandten — die von den genannten Gelehrten gegründete Hofschule, aus welcher Männer hervorgiengen wie Einhard, ge-

wöhnlich Eginhard genannt, der nachherige Geschichtsschreiber des großen Kaisers Karl und seiner Zeit. Das Mitwirken an der Hofschule war übrigens das Geringste, was jene Gelehrten leisteten; ihre Hauptaufgabe bestand darin, eine Menge von Kräften heranzuziehen und heranzubilden, welche den Schulunterricht in den größeren Städten des weiten Reichs einzubürgern hatten, denn nicht blos Einzelne, sondern alle Unterthanen des Reichs sollten, so war es Karls Willen, wenigstens im Nothwendigsten, also im Lesen, Schreiben und Rechnen, eine Grundlage bekommen. Und in der That entstanden nun schnell nach einander eine Menge von Schulen, in welchen die Söhne und Töchter der Laien, der geringen wie der vornehmen, wenigstens das Nothdürftigste lernten, und die Bischöfe mußten dieselben von Zeit zu Zeit inspiciren lassen; nicht minder aber entstanden auch höhere Unterrichtsanstalten, welche gleichsam die Mittelpunkte des neugeweckten Geisteslebens wurden, wie namentlich links vom Rhein in den Abteien Corbie, Fontenelle und Tours, rechts vom Rhein aber in denen zu Fulda, Reichenau und St. Gallen. Hohe geistige Bildung gieng von diesen Klosterschulen aus und man darf wohl sagen, daß sie zu ihrer Zeit dasselbe leisteten, was nachher die Academieen und Universitäten. Dem deutschen Theil jener Schulen aber verdanken wir die Sammlung, Niederschreibung und Erhaltung der uralten deutschen Heldenlieder, welche sich bisher nur in mündlicher Ueberlieferung erhalten hatten, denn Karl der Große, der sich stets als einen gebornen Deutschen (er machte deßhalb auch das Deutsche zu seiner Hofsprache und seine Geistlichen mußten ihm deutsch predigen) betrachtete und nur zu gut wußte, daß der Schwerpunkt seines Reichs in Germanien liege, ertheilte den Befehl hiezu und die Mönche mußten gehorchen, obwohl sie es, wegen des Heidnischen, das in jenen Gesängen lag, höchst ungern thaten.

Man sieht aus dem soeben Erzählten, wie sehr dem großen Karl die Civilisation und Cultur seiner Völker am Herzen lag und solches bewies er auch noch außerdem aus dem Eifer, wie er die Baukunst hegte und pflegte. In dieser Beziehung erinnere ich vor Allem an die beiden herrlichen Paläste, welche er sich in Ingelheim und Aachen baute, denn ersterer ruhte auf hundert zum Theil aus Ravenna her-

beigeschafften Granit- und Marmorsäulen, während letzterer mit einer Kirche — der Liebfrauenkirche — in Verbindung gesetzt wurde, die an Pracht Alles übertraf, was man bis jetzt in Deutschland gesehen hatte. Auch ließ er die warmen Quellen in Aachen fassen und herrliche Badhäuser darüber erbauen. Nicht minder errichtete er auch in Nymwegen einen Kaiserpalast und was fast noch mehr Werth hatte, alle diese Paläste ließ er mit Frescogemälden aus der Geschichte seiner Vorfahren schmücken, deren Verfertiger natürlich aus Italien herbeigeholt wurden.

Nicht blos dieses übrigens rechnete der große Kaiser Karl als nothwendig zur Hebung der Cultur und Civilisation, sondern auch die Veredlung der Sitten durch bessere Gesetze und deßwegen gieng er manchem unter den germanischen Stämmen tiefgewurzelten Gebrechen frischweg auf den Leib. So legte er dem bisher bestandenen Rechte der Blutrache einen bedeutenden Hemmschuh an, indem er verordnete, daß Jeder mit einem gesetzlich bestimmten Wergeld — soviel als Geldbuße — sich begnügen müsse, während man früher berechtigt war, für vergossenes Blut wieder Blut zu vergießen. So erließ er strenge Verordnungen gegen das altgermanische Laster der Trunksucht und des Müßiggangs und nicht minder eifrig gieng er der Unsittlichkeit auf den Leib, indem er alle liederlichen Frauenspersonen zum Auspeitschen verurtheilte. So trat er überall dem Aberglauben entgegen und suchte insbesondere den Glauben an Hexen und böse Geister dadurch auszurotten, daß er alle Zauberer, Wettermacher und was dergleichen mehr ist, als Betrüger gefänglich einziehen und tüchtig körperlich abstrafen ließ. Im Uebrigen war seine Gesetzgebung doch eine sehr mangelhafte und was noch schlimmer, er handelte dabei stets als großer Autokrat, das heißt als ein Herrscher, der vermöge seiner Machtvollkommenheit nach Willkür was er für gut hielt decretiren durfte, ohne nach dem Willen des Volks etwas zu fragen. Besonders nemlich seit er Kaiser geworden war, hielt er sich für einen Regenten „von Gottes Gnaden" und behandelte Jeden, der seinem Willen oder seinen Befehlen widerstrebte als einen Beleidiger der ihm von Gott verliehenen Majestät. Darum wenn er auch noch alljährlich den Reichstag auf das sogenannte Maifeld — auf welchem die re-

gelmäßige Heerschau abgehalten wurde — einberief, um ihm die neuen Gesetze zur Berathung vorzulegen, so wollte dieß nicht viel besagen, denn unter dem Reichstag begriff er nur die Großen des Reichs, seine Beamten nebst den Bischöfen, von denen er zum voraus wußte, daß sie ihm beistimmen würden; die Masse der übrigen Freien aber durfte nicht mitberathen, sondern hatte nur das Recht der Anwesenheit, um nachträglich den Beschlüssen zuzujubeln. Eben deßwegen durften auch die Freien gewöhnlichen Schlags nicht mehr bewaffnet auf dem Maifeld erscheinen (außer zur Heerschau), damit es ihnen nicht etwa einfalle, mit den Waffen in der Hand gegen dieses oder jenes Gebot zu protestiren, und so wußte er dem Volke noch gar manches seiner früheren Rechte kraft seines „Von-Gottes-Gnadenthums“ zu nehmen. Insbesondere erweiterte er die Kriegsdienstpflicht sehr bedeutend, indem er sie von der Größe des Grundbesitzes abhängig machte. Wer nemlich vier Hufen oder Acker Landes besaß, hatte sich mit den gewöhnlichen Waffen des Infanteristen, mit Lanze und Schild oder mit einem Bogen und zwölf Pfeilen, überdem auch auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen, zu stellen. Wer acht Hufen besaß, mußte als Kavallerist mit Lanze, Schild und Schwert dienen, und der Eigenthümer von zwölf Hufen und mehr, hatte seiner Bewaffnung auch noch Helm und Panzer beizufügen. Wer aber über nur ganz wenig oder gar kein Grundeigenthum zu verfügen hatte, mußte mit einigen Schicksalsgenossen zusammenstehen und mit ihnen auf gemeinschaftliche Kosten einen Gewappneten stellen. Das waren furchtbare Opfer, welche man der leidigen Kriege wegen zu leisten hatte, und viele Hunderte und Tausende geriethen dadurch in drückende Armuth. Doch gab es einen Ausweg sich wieder zu erholen, den nemlich wenn sich die Pflichtigen in den besondern Schutz des Kaisers begaben, oder wie man damals sagte, wenn sie seine Vassen oder Vasallen wurden und sich damit verpflichteten, ihm für ihr ganzes Leben lang in Krieg und Frieden zu Diensten zu stehen, denn so wie sie dieß thaten, so fühlte er sich dadurch verpflichtet, sie mit besondern Beneficien, das ist mit größeren oder kleineren Lehengütern für ihre Hingebung zu belohnen. Aus diesen Vassen oder Vasallen bildete sich dann der Anfang eines stehenden Heeres heraus, indem Karl der Große sie in besondere Scaren

(Schaaren) theilte, welche er gleichmäßig — meist roth, daher Scharlach von Scar, Schaar, und Lach gleich Lacken oder Tuch — kleidete und von seinem Kammergut besoldete.

Der Hauptvorwurf also, der auf Karl dem Großen lastet, ist der, daß er ein Autocrat in des Wortes vollster Bedeutung war. Ja so sehr, daß ihm selbst der Pabst, so lange er lebte, den Gehorsam nicht versagen durfte, während die Bischöfe seines großen Reiches ohnehin gänzlich von ihm abhiengen. Doch was will dieser eine Vorwurf gegen seine übrigen außerordentlichen Vorzüge besagen? Um diese Vorzüge zu bestätigen, wollen wir ihn daher dem Leser zuletzt noch in seinem Privatleben vorführen, denn auch hier erscheint er fast einzig nur als großer Mann. Vor allem ist zu erwähnen, daß er sich sehr einfach trug, fast ganz wie ein gewöhnlicher Franke. Auch durften zu seinen Kleidern nur einheimische Stoffe — Leinwand und Tuch —, nie fremde und luxuriöse, verwendet werden. Eben so einfach war sein Tisch, der meist aus nur vier Schüsseln bestand; aber diesen Schüsseln sprach er tüchtig zu, besonders wenn man ihm sein Lieblingsgericht, am Spieße gebratenes Wildpret, auftrug. Um so mehr hielt er sich im Trinken zurück und man hat es nie erlebt, daß er einen Becher zu viel trank. Zu Bett gieng er frühzeitig und eben so frühzeitig stand er auf; konnte er aber einmal nicht gesund fortschlafen, so war sogleich ein Buch zur Hand, um selbst diese wenigen Stunden auszunützen. Mit der Zeit nemlich gieng er äußerst haushälterisch um, und selbst Morgens, während des Ankleidens, wurden Regierungs-Geschäfte abgemacht. Diesen — dem Arbeiten mit seinen Ministern, dem Anhören streitender Parthieen, dem Dictiren von Urtheilen und Entscheiden oder von sonstigen Erlassen — widmete er überhaupt den größten Theil des Tages, so daß immer nur wenige Stunden zur Erholung — Jagd- und Badparthieen nebst Fechtübungen — übrig blieben. Dagegen fand er jeden Tag Zeit, zwei Male, Morgens und Abends, die Kirche zu besuchen, und er liebte es sehr, wenn ihn dann seine ganze Familie begleitete. Dem schönen Geschlecht war er, wie fast ohne Ausnahme alle Männer von hervorragender Kraft, sehr ergeben und schon als Jüngling hatte er eine Geliebte mit Namen Himiltrudis, welche er aufgeben mußte, um

die Longobardin Desiderata zu heurathen. Diese ihm von der Politik aufgezwungene Gattin verstieß er übrigens sehr frühe, nachdem er die ebenso schöne, als kluge und ehrenwerthe Hildegardis, die Schwester des Grafen Gerold vom Bussen kennen gelernt hatte, und mit dieser seiner zweiten Gemahlin lebte er nun in dem zartesten Liebesverhältniß. Auch gebar sie ihm acht Kinder, von denen aber nur sechs, drei Söhne — Karl, Pipin und Ludwig — und drei Töchter — Hrodtrudis, Bertha und Gisela — längere Zeit am Leben blieben, und man kann sich also denken, wie nahe ihm ihr früher Tod — 30. April 783 — gieng. Weil er aber weiblichen Umgang nicht lange entbehren konnte, verehelichte er sich schon im Oktober selbigen Jahres zum dritten Male, nemlich mit Fastrada, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolph, und auch aus dieser Ehe gieng Nachkommenschaft — zwei Töchter, Theoderata und Hiltrudis — hervor. Im Uebrigen aber war die Verbindung keine gesegnete, denn Fastrada war eine bitterböse Stiefmutter, mit welcher Verdruß und Unfriede in das Haus des Königs einzog. Zum Glück starb sie bald, im August 794, und nun verband sich Karl zum vierten Male mit Liutgardis, aus einem edlen alemannischen oder schwäbischen Geschlecht. Wie aber nun auch diese nach sechs Jahren, im Juni 800, starb, heurathete der nun sechzigjährige Regent nicht mehr, sondern begnügte sich nach einander mit vier Freundinnen, von denen ihn Regina mit zwei Söhnen, Drogo und Hugo, Adelinde aber mit einem einzigen, Theodorich, beschenkte. Man sieht also, die Nachkommenschaft Karls des Großen war keine kleine; aber so viel es auch der Kinder sein mochten, er liebte Eines wie das Andere und ließ alle gleich sorgfältig erziehen. Merkwürdig ist dabei, daß er keine seiner Töchter verheurathete, sondern es der Sage nach viel eher duldete, daß sie mit Liebhabern zusammenlebten, wie denn die schöne Bertha dem Angilbert, einem der ersten Staatsmänner am Hofe Karls, zwei Söhne, Nithard und Harnid, gebar. Allein er handelte wohl aus politischer Vorsicht so, denn wenn er den Töchtern Männern gab, so konnten es nur Fürsten oder Herzoge sein und diese hätten dann bei seinem Tode sicherlich Anspruch darauf gemacht, ebenfalls, wie die Söhne, ein Stück seines Reiches zu erben.

Im Jahr 806 dachte Karl der Große daran, sein Haus zu bestellen, und er nahm sofort auf einem nach Dietenhofen ausgeschriebenen Reichstag eine regelrechte Theilung seiner Hinterlassenschaft zwischen seinen drei legitimen Söhnen Karl, Pipin und Ludwig vor. Allein durch diese Theilung machte nach wenigen Jahren der Tod einen herben Strich, denn der zweitälteste Sohn des Kaisers Pipin starb am 8. Juli 810 schnell weg und ebenso am 4 Dezbr. 811 der älteste Karl. Das waren zwei bittere Schicksalsschläge für den altgewordenen Herrscher und man hat ihn von dieser Zeit an nie mehr lachen sehen. Wie er nun aber fühlte, daß das Ende nicht mehr lange ausbleiben könne, berief er im September 813 eine große Reichsversammlung nach Aachen und dieser stellte er sofort, nachdem er zuvor seinen Enkel Bernhard, den (wie es übrigens scheint unehelichen) Sohn des verstorbenen Pipin, einen jungen Mann von viel Energie und Kraft, zum Vizekönig von Italien ernannt hatte, seinen noch einzigen rechtmäßigen Sohn Ludwig, den König oder besser gesagt Vicekönig von Aquitanien, als Nachfolger und Alleinerben vor. Draufhin zog er mit der ganzen Versammlung in die von ihm gestiftete Liebfrauenkirche und setzte hier vor dem Hochaltar dem genannten Ludwig die Kaiserkrone auf. Also auch die Kaiserwürde vererbte er auf seinen Nachfolger und zwar kraft eigener Machtvollkommenheit, ohne daß er den Pabst zur Salbung und Weihung für nöthig erachtet hätte. Ja weder vorher noch nachher dachte er daran, auch nur dessen Zustimmung einzuholen, und wenn es alle Kaiser nach ihm eben so gehalten hätten, so würde dem Reiche viel Unglück und Noth erspart worden sein. Nachdem dieß alles so geordnet war, brachte der Kaiser Karl den Rest des Herbstes in der Nähe von Aachen mit Jagen zu, allein die zunehmende Schwäche seines Körpers, von der er bislang nichts gewußt, plagte ihn sehr. Zu Anfang des Jahrs 814 befiel ihn ein heftiges Fieber und jetzt war das Ende da. Dem Fieber nemlich erlag er am 28. Januar und sofort begrub man ihn in der Liebfrauenkirche zu Aachen, in der Weise, wie man einen Kaiser begräbt. Das Haupt stattlich erhoben und mit der Krone geschmückt saß er in der Gruft auf einem goldenen Stuhle, angethan mit den kaiserlichen Gewändern, das Schwert umgürtet, ein kostbares Evangelienbuch auf

den Knieen. Ueber den Schultern hieng ihm die goldene Pilgertasche, die er auf seinen Romfahrten zu tragen pflegte, und zu seinen Füßen lag sein goldenes Scepter und sein goldener Schild. Also fand ihn Kaiser Otto III., als er nach mehr denn hundert Jahren die Kaisergruft öffnen ließ.

Siebentes Kapitel.

Ludwig der Fromme und seine Söhne.

(814—843)

Daß des großen Kaisers Karl Nachfolger Ludwig den Beinamen „des Frommen" erhielt, erklärt seinen ganzen Character, seine ganze Regierungsweise. Von Natur mild und weich wurde er seid seinem dritten Jahre, wie wir wissen, in Aquitanien erzogen und seine Erzieher — natürlich höher gestellte Priester, denn diese besaßen allein das dazu nöthige Wissen — machten eher alles aus ihm, denn einen Kaiser und König. Zu einem Privatmann hätte er vortrefflich gepaßt; noch besser zu einem Mönche, der sein Leben in frommer Contemplation hinbringt; nie und nimmer aber schickte er sich für die Rolle eines regierenden Herrn und am allerwenigsten für die eines Nachfolgers des gewaltigen Karl, dessen Aufgabe es war, ein aus Germanen, Römern, Celten, Slaven, Hunnen und Saracenen zusammengeschweißtes Reich in Ordnung zu halten oder gar noch zu mehren. Den Willen, gut zu regieren, mochte er wohl haben, allein was hilft der Willen, wenn die Kraft und der Verstand fehlen? Ja wenn sogar der Willen von dem Willen Anderer abhängig und man ein solcher Schwächling ist, daß man gleichsam nur die Drahtpuppe seiner Umgebung bildet?

Die Geistlichkeit hatte ihn erzogen und in den Händen der Geist-

lichkeit blieb er, so lange er regierte. Den Beweis hiefür lieferte Ludwig der Fromme nicht lange nach seinem Regierungsantritt durch das Verhältniß, in das er sich zum Pabste von Rom stellte. Letzteren, Leo III., hatte es mit dem höchsten Zorne erfüllt, daß Karl der Große seinen Sohn zum Kaiser gemacht hatte, ohne ihn, den Pabst zu fragen, denn alle die kühnen Consequenzen, welche er aus de, Salbung Karls zum Kaiser gezogen hatte („die Verleihung der Kaiserwürde stehe nur dem Pabste zu") schienen dadurch vernichtet zu werden. Deßwegen nahm er auch von der Thronbesteigung Ludwigs des Frommen gar keine Notiz und huldigte ihm weder selbst als seinem Oberherrn, noch hielt er die Römer zur Huldigung an. Fast schien es hierüber zu Mißhelligkeiten zwischen dem Pabste und dem Kaiser kommen zu wollen, besonders als auch noch Klagen über den römischen Stuhl wegen gewaltthätiger Uebergriffe desselben an den Kaiserhof nach Aachen gelangten, und schon hatte Kaiser Ludwig seinen Neffen Bernhard, den Vicekönig von Italien, beauftragt, die päbstlichen Angelegenheiten in Rom zu untersuchen, als Leo III. im Anfang des Jahres 816 schnell wegstarb. Sein Nachfolger, durch die vereinigte Wahl des Clerus, des Adels und des Volks wurde Stephan IV., und dieser, ein kluger Kopf, sah alsobald ein, daß er ganz andere Wege einschlagen müsse, um zu seinem Ziele zu gelangen, als sein Vorgänger gethan. Er suchte also vor allem sich bei Ludwig dem Frommen dadurch in Gunst zu setzen, daß er den Römern den Huldigungseid für den neuen Kaiser abnahm. Dann bat er in einem Schreiben, das von Schmeicheleien strotzte, den Kaiser um eine Zusammenkunft, weil er Verschiedenes mit ihm zu ordnen habe; diese Zusammenkunft aber suchte er nur deßwegen nach, um durch seinen persönlichen Einfluß den frommen Ludwig zu überreden, daß er sich von ihm, dem Pabste, nochmals zum Kaiser krönen und salben lassen solle, dieweil die Krönnng in Aachen nur eine „Königskrönung", nicht aber eine „Kaiserkrönung" — diese liege nur in der Macht der Päbste, wie des großen Karls Krönung hinlänglich bewiesen habe — gewesen sei. Solche Dinge führte Stephan IV. im Schilde und voll Freude eilte er daher, als Kaiser Ludwig seinem Ansuchen entsprochen hatte, schon im August 816 nach Rheims. Dort wurde er mit den größ-

ten Ehrenbezeugungen empfangen, wie sich das von einem so frommen, das heißt kirchlich frommen Manne, als der jetzige Kaiser war, nicht anders erwarten ließ, und wie er nun vollends den Kaiser als einen zweiten König David begrüßte, da gerieth der Letztere vor Entzücken ganz außer sich. Nun trug der Pabst sein Anliegen vor und wahr und wahrhaftig, nicht einen Augenblick lang zauderte der fromme Ludwig, auf dasselbe einzugehen. Unter großem Pompe wurde also die Krönung im Oktober 816 in der Kathedrale zu Rheims vorgenommen und mit Ludwig erhielt auch dessen Gemahlin Irmengard die pästliche Salbung. So wie aber dieser feierliche Act vorüber war, eilte Stephan IV. sofort über die Alpen nach Rom zurück, da er nun Alles erreicht hatte, was er zu erreichen nur irgend wünschen konnte. Ja wohl Alles, denn durch die päbstliche Krönung gewann es den Anschein, der fromme Ludwig habe dieselbe für nöthig erachtet, um damit die Aachener Wahl, die nur ein Gewaltact Karls des Großen gewesen sei, zu legitimiren. Es gewann den Anschein, durch Erbfolge könne im Frankenreiche wohl die „Königsmacht" auf den Nachfolger übertragen werden, nicht aber die „Kaiserwürde", deren rechtmäßige Ertheilung rein in der Gewalt des Pabstes stehe. So urtheilte man in der ganzen christlichen Welt, und die Päbste verabsäumten es natürlich nicht, von nun an die Kaiserkrönung als ihr Privilegium in Anspruch zu nehmen und zu behaupten.

Schon hiedurch hatte Kaiser Ludwig hinlänglich bewiesen, welch' frommer Schwächling er war; aber noch mehr bewies er es durch nachfolgende That. Etwa fünf Monate nach der Rheimser Krönung, am 9. April 817, begab er sich mit seinem Gefolge von der Liebfrauenkirche in Aachen in seine Wohnung zurück, da stürzte der hölzerne Säulengang, der beide Gebäude verband, unter seinen Füßen zusammen. Er selbst kam mit einigen Schrammen davon, um so schwerer wurden dagegen mehrere seiner Begleiter verwundet und es wäre also doch wenigstens möglich gewesen, daß der Tod ihn in der Blüthe der Jahre schnell hinweggerafft hätte. Sofort fragte sich nun die Kaiserin Irmengard, zusammen mit den hohen geistlichen Herren, welche auf den Kaiser den größten Einfluß ausübten, was für Folgen wohl der plötzliche Tod des Kaisers gehabt haben würde, und die

Antwort, die sie sich geben mußten, erfüllte sie alle mit dem größten Schrecken. Irmengard hatte nemlich ihrem Gemahl drei Söhne geboren, Lothar, Pipin und Ludwig und an Erben fehlte es also nicht; aber Pipin und Ludwig waren noch Knaben von dreizehn und eilf Jahren und selbst Lothar zählte deren erst neunzehn oder zwanzig. Ließ es sich nun denken, daß Bernhard, der Vizekönig von Italien, ein junger Mann, in welchem der Geist Karls des Großen lebendig war, es ganz ruhig duldete, wie die drei Söhne des Kaisers Ludwig des Vaters Reich unter sich theilten? Lag es nicht vielmehr in der Natur der Sache, daß er auch seinen Part haben wollte? Ja, daß er sogar nach der Kaiserkrone streben und also seine drei Vetter ihres ganzen Erbes berauben würde? Gewiß so mußte es kommen und deßhalb entsetzte sich die Kaiserin Irmengard bei dem Gedanken an den plötzlichen Tod ihres Gemahls. Nicht minder aber entsetzten sich auch die hohen geistlichen Herren, denn der eben so kräftige als helldenkende Bernhard würde ihrer Herrschbegierde ein baldiges Ziel gesetzt haben. Dieser Vicekönig von Italien mußte also unter allen Umständen beseitigt werden und darum wurde sofort der schwache Kaiser überredet, schon jetzt — er zählte damals erst vierzig Jahre — sein Haus zu bestellen. Demgemäß berief er auf den Juli 817 einen Reichstag nach Aachen ein und setzte auf diesem nach dem Willen seiner pfäffischen Berather sowie seiner intriguantin Gemahlin fest, in welcher Weise nach seinem Tode die ganze Monarchie unter seine drei Söhne getheilt werden solle. Noch mehr, er nahm diese Theilung wenigstens halbwegs jetzt schon vor, indem er seinem Jüngsten, Ludwig, die avarischen und slavischen Provinzen nebst Kärnthen, Steiermark und Baiern unter dem Titel eines Königreichs Baiern, dem Zweitjüngsten, Pipin, aber die spanische Mark, Gascogne, Septimanien und Aquitanien unter dem Titel eines Königreichs Aquitanien zuwies, während er den Aeltesten Lothar, welcher den Rest der Monarchie zu erben hatte, schon jetzt zum Mitregenten und Genossen in der Kaiserwürde ernannte. Das war eine sehr ungleiche Theilung, denn das Erbe Lothars betrug wenigstens das Vierfache dessen, was seine jüngeren Brüder bekamen, und man konnte sich also zum voraus denken, daß Pipin und Ludwig zu einer solchen Ueber-

vortheilung keineswegs ein freundliches Ja sagen würden. Noch mehr mußte es sie empören, daß sie ihr Vater geradezu zu Vasallen ihres älteren Bruders stempelte, indem derselbe noch weiter festsetzte, einmal daß sie beide dem Lothar jährlich Präsente darzubringen hätten, sodann daß keiner ohne seine Erlaubniß heurathen, keiner Gesandte fremder Staaten annehmen, keiner selbstständig über Krieg oder Frieden entscheiden dürfe. Das allerfatalste aber der Art und Weise, wie der fromme Ludwig sein Haus bestellte, lag darin, daß derselbe seinem Aeltesten auch Italien als Erbe zuwies und somit die Anrechte, welche Bernhard auf jenes Land hatte, ohne weiteres annullirte. Derlei Bestimmungen mußten nothwendig die giftigsten Früchte tragen und sie trugen sie auch in der That, obwohl allerdings zum Theil erst später. Weil nemlich Pipin und Ludwig für jetzt noch minderjährig waren und also unter Vormundschaft standen, griffen sie nicht gleich zum Schwert, um sich eine gleichmäßigere Theilung zu erzwingen, sondern warteten sich ihre Zeit ganz ruhig ab; der so sehr verkürzte Bernhard aber, dem Alles genommen werden sollte, fieng sofort an zu rüsten, um sein Besitzthum Italien gegen Jedermann zu vertheidigen. Dieß hatte die Camarilla, die den frommen Ludwig leitete, nicht anders erwartet und sie freute sich dessen ungemein. Selbstverstänvlich nemlich mußte nun der Kaiser die ganze Macht seines Reichs aufbieten, um den Aufrührer zum Gehorsam zu zwingen, und wie hätte da Bernhard mit seinen geringen Streitkräften längeren Widerstand leisten können? Ehe man es übrigens zum blutigen Kampfe kommen ließ, wollte man es zuvor mit der List probiren und somit ließ die Kaiserin Irmengard, sich stellend als athme ihr Herz nur Liebe und Frieden, ihrem Neffen — als Gemahlin Ludwigs war sie die Tante Bernhards — durch einige Vertraute zweierlei vorstellen; einmal, daß sein Oheim, der Kaiser, nur ungern gegen ihn zu Felde ziehe, und sodann daß ihm, dem Bernhard, wenn er sich auf Gnade und Ungnade ergebe, die vollste Verzeihung und Belassung in seinem Königreiche zu Theil werden würde. Dieser Versicherung traute Bernhard und reiste daher schnellstens — im Dezember 817 — nur von wenigen seiner Anhänger begleitet nach Chalons, wo sich Ludwig der Fromme damals befand. Jetzt aber zeigte

es sich, welche Niederträchtigkeit hinter der List der Kaiserin verborgen lag. Dieselbe Camarilla nemlich, welche die besagte List ersonnen hatte, trieb den Kaiser an, daß er seinen Neffen, der fußfällig seine Gnade anflehte, sofort gefangen setzen, nach Aachen transportiren und dort vor ein aus einigen Bischöfen und gräflichen Vasallen bestehendes Gericht stellen ließ; dieses Gericht aber verurtheilte den Armen mit seinen Begleitern wegen Hochverraths zum Tode und die Camarilla drang nun darauf, daß das Todesurtheil sofort vollzogen werde. Davor jedoch schauderte der fromme Ludwig zurück und verwandelte die Todesstrafe in die der Blendung, hoffend, daß solche sein Neffe leicht überstehen werde. Man blendete also den armen Bernhard nebst seinen Begleitern, aber wie blendete man ihn? Nun auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin Irmengard in solch' grausamer Weise, daß der Tod nach drei Tagen schon — am 17. April 818 — eintrat. Natürlich, denn die Gräßliche hielt die Nachfolge ihrer drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig so lange für gefährdet, als Bernhard sich unter den Lebenden befand. Ebendeßwegen ruhte sie jetzt auch nicht, bis ihr Gemahl seine drei Stiefbrüder, die jüngsten — aber unehelichen — Söhne seines Vaters, mit Namen Drogo, Hugo, und Theodorich, zu Mönchen scheeren ließ, damit sie ja nicht mit weltlichen Ansprüchen auftreten könnten.

Das waren die ersten schlimmen Anfänge des neuen frommen Kaiserregiments. Es sollte aber immer noch besser kommen. Die Grausamkeit nemlich, mit der man den armen Bernhard vom Leben zum Tod befördert hatte, ließ im Innern des Kaisers — er war ja von Natur mild und weich — einen tiefen Stachel zurück und Tag und Nacht plagten ihn die Gewissensbisse. Wohl suchte er sich dadurch zu helfen, daß er sofort die Klöster und Pfarreien, überhaupt die Kirche mit Wohlthaten überschüttete. Wohl beichtete er seine Schuld vielleicht mehr als zehnmal und sträubte sich selbst gegen die erniedrigendsten Kirchenbußen nicht. Wohl legte er sogar ein öffentliches Bekenntniß seiner Sündhaftigkeit ab, was natürlich seinem kaiserlichen Ansehen die tiefsten Wunden schlagen mußte — die Gewissensbisse wichen doch nicht. Ja, als kaum sechs Monate nach der Ermordung des Königs Bernhard die Kaiserin Irmengard schnell von

einer Krankheit weggerafft wurde, hielt er dieß für ein Strafgericht Gottes und gieng nun ernstlich damit um, sich, nachdem er der Regierung entsagt, als Mönch in ein Kloster zurückzuziehen. Herr Gott im Himmel, wie nun die geistliche Camarilla, welche den Kaiser regierte, bis in den Tod hinein erschrack! Mit ihm, dem frommen Ludwig, konnte sie anfangen, was sie wollte, oder um mich etwas naturwüchsiger auszudrücken, er tanzte, wie sie pfiff; wenn aber sein ältester Sohn Lothar Kaiser wurde, durfte man von ihm dieselbe Unterwürfigkeit erwarten? Sehr schwerlich und somit beschloß die Camarilla, dem frommen Ludwig die Mönchsgedanken aus dem Hirne zu schaffen. Wie aber? Ei nun sehr einfach dadurch, daß man ihn, der jetzt gerade in seinem kräftigsten Mannesalter stand, schnellstens wieder verheurathete und zwar mit einer jungen schönen Gemahlin, die seine Sinnlichkeit recht tüchtig in Anspruch nahm. Die Camarilla führte ihm also jetzt eine Menge von edlen Jungfrauen vor, damit er eine von ihnen auslese, und siehe da, seine Wahl fiel auf Judith, eine Tochter des alemannischen oder schwäbischen Grafen Welf, welche ihm sofort im Februar 819 angetraut wurde. Weil aber diese junge Dame mit einer herrlichen Leibesgestalt auch ungemein viel Klugheit, Geist und Energie verband, so konnte es gar nicht fehlen, daß sie über ihren schwachen Eheherrn, der gewohnt war, sich beherrschen zu lassen, bald ein großes Uebergewicht bekam; ja, daß es ihr sogar gelang, den bisherigen unbeschränkten Einfluß der geistlichen Camarilla zu erschüttern. Nun geschah es, daß nach Verfluß von einigen Jahren, am 13. Juni 823, die junge Kaiserin ihrem Gemahl in Frankfurt einen Knaben gebar, welcher nach seinem Großvater Karl, (wir werden ihn später unter dem Beinamen „der Kahle“ näher kennen lernen) genannt wurde, und die Folge hievon war, daß die Mutter sofort auch daran dachte, ihn ganz auf dieselbe Weise mit Land und Leuten auszusteuern, wie die erstgebornen Söhne ihres Gemahls ausgesteuert worden waren. Natürlich aber konnte dieß nicht geschehen, ohne daß man zugleich den Erbvertrag von 817 annullirte, und da sich nun hiegegen die bisher regierende geistliche Camarilla mit Händen und Füßen stemmte, so ruhte die Kaiserin Judith nicht, als bis der fromme Ludwig im

Jahr 829 den Grafen Bernard von Barcellona, Herzog von Septimanien, zu seinem ersten Minister ernannte. Damit war es mit der Macht der bisherigen priesterlichen Berather des Kaisers vorbei und es erschien nun ein Decret, welches dem vierten Sohne des frommen Ludwig, dem obgenannten Karl, das Herzogthum Alemannien nebst dem Elsaß und der Schweiz zusprach. Es war dieß ein großmächtig Stück Land, nicht geringer als das Königreich Baiern, und die Kaiserin Judith hatte also ihren Zweck erreicht.

Sie hatte ihn erreicht für den Augenblick, aber auch nur für diesen. In den drei erstgeborenen Söhnen des Kaisers, besonders in Lothar, dem übrigens inzwischen an der Stelle des ermordeten Bernhard die Verwaltung des Königreichs Italien übertragen worden war, entstand nemlich alsbald ein furchtbarer Zorn darüber, daß diesem nachgebornen Karl ein so großer Theil der Monarchie zufallen solle, und sie verständigten sich sofort mit einander, daß sie dieß nicht leiden wollten. Nicht minder wüthend war die geistliche Camarilla, welche der Graf Bernard von Barcellona gestürzt hatte, und da nun dieser im Namen des Kaisers über die Bisthümer und Abteien in ziemlich gewaltthätiger Weise verfügte, um sich und der Kaiserin Judith Anhänger zu verschaffen, so fiel es jenen geistlichen Herren nicht schwer fast die ganze hohe Geistlichkeit der Monarchie gegen den Kaiser Ludwig aufzustacheln. Ja wohl die hohe Geistlichkeit vergaß es äußerst schnell, daß sie der fromme Ludwig bisher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und trat sofort auf die Seite der aufrührerischen drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig. Noch mehr, um dem Aufruhr einen Schein von Berechtigung zu geben, erfanden diese geistlichen Herren das Mährlein, die Kaiserin Judith, die zu dem Grafen Bernard von Barcellona in einem ehebrecherischen Verhältniße stehe, habe ihren Gemahl durch Zaubertränke berückt, und folgerten daraus, es sei Pflicht, den Kaiser aus solchen Banden zu befreien. Indem nun so die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig im April 830 von Italien, Aquitanien und Baiern her gegen den Vater heranaückten, gelang es ihnen denselben mit sammt seiner Gattin und dem jungen Prinzen Karl in Compiegne zu überraschen, während der Graf von Barcellona noch glücklich entkam, und sofort

drangen sie in ihn, daß er die Krone niederlege und in ein Kloster gehe. Doch wurde ihm auf sein Verlangen eine kurze Bedenkzeit gewährt, nicht so aber seiner Gattin Judith, welche sofort in das Kloster der heiligen Radegundis wandern mußte. Endlich erklärte der fromme Ludwig, er sei nicht abgeneigt, sich in ein Kloster zurückzuziehen, so bald er vom Pabste ermächtigt sei, sich von Frau und Kind zu trennen, dagegen wünsche er, daß die Erbfolge seiner vier Söhne nach der Grundlage des Vertrags von 817 auf einem Reichstage geordnet werden möge, um so allen bestehenden Wirren ein Ende zu machen. Darauf gieng Lothar bereitwilligst ein und wußte auch seine zwei Brüder Pipin und Ludwig hiefür zu gewinnen, denn er hoffte mit Sicherheit, daß ihm der Reichstag (weil er alle geistlichen Großen auf seiner Seite zu haben glaubte) die sämmtlichen Länder außer Aquitanien und Baiern zusprechen und ihn auch als Kaiser anerkennen werde. Der Reichstag wurde also auf den Oktober nach Nymwegen ausgeschrieben, allein siehe da, der Kaiser Ludwig verstand es, die Zeit bis dahin außerordentlich gut zu benützen. Durch einen ihm ergebenen äußerst klugen Mönch Namens Guntbald nemlich ließ er sowohl die Herren Bischöfe als auch seine beiden Söhne Pipin und Ludwig bearbeiten und sicherte den ersteren zu, daß er sofort seine früheren geistlichen Minister wieder einsetzen werde, so bald man ihn nochmals als Kaiser bestätige; seinen beiden Söhnen Pipin und Ludwig aber versprach er, die Erbfolgeordnung von 817 gründlich zu revidiren und ihnen auf Kosten Lothars, dessen Herrschbegierde ihnen am liebsten gar nichts ließe, weit größere Königthümer zu übermachen. Diese beiden Versprechungen wirkten und siehe da, auf dem Reichstag von Nymwegen erklärte sich eine ungeheure Stimmenmehrheit für den bisherigen Kaiser. Klugerweise fügte sich nun auch Lothar (besonders als er sah, daß sein Bruder Ludwig ein bedeutendes Heer von Baiern und Sachsen auf die Beine gebracht habe, um ihn wenn nöthig zu zwingen) hierein und, seine Anhänger der Rache des Siegers preisgebend, gelobte er dem Vater von nun an unverbrüchlichen Gehorsam. Sofort ließ nun der neubestätigte Kaiser Ludwig die Häupter der Unzufriedenen, welche es mit seinen Söhnen gehalten, zur Haft bringen und zugleich wurde festgesetzt, daß dieselben nächstes

Frühjahr auf einer nach Aachen auszuschreibenden Reichsversammlung abgeurtheilt werden sollten. So geschah auch in der That im Februar 831 und das Urtheil gegen die Hochverräther lautete auf Tod. Der fromme Ludwig dagegen ließ ihnen das Leben und schickte sie nur in die Verbannung, nachdem er ihr sämmtliches Vermögen confiscirt. Auf demselben Reichstag erschien auch die Kaiserin Judith und wurde, nachdem sie durch einen Reinigungseid die Grundlosigkeit aller gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen erwiesen, in ihre früheren Rechte als Kaiserin wieder eingesetzt. Mit ihrer Wiedereinsetzung aber gewann sie auch ihren alten Einfluß auf ihren Gemahl wieder und selbst der Graf Bernhard von Barcellona durfte jetzt an den Hof zurückkehren.

So endete die erste Empörung der drei erstgebornen Söhne Ludwigs des Frommen gegen ihren Vater und Viele meinten nun, es werde fortan Frieden zwischen ihnen herrschen. Allein waren denn die Ursachen beseitigt, aus welchen jene Empörung hervorgieng? Nein, gewiß nicht, sondern sie bestanden fort und fort, da der Vater darauf beharrte, den Erbschaftsvertrag von 817 zu Gunsten seines vierten Sohnes Karl für aufgehoben zu erklären. Ja die Zerwürfnisse steigerten sich noch, als er, von seiner Gattin Judith überredet, das Erbgut des genannten Karl noch vergrößerte, und daraus entstanden mit Nothwendigkeit immer erneuerte Empörungen, in welchen das eine Mal der Vater, das andere Mal die drei erstgebornen Söhne die Oberhand erhielten. Auch der Pabst, Gregor IV., mischte sich in die Händel und seinen verrätherischen Bemühungen hauptsächlich (der Pabst hielt es mit Lothar, durch welchen er bedeutende Vortheile zu erringen hoffte) verdankte es der fromme Ludwig, daß er sich auf dem Rothfelde bei Colmar, wo er seinen verrätherischen Söhnen die Entscheidungsschlacht liefern wollte, im Juni 833 plötzlich von aller Welt verlassen sah. Die Folge war, daß er sich mit Weib und Kind seinen Söhnen auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, und diese brachten ihn sofort in das St. Medarduskloster nach Soissons. Nicht minder sperrten sie die Kaiserin Judith in Tortona in Italien, so wie den jungen Prinzen Karl im Kloster Prüm an der Eifel ein; das Volk aber nannte fortan das Feld, auf dem so viel Verrath

verübt wurde, das „Lügenfeld" und so heißt es heut zu Tage noch. Jetzt schien es um Ludwig den Frommen für immer gethan, denn sein Erstgeborner, der grausame Lothar, nöthigte ihn sogar zu der Schmach einer öffentlichen Kirchenbuße, wobei er Verbrechen bekennen mußte, die er gar nie begangen; allein, weil Lothar sich auch gegen seine Brüder Pipin und Ludwig Gewaltmaßregeln erlaubte, sahen diese ein, daß es demselben um nichts zu thun sei, als die ganze fränkische Monarchie an sich zu reißen und sie selbst nur als seine Vasallen oder Unterthanen bestehen zu lassen. Sie verbanden sich also schnell mit einander, setzten sich heimlich mit dem Vater in Verbindung, befreiten diesen, schlugen den Lothar bei Blois (August 834) aufs Haupt, ließen ihm nichts als Italien, aber nur als Vicekönigreich, und promulgirten den Vater wieder als Kaiser, indem sie ihn zugleich von neuem mit Frau und Kind (Judith und Karl) vereinigten. So wechselte die Situation jeden Augenblick, aber ein wirklicher dauernder Frieden zwischen Vater und Söhnen oder auch zwischen den Söhnen selbst wurde nie hergestellt. Aufs höchste stieg der Wirrwarr, als Pipin, der König von Aquitanien (der zweitgeborene Sohn des frommen Ludwig), am 13. Dezember 838 mit Hinterlassung zweier unmündiger Knaben, Pipin II. und Karl, schnell wegstarb, denn nnnmehr schenkte der Kaiser seinem Liebling Karl, dem nun fünfzehnjährigen Söhnlein der Judith, mit Uebergehung seiner beiden eben genannten Enkel, das Königreich Aquitanien, und darüber empörten sich die Aquitanier, welche für den minderjährigen Pipin II. Parthei nahmen. Nicht minder griff auch Ludwig, der König von Baiern, zu den Waffen und so wüthete der Bürgerkrieg wieder blutiger als je. Da, inmitten dieses Kampfes, als er eben gegen seinen Sohn Ludwig im Felde lag, starb Kaiser Ludwig am 20. Juni 840 fern von Weib und Kind auf einer Rheininsel bei der Pfalz Ingelheim und ward sofort in der St. Arnulphskirche zu Metz neben seiner Mutter beigesetzt.

Er hatte jetzt Ruhe, der fromme Ludwig, nach einem höchst unruhevollen Leben; allein worin bestanden seine Leistungen? Mein Gott darin, daß er ein halbhundert Klöster stiftete (in Deutschland Korvey, Quedlinburg, Hirsau, Schwarzach, Murrhard, Gontersheim und

andere) und zugleich die Bisthümer Hildesheim und Hamburg. Weiter darin, daß er verschiedenen Kirchen kostbare Reliquien, z. B. der von Fulda den Leib des heiligen Venantius und der zu Paderborn den des heiligen Liborius schenkte. Endlich darin, daß er die Bischöfe mit Schenkungen übersättigte und seine Demuth gegen dieselben bis zur blinden Unterwürfigkeit steigerte. Im Uebrigen aber brachte er das großmächtige Reich Karls des Großen durch seine Schwäche und Bigotterie dem Untergang nahe, denn die Gränzvölker merkten gar wohl, daß das Schwert des Kaisers Karl in seiner Scheide rostete, und griffen daher das Reich in einer Weise an, daß die Hüter der Gränzen, die Markgrafen, sich ihrer kaum mehr erwehren konnten. Ueberdem wie sah es im Innern der Monarchie aus? Durch die ewigen Bürgerkriege rieß eine furchtbare Verwilderung ein und die Großen des Reichs handelten durchaus nach Willkühr, als ob es keinen Kaiser mehr gebe. Von Gesetz und Recht war fast nirgends mehr die Rede und auf den Geringeren lastete ein Druck, daß Viele in der Verzweiflung sich den Tod gaben. Andere aber suchten sich selbst zu helfen und so kam Raub, Mord und Brand an die Tagesordnung.

Wenn die Söhne und Enkel des frommen Ludwig minder ehrgeizig und herrschsüchtig gewesen wären, so hätten sie jetzt nach des Vaters und Großvaters Tod dessen großes Reich friedlich unter einander theilen können. Allein davon waren sie, besonders der falsche, grausame, heimtückische Lothar, so weit entfernt, daß jetzt der Bürgerkrieg erst recht ausbrach. Augenblicklich nach dem Tode des Vaters suchte Lothar die engste Verbindung mit der Kaiserin Judith und ihrem Sohne Karl nach, um den bairischen Ludwig zu bekämpfen; zugleich aber ließ er in allen Provinzen des weiten Reichs verkünden, daß er „als Kaiser" des Vaters Erbe angetreten habe, und verlangte von allen Großen des Reichs die Huldigung. Da merkten Judith und ihr Sohn Karl, daß es dem Lothar um nichts zu thun sei, als darum, das ganze Reich Karls des Großen in seiner unersättlichen Gier zu verschlingen (wenn er mit Hülfe Karls den Ludwig besiegt gehabt hätte, würde er die Waffen gegen Karl gekehrt und auch diesen durch seine Uebermacht niedergeworfen haben), und somit giengen sie nun mit Ludwig, dem Könige von Baiern, das

engste Schutz- und Trutzbündniß ein. Dafür einigte sich Lothar mit Pipin II., welcher wie wir wissen viele Anhänger in Aquitanien hatte, und es gelang ihnen im Sommer 841 mit einem großen Heere ins Feld rücken zu können. Ein nicht minder großes Heer aber brachten die obgenannten beiden Verbündeten Karl und Ludwig auf und die Hauptsache dabei war, daß der Kern der Deutschen bei diesem Heere stand. Bei dem Dorfe Fontenoy nun, in der Nähe von Auxerre, kam es am 25. Juni 841 zur Entscheidungsschlacht und die vereinigsten Streitkräfte von Lothar und Pipin II. erlitten eine furchtbare Niederlage. Ueber 40,000 Leichen deckten die Wahlstatt und unter ihnen befand sich die Blüthe des fränkischen Adels. Warum aber mußten diese vielen Tausende das Leben lassen? Nicht einer guten Sache oder einer großen Idee wegen und noch viel weniger zur Vertheidigung des Vaterlandes; nein allein der Herrschsucht und der schlimmen Leidenschaften wegen, welche die Söhne des verstorbenen Kaisers Ludwigs beseelten. Trotz des großartigen Sieges übrigens, welchen Karl, den man nachher „den Kahlen" nannte, und der Baiernkönig Ludwig erfochten hatten, konnten sie den Lothar noch nicht zum Frieden zwingen, weil sie selbst ebenfalls furchtbar decimirt worden waren, und so gelang es dem Lothar mit seinen Verbündeten Pipin II., den Krieg noch zwei Jahre lang fortzusetzen. Nicht übrigens durch redliche Mittel, sondern dadurch daß sie beide so niederträchtig waren, die äußeren Reichsfeinde, die Araber im Westen, die Slaven im Osten und die Dänen oder Normannen (wir werden bald des weiteren auf sie zu sprechen kommen) im Norden zu ihrem Beistand herbeizurufen. Ueberdem verstand es Lothar die größere Masse des sächsischen Volkes, also die Gemeinfreien und Freigelassenen, dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er ihnen die alten Freiheiten (also Abschaffung des Zehntens u. s. w. u. s. w.), ja sogar die alte Religion garantirte, und in Folge dessen entstand im Sächsischen ein großer Bund, der der „Stellinger" (das ist der Wiederhersteller der altsächsischen Unabhängigkeit), welcher nicht blos alle katholischen Priester, sondern auch alle Edelinge verjagte und über die meisten fränkischen Beamten den Tod verhängte. Das war eine für den Adel und die Priesterschaft erschrecklich gefährliche Empörung

und deßwegen wurde auch der Baiernkönig Ludwig, der seit seines Vaters Tod auch Sachsen nebst Hessen und Thüringen an sich gerissen hatte, von allen Seiten gedrängt, zu allererst diesen Aufstand zu unterdrücken. Solcher Aufforderung mußte Ludwig natürlich schon seines eigenen Interesses wegen Folge leisten und er trieb sofort die Stellinger mit furchtbarer Grausamkeit zu Paaren. Vierzehn ihrer Häupter wurden gehenkt und hundert und vierzig enthauptet; die Zahl derer aber, welcher man die rechte Hand abhieb, war Legion, denn dem Volke sollte die Lust zu revolutioniren für ewige Zeiten vertrieben werden.

Nunmehr im Sommer 843 sah endlich Lothar ein, daß es die höchste Zeit sei, mit den Brüdern Frieden zu schließen, und da die sämmtlichen Völkerschaften des großen Reichs des langen Bürgerkriegs herzlich müde (man denke nur an die schrecklichen Verwüstungen, die der Krieg zur Folge hatte, und sodann an die gräßliche Hungersnoth, die hieraus mit Nothwendigkeit entsprang!) waren, so mußten auch die Könige Karl und Pipin sich wohl oder übel hiezu bequemen. Im Juli 843 also kamen die drei Brüder mit ihren Berathern in Verdun zusammen und schlossen da im August einen Theilungsvertrag, welcher unter dem Namen des „Vertrags von Verdun" berühmt genug geworden ist. Karl, genannt „der Kahle", erhielt außer Aquitanien ganz Septimanien, die Gascogne, die spanische Mark, die Bretagne, Burgund westlich von der Saone und endlich das Land links von der Schelde bis zur Maaß, also Flandern. In diesem Ländercomplex wurde, Flandern allein ausgenommen, nur romanisch oder wie man sich auszudrücken beliebte „neufränkisch" gesprochen und aus ihm gieng nachher das Königreich „Frankreich" hervor. Ludwig acquirirte sämmtliche germanischen Länder auf der rechten Seite des Rheins, und auf der linken die Sprengel von Mainz, Worms und Speier; demgemäß außer Baiern die sämmtlichen Marken, welche gegen die Slaven und Avaren errichtet worden waren, dann ganz Alemannien nebst der Schweiz, endlich Ostfranken, Thüringen und Sachsen bis zur Eider und dem Niederrhein. Dieser Ländercomplex bildete das Königreich „Germanien" und man sprach da einzig und allein deutsch. Endlich wurde dem Lothar Italien gegeben, in welchem man „latei-

nisch“ oder italienisch redete, so wie alles Land, so zwischen dem Antheil Ludwigs und Karls lag, also die Niederlande, das Moselgebiet (Lothringen im engern Sinn des Worts), Elsaß, Burgund östlich von der Saone, und die Provence, welches zusammen den Namen Lotharingien (Lotharii regnum) erhielt. Dazuhin gab man ihm auch noch die Kaiserwürde, und sprach damit aus, daß diese Würde künftighin an den Besitz von Italien geknüpft sein solle. So zerfiel durch diese berühmte Theilung das mit Gewalt zusammengeschweißte Weltreich Karls des Großen in drei (Pipin II. nemlich, der frühere Verbündete Lothars, wurde von den drei Oheimen gänzlich übergangen und endete nach einem sehr abentheuerlichen Leben anno 849 als Mönch im Kloster zu Senlis) ganz selbstständig neben einander bestehende Staaten, nemlich in Germanien oder Deutschland, in Francien oder Frankreich und in Italien oder Welschland, und das war durchaus naturgemäß, weil in diesen drei Reichen drei verschiedene Nationalitäten, jede mit ihrer besonderen Sprache, wohnten. Nicht naturgemäß dagegen war es, daß man zu dem Reiche Lothars auch noch eine ganze Reihe von Provinzen schlug, in welchen man zum Theil romanisch — in der Provence und dem östlichen Burgund — zum bei weitem größten Theil aber deutsch — im Elsaß, in Lothringen und in den Niederlanden — sprach. Nein, dieß gieng ganz gegen die Natur und wer klug war, mußte voraussehen, daß sich daraus bald neue Verwicklungen ergeben würden, denn es konnte Frankreich nicht ruhen, als bis es alle romanisch redenden Provinzen besaß, und noch weniger konnte Deutschland ruhen, als bis es den linksseitigen Rhein sein eigen nannte.

Achtes Kapitel.

Der Zerfall des Karolingischen Hauses.

(843—884)

Die drei verschiedenen Nationalitäten der Lateiner (lombardische Italiener), der Romanen (Mischmasch aus Celten, Römern, Westgothen und Franken) und der Germanen konnten sich also nach der Theilung von Verdun selbstständig entwickeln und darum hieß auch von nun an der Regent von Germanien Ludwig der Deutsche. Derselbe ließ es sich angelegen sein, das Nationalband der Deutschen fester und fester zu knüpfen, und wenn er auch für gewöhnlich in Regensburg residirte, so kümmerte er sich doch nicht weniger um Norddeutschland als um Süddeutschland. Auch brachte er die slavischen Gränznachbarn, die während der Wirren der letzten Jahre vielfach deutsches Gebiet besetzt hatten, durch mehrere kräftig geführte Feldzüge zum Gehorsam zurück und setzte ihnen, besonders den Serben, Obotriten und Böhmen (Tschechen) eigene Herzoge als deutsche Vasallen.

Ganz eben so wie Ludwig der Deutsche, widmete sich Karl II., genannt „der Kahle", nur den inneren Angelegenheiten seines Reiches oder vielmehr er überließ sie, nach dem Tode seiner Mutter, seinen Ministern, denn er selbst besaß außer Eigendünkel und Ländergier nicht viel Kopacitäten. Nicht so stand es um den ältesten Bruder Lothar, als Kaiser Lothar I. geheißen, denn ihn trieb die Sucht, Böses zu stiften, zu einer ewigen Unruhe und vor allem strebte er darnach, seine beiden jüngeren Brüder hinter einander zu hetzen, damit er im Trüben fischen könne. Es gelang ihm übrigens nur theilweise und nach einem kurzen Kampfe anno 853 wurde das Jahr darauf der Frieden zwischen Ludwig und Karl wiederhergestellt. Da erfaßten den Lothar, wie er älter und hinfälliger wurde, schwere Gewissensbisse wegen der Schändlichkeit, mit der er gegen seinen Vater verfahren war, und es verlangte ihn sich in ein Kloster zurückzuziehen. Deßwegen theilte er sofort anno 855 sein Reich in drei Portionen

und zwar so, daß der Aelteste, Ludwig II., Italien mit der Kaiserkrone — der Pabst Leo IV. hatte ihm diese auf die Bitte Lothars schon am 6. April 850 aufgesetzt — erhielt, während dem Zweitältesten Lothar II., das Land zwischen der Maas, der Schelde, der Mosel und dem Rhein (nach ihm Lothringen im engern Sinn genannt) nebst dem Elsaß, und dem Drittältesten Karl die Provence und das östliche Burgund zu Theil wurde. Nachdem er dieß gethan, zog er sich in das Kloster Prüm an der Eifel zurück und verstarb daselbst im September 855.

Als Kaiser hatte Lothar I. fast Nichts geleistet und eben so wenig leistete als solcher sein Sohn Ludwig II. Sie waren beide unmächtige Regenten, die nicht einmal die Vasallen ihres Staates sich unterwürfig erhalten konnten, wie viel weniger die großen Würdenträger der Kirche und vor allem die Päbste! Karl der Große hatte bekanntlich den römischen Stuhl ganz von sich abhängig gemacht. Es durfte ohne seine Bestätigung kein Pabst die Regierung antreten und außerdem hatte ihm jeder Neugewählte den Eid der Treue zu leisten. Nicht minder war er es, der in seinem ganzen Reiche die höheren kirchlichen Würdenträger, also die Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe, einsetzte, und wenn sie sich eines Vergehens schuldig machten, so berief er die Geistlichkeit der Provinz, in der sie domicilirten, zusammen, um sie unter seiner Oberleitung von der genannten Provinzialsynode richten zu lassen. Solche Abhängigkeit lastete nun auf den geistlichen Großen sowohl als den Päbsten schwer und ihr ganzes Dichten und Trachten gieng daher von den Zeiten Ludwigs des Frommen an dahin, sich die vollkommenste Freiheit zu erringen. Die Kaiser, überhaupt die weltlichen Fürsten, sollten ihnen gar nichts mehr zu sagen haben, sondern sie wollten vielmehr über ihnen stehen und insbesondere müsse der Kaiser dem Pabste sich unterordnen, weil ja der Pabst den Kaiser mache. Solche hochstrebenden Gedanken hegte schon Leo III., wie wir weiter oben gesehen haben; verwirklicht aber und practisch gemacht wurden sie erst unter der ärmlichen Regierung der beiden schwächlichen Kaiser Lothar I. und Ludwig II., und zwar durch die großartigste Fälschung, welche die Welt je gesehen, ich meine durch die Erfindung „der pseudoisidorischen Decretale“. Es wurde

nemlich — ich weiß wohl, die Geschichte dieses kolossalen Betrugs gehört eigentlich in die Kirchengeschichte, allein ganz kann ich die Sache nicht übergehen, weil die späteren Päbste ihre Berechtigung zu den furchtbaren Kämpfen mit den nachherigen deutschen Kaisern großentheils auf die genannten falschen Decretale stützten — nicht lange nach dem Abschluß des Vertrags von Verdun eine ganze Reihe von Schreiben römischer Bischöfe, so wie von Concilienbeschlüssen aus den ersten christlichen Jahrhunderten in Umlauf gesetzt, welche völlig erdichtet waren, in denen aber den Päbsten und Bischöfen gewisse Rechte und Freiheiten, welche diese „jetzt erst" anstrebten, in einer Weise zugesprochen wurden, als ob sie dieselben schon „von jeher" rechtlich gehabt hätten. So erhoben die falschen Decretale den Pabst als Statthalter Christi zum höchsten Richter auf Erden, erhaben über alle weltliche Macht, den Niemand antasten dürfe, ohne sich des schwersten Verbrechens schuldig zu machen. So erklärten sie ferner alle Gewalt und Gerichtsbarkeit des Staats über die Geistlichkeit und ihre Besitzungen, wie sie bisher im Frankenreiche zu Recht bestand, für Sünde und Frevel und verdammte Jeden, der ein Kirchengut anzutasten sich erdreistete, als einen Tempelschänder und Gotteslästerer. So machten sie den Pabst zum absoluten Oberhaupt der ganzen Kirchengesellschaft, also auch zum Oberhaupt der Erzbischöfe und Bischöfe. Nicht aber zum Nachtheil der Letzteren, sondern zu ihrem immensen Nutzen, denn von nun an durfte nur noch der Pabst über sie richten, nicht aber die Provincialsynoden unter des Königs Vorsitz. Ja wohl jeder Prozeß gegen einen Bischof oder Erzbischof mußte fortan stets vor den Pabst, als die letzte unumgänglich nothwendige Instanz, gebracht werden und er der Statthalter Christi ganz allein hatte das Recht, einen Metropoliten zu versetzen oder gar abzusetzen. Ueberdem stand nur ihm fortan die Ernennung der Bischöfe zu und eben so auch die Errichtung von neuen Bisthümern. Also lauteten die Doctrinen der gefälschten Decretale und so wie sie erschienen waren, unterließen es die Päbste — Nicolaus I., ein überaus kühner und hochstrebender Kirchenfürst, der von 858—867 regierte, gieng mit gutem Beispiele voran — nicht, sich auf dieselben „als vollkommen zurechtbestehend" zu berufen. Ja wohl so thaten die Päbste, ob-

wohl sie nothwendig wissen mußten, daß die Decretale gefälscht seien, denn ihr Vortheil galt ihnen mehr, als Wahrheit und Recht. Eben deßhalb ist es auch fast gar nicht denkbar, daß sie mit der Fabrikation dieser Fälschung nichts zu thun gehabt haben sollen, sondern höchst wahrscheinlich arbeitete sie in ihrem Auftrag der Erzbischof Ebbo von Rheims in Verbindung mit dem Bischof Rothad von Soissons und dem Rheimser Canonicus Wulfad, nachherigem Erzbischof von Bourges, aus. Daß aber diese Fälscher ihre Decretale unter der Firma „Isidor" herausgaben, hatte darin seinen Grund, daß kurz vorher der hochgelehrte Bischof Isidor von Sevilla eine ähnliche Sammlung von Decretalen, natürlich übrigens von ächten, unverfälschten, bekannt machte, und daß also die Laienwelt durch den Aushängeschild „Isidor" zu dem Glauben verleitet werden sollte, die falschen Decretale seien so viel werth wie die ächten.

Doch wenden wir uns nun zu unserer Geschichte zurück, nemlich zu den drei Söhnen des Kaisers Lothar I. Von diesen starb zuerst Karl, der König von Burgund, im Jahr 863 und da er keine Nachkommen hinterließ, so theilten Ludwig II. und Lothar II. seine Lande unter einander. Sechs Jahre später, am 8. August 869 starb auch Lothar II. und weil er nur einen unehelichen Sohn, der nicht succeßionspflichtig war, hinterließ, so mußte ihn rechtlich Ludwig II. erben. Ehe übrigens dieser, der damals in einen schweren Kampf mit den Saracenen verwickelt war, Zeit gewann, über die Alpen zu ziehen, hatte sich Karl der Kahle, von seiner Ländergier getrieben, bereits über die gesammte Hinterlassenschaft Lothars II. hergemacht und sich mit leichter Mühe das ganze Land unterworfen. Auch Ludwig der Deutsche, dachte er, werde ihn in seinem Beginnen nicht stören, denn dessen, von seinen Söhnen geführten Heere hatten damals genug zu thun, sich der Slaven zu erwehren, und er selbst lag tödtlich krank darnieder. Doch siehe da, nach Jahr und Tag hatten die Slaven eine totale Niederlage erlitten und Ludwig der Deutsche stand wieder gesund auf seinen Beinen. Nun konnte sich Karl der Kahle denken, daß er sofort wegen seines Raubes würde zur Rechenschaft gezogen werden, und suchte sich demnach mit seinem Bruder zu verständigen. Worin aber bestand die Verständigung? Nun die beiden Herrscher

kamen anno 870 in Meersen an der Maas zusammen und theilten durch einen Vertrag vom 8. August den Raub mit einander. Ludwig der Deutsche erhielt das Land zwischen den Vogesen und dem Rhein (das Elsaß) so wie noch die Städte Metz, Köln, Trier, Aachen und Utrecht mit ihrem Gebiet; dem Könige von Frankreich aber blieben die Städte Toul, Verdun und Cambrai mit ihrem Gebiete, so wie das Belgische und Burgundische. Auf diese Art kam wieder ein gut Stück germanisches Gebiet zu dem deutschen Reich und es fehlte nur noch wenig zu dessen vollständiger Abrundung.

Nicht lange hernach am 12. August 875 starb auch der Kaiser Ludwig II., der schwächliche Beherrscher Italiens — der Tod räumte von jetzt an unter den Nachkommen Karls des Großen ungemein schnell auf, gerade wie wenn das bereits so sehr entartete Geschlecht vom Schicksal zum Aussterben bestimmt gewesen wäre — und nach seinem Testamente sollte, weil er selbst keine rechtmäßigen Söhne besaß, sein Land mit der Kaiserkrone Karlmann, der Erstgeborne Ludwigs des Deutschen, erben. Hiegegen jedoch operirte der Pabst Johann VIII., der Nachfolger (seit 872) Hadrians II., denn diesem war, damit er in seinem Thun und Treiben nicht gehindert würde, Alles daran gelegen, zu verhindern, daß künftighin noch ein kräftiger Herrscher in Pavia sitze. Er lud also den König von Frankreich, Karl den Kahlen, ein, sich schnellstens des Longobardenreichs zu bemächtigen, und machte sich zugleich anheischig, ihn sofort unter gewissen Bedingungen zum Kaiser zu salben. Unter folgenden Bedingungen nemlich. Einmal sollte Karl der Kahle die Kaiserkrone von ihm „als Gnadengeschenk“ erhalten, damit für ewige Zeiten constatirt werde, nur die Päbste hätten das Recht, diese Krone zu verleihen. Weiter forderte der Pabst eine bedeutende Vergrößerung seiner weltlichen Macht durch Schenkung der Städte Capua, Sessa und Caserta, wie denn auch künftighin keine kaiserlichen Beamten mehr in Rom gehalten werden dürften, damit der Pabst dort Alleinherr sei. Ferner sollte Karl der Kahle auf das Recht, bei einer künftigen Pabstwahl den Pabst zu bestätigen, verzichten, und ebensowenig habe ein künftiger Pabst dem Kaiser Treue und Gehorsam zu schwören. Endlich sollte Karl zugestehen, daß der Pabst für ganz Frankreich ei-

nen apostolischen Vicar ernenne, welcher die französische Kirche als Stellvertreter des Pabstes regiere, was nichts anderes bedeutete, als Vernichtung der letzten Selbstständigkeit der französischen Metropoliten und Bischöfe. Unter diesen schweren Bedingungen (der Pabst stützte sich dabei auf die pseudoisidorischen Decretale) wollte Johann VIII. dem Könige von Frankreich die Kaiserkrone verleihen, und da Karl der Kahle erbärmlich genug war, ohne weiteres auf dieselben einzugehen, so fand am 25. Dezember 875 die Krönung des Letzteren zum Kaiser statt. So vereinigte jetzt dieser mehr als traurige Monarch drei Kronen auf seinem Haupte, erstens die Kaiserkrone, zweitens die Krone von Frankreich nnd drittens die Krone der Longobarden; von einem Verdienste aber war dabei keine Rede, sondern seine eigenen Großen verachteten ihn und behandelten ihn auch demgemäß, als er von nun an, einem Narren gleich, nur noch in byzantischer Kaiserpracht öffentlich auftrat.

Es läßt sich nun wohl denken, daß Ludwig der Deutsche, wenn er noch die Kraft und Gesundheit seiner Jugend gehabt hätte, all' diese Anmaßungen seines Bruders, Karls des Kahlen, nicht geduldet haben würde; allein er war damals schon längere Zeit leidend und starb bald nachher am 28. August 876. Nun vermeinte Karl der Kahle, den sein blindes Glück ganz übermüthig gemacht hatte, er könne auch noch Germanien erobern, und drang sofort mit Heeresmacht bis weit über Aachen vor. Doch hier, bei Andernach, unterhalb Koblenz, trat ihm der zweitgeborene Sohn des verstorbenen deutschen Königs, der ebenfalls Ludwig hieß, mit einem schnell in Sachsen zusammengerafften Heere entgegen und brachte dem Oheim eine solch' furchtbare Niederlage bei, daß derselbe Hals über Kopf nach Gallien zurückfloh. Auch dachte er von nun an nie mehr daran, ein Stück von Deutschland oder gar das Ganze erobern zu wollen, und die drei Söhne, welche Ludwig der Deutsche hinterließ, konnten also mit aller Ruhe daran gehen, ihr Erbe, das ist das deutsche Reich zu theilen. Solches geschah im November 876 auf einer Zusammenkunft im Rieß und zwar in nachfolgender Weise. Karlmann, der Erstgeborne, erhielt Baiern, die Pannonische oder auch Ostmark (Ober- und Unteröstreich), Kärnthen, Krain und Steiermark,

so wie die Oberlehensherrlichkeit über die zinspflichtigen Länder der Slaven in Mähren und Böhmen; dem Zweitgebornen Ludwig, dem Sieger von Andernach, den man „den Jüngeren" nannte, wurde der Besitz von Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland sowie der deutsche Theil von Lothringen mit Metz und Trier; Karl endlich, der Jüngstgeborne, den man seiner Leibesgestalt wegen „den Dicken" nannte, bekam Alemannien, die Schweiz und das Elsaß. So war also Deutschland, weil die Dynasten damaliger Zeit die Länder und Völker wie ein Privateigenthum, fast wie eine Waare ansahen, abermals zerrissen; zum Glück aber nur auf kurze Zeit, wie wir gleich sehen werden.

Noch nicht zehn Monate nach der Dreitheilung Deutschlands am 6. Oktober 877 starb jener Karl, genannt der Kahle, welcher die drei obgenannten Kronen (die Krone von Frankreich und Italien, so wie die Kaiserkrone) auf seinem unwürdigen Haupte vereinigte, und ihm folgte in Frankreich Ludwig II., genannt „der Stammler", weil er beim Sprechen so sehr mit der Zunge anstieß, daß man ihn kaum verstand. Italiens dagegen bemächtigte sich Karlmann, der Erstgeborne Ludwigs des Deutschen, durch einen kühnen Zug über die Alpen, und zwar mit vollem Recht, da er ja schon von Kaiser Ludwig II. zum Erben eingesetzt gewesen war. Sofort unterhandelte er mit dem Pabst wegen der Salbung zum Kaiser und Johann VIII. erklärte sich hiezu bereit, doch nur unter denselben schmählichen Bedingungen, welche Karl der Kahle eingegangen hatte. Dessen weigerte sich Karlmann und so führten die Unterhandlungen nicht gleich zum Ziele. Da traf ihn im Winter von 878 auf 879 ein heftiger Schlaganfall, der ihn sogar der Sprache beraubte, und da er keine Söhne besaß, auch von seiner Wiedergenesung gar keine Rede sein konnte — er starb auch in der That schon am 22. September 880 — so theilten sich seine zwei Brüder schon bei seinen Lebszeiten in seine Hinterlassenschaft. Ludwig der Jüngere nemlich bemächtigte sich der deutschen Provinzen, die Karlmann regiert hatte, Karl der Dicke aber zog über die Alpen und nahm das ehemalige Longobardenreich in Besitz. Auch weigerte sich jetzt Johann VIII. keineswegs, dem neuen König von Oberitalien die Kaiserkrone ganz bedingungslos zu

übergeben, denn der Statthalter Christi befand sich eben in großer Noth, und die Kaiserkrönung erfolgte also im Februar 881. Eilf Monate später gabs schon wieder einen Leichenconduct, denn am 20. Januar 882 starb Ludwig der Jüngere, ebenfalls ohne Söhne zu hinterlassen (sein einziges Söhnlein war zwei Jahre zuvor durch einen Sturz aus dem Fenster in der Pfalz zu Regensburg auf elende Weise ums Leben gekommen) und natürlich fielen jetzt seine Lande ohne Ausnahme an Karl den Dicken, der so eben König der Lombardei und Kaiser — als solcher hieß er Karl III. — geworden war. Demgemäß wurde jetzt Deutschland unter diesem Dicken wieder geeinigt, und derselbe besaß sogar alle karolingischen Länder, Frankreich allein ausgenommen. Mußte es ihn nun da nicht gelüsten, auch dieses Reich noch seinem Scepter zu unterwerfen, um als ein anderer Karl der Große dazustehen? Man sollte fast meinen und jedenfalls ist so viel richtig, er kam zu seinem Ziele.

In Frankreich war auf Karl den Kahlen sein Sohn Ludwig II., der Stammler gefolgt; er starb aber schon nach achtzehnmonatlicher Regierung am 10. April 879 und nun theilten sich seine beiden Söhne erster Ehe Ludwig III. und Karlmann in die Erbschaft. Aus zweiter Ehe wurde fünf Monate nach des Stammlers Tod noch ein dritter Sohn geboren, Karl, genannt „der Einfältige“ (aus diesem Beinamen schon kann man schließen, weß Geisteskind er gewesen sein muß!); die zwei Brüder erster Ehe nahmen aber bei der Erbtheilung durchaus keine Rücksicht auf ihn. Gut also, Ludwig III. und Karlmann regierten zusammen, allein siehe da, schon am 5. August 882 wurde Ersterer unerwartet schnell, besser gesagt in höchst auffälliger Weise aus dem Leben abgerufen und dasselbe geschah am 12. Dezember 884 mit Karlmann, der seit 882 allein über Frankreich regiert hatte. War es nun bei diesen vielen schnell nach einander erfolgten Todesfällen mit rechten Dingen zugegangen? Viele wollen es bezweifeln und es ist auch beinahe unglaublich. Doch sei dem, wie ihm wolle, der ganze Stamm der Karolinger war jetzt ausgestorben, bis auf zwei Sprossen, nemlich jenen Knaben Karl, den man später den Einfältigen nannte, und den Kaiser Karl dem Dicken, der Beherrscher von Germanien und Oberitalien. Welchem von

beiden sollten nun die fränkischen Großen die Krone ihres Reichs übertragen? In andern Zeiten würden sie wohl dem damals fünfjährigen Söhnlein des Stammlers den Vorzug gegeben haben, weil sie unter einer so schwachen Regierung hoffen konnten, so viel Macht als möglich an sich zu reißen; damals aber befand sich Frankreich in einer furchbaren Noth, denn die Normannen verheerten es eben in einer greulichen Weise und die Franzosen waren für sich allein, weil sie unter den ärmlichen Königen der letzten Jahrzehnte ihre Kraft vergeudet hatten, zu schwach, sich dieses entsetzlichen Feindes zu erwehren. Was war also natürlicher, als daß sie zwar nicht einstimmig, aber doch in ihrer Mehrheit dem Kaiser Karl III., dem Dicken, die französische Königskrone antrugen? Mein Gott, Er, der dann alle karolingische Reiche in Einer Hand vereinigte, Er mußte doch mächtig genug sein, um Frankreich von den normännischen Würgengeln zu erlösen, und das allein war der Grund, warum Karl der Dicke anno 885 auch noch König von Frankreich wurde. Letzterer sah also jetzt seinen höchsten Wunsch erfüllt, den nemlich: in Beziehung auf Länderbesitz als ein anderer Karl der Große dazustehen.

Doch, ehe wir nun die Geschichte dieses Karls des Dicken weiter verfolgen, dürfte es nothwendig sein, darnach zu sehen, woher denn jene große Normannennoth kam. Es ist kein Zweifel, daß die „Nordmannen" oder Normannen demselben Stamm angehörten, wie die Germanen, aber das Land, in dem sie seit ihrer Einwanderung aus Asien wohnen blieben, von uns jetzt Skandinavien (Schweden, Norwegen und Dänemark) genannt, nöthigte sie zu einer andern Lebensweise. Der Boden war steril, mehr Stein als Erde, und konnte ihnen, besonders bei der Erbärmlichkeit der damaligen Ackerwerkzeuge, unmöglich den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln liefern. Somit sahen sie sich auf die See angewiesen, welche sie rings umgab, und bald wurden sie die kühnsten Fischer, Schiffer und Seefahrer der Welt. Von Jugend auf mit Nichts beschäftigt, als mit Sehnen — winden, Bogen — spannen, Pfeile — schaften, Spieße — werfen, Lanzen — schwingen, Schwerter — schärfen, Hengste — reiten, den Sund — durchschwimmen, — Boote — regieren, kannten sie, wenn sie das Mannsalter erreicht hatten, keinen höheren Genuß, als unter

einem ihrer „Könige“, wie sich ihre Oberanführer, die sie sich selbst setzten, zu nennen im Brauch hatten (sie theilten sich nemlich ganz wie unsere Vorväter in eine Menge kleiner Völkerschaften, mit je einem eigenen von ihnen gewählten Jarle oder Fürsten) auf leichten Schiffen das Meer zu durchfurchen und an irgend einer der näheren oder ferneren Küsten Beute zu suchen. Sie selbst nannten sich „Wikinger“ oder Seefahrer (von Vik, Bucht), die Griechen in Constantinopel aber, wohin sie ebenfalls vordrangen, gaben ihnen den Namen Barengoi oder Waräger und diese Waräger bildeten nicht nur lange Jahre hindurch die herrschende Leibwache der byzantinischen Kaiser, sondern gründeten auch, als Gründer von Nowgorod, unter ihrem Fürsten Rurik in der Mitte des 9. Jahrhunderts, den Anfang des russischen Reichs. Nach Britannien hinüber kamen sie schon zu Ende des 8. Jahrhunderts und weiter nordwärts segelnd entdeckten sie dann später Island, Grönland und selbst Winland, das ist das jetzige Maryland in Nordamerika. Besonders gern übrigens erschienen sie an den Küsten von Frankreich und Spanien und eben so schnell einfallend, als nachher wieder verschwindend, machten sie stets eine enorme Beute. Norddeutschland dagegen ließen sie längere Zeit verschont, so lange sich nemlich dasselbe in den Händen der freien Sachsen befand, denn mit diesen waren sie aufs innigste befreundet und (man denke nur an den König Siegfried in Jütland, den Schwager Wittekinds) zum Theil auch politisch liirt. So wie aber Karl der Große die Sachsen unterjocht und gewaltsam zu Christen gemacht hatte, wurde die Sache mit einem Male anders, weil sie nun fürchteten, daß jetzt bald der Versuch gemacht werden würde, auch ihnen dasselbe Schicksal zu bereiten. Sie aber sollten sich ihre altgermanische Religion rauben lassen? Sie sollten sich dem fränkischen Scepter unterwerfen? Nie und nimmermehr und darum war von Stunde an ihr Wahlspruch: „Krieg dem Frankenreich auf Tod und Leben“. Nicht aber blos Krieg den fränkischen Herrschern, sondern auch den fränkischen Priestern, denn das Kreuz brachte ja stets nur die Sklaverei, wie das Schicksal der Sachsen es klar bewies. Demgemäß errichtete König Gottfried von Jütland, Siegfrieds Nachfolger, schon im Jahr 808 das große Danewirk, einen mächtigen Wall und Wall-

graben, der Jütland von Deutschland abschnitt und nur ein einziges Thor hatte; dieses Thor aber diente von jetzt an theils als Ausfallspforte, theils als sicherer Port, wenn die jütländischen Normannen, das ist die Dänen, sich genöthigt sehen sollten, sich zurückzuziehen. Das war die erste That der Normannen gegen das Frankenreich, die zweite That jedoch und zwar die viel wichtigere bestand darin, daß sie von Stunde an fast kein Jahr vorübergehen ließen, ohne eine starke Kriegsflotte von zwei- bis vierhundert Segeln auszurüsten, auf welchen sie die Nordküsten des Frankenreichs heimsuchten. Schon unter dem Kaiser Ludwig I. „dem Frommen", hatten die Küsten von Friesland, Holland und Flandern unendlich viel von ihnen zu leiden, ohne daß dieser Schwächling die Kraft gehabt hätte, seine Lande vor den Räubern zu schützen; noch viel schlimmer aber wurde es unter seinen drei Söhnen, die sich wie wir wissen so viele Jahre hindurch um das Erbe bekämpften. Nicht nur nemlich sah sich das fränkische Reich durch die Dreitheilung, so wie noch viel mehr durch die ewigen inneren Kämpfe schon an sich äußerst geschwächt, sondern Einer dieser Brüder, Lothar I., begieng sogar die Niederträchtigkeit, die Normannen ins Land zu rufen, um sich ihrer, als seiner Verbündeten, gegen Ludwig den Deutschen und Karl der Kahlen zu bedienen. Unter seiner Aegide durften sie also rauben, plündern und sengen nach Herzenslust und nicht minder mußte er es gutheißen, wenn sie auf dem Gebiete seiner Brüder die christlichen Kirchen und Klöster zerstörten, so wie die christlichen Priester und Mönche aufs grausamste hinschlachteten. Noch mehr, er mußte ihnen für ihre Beihülfe den mächtigen Handelsplatz Dorstedt im Friesischen und überdem die Insel Walcheren nebst verschiedenem anderem Gebiet als Eigenthum überlassen, so daß sie nun ihr eigenes Territorium im Frankenreiche besaßen. Wie ihnen nun der Kamm schwoll, den tapferen Normannen, und wie sie sofort auch in andern Gegenden dieses Reichs, besonders an den Küsten des eigentlichen Frankreichs festen Fuß zu fassen suchten! Mein Gott, da herrschte ja Karl der Kahle und dieser war, wie ihnen gar wohl bekannt, der allerschwächste, feigste und erbärmlichste der drei Brüder! So lief schon im Jahr 841 unter der Führung des tapferen Osker eine Wikingerflotte in

die Seine ein und suchte die altberühmte Stadt Rouen mit Feuer und Schwert heim. So verbrannte eine andere Normannenschaar im Sommer 842 den wichtigen Handelsplatz Quentawich am Kanal, nachdem sie ihn total ausgeplündert, und wieder eine andere Schaar bemächtigte sich das Jahr darauf der reichen Stadt Nantes, der Metropole der Bretagne. So setzte sich anno 845 — zur selben Zeit da der fürchterliche Hastings Lissabon plünderte und Sevilla eroberte — der tapfere Regnar, nachdem er die Seine hinaufgesegelt, in Paris fest und der ärmliche Karl der Kahle konnte seinen Abzug nur dadurch erkaufen, daß er ihm 7000 Pfund Silber bezahlte. So drang im Jahr 853 jener selbe Hastings, dessen ich so eben erwähnte, auf der Loire bis in die Gegend von Tours vor, alles links und rechts zerstörend, und ohne Zweifel wäre auch Tours selbst diesem Schicksal nicht entgangen, wenn nicht Karl der Kahle wieder ein ungeheures Lösegeld (685 Pfund Gold und 3250 Pfund Silber) für sie erlegt hätte. So — — doch wozu soll es dienen, noch weitere Belege anzuführen? Genug, unter der ärmlichen Regierung Karls des Kahlen, drangen die Normannen auf allen größeren Flüssen Frankreichs, auf der Loire und Seine, wie auf der Somme, Rhone, Garonne und Gironde ins Innere des Landes ein und machten nicht nur eine ungeheure Beute, sondern setzten sich auch auf den größeren Inseln dieser Flüsse bleibend fest und ließen sich nur dann bewegen wieder abzuziehen, wenn der König ihnen horrende Summen bezahlte. Wagte er es aber je, ihnen mit dem Schwerte in der Hand entgegenzutreten, so erlitt er regelmäßig eine schmähliche Niederlage, denn das Kämpfen war von jeher nicht seine Sache gewesen. Nicht besser wurde es unter seinem Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Stammler, sondern die Normannen fuhren fort, das arme Frankreich in greulicher Weise heimzusuchen, und der Stammler glich seinem Vater viel zu sehr, als daß er im Stande gewesen wäre, die Mordbrenner im Zaume zu halten. Ein Lichtblick kam mit der Thronbesteigung Ludwigs III., des erstgebornen Sohnes des Stammlers, denn in diesem Jüngling schien die Tapferkeit Karls des Großen wieder aufleben zu wollen, wie er denn auch im Jahr 881 bei Saulcourt einen großartigen Sieg über die Normannen errang, von denen mehr als 8000 auf dem

Platze blieben. Allein was halfs? Ludwig III. wurde schon das Jahr darauf in der Blüthe seines Daseins hinweggerafft und sein Bruder und Nachfolger Karlmann trat wieder ganz in die Fußstapfen des Großvaters Karl des Kahlen. Ja so unmächtig fühlte sich derselbe den kühnen Wickingern gegenüber, daß er ihnen im Jahr 884 die ungeheure Summe von 12000 Pfund Silber bezahlte, unter der einzigen Bedingung, sein Königreich zwölf Jahre lang mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Nun athmete das durch die langen inneren Fehden und die Ohnmacht seiner Könige so tief geschwächte Frankreich wieder auf, denn es glaubte nun doch für die nächsten zwölf Jahre Ruhe zu haben. Aber siehe da noch im selben Jahr 884 starb König Karlmann schnell weg und sofort erklärten die Normannen an ihr Wort nicht mehr gebunden zu sein, denn sie hätten es nur dem Karlmann persönlich gegeben, nicht aber dem Staate Frankreich. Ja sie forderten geradezu die nochmalige Bezahlung von 12000 Pfund, wenn man Ruhe vor ihnen haben wolle, und drohten im andern Fall mit der Erneurung ihrer Beutezüge fürs Frühjahr 885. Das gieng den Großen Frankreichs denn doch ins Tolle, um so mehr als sie gar nicht im Stande waren, die unsinnig große Summe nochmals aufzubringen, und so kams daß sie, wie ich oben meldete, die Krone ihres Landes dem Kaiser Karl dem Dicken aufs Haupt setzten.

Sah sich nun übrigens Frankreich in jenen schlimmen Tagen der letzten Karolinger durch die Normannen in schwere Nöthen versetzt, so nicht minder auch Italien durch die Saracenen oder Moslems, und noch mehr Germanien durch die Slaven. Die Moslems nemlich, die, seitdem sie sich Nordafricas bemächtigt hatten, kühne Seefahrer geworden waren, eroberten schon im Jahr 831 Palermo auf Sicilien, drangen von da auf das italienische Festland hinüber, nahmen die Seestädte Tarent, Bari und andere im Sturm und streiften einmal (846) sogar bis nach Rom hinauf. Doch war es ihnen offenbar weniger um bleibende Eroberungen zu thun, als vielmehr um Raub und Plünderung und ich kann mich daher mit ihnen — ohnehin gehört die Geschichte Italiens nicht in unsern Bereich — nicht näher befassen. Um so tiefer berühren uns die Kämpfe mit

den Slaven, denn es handelte sich dabei um das ganze nordöstliche Deutschland so wie insbesondere um das jetzige Böhmen und Mähren. Karl der Große hatte die zwischen der Elbe und Oder seßhaften Slaven, die Obotriten, Wilzen und Sorben gedemüthigt und sie blieben nun lange Jahre hindurch dem Reiche unterthänig. Nicht dasselbe Verhältniß bestand zwischen dem Beherrscher des Frankenreichs und den Slaven in Böhmen (Tschechen) und Mähren (Moraven), denn Letztere konnten nicht unterworfen, sondern nur zu Bezahlung von Tribut angehalten werden und behielten in allem Uebrigen ihre Selbstständigkeit. Nun wurde der Tribut- oder Zinspflicht wegen schon der Mährenherzog Moimir I. zu den Zeiten Ludwigs des Frommen schwierig und nur mit Mühe konnte er bezwungen werden. Als ein weit schlimmerer Feind aber erwies sich zu Ludwig des Deutschen Zeiten dessen Nachfolger Rastislaw, welchem es gelang auch die Böhmen und Sorben aufzuwiegeln, und vierzehn Jahre lang, von 855 bis 869, hatte der Beherrscher Deutschlands schwere Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Endlich gelang es, den tapfern Rastislaw gefangen zu bekommen und sofort ließ ihn (im November 870) Ludwig der Deutsche, nachdem er ihn geblendet, in ein Kloster einsperren. Damit aber hatte der Krieg keineswegs ein Ende erreicht, denn Suatopluk, Rastislaws Neffe, stellte sich jetzt an die Spitze der Mähren und erneuerte den Kampf mit Ludwig dem Deutschen und seinen Söhnen in solch' erfolgreicher Weise, daß er, nachdem die Böhmen und andere slavische Völker sich mit ihm vereinigt hatten — — man nannte daher sein Reich das Großmährische und er führte den Titel eines Königs —, sogar angriffsweise vorgehen konnte. Endlich jedoch im Jahr 874 wurde zwischen ihm und Ludwig dem Deutschen zu Forchheim Frieden geschlossen und zwar unter Bedingungen, welche dem Suatopluk sehr günstig waren. Er durfte nemlich alle seine Lande, die bis tief nach Pannonien oder Ungarn hinunter reichten, als ein vereinigtes Königreich behalten und hatte dem deutschen Reiche gegenüber keine weiteren Verpflichtungen, als die Entrichtung eines kleinen Jahreszinses.

Neuntes Kapitel.

Der letzte deutsche Karolinger.

(885—911).

Von der großen Normannennoth habe ich am Schlusse des letzten Kapitels gesprochen, so wie davon, daß die Franzosen oder wenigstens ein großer Theil derselben hofften, Kaiser Karl der Dicke werde sie, wenn er alle Reiche Karls des Großen in seiner Hand vereinigt habe, aus diesem gräßlichen Elend erlösen. Entsprach er nun aber diesen Hoffnungen? Nun kurz zuvor, im Anfang des Jahres 882, war eine mächtige Normannenflotte in den Rhein eingelaufen, und das wilde Heer, das auf ihr daher schwamm, hatte die Städte Köln, Bonn, Aachen, Trier und andere eingeäschert. Diesem furchtbaren Jammer zu steuern, sammelte Karl der Dicke ein großes Heer von Germanen und zog den Normannen entgegen. Sie erwarteten ihn in Elsloo, ungefähr zwei Meilen von Mastricht, in einem wohlbefestigten Lager, und letzteres wurde sofort von dem übermächtigen deutschen Heere umschlossen. Man durfte also erwarten, daß Karl der Dicke die grausamen Feinde vernichten würde. Allein feig und ärmlich, wie er war, zog er es vor, Unterhandlungen mit denselben anzuknüpfen und diese führten dahin, daß er den Normannen eine ungeheure Geldsumme zahlte, sofern sie sich verpflichteten, abzuziehen. Sie thaten es, aber davon war keine Rede, daß sie sich nach Hause, das ist nach Skandinavien gewandt hätten, sondern sie zogen vielmehr nach Frankreich und verwüsteten dieses in gewohnter Weise. Damals herrschte dort noch Karlmann und dieser, zu schwach dem Feinde in offener Feldschlacht zu begegnen, erkaufte, wie schon gemeldet, den Frieden um 12000 Pfund Silber von ihnen. Nach Karlmanns Tod begannen sie, wie ebenfalls gemeldet, die Feindseligkeiten von neuem und schlossen, als man ihnen die zum zweiten Male geforderten 12000 Pfund nicht zahlen konnte, nach der Eroberung von Pontoise, die Stadt Paris enge ein. Dieß geschah zu Ende des Jahrs 885 und Boten über Boten sandten nun die Vertheidiger von

Paris (der Bischof Gauzelin und Graf Odo, Roberts des Starken Sohn) an Karl den Dicken, daß er, der so eben erwählte König von Frankreich, seine Hauptstadt entsetze. Er versprachs, aber über acht Monate ließ er verstreichen, bis er endlich zum Entsatz heranrückte. Im Juli 886 erreichte er das Weichbild der Stadt und weil die Uebermacht auf seiner Seite war, mußte es ihm ein Leichtes sein, das Normannenheer total aufzureiben. Was geschah jedoch? Nun es gieng wieder wie bei Elsloo, das heißt, Karl der Dicke, welcher über das Gesammtreich Karls des Großen zu gebieten hatte, fieng an mit dem Feinde zu unterhandeln und bot ihm die Summe von 7000 Pfund Silber, wenn er abzöge. Nicht blos aber dieß, sondern er machte auch noch weiter mit den Normannen ab, daß sie jenseits der Seine im Burgundischen und Südfranzösischen überwintern sollten, denn er wollte diese Provinzen strafen, weil sie ihm bis jetzt noch nicht gehuldigt hatten. Ja wohl so niederträchtig war er, die Normannengeißel über das schöne Burgund loszulassen, um sich dadurch an den dortigen Großen, die ihn nicht als König (wir werden gleich nachher mehr davon reden) anerkannten, zu rächen!

Gewiß also, einen traurigeren Potentaten, als den Kaiser Karl den Dicken konnte es nicht wohl geben und man kann sich somit wohl denken, mit welcher Verachtung ihn Hoch und Niedrig betrachten mußten. Vor allem groß war diese Verachtung in Deutschland, denn in diesem Reiche hat man Feigheit und Niedertracht noch immer besonders gebrandmarkt, und demgemäß konnte es jetzt dem Herzog Arnulph von Kärnthen nicht allzuschwer werden, dem Dicken wenigstens das Eine seiner Reiche, das germanische nemlich, zu entreißen. Arnulph war ein unehelicher Sohn jenes Karlmanns, welcher die von seinem Vater, Ludwig dem Deutschen, hinterlassenen Lande mit seinen zwei Brüdern anno 876 in der Art getheilt hatte, daß ihm Baiern, Oestreich, Kärnthen, Krain, Steiermark und die Oberherrlichkeit über die zinspflichtigen Länder der Slaven in Mähren und Böhmen zufielen, und er wurde von seinem Vater gleich nach vorgenommener Theilung zum Herzoge oder Markgrafen von Kärnthen bestellt. Noch mehr, auch Krain und Steiermark so wie die wenigen Theile Ungarns oder Pannoniens, welche unmittelbar an diese Gebirgslande stießen

und unter deutscher Botmäßigkeit standen, wurden ihm vom Vater zugewiesen, so daß also sein Herzogthum ein großes Territorium umfaßte. Sehr zu beneiden aber war er deßwegen doch nicht, denn in seinen Gebirgslanden herrschte viel Armuth und überdem hatte er in dem Beherrscher von Großmähren, jenem Suatopluck, von dem ich weiter oben gesprochen, einen sehr schlimmen Nachbar. Dessenungeachtet führte er das Regiment in der ihm anvertrauten weiten Grenzmark mit viel Geschicklichkeit und man zollte ihm deßhalb in ganz Germanien Bewunderung. Ja als Karl der Dicke, sein Ohm, alle Reiche Karls des Großen unter seinem Scepter geeinigt hatte, fieng man vielfach an, Vergleichungen zwischen ihm und dem Ohm anzustellen, und es konnte dann Niëmanden entgehen, daß Arnulph, obwohl ein illegitimer Sohn, in allen Eigenschaften des Körpers wie des Geistes über dem erbärmlichen Ohm hocherhaben dastehe. Solches mußte dem Letzteren, der so gerne die Rolle Karls des Großen gespielt hätte, ohne auch nur das geringste Zeug dazu zu haben, nothwendig bekannt werden, und er faßte daher einen unauslöschlichen Haß gegen den Neffen. Ihn als Herzog abzusetzen aber wagte er nicht, weil er fürchtete, den Kürzeren zu ziehen, und somit begnügte er sich damit, denselben gegen den König von Großmähren ohne alle Hülfe zu lassen, hoffend, der Slavenkönig werde den Herzog von Kärnthen ganz sicher meistern. Soweit kam es jedoch nicht, Dank der Tapferkeit Arnulphs; dagegen entstand in diesem der Gedanke, ob er solche Unbill von dem verächtlichen Ohm noch länger ertragen solle. Er setzte sich also vom Jahr 886 an mit vielen Großen Germaniens, geistlichen wie weltlichen, in Verbindung und alle pflichteten ihm bei, daß es am besten wäre, den elenden Dicken als König von Germanien abzusetzen. Mein Gott, derselbe hatte sich ja durch seine Feigheit den Normannen gegenüber allgemein verächtlich gemacht! Ueberdem häufte er durch sein Privatleben Schmach auf Schmach auf sich und wie er nun endlich gar seine edle Gemahlin Richardis des Ehebruchs mit seinem Kanzler Liutward, Erzbischof von Vercelli, beschuldigte, nur um eine Concubine, welche ihm einen unehelichen Sohn Bernhard geboren hatte, heurathen zu können, da wandten sich vollends alle rechtlichen Gemüther von ihm ab. Ja der Kanzler Liutward floh geradezu auf

die Moosburg, die Residenz des Herzogs von Kärnthen, und forderte diesen auf, dem Regiment des Dicken ein Ende zu machen. Dieß geschah im Anfang des Jahrs 887 und sofort sammelte Arnulph eine starke Streitmacht, zu der auch viele Große Baierns, Thüringens und Sachsens ihr Contingent stellten. Doch zog er dem Ohm nicht früher entgegen, als bis dieser auf den November 887 einen Reichstag nach Tribur ausschrieb, um auf diesem seinen unehelichen Sohn Bernhard — legitime Nachkommen besaß er keine — die Krone von Deutschland übertragen zu lassen, denn jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Welch' ein Schauspiel nun aber, als Herzog Arnulph sich der Pfalz Tribur — in der jetzigen hessen-darmstädtischen Provinz Starkenburg gelegen — mit seinem Heere näherte! Von allen Seiten strömten ihm Verstärkungen zu und ein Großer nach dem andern kam, um sich ihm anzuschließen; Karl der Dicke aber sah sich in Tribur je mehr und mehr verlassen und am Ende wandten ihm sogar alle seine Minister, den neu ernannten Kanzler Liutbert, Erzbischof von Mainz, allein ausgenommen, den Rücken. Da zeigte sich die Erbärmlichkeit des Dicken erst in ihrer vollen Größe, denn was that er nun? Ei, er sandte den genannten Erzbischof an Arnulph und legte ihm demüthig die deutsche Krone zu Füßen, sich dafür nichts erbittend, als einige Kammergüter (Domainen) in Alemannien, damit er gemächlich leben könne. Das Geforderte bewilligte ihm natürlich der Neffe und sofort zog sich der Dicke nach Neidingen an der Donau zurück. Seine Schande aber überlebte er nur um zwei Monate, indem er bereits am 13. Januar 888 daselbst verstarb, um dann in der Abtei Reichenau, auf einer Insel im Bodensee, beigesetzt zu werden. Die Sage erzählt, er sei des Morgens erdrosselt in seinem Bette gefunden worden, doch haben sich nirgends Anhaltspunkte dafür ergeben.

Unmittelbar nach des letzten deutschen und zugleich legitimen Karolingers Abdankung und Tod fiel das ganze Karolingerreich auseinander, zum besten Beweis daß eine mit Gewalt aus fremdartigen Nationalitäten zusammengeschweißte Macht in die Länge nicht lebensfähig ist. Den Anfang machte die Provence und zwar noch bei Lebszeiten Karls des Dicken. Dort nemlich genoß der Graf Boso von Vienne eines besonderen Ansehens und zwar einmal deßwegen

weil Karl der Kahle seine Schwester Richildis geheurathet hatte. Sodann deßwegen weil er über eine große Menge von Gütern und Vasallen gebot; weiter deßwegen weil er mit viel Klugheit nicht weniger Tapferkeit vereinte, und endlich deßwegen, weil er des verstorbenen Kaisers Ludwigs II. einzige Tochter Irmengard entführt und zu seiner Gemahlin gemacht hatte. Was Wunder also wenn die Großen der Provence verbunden mit denen von Languedoc, so wie von Südburgund (darunter verstehe ich die Gebiete von Chalons, Macon und Lyon nebst der nachherigen Dauphiné) bei den Bedrängungen der Normannen ihre Augen auf den Grafen Boso richteten, als den Einzigen, unter dessen Oberbefehl sich zu stellen sie für keine Schande erachteten? Was Wunder, wenn sie ihn, in gerechter Entrüstung darüber, daß ihnen der legitime Beherrscher von Frankreich keine Hülfe gegen die Normannenraubzüge gewährte, sogar zu ihrem Könige erwählten, mit dem Rechte die Krone anf seinen Sohn Ludwig fortzuvererben? Freilich überzog nun Karl der Dicke den neugebackenen König mit Krieg, allein was von der Kriegführung dieses Monarchen zu halten war, wissen wir längst und so fiel es dem Boso nicht schwer, sich auf seinem Thron zu erhalten. Das zweite Land, das sich vom Karolingerreich losriß und zwar unmittelbar nach dem Tode Karls des Dicken, war das frühere Burgund (mit Ausnahme des obengenannten südlichen Theiles), also erstens das nachherige Savoyen, zweitens die sogenannte Franche-Comté mit der Hauptstadt Besançon und drittens die jetzigen Schweizerkantone Genf, Waadt, Wallis, Freiburg, Solothurn und Basel nebst Stücken von Bern. Wer aber schwang sich zum Könige dieses Landes auf? Kein Anderer als der Welfe Rudolph, der Enkel jenes Grafen Conrad, welcher die Kaiserin Judith, Ludwigs des Frommen zweite Gemahlin, seine Schwester nannte, einer der mächtigsten Großen in den Landen zwischen dem Jura und den Wallisser Alpen. Er nemlich hatte sich in den großen Nöthen, welche der Einfall der Normannen ins Burgundische im Winter von 886 auf 887 erzeugte, als einen Mann von höchstem Muthe gezeigt und eben darum traten anno 888, nach dem Tode Karls des Dicken, als die früheren Reichsbande sich lösten, die weltlichen und geistlichen Großen Burgunds in St. Maurice zusammen,

um ihn zu ihrem König zu wählen. Auch machte ihm dieses Königreich Niemand streitig; wie er dagegen Lust bezeugte auch das Elsaß und Lothringen zu annexiren, trat ihm der deutsche König Arnulph sofort mit Heeresmacht entgegen und er mußte nicht blos tief demüthig auf alle weiteren Eroberungen verzichten, sondern auch den deutschen König als seinen Oberlehensherrn anerkennen. Als drittes Land, das seine Unabhängigkeit nach des Dicken Tod anstrebte und auf eine Zeitlang auch erhielt, nenne ich Aquitanien und zum Herzog desselben schwang sich Ramnolf auf, ein Abkömmling jener früheren Herzoge von Aquitanien, die dem Leser längst bekannt sind. Nach Ramnolfs Tode aber, im Jahr 895, vereinigte sich Aquitanien wieder mit Neustrien und es ist also von diesem dritten Lande, das sich seine Unabhängigkeit errang oder erringen wollte, nichts weiter zu berichten. Um so mehr dagegen vom vierten, von Neustrien nemlich, welches auch „Frankreich im engeren Sinn" genannt werden kann, denn zum König dieses Landes wählten im Januar 888 die Großen in ihrer überwiegenden Mehrzahl den Grafen Odo, den Vertheidiger (siehe weiter oben) von Paris, einen Sohn Roberts des Starken, Grafen von Anjou, welcher anno 866 gegen die Normannen gefallen war und gewöhnlich als der Stammvater des Hauses Capet gilt. So große Verdienste sich nun aber auch Graf Odo um sein Vaterland erworben hatte, so besaß er doch auch wieder seine Gegner und diese, welche ihm vorwarfen, daß er eigentlich aus Deutschland stamme (sein Großvater war von da eingewandert), riefen den Markgrafen Guido von Spoleto zum Könige aus. Dieser, der einer der ältesten und angesehensten Familien Frankreichs entstammte und daher mit vielen französischen Großen höchst befreundet war, kam sofort über die Alpen und ließ sich von dem Bischof Geilo in Langres zum Könige Neustriens krönen. Wie er nun aber ein Heer zu sammeln versuchte, um gegen seinen Rivalen Odo zu ziehen, mußte er die traurige Bemerkung machen, daß sein Anhang doch nur ein sehr gringer sei, und somit zog er, ohne einen Kampf zu wagen, noch im Jahr 888 über die Alpen zurück. Doch nein, nicht sowohl deßwegen gieng er nach Italien zurück, als vielmehr weil ihm dort eine schönere Krone entgegenblinkte, worüber ich gleich nachher berichten

werde. Genug übrigens, nach Guidos Entfernung machte dem Grafen Odo Niemand mehr den Thron von Neustrien oder Frankreich streitig und ein Sieg, den er gleich nachher über die Normannen davontrug, befestigte ihn noch mehr in seiner Herrschaft. Trotzdem setzten ihm fünfzehn Jahre später anno 893 verschiedene Freunde und Anverwandte des Karolingischen Hauses, nemlich der Erzbischof Fulko von Rheims und die Grafen Heribert von Vermandois und Pipin von Senlis (beide in fünfter Linie von Karl dem Großen abstammend) einen Gegenkönig in der Person jenes Karl den man „den Einfältigen" nannte, entgegen und der so eben angeführte Erzbischof krönte ihn am 28. Januar 893 in Rheims. So kam in Frankreich wieder ein Nachkomme Karls des Großen auf den Thron, aber nicht auf all' zu lange, denn wenn sein Gegenkönig Odo auch schon im Jahr 898, und wenn ferner der Bruder und Nachfolger Odo's Graf Robert ein Jahr später besiegt wurde, so verdrängte ihn selbst dagegen wieder anno 923 Graf Rudolph, ein Nachkomme Graf Roberts, und es nahm also von jetzt an wieder ein Capetinger den Thron von Neustrien ein. Drauf kamen wilde Tage des blutigsten Bürgerkriegs und nach diesen gelang es den Anhängern des Karolingischen Hauses, den Sohn Karls des Einfältigen, nemlich Ludwig IV., welchen man den „Ultramariner" nannte, auf den Neustrischen Thron zu setzen. Nach seinem anno 954 erfolgten Tode erhielt sein ältester Sohn Lothar I. den Scepter, während sein Zweitgeborner Karl Herzog von Niederlothringen wurde. Auf ihn endlich, der anno 986 starb, folgte sein Sohn Ludwig V., allein wie auch diesen schon das Jahr darauf (987) der Tod hinwegraffte, gabs nur noch einen einzigen Karolinger in der Welt, jenen Herzog Karl von Niederlothringen, der sofort Anspruch auf den Thron machte. Ihn zu gewinnen gelang ihm jedoch nicht, sondern Graf Hugo, genannt Capet, ein unmittelbarer Nachkomme Graf Roberts, bemächtigte sich desselben und warf den letzten Karolinger in ein schweres Gefängniß, in welchem er anno 994 starb. Ein solch' erbärmliches Ende nahm der Stamm der Karolinger in Frankreich, nachdem derselbe in Deutschland längst begraben worden war. Nach dieser kurzen Abschweifung, die wir für nöthig hielten, um mit den Nachkommen Karls des Großen ein und für alle

Mal abzurechnen, kehren wir wieder zu unserer Geschichte zurück und zwar zum fünften Lande, das sich vom großen Weltreich Karls des Großen losriß, zum Lande Italien nemlich. Hier gab es zwei Große, welche mächtig genug waren, um nach Karls des Dicken Absetzung und Tod die Longobardische Krone behaupten zu können, den Markgrafen Berengar von Friaul und den Markgrafen Guido von Spoleto. Letzterer erfreute sich viel bedeutenderer Güter und Herrschaften, als der erstere, und nicht minder standen viel mehr Grafen und Hochgeborne zu ihm. Allein er vermeinte, wie wir eben gesehen, sich mit Leichtigkeit der Krone von Neustrien bemächtigen zu können, und überließ also, über die Alpen nach Frankreich ziehend, dem Ersteren freiwillig das Feld. So kam es, daß Berengar von Friaul fast ohne Widerspruch die eiserne Krone der Longobarden erwerben konnte und im Frühjahr 888 durch den Metropoliten Ansbert von Mailand in Pavia zum König gekrönt wurde. Allein wie nun Guido im Verlauf des Jahres 888 einsah, daß es ihm unmöglich sei, die Krone Neustriens zu gewinnen, gieng er über die Alpen zurück, um dem Berengar den Besitz der Lombardei streitig zu machen, und wurde hiebei von einem mächtigen Anhang unterstützt. Noch im October 888 kam es zwischen den beiden Rivalen bei Brescia zur Schlacht, jedoch ohne daß durch dieselbe eine Entscheidung herbeigeführt worden wäre; in einer zweiten Schlacht dagegen, zu Anfang des Jahrs 889, unterlag Berengar so vollständig, daß er fortan nur noch die Mark Verona behaupten konnte, und sofort wurde nun Guido in Pavia zum Könige Italiens gekrönt. Noch mehr, Guido setzte sich jetzt in kürzester Frist so fest in Italien, daß er sogar den Pabst Stephan V. zwingen konnte, ihm am 21. Februar 891 die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen und etwas später, am 27. Februar 892 auch seinen Sohn Lampert zum Mitkaiser zu krönen.

So zerfiel das große Reich Karls des Großen in fünf Staaten, die gänzlich von einander unabhängig waren; weil aber Deutschland bei weitem die größte Macht besaß, wurde es als der Mittelpunkt der fünf Staatengruppen angesehen und die Beherrscher der Provence, von Burgund und von Neustrien gestanden daher dem Könige Deutschlands freiwillig (der König Guido von Italien that es nicht) eine

Art von Oberhohheit zu. Worin übrigens diese Oberhohheit bestanden habe, wird nicht berichtet und sie kann einen practischen Werth um so weniger gehabt haben, als die weltlichen und geistlichen Großen, welche in Tribur nach der Abdankung des dicken Karls dem Arnulph die deutsche Krone übertrugen, ausdrücklich daran die Bedingung knüpften, daß er, sich mit dem Besitz Deutschlands begnügend, fortan die Nachbarländer in Ruhe zu lassen habe. Die ewigen Dynastenkriege, welche blos die Herrschaft dieses oder jenes Hauses im Auge hatten, nicht aber das Wohl oder die Macht der Nationen, sollten einmal ein Ende nehmen, denn nur dann konnte dem gräßlichen Elend, das aus jenen Kriegen entstanden war, nach und nach gesteuert werden. Eben darin lag auch der Grund, warum Arnulph, als der große Kampf zwischen den Capetingern und Karolingern in Frankreich begann, nicht thatkräftig sich einmischte, obwohl er von französischen Großen mehrmals dazu aufgefordert wurde, sondern vielmehr diesen Großen zur Antwort gab, sie sollten ihre Streitigkeiten nur selbst ausfechten. Eine vortreffliche Antwort und nur Schade, daß nicht einmal er selbst, noch viel weniger aber seine Nachfolger diesem Grundsatz consequent treu blieben, denn unsägliches Mißgeschick und noch unsäglicherer Jammer wäre dadurch von Deutschland abgewendet worden.

In welch' feiger Weise sich Karl der Dicke mit den Normannen abfand, habe ich oben gezeigt. Die Folge hievon war, daß diese furchtbaren Bedränger Deutschlands und Frankreichs sich schon im Herbste 890 wieder an den Küsten der jetzigen Niederlande einfanden und sich zwischen Nymwegen und Löwen für den Winter festsetzten. Von da aus machten sie links und rechts Streifzüge und die Gegenden um die Maas und Mosel litten furchtbar unter ihrer Beutegier. Nun stand damals König Arnulph an der Ostgränze seines Reichs, um diese gegen die Slaven zu schützen, und somit beorderte er den Erzbischof Sunderold von Mainz nebst dem Grafen Arnolf dem schrecklichen Feinde mit einem starken Heere entgegenzuziehen. Solches geschah, aber die Normannen unter ihren beiden „Meerkönigen" (so nannten sie sich) Siegfried und Gottfried, wußten die deutsche Armee zu umgehen und brachten ihr am 26. Juni 891 am Geulefluß unweit Mastricht eine furchtbare Niederlage bei. Der Erzbischof Sun-

derold, der Graf Arnolf und unzählige andere Herren von Adel blieben auf dem Platze und auch von den geringeren Leuten entrannen nur Wenige. Jetzt eilte König Arnulph schnellstens von der Ostmark herbei, bot die Alemannen, Ostfranken, Thüringer und Sachsen auf und drang bis nach Löwen vor. Dort standen die Normannen an der Dyle in einem stark verschanzten Lager, welches noch überdieß durch Sümpfe gedeckt war, und es galt nun dieses Lager zu stürmen. Um aber dieß möglich zu machen, mußten die deutschen Reiter — denn die Hauptmacht Arnulphs bestand aus Reitern — absitzen und dabei gieng der König selbst mit gutem Beispiel voran. Draufhin entspann sich am 1. November 891 ein furchtbar harter und blutiger Kampf, allein schließlich siegte doch die deutsche Ausdauer und Tapferkeit. Ja wohl die Deutschen, obwohl des Fußkampfes ungewohnt, siegten und zwar in solch' glänzender Weise, wie es noch selten geschehen ist. Die Meerkönige Siegfried und Gottfried mit vielen Tausenden der ihrigen deckten das Schlachtfeld, und nicht minder viele Tausende ertranken auf der Flucht in der Dyle, so daß ihre Leichen den Lauf dieses Flusses hemmten. Auch fiel ihr Lager mit all' der Beute, die es enthielt, in die Hände der Deutschen und nicht weniger als sechzehn Feldzeichen konnte der König als Trophäen nach Regensburg senden. Von da an befiel die Normannen bei Nennung des Namens Germanien stets eine nicht geringe Angst und nie mehr für die Zukunft wagten sie einen Beutezug nach den Mündungen des Rheins.

Weniger Glück, als gegen die Normannen, hatte König Arnulph gegen dit Slaven unter Suatopluck, von dem wir weiter oben schon gesprochen haben. Weil nemlich dieser schon im zweiten Jahr der Regierung Arnulphs mit frecher Hand den Frieden, der in der letzten Zeit zwischen ihm und Germanien geherrscht hatte, brach, zog Arnulph anno 891 gegen ihn ins Feld; allein da er damals die persönliche Führung des gegen die Normannen aufgebotenen Heeres übernehmen mußte, konnte er nicht auch zugleich gegen Suatopluck persönlich ins Feld rücken und so kam es, daß die Deutschen nicht nur nichts ausrichteten, sondern sogar eine bedeutende Schlappe erlitten. Dieß drückte schwer auf das Gemüth des Königs und so kam er zu dem unseligen Entschluß, sich mit einem östlichen Nachbarvolke des

Suatopluk, den Ungarn nemlich, gegen diesen zu verbünden. Selbige Ungarn, so genannt von den Slaven (sie selbst hießen sich „Magyaren", während die Deutschen ihnen den Namen „Hunnen" gaben, in der Meinung sie seien eines und desselben Stammes mit den früher so gefürchteten Hunnen des Attila), gehörten der großen Familie der Finnen an und wohnten ursprünglich, das heißt, seit man von ihnen weiß, am Ural. Von da zogen sie, von den Petschenegen und andern Völkerschaften gedrängt, unter ihrem berühmt gewordenen Führer Arpad nach dem Küstenland zwischen dem Dniepr und der Donaumündung (Bessarabien, Ukraine und Moldau) und ließen sich gleich darauf anno 888 von dem byzantinischen Kaiser Leo VI. gegen die Bulgaren benützen. Auch brachten sie den Letztern eine starke Niederlage bei, wodurch sie sich ihren Kriegerruhm in Europa begründeten; allein das Jahr darauf anno 889 fielen die Bulgaren in Verbindung mit den Petschenegen mit großer Uebermacht in dem Küstenlande zwischen dem Dniepr und der Donaumündung ein und drängten die Magyaren weiter nach Westen, nach Siebenbürgen und Niederungarn, damals die Heimath theils der Avaren, theils der Slaven. So wurden die Magyaren oder Ungarn Nachbarn des Königs Suatopluk, dessen Reich sich tief nach Pannonien hinein erstreckte, und da sie nun Lust hatten, ganz Pannonien (es erhielt dann von ihnen den Namen Ungarn) in Besitz zu nehmen, so giengen sie mit Freuden auf den Bündnißvorschlag des Königs Arnulph ein. Von zwei Seiten her wurde also Suatopluk im Sommer 892 angegriffen, von Pannonien her und von Baiern her, so daß er das Feld nicht behaupten konnte und sich in seine Festungen einschloß. Auf diese Art verhinderte er allerdings eine Niederlage in offener Feldschlacht; aber dafür wurde auch sein Reich durch volle vier Wochen hindurch in der schrecklichsten Weise verwüstet und wäre es noch ärger geworden, wenn die Feinde — die Ungarn sowohl als König Arnulph — sich nicht des Hungers wegen genöthigt gesehen hätten, die occupirten Länder wieder aufzugeben. Im folgenden Jahr (893) wiederholte sich dasselbe Schauspiel und wiederum blieb Suatopluk unbesiegt, da seine Festungen allen Angriffen trotzten. Abermals aber mußte es sein Land furchtbar büßen, indem es großentheils öde und wüst gelegt

wurde. So kam das Jahr 894 herbei und mit ihm der Sterbetag Suatopluks. Mit dessen Hingang jedoch gestalteten sich die Verhältnisse auf einmal ganz anders, denn derselbe hatte die Thorheit begangen, sein Reich unter seine drei Söhne zu theilen und diese bekamen wie man sich denken kann alsbald unter einander Streit. Jeder war mit seinem Theile unzufrieden, jeder strebte nach der Alleinherrschaft, jeder suchte den andern zu verderben. So kam es, daß die wilden Ungarn — sie waren damals noch Heiden — noch im Jahr 894 die Slaven vollends aus ganz Pannonien vertrieben und dieses eben so weite als hochgesegnete Land vollständig und bleibend in Besitz nahmen. Mein Gott, wie hätten sich denn die drei unter sich verfeindeten Brüder ihrer erwehren können? Gerade umgekehrt mußten sie, um nicht die übrigen ihnen gehörenden Lande ebenfalls zu verlieren, bei König Arnulph Frieden und Schutz suchen und diesen gewährte er ihnen auch im Juli 895. Natürlich aber unter der sich von selbst verstehenden Bedingung, daß sie seine Oberherrlichkeit anerkannten und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichteten.

Die beiden Kriege gegen die Normannen und Slaven wurden im Interesse Deutschlands geführt und hatten also ihre vollste Berechtigung. Nicht dasselbe gilt von einem dritten Kriege, welchen König Arnulph unternahm, von dem italienischen nemlich, denn dabei hatte er nur sein eigenes Ich im Auge, das heißt nichts mehr und nichts weniger als die Erlangung der Kaiserwürde. Diese war vom Pabst Stephan V. wie wir wissen, dem Markgrafen Guido von Spoleto, nachdem derselbe König von Italien geworden war, verliehen worden, allein den König Arnulph trieb der Ehrgeiz, die besagte Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen und somit entschloß er sich im Winter des Jahrs 894 zu einem Zug über die Alpen. An einem Vorwand hiezu fehlte es ihm nicht, denn jener Berengar von Friaul, der Rivale Guidos, bat ihn, als er sich auf die Mark Verona zurückgedrängt sah, dringend um seine Hülfe, indem er ihn zugleich als seinen Oberlehensherrn feierlichst anerkannte. Nicht minder beschwerte sich auch der Pabst Formosus, der Nachfolger Stephans V., aufs bitterste über die Gewaltthätigkeiten des Kaisers Guido und verlangte von Arnulph, daß er die römische Kirche aus dieser Tyranney erlöse.

Genug also der deutsche König zog im Januar 894 mit einem aus fast lauter Alemannen oder Schwaben (Sueven) bestehenden Heere über die Alpen, erstürmte Bergamo, das der lombardische Graf Ambrosius im Namen Guidos tapfer vertheidigte (zur Strafe hiefür wurde er an einem der Stadtthore aufgeknüpft), und erschreckte dadurch die meisten übrigen Städte Oberitaliens so sehr, daß sie sich ihm freiwillig unterwarfen. Trotzdem konnte der König nicht weiter als bis nach Piacenza vordringen, denn die Alemannen erklärten, der Heerbann verpflichte sie nur zu einem dreimonatlichen Kriegsdienst, und verlangten daher über die Alpen zurückgeführt zu werden. Demgemäß ernannte Arnulph den Markgrafen Berengar zum Statthalter des eroberten Theiles von Oberitalien und machte sich dann auf den Heimweg. Seinen großen Zweck, die Kaiserkrone zu erringen, verlor er deßwegen aber doch nicht aus den Augen, und demgemäß berief er im Sommer 895 eine Synode von Bischöfen nach Tribur zusammen, denen er die Frage vorlegte, ob er dem Pabst zu Hülfe kommen solle oder nicht. Natürlich sprachen sich die Bischöfe für die Nothwendigkeit der Hülfe aus und sofort zog Arnulph im Oktober 895 zum zweiten Male über die Alpen. Dießmal aber hatte sich die Sachlage wesentlich geändert, denn inzwischen war Guido von Spoleto gestorben und sein Sohn Lambert besaß keineswegs die Kraft und Energie des Vaters. Es glückte also dem Könige Arnulph, im Frühjahr 896 bis nach Rom vorzudringen, und der darüber hocherfreute Pabst Formosus zauderte natürlich nicht, ihm am 25. April selbigen Jahrs die Kaiserkrone aufzusetzen. Somit hatte jetzt Arnulph das erreicht, nach was er so sehnlich gestrebt; allein begnügte er sich vielleicht damit? Mit Nichten, sondern er zog gleich darauf nach Mailand, um die italienischen Angelegenheiten zu ordnen. Mit andern Worten, er trat jetzt mit seiner Absicht, das eroberte Land für sich zu behalten, ganz offen hervor und setzte seinen unehelichen Sohn Ratold als Vicekönig von Oberitalien ein. Dieses schlimme Zurückgreifen in die Eroberungswuth Karls des Großen aber hatte dreierlei Folgen für den gekaiserten König, eine immer schlimmer als die andere. Die erste war die, daß ihm Angeltrud, die Wittwe Guidos, ihres Sohnes Lambert wegen einen Trank beizubringen wußte, der

ihm das Hirn so sehr angriff, daß er alsbald nach Deutschland zurückzukehren gezwungen war nnd von da an das Siechbett fast nicht mehr verließ. Die zweite bestand darin, daß der Markgraf Berengar, als er sah, daß ihn Arnulph total übergieng, sich unverzüglich mit Lambert, dem Sohne Guidos, einigte und daß es dann ihren vereinten Streitkräften — besonders weil sie auch noch von der Provence und von Burgund her kräftig unterstützt wurden — gelang, bis zum Ende des Jahres 897 alle von Arnulph eingesetzten Beamten und Statthalter (auch den Vicekönig Ratold) zu verjagen oder zu tödten. Die dritte endlich gipfelte darin, daß es dem gekaiserten Arnulph von Seiten der Großen Germaniens unmöglich gemacht wurde, einen dritten Zug nach Italien gegen die geeinigten Berengar und Lambert zu unternehmen, denn sich darauf stützend, wozu er sich in Tribur hatte verpflichten müssen, verweigerten sie ihm alle Beihülfe. Demgemäß konnte es gar nicht anders kommen, als daß der Friauler Berengar, nachdem Lambert im Oktober 898 auf der Jagd sein schnelles Ende gefunden hatte, das ganze ehemalige karolingische Königreich Italien an sich riß und auch in Rom nach des Formosus Tod eine durchaus deutsch-feindliche Pabstwahl durchsetzte. Was blieb dann aber dem König Arnulph? Nun nichts weiter als der leere Kaiser-„Titel", denn von der Erneurung des großen römischen Reichs, also von der Kaiser-„Macht", bestehend in Erwerbung aller der Länder, welche Kaiser Karl der Große besessen hatte, war auch nicht eine Spur zu entdecken.

Anfangs Dezember (vielleicht auch, wie Andere meinen, Ende November) 899 starb zu Oettingen in Baiern Kaiser Arnulph an jener selben Giftkrankheit, die er sich in Italien geholt hatte, und ward im Stift Sanct Emmeran zu Regensburg beigesetzt. Sein rechtlicher Erbe war sein einziges legitimes Söhnlein Ludwig, das damals sechs Jahre zählte, und man hätte nun meinen sollen, daß dessen Thronnachfolge gar keinen Anstand werde gehabt haben, weil ja in allen Frankenreichen schon seit langer, fast überlanger Zeit die Erbfolge eingeführt war. Allein die Sachen standen nunmehr doch anders. Einmal nemlich hatte das legitime Erbfolgerecht durch die Thronbesteigung Arnulphs ein Loch be-

kommen, denn dieser erhielt die deutsche Krone nur durch die Beistimmung der weltlichen und geistlichen Großen und diese hatten sich sogar erlaubt, an seine Wahl gewisse Bedingungen zu knüpfen, die ich weiter oben aufführte. Zweitens stand zu befürchten, daß des verstorbenen Kaisers Arnulph ältester, aber unehelicher Sohn Zwentibold (der Name erinnert ans Slavische und er erhielt ihn durch den Großmähren Suatopluck, der ihn in dem Friedensjahr 889 aus der Taufe gehoben hatte), welchen sein Vater zum Herzog von Lothringen gemacht hatte, sich gegen den Knaben Ludwig empören und als dessen Gegenkönig auftreten würde. Drittens waren die Zeiten nicht dazu angethan, um ein Kind auf den Thron zu setzen, denn das wilde Volk der Magyaren durchzog eben sengend und brennend Italien und es stand zu befürchten, daß, unmittelbar nach Italien, Baiern und Oestreich, überhaupt Deutschland an die Reihe kommen werde. Viertens endlich hatten viele Große des Reichs, die vorangegangenen ärmlichen Regierungen, besonders die eines Karls des Dicken ausnützend, ihre Hausmacht seis mit Güte seis mit Gewalt, meist aber auf dem letzteren Wege, so vermehrt, daß sie gleichsam als unabhängige Fürsten und Herzoge dastanden, und diese würden am liebsten dem deutschen Königthum für immer ein Ende gemacht haben. Ja wohl, das hätten sie nur allzugerne gethan, um von nun an als unabhängige Dynasten, die Niemanden Rechenschaft schuldig seien, schalten und walten zu dürfen! Man sieht also, der Thronbesteigung des Knaben Ludwig stand Vieles im Wege, doch wie nun im Frühjahr 900 die Großen des Reichs in Forchheim zu einem Reichstag zusammentraten, um diese Frage zu entscheiden, brachten es zwei der Allervornehmsten und Mächtigsten, nemlich der Erzbischof Hatto von Mainz und der Herzog Otto von Sachsen doch so weit, daß man die Rechte Ludwigs des Kindes (so nannte man ihn fortan) allseitig anerkannte, und der Knabe bestieg also sofort unter der Vormundschaft seiner hohen Gönner, des Erzbischofs Hatto und des Herzogs Otto, den Thron. So wurde damals die Einheit Deutschlands gegen diejenige Parthei, welche es am liebsten in verschiedene unabhängige Fürstenthümer zerrissen hätte, durch die beiden genannten Großen gerettet; allein nicht verschweigen darf ich, daß die beiden

nicht sowohl aus Hochherzigkeit so handelten, als vielmehr aus Eigennutz, um aus der Minderjährigkeitsperiode des Königs so viel Nutzen als möglich zu ziehen.

Schon Karl der Dicke hatte die ungeheure Schwachheit gehabt, den Großen seines Reichs die Erblichkeit ihrer Lehen zu verwilligen, und dadurch die Landeshoheit der Vasallen angebahnt. Noch weniger war eine vormundschaftliche Regierung dazu angethan, die Königsmacht zu stärken, und es konnte also jetzt unter Ludwig dem Kinde gar nicht mehr fehlen, daß einzelne Große sich wirklich zu Landesherren aufschwangen. Mit andern Worten, daß sie sich gerade zu dem machten, was früher die Stammherzoge der verschiedenen Länder im fränkischen Reiche gewesen waren, wie zum Beispiel lang vor Karl dem Großen die Herzoge der Aquitanier, der Alemannen, der Baiern, der Sachsen und anderer Volksstämme. So erlangte in Sachsen das Geschlecht des Grafen Ekbert, welchem Karl der Große die Hut der Reichsgränze gegen die Dänen anvertraute, schon unter Ludwig dem Frommen, noch mehr unter dessen noch schwächeren Nachfolgern, eine äußerst angesehene Stellung und Ekberts Enkel oder Urenkel Liudolf (nach ihm nannte man sein Geschlecht oder Haus das „der Liudolfinger") maßte sich bereits den Titel eines Herzogs an. Zu noch größerem Ansehen brachte es dessen Sohn Bruno, welcher anno 880 in einer Schlacht gegen die Dänen oder Normannen fiel; die allermeiste Geltung aber errang sich dessen jüngerer Bruder Otto, welchen man seiner hervorragenden Persönlichkeit wegen den Erlauchten nannte, und er war eben jener Herzog Otto, der mit dem Erzbischof Hatto die Thronbesteigung Ludwigs des Kindes durchsetzte. So that sich in Franken das Geschlecht der Babenberger — so genannt nach ihrer stolzen Burg Babenberg', dem nachmaligen Bamberg — besonders hervor und als der Stammvater desselben wird angesehen Graf Heinrich, Karls des Dicken tüchtigster Feldhauptmann, so wie Graf Poppo, Heinrichs Bruder, welchem Karl der Dicke die Gränzmark gegen die Sorben anvertraute. So stieg endlich in Thüringen das Geschlecht der Conradiner, welches in Fritzlar seinen Stammsitz hatte, höher und höher hinauf, nachdem König Arnulph dem Grafen Conrad, seinem langjährigen Freund, die Herzogswürde in Thüringen

verliehen und ihm zugleich nach Absetzung des Babenbergers Poppo die Sorbenmark anvertraut hatte, denn es wurden nun auch seinen Brüdern und Verwandten hohe Würden und Einkommenstheile (dem Bruder Rudolph der Bischofsstuhl zu Würzburg, und den weiteren Brüdern Eberhard und Gebhard Grafschaften im Hessischen und am Rhein) überwiesen. Dadurch aber entstand eine mächtige Eifersucht zwischen den Conradinern und Babenbergern und aus der Eifersucht wurde eine Feindschaft, welche, wie wir gleich sehen werden, unter Ludwig dem Kinde die bittersten, blutigsten Kämpfe zur Folge hatte. Das waren in der Zeit, als Ludwig das Kind zur Regierung kam, die drei größten Häuser in Deutschland, und die Oberhäupter oder Senioren dieser Häuser nahmen eine Stellung ein, welche nicht mehr der eines Vasallen und Unterthanen, sondern vielmehr der eines unabhängigen Fürsten und Regenten glich. Außer ihnen aber gab es noch verschiedene andere Hochgestellte, welche ebenfalls nach größtmöglicher Unabhängigkeit sowie insbesondere nach Vererbung ihrer Würden in ihren Familien strebten, und darunter gehörten vor allen Andern die Missi oder Sendboten, die schon aus Karls des Großen Zeiten herstammen, nebst den Markgrafen, das ist den Statthaltern in den Gränzmarken, welche da nach und nach fast mit absoluter Gewalt zu schalten und zu walten unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen sich anmaßten. Ja sie nahmen sogar größtentheils den Herzogstitel an und wir begegnen daher schon unter Karl dem Kahlen in Alemannien einem Herzog Conrad aus der reichen Familie der Welfen (er war ein Bruder der Kaiserin Judith, der Mutter Karls des Kahlen). So dann gleich nachher in Ostfranken einem Herzog Adalbert, Grafen von Metz, weiter in Kärnthen einem Herzog Gundachar, und endlich in der Ostmark (Oesterreich) einem Herzog Ernust. Wenn es nun aber schon unter den Vorfahren Ludwigs des Kindes Häuser, Familien und Persönlichkeiten von solcher Macht und solchem Reichthum gab, daß sie im Stande waren, der Königsgewalt Trotz zu bieten, wie wird es nun erst vollends unter der Schein-Regierung eines Minderjährigen geworden sein? Die nachfolgende Geschichtserzählung zeigt uns dieß deutlich genug.

Ich habe oben gesagt, die beiden hohen Gönner Ludwigs des

Kindes, der Erzbischof Hatto von Mainz und der Herzog Otto von Sachsen hätten die vormundschaftliche Regierung für das Kind Ludwig übernommen und so verhielt es sich auch im allerersten Anfang. Allein bald überließ Herzog Otto dieses Geschäft ganz allein dem Mainzer Erzbischof, um dafür in seinem Stammherzogthum wie ein unabhängiger König zu thronen, und somit ist jener Hatto allein verantwortlich für Alles, was unter Ludwigs des Kindes Regierung geschah. Von Geburt ein Schwabe — wahrscheinlich von sehr niedriger Herkunft — brachte er es durch die Schärfe seines Verstandes, verbunden mit ungewöhnlicher Energie, die consequent ihren Zweck verfolgte, ohne in den Mitteln sich durch die Moral beengen zu lassen, so weit, daß ihn die Mönche von Reichenau (wir kennen dieses Kloster schon) zu ihrem Abte erwählten, und als solcher wußte er sich die höchste Gunst des Königs Arnulph, der oft an den Bodensee kam, zu erwerben. Demgemäß erhob ihn Arnulph anno 891 auf den Erzstuhl von Mainz und da dieses Erzbißthum alle andern im deutschen Reich überragte, so spielte Hatto bald unter den Großen Deutschlands die erste Rolle. Daher kam es auch, daß ihm die Rolle eines Reichsverwesers und Vormünders des minderjährigen Königs nicht verweigert werden konnte; allein es war noch nie ein Glück, wenn ein herrschsüchtiger Priester die Regierung eines Landes in Händen hielt, und auch das arme Deutschland lernte jetzt ein Lied hievon singen.

Ueber das Herzogthum Lothringen hatte, wie wir wissen, König Arnulph seinen erstgebornen Sohn Zwentibold gesetzt und dieser nahm zum Günstling und ersten Rath den Grafen Reginar an, einer der ersten Barone des Landes, der mit dem Reichthum auch große Tapferkeit verband. Bald jedoch anno 898 fiel Reginar bei ihm in Ungnade, weil er sich den Uebergriffen dieses seines gewaltthätigen Herrn widersetzte, und nun wollte Zwentibold denselben aus Lothringen hinausjagen. Dieß gelang ihm aber nicht, denn Reginar erfreute sich einer großen Zahl von Anhängern und Vasallen und bot allen Angriffen seines Bedrängers auf seiner Burg Durfos Trotz. Nicht lange hernach starb Kaiser Arnulph und sofort empörte sich Zwentibold gegen seinen jungen Bruder, Ludwig das Kind. Es gelüstete ihn nach der Königskrone von Deutschland und wenn er diese nicht

erlangen konnte, so wollte er wenigstens unabhängiger König von Lothringen werden. Erzbischof Hatto, als Reichsverweser, mußte also im Jahr 900 ein Heer gegen Zwentibold senden, allein er hätte wenig oder nichts ausgerichtet, wenn nicht Graf Reginar mit seinen Freunden, den Grafen Stephan, Gerhard und Matfried, gegen den Empörer gezogen wären. Unweit dem Maasufer bei Sedan (oder auch Mezières) kam es nun am 13. August 900 zur Schlacht und Zwentibold wurde nicht blos total geschlagen, sondern auch getödtet und so seiner Herrschgier für immer ein Ende gemacht. Natürlich glaubte jetzt Graf Reginar, der Reichsverweser Hatto werde dankbar genug sein, sofort ihn, Reginar, zum Herzog von Lothringen zu ernennen, allein darin irrte er sich. Vielmehr ertheilte Hatto diese Würde einem der Conradiner, mit welchen er sich, wie wir gleich sehen werden, aufs engste verbündete, und dieser, Gebhard mit Namen, wird von jetzt an Herzog von Lothringen genannt. Doch nahm dieß Graf Reginar ruhig hin? Mit Nichten, sondern er verband sich sofort mit den Babenbergern, den geschwornen Feinden der Conradiner, und blutige Kämpfe verwüsteten nun mehrere Jahre hindurch das schöne Lothringen. Wie endigten aber diese blutigen Kämpfe? Mit dem vollständigen Siege des Grafen Reginar, denn weder der Reichsverweser Hatto noch die Conradiner konnten ihn besiegen und vom Jahr 910 an war er völlig unumschränkter Herr von ganz Lothringen.

Warum die Babenberger und Conradiner sich in furchtbarem Haß gegenüber standen, habe ich oben schon gesagt; so lange aber Kaiser Arnulph das Scepter führte, kam es zu keinem offenen Kampfe, weil beide Theile seine starke Hand fürchteten. Diese Furcht fiel weg unter Ludwig dem Kinde und die Babenberger, ich meine die drei Söhne des tapferen Grafen Heinrich, mit Namen Adalbert, Heinrich und Adalhard, griffen zu Ende des Jahres 902 zum Schwert. Ihnen stellten sich die vier Conradiner Conrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph (letzterer Bischof von Würzburg) mit nicht minderem Trotz entgegen und da alle Edeln in Franken und Thüringen seis für Diese, seis für Jene Parthei ergriffen, so wurden die genannten zwei Länder in furchtbarer Weise mit Mord, Raub und Entsetzen er-

füllt. Gleich im Anfang des Jahres 903 mischte sich der Erzbischof Hatto als Reichsverweser ebenfalls in den Kampf, nicht aber, wie es seine Pflicht gewesen wäre, in der Weise, daß er beide Theile gezwungen hätte, das Schwert in die Scheide zu stecken. Nein, sondern als persönlicher Freund der Conradiner nahm er vielmehr für die Letzteren Parthei und bot die ganze Reichsmacht, so weit sie ihm nemlich zu Gebot stand, auf, um die Babenberger zu vernichten. Da hätte man nun glauben sollen, der Widerstand der Babenberger müsse schon nach wenigen Wochen gebrochen worden sein, allein, weit gefehlt, leisteten sie vielmehr durch volle vier Jahre einen hartnäckigen Widerstand. Auch hielt der Tod eine reiche Beute, denn von conradinischer Seite fiel Graf Eberhard und von babenbergerscher Graf Heinrich. Der zweite Babenberger Adalhard aber ward gefangen und auf Befehl des obgenannten Conradiners Gebhard, des nominellen Herzogs von Lothringen enthauptet. So gab es denn im Jahr 906 nur noch einen einzigen Babenberger, den Herzog Adalbert, aber diesem gaben seine Zeitgenossen den Beinamen „des Löwen" und er verdiente ihn auch im vollsten Maße. Ja man darf dreist behaupten, daß er seine Feinde alle schließlich besiegt haben würde, wenn ihn nicht der Erzbischof Hatto durch eine an einen Meineid streifende List gefangen bekommen hätte. Der Erzbischof schwur nemlich dem Herzog Adalbert zu, wenn er, der Herzog, sich auf dem versammelten Reichstage stellen wolle, um die langjährige Fehde zu beenden, so werde er, der Erzbischof, ihn unversehrt wieder auf seine Burg zurückbringen, falls der Frieden nicht zu Stande komme. Diesem Schwur traute der Herzog und kam von seiner Burg herab zu dem unten harrenden Erzbischof. Draufhin meinte dieser, es wäre doch gemüthlicher, wenn sie vor dem Weiterreiten ein Frühstück auf der Burg einnähmen, und somit ritten sie wieder in die Burg zurück. Eine halbe Stunde später, nach eingenommenem Frühstück, reisten sie dann wirklich ab; kaum jedoch hatte der Erzbischof sein Gefolge um sich versammelt, so überfiel er den Herzog Adalbert von hinten und nahm ihn gefangen. „Er habe", erklärte er jetzt, „seinen Schwur gehalten, denn der Herzog sei ja von ihm unverletzt auf seine Burg zurückgeführt worden"; allein in den Augen jedes Ehrenmannes wird

der Erzbischof deßwegen doch als ein Meineidiger und Schurke gelten. Doch sei dem wie ihm wolle, der löwenherzige Adalbert ward vor den Reichstag zu Tribur gebracht und von diesem als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Auch vollzog man dieses Urtheil ganz kaltblütig am 9. Sept. 906, und würde auch noch den unmündigen Sohn des Löwen, den späteren Adalbert II., hingemordet haben, wenn ihn nicht dessen Mutter zum Sachsenherzog Otto gerettet hätte. Dagegen ließ der Reichsverweser Hatto alle babenbergischen Güter und Besitzungen zu Gunsten der Conradiner confisciren und ernannte den Grafen Conrad, den Sohn des Stifters der Conradiner und Herzogs von Thüringen, zum Herzog von Franken.

In solcher Weise führte der Erzbischof Hatto das Regiment für Ludwig das Kind und kein Mensch wird diese Weise lobenswerth finden. Noch viel erbärmlicher aber stand er da, wenn es galt, die auswärtigen Feinde zu bekämpfen, wie dieß dem Leser sogleich klar werden wird. Wir haben weiter oben gesehen, daß die Ungarn am Ende des 9. Jahrhunderts sich nach und nach ganz Pannoniens bemächtigten und zur Zeit, wo Kaiser Arnulph starb, einen wilden Raubeinfall ins Italienische machten. Draufhin, in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs des Kindes, wandten sie sich gegen die Slaven in Mähren und machten diesem Reiche ein totales Ende. Kaum aber waren sie damit fertig geworden, so zogen sie gegen die deutschen Gränzmarken in Oestreich, Kärnthen und Steiermark, so wie zugleich gegen Baiern, das mit diesen aufs engste verbunden war. Zum Hüter nemlich all' dieser Gränzmarken hatte König Arnulph anno 895 den damals hochgeborensten und wohlverdientesten Mann in Baiern, den Grafen Luitpold, den Stammvater des Wittelsbachischen Hauses, unter dem Titel eines Herzogs bestellt, und er war also der factische Regent dieser sämmtlichen Länder. Gewiß also ward dadurch eine große Macht in den Händen des Herzogs Luitpold concentrirt, allein er hatte sie auch nöthig, denn er sollte ja die weitgestreckte Gränze gegen die wilden Magyaren vertheidigen. Zum ersten Mal nun stieß er mit diesen anno 903 in der Nähe von Wien zusammen und es gelang ihm, denselben eine beträchtliche Niederlage beizubringen. Von nun an hielten sie sich eine Zeitlang ruhig; aber

im Jahr 906 erfuhr man, daß sie sich gewaltig rüsteten, um im Frühjahr 907 mit Uebermacht in Oestreich und Baiern einzufallen. Sofort bot im Winter 906 auf 907 der Herzog Luitpold die ganze Wehrkraft von Baiern, so wie der Gränzmarken auf; fühlend jedoch, daß er damit den Magyaren nicht gewachsen sein werde, sandte er zugleich zum Erzbischof Hatto, und verlangte des Reiches Hülfe. Natürlich wäre sie ihm der Reichsverweser schuldig gewesen, denn dieser durfte doch wahrhaftig nicht eine Minute lang zaudern, des Reiches Gränzen gegen einen so schlimmen Feind, wie die Magyaren waren, zu vertheidigen. Allein dem Erzbischof von Mainz lag die Vertheilung der babenbergischen Beute unter seine Anhänger mehr am Herzen, als die Vertheidigung Deutschlands, und somit blieben die Thüringer und Franken, bei denen er weilte, fein hübsch zu Hause. Eben so auch die Sachsen, denn Otto der Erlauchte meinte, wenn die Ungarn einmal sein Stammland angriffen, so werde er sich schon zu vertheidigen wissen, und eben so sollen es auch die Baiern machen. Endlich stellten sich auch die Alemannen oder Schwaben nicht zur Hülfe ein, weil sie in innere Kämpfe verwickelt waren, und demgemäß sah sich der bairische Herzog Luitpold rein auf die Wehrkraft des eigenen Volksstammes angewiesen. Diese aber reichte nicht aus gegen die Magyaren und so erlitt er gleich bei dem ersten Zusammenstoß am 6. Juli 907 in der Nähe von Preßburg eine furchtbare Niederlage. Auch machte der Tod eine über die Maaßen reiche Beute, denn nicht nur fiel Luitpold selbst im Kampfe, sondern neben ihm auch der Erzbischof Theotmar von Salzburg mit den Bischöfen Uto von Freisingen und Zacharias von Seben, und dazuhin noch der ganze streitbare Adel des Landes. Nun kann man sich denken, wie die Ungarn nach erfochtenem Siege hausten, und ich unterlasse daher eine nähere Beschreibung dieser Gräßlichkeiten. So furchtbar aber war die Noth, daß Luitpolds ältester Sohn Arnulph, welcher sofort in Baiern die Zügel der Regierung ergriff, sich genöthigt sah, um jeden Preis mit dem Feinde Frieden zu schließen. Mit andern Worten, er mußte sich zu Bezahlung eines jährlichen Tributs verstehen und überdem noch fast die ganze Ostmark nebst einem Theil von Steiermark und Kärnthen opfern. Baiern brauchte nothwendig Frie-

den, um sich von dem außerordentlichen Schlage wieder etwas erholen zu können.

Ich habe oben gesagt, daß, wie die andern deutschen Stämme, so auch der der Alemannen dem bairischen Herzog nicht zu Hülfe gekommen sei, weil dort innere Kämpfe wütheten, und hierüber muß ich nun noch ein paar Worte verlieren. In Sachsen, in Baiern, in Franken, in Thüringen und in Lothringen hatten sich in den letzten Zeiten die jeweiligen Häupter der hervorragendsten Häuser zu Herzogen emporgeschwungen und dasselbe versuchte auch in Schwaben der Graf Burchard oder Burkard aus dem Geschlechte der Grafen des Thurgaus in der jetzigen Schweiz. Er war der begabteste, reichste und kriegerischte Edelherr des Landes und deßwegen würde ihm sein Vorhaben wohl ohne Zweifel gelungen sein, wenn ihm nicht zwei Männer mit großer Energie entgegengetreten wären. Der Eine dieser Zweie, der Bischof Salomo von Constanz, that dieß, weil ihn sein Freund, der Erzbischof Hatto von Mainz, dazu aufstachelte, denn Hatto hätte Alemannien am liebsten einem Conradiner gegeben. Der Andere, Graf Erchanger, hatte als sogenannter Königlicher Sendbote (Missus) durch die ihm zustehende Verwaltung der Königlichen Kammergüter eine große Gewalt an sich gerissen und strebte nun für seine eigene Person nach der Herzogswürde. Diese drei Machthaber also bekämpften sich unter einander oder vielmehr Erchanger und Salomo bekämpften zusammen den Burchard und verwickelten ganz Alemannien in blutige Fehden, so daß von hier aus den Baiern kein Beistand geleistet werden konnte. Freilich zwei Jahre später, anno 909, hörte der blutige Hader auf eine Zeitlang auf, weil die Magyaren jetzt auch das Schwabenland heimsuchten, und es erlangte in Folge dessen Graf Burchard, der sich an die Spitze der Landesvertheidigung stellte, den ersehnten Herzogsrang zuerkannt. Gleich nach dem Abzug der Ungarn aber (sie giengen übrigens erst, nachdem sie das ganze Land in gräßlicher Weise verwüstet hatten) erneuerten sich die früheren Kämpfe und schließlich wurde anno 911 der Herzog Burchard von einem Grafen Anshelm, einem Verbündeten Erchangers und Salomo's, auf einer Volksversammlung meuchlings ermordet, worauf sich Graf Erchanger und sein Bruder Berthold der Gewalt bemächtigten. Hier-

auf übrigens wollen wir uns für jetzt beschränken, denn die weitere Entwicklung des Kampfes um die Herzogswürde in Schwaben gehört in die nächste Periode.

In dem so eben genannten Jahr 911 nahm endlich die so überaus unselige Herrschaft Ludwigs des Kindes oder vielmehr die des Erzbischofs Hatto ein Ende, denn Ludwig starb entweder im August oder September und ward sofort neben seinem Vater in St. Emmeran in Regensburg beigesetzt. Im höchsten Grad unselig aber war seine Regierung gewesen, denn in welchem Zustand hinterließ er Deutschland? Wahr und wahrhaftig in dem allerschrecklichsten, den man sich nur denken kann. Man darf nemlich nicht entfernt daran denken, daß die Magyaren, nachdem sie Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Baiern anno 907 in so barbarischer Weise verheert, das übrige Deutschland verschont haben werden. Im Gegentheil schon das Jahr darauf, anno 908, fielen sie in Sachsen und Thüringen, so wie dann anno 909 in Franken und Alemannien ein, und hausten da ganz eben so gräßlich, wie anno 907 in Baiern und in den östlichen Gränzmarken. Warum aber unterlagen allüberall die Deutschen? Einfach deßwegen, weil jeder Stamm nur sein eigenes Stammland vertheidigte und also durchaus vereinzelt kämpfte. Ja wohl von den fünf Herzogen der Sachsen, Thüringer, Franken, Alemannen und Baiern — den von Lothringen ebenfalls nicht ausgenommen — dachte keiner daran, dem Andern gegen die Ungarn beizustehen, weil jeder nur für sich sorgte, und so bestand das deutsche Reich factisch gar nicht mehr. Welche Zerstörung nun aber allenthalben in allen Gauen und Provinzen Germaniens! Ueberall, wohin die wilden magyarischen Reiter gedrungen waren, die Saatfelder verwüstet, überall das Vieh fortgetrieben, überall die Häuser ausgeraubt, überall die Gotteshäuser mit den Klöstern niedergebrannt, überall die Einwohner entweder erschlagen oder in großen Heerden, wie Vieh an einander gekoppelt, in die Sklaverei nach Ungarn fortgetrieben! Dazuhin nahm nun, wie nothwendig in solchen Zeiten, eine Verwilderung überhand, die man sich gräßlicher gar nicht denken kann. Ordnung, Recht und Gerechtigkeit gabs nirgends mehr; also scheute man sich auch vor den ärgsten Verbrechen nicht mehr, und Raub und Mord waren an der

Tagesordnung. Ja durch ganz Deutschland bildeten sich Räuberbanden, welche das Werk des Magyaren vollendeten und selbst vor den Allerheiligsten keine Scheu mehr hatten. Ueberdem begab sich nun der größte Theil der freien Bauern in den Schutz irgend eines weltlichen oder geistlichen Großen, denn nur in den festen Plätzen, welche diese Großen besaßen, fanden sie vor den Magyaren und andern Räubern einigermaßen Schutz; damit aber opferten die Bauern ihre bisherige Freiheit und wurden nun die zinspflichtigen Unterthanen ihrer Schutzherrn. Mit andern Worten, mit dem Stand der kleinen freien Grundbesitzer nahm es ein rasches Ende und es gab jetzt nur noch zwei Stände, den der Herren und den der Knechte. Endlich wie wirds in solcher Zeit mit den Gewerben und dem Handel gestanden haben, und wie vollends mit dem Unterricht und dem geistigen Leben? Mein Gott, Alles erstarb in dem wilden Durcheinander und nur in einigen wenigen Klöstern oder Bischofssitzen, wie in Fulda, Corvey, St. Gallen, Reichenau, Prüm, Weissenburg und andern, wurde wie in Oasen die Wissenschaft noch gehegt. Waren das nun nicht gräßliche Zustände? Zustände, ungefähr wie die am Ende des 30jährigen Kriegs?

Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht anders kommen, als daß Viele, welche wie man sagt das Herz auf dem rechten Fleck hatten, die arge Noth ihres Vaterlandes erkannten, und unter diesen Vielen nahmen die katholischen Priester, besonders die höher gestellten, die erste Stelle ein. Ihr Dichten und Trachten gieng daher dahin, andere Zustände in Deutschland herbeizuführen, allein nicht sowohl aus Patriotismus trachteten sie hiernach, als vielmehr aus Eigennutz und persönlichen Triebfedern. Seitdem nemlich die Herzoge in ihren Herzogthümern gleich unabhängigen Königen schalteten und walteten, maßten sie sich auch die Rechte an, welche der deutsche König gegenüber der Kirche bisher ausgeübt hatte, und darunter hauptsächlich das Ernennungsrecht der Bischöfe und Aebte. Natürlich aber ernannten sie keine solche Aebte und Bischöfe, welche sich um Kirche und Christenthum wohl verdient gemacht hatten, sondern sie verliehen die Stellen ihren treusten Anhängern, gleichgültig ob diese dazu paßten oder nicht. Noch mehr, viele Bischofs- und Abts-

sitze wurden mit Laien besetzt und diese, mit Weibern, Töchtern und Söhnen, mit Dienstmannen und Jagdhunden einziehend, triebens da, wie sie es auf ihren Burgen zu treiben gewohnt waren. Was aber die Hauptsache, die werthvollsten Besitzungen wurden den Abteien und Bischofssitzen mit Gewalt entzogen und die Herren Herzoge bereicherten sich entweder selbst damit, oder aber schenkten sie dieselben ihren Getreuen, um sie damit noch fester an sich zu ketten. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die höhere katholische Geistlichkeit Deutschlands, vor Schmerz über die ihr angethane Gewalt (gar viele Bischöfe und Aebte wurden noch zudem, wenn sie sich der Beraubung widersetzten, entweder eingekerkert, oder auch geblendet, verstümmelt und todtgeschlagen) sich krümmend, nach einem kräftigen deutschen Könige schrie, der sie in ihren Rechten beschütze und der Tyranney der weltlichen Großen, besonders der Herzoge ein Ziel setze? Allein wie sollte dieß möglich gemacht werden? Den Stammherzogen gefiel es ungemein gut in dem neuen Königskleid, das sie sich umgeworfen hatten, und die Volksstämme, welche sie regierten, spürten auch keine Sehnsucht nach einer Abänderung. Natürlich, denn die Sachsen waren anders geartet als die Franken und die Baiern wieder anders als die Alemannen. Ueberdem wollte jeder Stamm der erste sein, keiner dem andern sich unterordnen oder ihm gar noch vollends gehorchen. So drohte also das deutsche Reich in fünf oder sechs Herzogthümer auseinanderzufallen und es wäre auch ganz sicherlich geschehen, wenn nur Eines nicht gewesen wäre. Dieses Eine aber war die Magyarennoth.

Ja wohl diese Noth und Plage lag centnerschwer auf Deutschland. Einem germanischen Stamm nach dem andern hatten jene heidnischen Wütheriche, die durch ihre Kriegsgeübtheit ganz unüberwindbar erschienen, geschlagen, geknechtet, ausgeraubt, zur Zinszahlung gezwungen. Ein deutsches Land nach dem andern war von ihnen in gräßlichster Weise verwüstet und durch Fortschleppung seiner Bewohner zum Theil in eine Einöde verwandelt worden. Daran hatten die Unholde aber noch nicht einmal genug, sondern sie drohten zum fünften und sechsten Male wieder zu kommen, um auch die Gegenden, welche bisher noch verschont geblieben waren, heimzusuchen und

schließlich ganz Germanien in eine ungarische Provinz zu verwandeln. Sollte man nun solch' Gräßliches über sich ergehen lassen? Nein, das wäre feig, erbärmlich, niederträchtig gewesen. Wie aber da helfen? Nun die deutschen Stämme waren, dieß konnte sich Niemand verhehlen, nur deßwegen geschlagen und unterdrückt worden, weil sie vereinzelt, jeder für sich, gefochten hatten, und das einzige Mittel, der Ungarplage zu steuern, bestand also in der Vereinigung der germanischen Stämme. Es bestand in der Wahl eines kräftigen Königs, der, an der Spitze von ganz Germanien stehend, die ganze Wehrkraft des deutschen Volkes aufbiete, um dem Erzfeind so zu begegnen, wie er es verdiente, um ihn für immer von deutschem Boden zu verscheuchen. Von diesem Gedanken durchdrungen, versammelten sich die Großen des deutschen Reichs nur wenige Wochen nach dem Hingang Ludwigs des Kindes, des Allerletzten aus dem Stamm der deutschen Karolinger, in Forchheim, um ein neues deutsches Oberhaupt zu küren, denn von jenem Karl in Frankreich, den man den Einfältigen nannte, wollten sie nichts wissen, weil ja sonst die zwei sich abstoßenden Nationalitäten der Franzosen und Deutschen wieder hätten unter Einem Oberhaupt geeint werden müssen. Es kamen also die Franken unter ihrem neuen Herzog Conrad, dem Sohne des Stifters des conradinischen Hauses, und die Sachsen, begleitet von den Friesen und Thüringern, unter ihrem Herzog Otto, dem Erlauchten; die Schwaben aber mit den Schweizern und Elsässern erschienen für sich ohne die beiden Kammerboten Erchanger und Berthold, und eben so auch die Baiern nebst den Oestreichern ohne den Herzog Arnulph den Bösen, den Sohn des gefallenen Luitpold. Die Lothringer endlich blieben fast ganz weg, denn ihr Herzog Reginar wollte von einer Einigung Deutschlands nichts wissen und schloß deßhalb ein inniges Bündniß mit Frankreich, um auf alle Fälle geschützt zu sein. Wie nun übrigens die Großen des Reichs, die weltlichen wie die geistlichen (zu bemerken ist übrigens, daß die sächsischen und fränkischen bei weitem die Mehrzahl ausmachten, weil von den Schwaben und Baiern Viele sich durch ihre Stammfürsten bestimmen ließen, wegzubleiben) sich versammelt hatten, brach zuerst der Gedanke sich Bahn, die deutsche Krone dem Sachsenherzog Otto anzutragen, weil er der mäch-

tigste sei; allein er lehnte die Ehre seines hohen Alters wegen ab und schlug dafür den Frankenherzog Conrad vor. „Dieser", sagte er, „stehe in vollster Jugendkraft, sei mächtig am Rhein und Main, und werde, weil er keinem andern Edeling an Weisheit und Tapferkeit nachstehe, das Reich gar wohl zu schützen im Stande sein". Somit fiel nun die Wahl am 8. November 911 auf den Frankenherzog Conrad, das Oberhaupt der Conradiner, und alle Anwesenden huldigten ihm als ihrem Herrn und König. Wohl gemerkt aber, der Sachse Otto behielt sich sein Herzogthum als unabhängiges Erbeigenthum vor und von den abwesenden Regenten Baierns und Alemanniens ließ sich erwarten, daß sie noch weit größere Ansprüche mamen würden.

Also ward Deutschland ein Wahlkönigreich!

Ende des ersten Bandes.

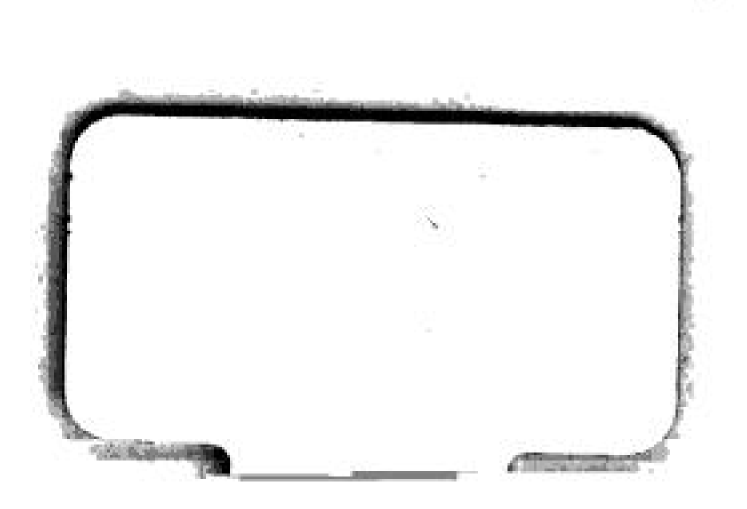
Inhaltsverzeichniß.

Seite

Drittes Buch.

Viertes Buch.





Ger 307.5
Geschichte der Deutschen von ihrem
Widener Library
003266778
3 2044 086 032 414